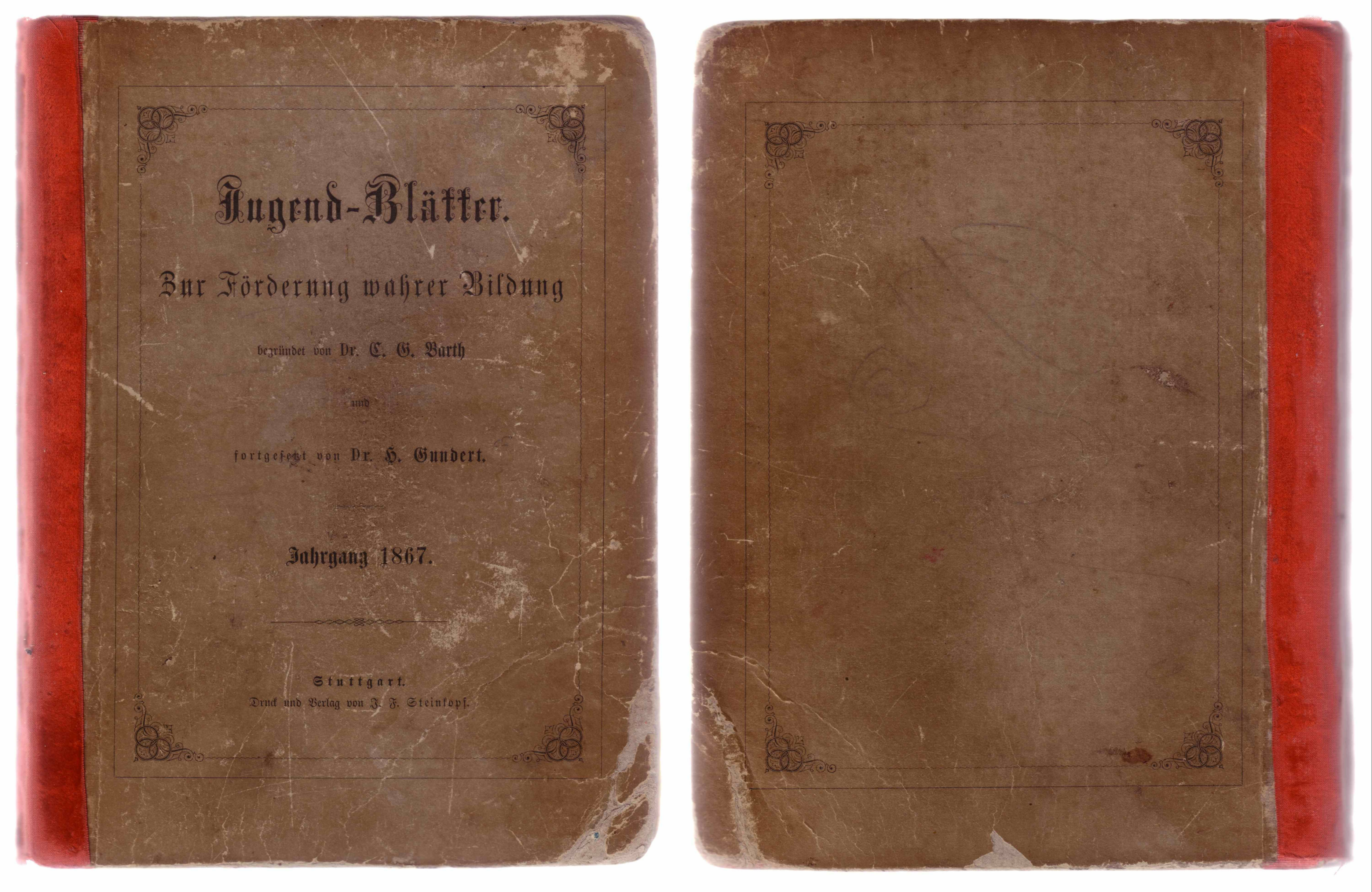
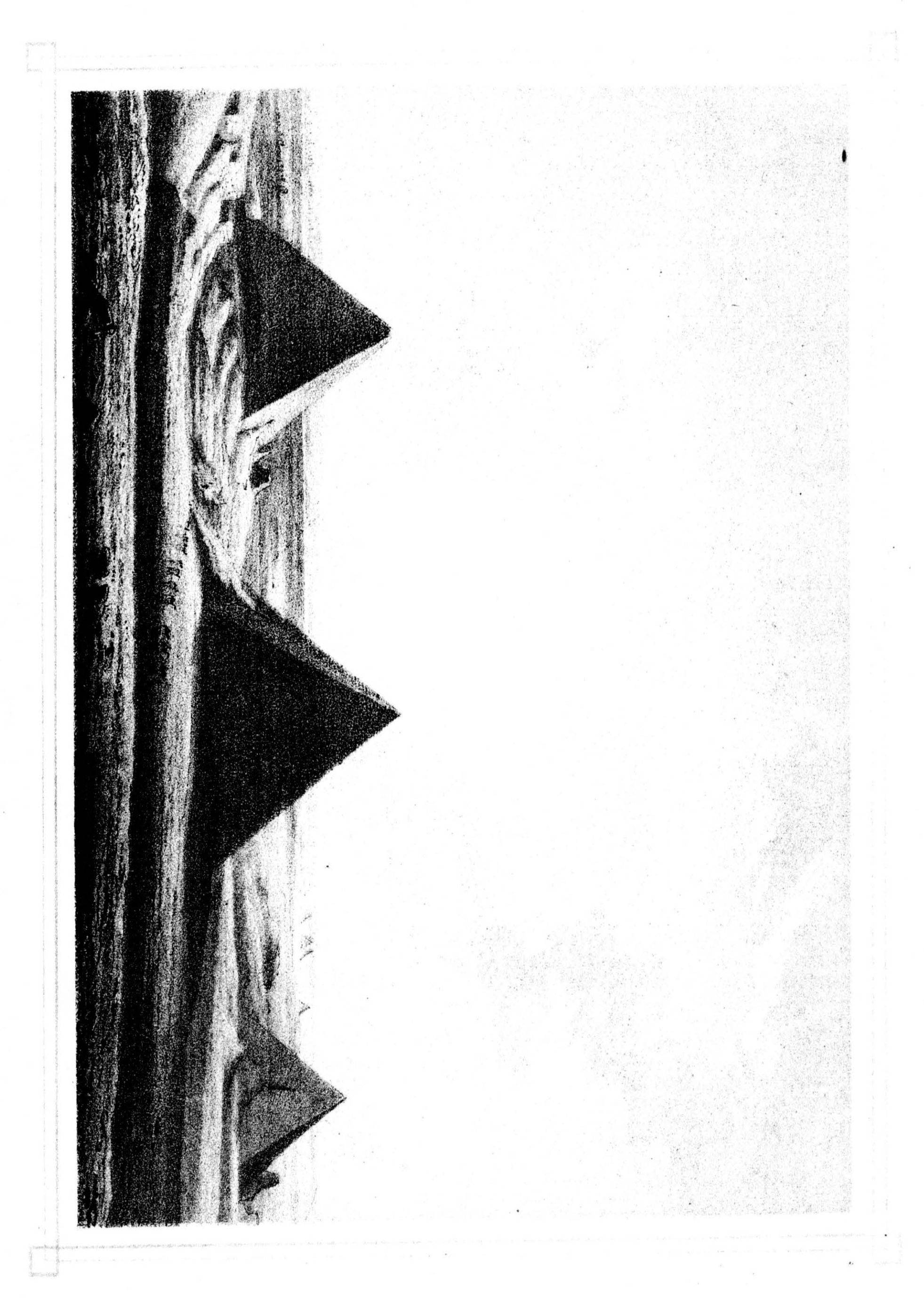

Jugend-Blätter.
Zur Förderung wahrer Bildung
begründet von Dr. C. G. Barth
und
fortgesetzt von Dr. H. Gundert.
Jahrgang 1867.
Stuttgart.
Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.


PYRAMIDEN VON GHIZEH.

Jugend-Blätter.

Monatschrift zur Förderung wahrer Bildung.

Begründet von Dr. C. G. Barth, fortgesetzt von Dr. H. Gundert.

1867, Erster Halbband.

Januar bis Juni.

(3. Serie. 32. Halbjahr oder der ganzen Folge 62. Band.)

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Uebersicht des Inhalts.

Erstes Heft.

Seite

Zum Neujahr 1867. (Gedicht.) 1

Mein rother Shawl. 3

Vor Zeiten 23
Die Bildungen der Urzeit 37

Tyrus und Sidon 43

Eine ächte Irländerin 51

Katharina von Bourbon 59

Karl Stöber. Eine biographische Skizze von Agnes S. 67

Preisfragen 80

Zweites Heft.

Dworkowicz. (Gedicht) von W. P. 81

Madame Elisabeth 86

Ein Seelenvater 99

Ein Gang durch Paris. Von O. S. . . . 113

Ungarische Erinnerungen eines schottischen Missionars 127

Reiseskizzen aus Oberitalien. Von Prof. K.
3. Von Padua nach Venedig 147
Die Lagunen 151
Venedig 153

Ein Fund 160

Drittes Heft.

Seite

Harrt nur! Ein Lied der Hoffnung von Fr. B. 161

Das Ende Gustavs III. von Schweden . . 162

Ein Vikarsleben.
Erstes Kapitel 177
Zweites Kapitel 186

Der letzte Abencerage. Nach einer spanischen Geschichte von Fr. P. 200

Vor Zeiten (Forts.).
Die Bildungen der alten, oder paläozoischen Zeit 225

Auf den Strand 234

Viertes Heft.

Im Frühling. (Gedicht) von Juven . . 241

Ein Vikarsleben (Forts.).
Drittes Kapitel 242
Viertes Kapitel 263

In der Sahara 273

Ueberlandfahrt. Von Marseille nach Alexandrien. Von L. T. 283

Vor Zeiten (Forts.).
Die Bildung der alten oder paläozoischen Zeit (Forts.).
1. Silurformation 297

Reiseskizzen aus Oberitalien. Von Prof. K. (Schluß.)
4. In Venedig 307

Wie ein Muselman einem Christen den Spruch erklärt: „Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war.“ Von Fr. B. 320

Fünftes Heft.

	Seite
Echte Perlen. (Gedicht) von Fr. B.	321
Der Landgraf Karl von Heſſen	322
Auf dem Forum in Rom	343
Ein Vikarsleben. (Fortſ.).	
Fünftes Kapitel. Eine Kollektenreiſe	358
Sechstes Kapitel. Meine Arbeit in M.	369
Vor Zeiten. (Fortſ.)	
Die Bildungen der alten Zeit.	
2. Die Devonformation. (Fortſ.)	381
Lückenbüßer	400

Sechstes Heft.

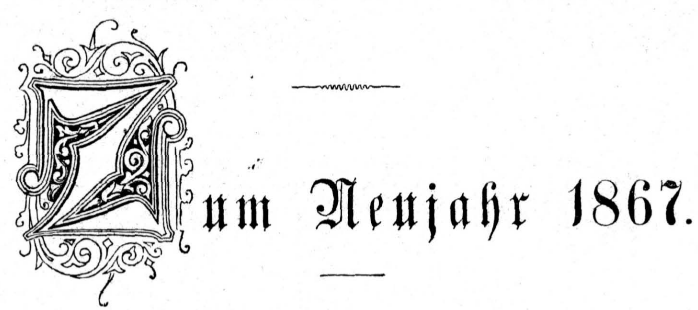
	Seite
Der Stern des Friedens. (Gedicht) von C. R.	401
Unterhaltungen aus der Naturgeſchichte. Von Prof. K. (Fortſ.)	
Die Hautbekleidung der Inſekten	402
Ueberlandfahrt. Von L. T. (Fortſ.)	
2. Von Alexandria bis Suez	413
Die Pyramiden von Ghizeh (Mit Bild in Farbendruck.)	425
Der Landgraf Karl von Heſſen (Schluß.)	427
Ein Vikarsleben. (Schluß.)	
Siebentes Kapitel. Die Krankenſtube	443
Achtes Kapitel	454
Neuntes Kapitel	465
Mannesthränen. (Gedicht) von Fr. B.	472

Bücherbericht (auf den Umſchlägen der Hefte).

1. Lebensbild von Albert Knapp. Eigene Aufzeichnungen, fortgeführt und beendigt von ſeinem Sohne Joſeph Knapp.

Heinrich Zeller. Ein ſchwäbiſches Zeit- und Lebensbild. Aus ſeinem handſchriftlichen Nachlaß entworfen von G. Kemmler.

Januar 1867.



Zum Neujahr 1867.

Ich wünſch' euch Allen ein gut Neujahr,
Ihr lieben Leſer an Rhein und Aar,
Im raſch gewachſenen ſtattlichen Preußen,
Wie in den klein gebliebenen Reußen,
Auch denen in Oeſtreich, Baiern und Sachſen,
Und denen, die an der Nordſee wachſen, —
In Baſel und Barmen, Berlin und Bremen
(Weiß keinen Reim drauf, muß mich ſchämen),
Kurz, wer noch ſonſt dieſe Blätter liest,
Die ſeien alle von mir gegrüßt:
Jedoch, zur Verhütung von Neid und Aerger,
Zuerſt die lieben Württemberger.

Beſonders grüß' ich in Dörfern und Städten
Die Leſer, die heute zum erſtenmal
Als Rekruten in unſern Kreis eintreten,
Zu beſchauen unſern Bilderſaal.
Sie ſeien willkommen, es iſt noch Platz;
Wer etwas recht ergreift, der hat's!
Und wenn ſie ſich nicht zu viel verſprechen,
So können ſie manche Frucht hier brechen.

Die Leſer, die wir vor dreißig Jahren
Zuerſt in unſrem Kreis erblickt,
Die ſind nun um ein Haus weiter gefahren
Und unſerem Gärtchen längſt entrückt.
Die Einen ſchauen mit dankbarem Blick
Auf dieſe Jugendblätter zurück;
Die Andern haben's ſtolz vergeſſen,
Daß ſie auf unſern Bänken geſeſſen.
Hier reifen die Früchte in ſchönem Gedeih'n,
Dort welken die Blätter und ſchrumpfen ein.
Es wechſeln die Kreiſe mit jedem Jahr,
Hier mindert, dort mehrt ſich die Leſerſchaar;
Wo im Lenz ein grünender Buſch geweſen,
Da ſchneidet man Winters die dürren Beſen.

Dieſe Blätter, will's Gott, die bleiben friſch,
Und bieten der Jugend in buntem Gemiſch,
Und doch in der Ordnung, wie ſich's gebührt,
Damit man nicht den Faden verliert,
Eine Menge von Bildern aus allen Reichen,
Soweit des Wiſſens Grenzen reichen,
Was auf und in der Erde iſt,
Und was des Geiſtes Maßſtab mißt;
Auch aus dem großen Reich der Gnaden.
Und dazu ſeid auf's Neue geladen!

Ein edles Ziel iſt uns geſtellt:
Wir wandern nach der neuen Welt,
Nach einer wunderſchönen Stadt,
Die ew'ges Licht und Frieden hat.
Kommt, laßt uns mit einander geh'n!
Der Weg iſt weit, das Ziel iſt ſchön.
Ich will euch unterwegs erzählen,
Den Pfad euch zeigen, der zu wählen,
Und allzeit deuten rechts und links
— Oft nur vermittelſt eines Winks —
Auf Alles, was zu lernen iſt,
Was Aug' und Ohr ſo leicht vergißt,

Auf alle die labungsreichen Quellen,
Auf alle die gefährlichen Stellen,
Wo irgend goldene Adern blinken,
Wo süße Früchte am Baume winken,
Und wo das edle Kräutlein sprießt,
Das alle Bitterkeit versüßt,
Das jedem innern Schaden wehrt
Und allen Krankheitsstoff verzehrt.
Wohlan, so schenkt mir geneigtes Gehör!
Es grüßet euch herzlich der Redakteur.

Mein rother Shawl.

Ich las heute eine betrübte Geschichte in der Zeitung, welche mein guter Johann hält. Er ist gerade kein Kannegießer und ereifert sich weder über Wahlen, noch über Minister und Fürsten; doch liegt ihm daran, einigermaßen zu wissen, was in der Welt vorgeht, und darum hat er auf ein Blatt abonnirt, das ihm jedenfalls wohlfeiler zu stehen kommt, als wenn er es im Wirthshaus läse. Ich bin auch froh daran, ihn Abends so regelmäßig bei mir zu haben, und höre ihn gern daraus vorlesen. Manchmal sehe ich auch selbst hinein und so fand ich die Geschichte, die er mir — wohl aus Zartgefühl — vorenthalten hatte.

Was die Geschichte sei? Nun nichts so gar seltenes. Ein armes Weib hatte sich irgendwo vergiftet, und zwar aus Furcht vor ihres Gatten Zorn. Der Mann war ein armer Matrose; sie aber hatte sich in seiner Abwesenheit bereden lassen, allerhand zu kaufen, und damit eine Schuld auf sich geladen, die sie in wöchentlichen Raten abzahlen wollte. Allein es kamen schlimme Zeiten, sie konnte nicht zahlen, ihr wurde vergantet, und bis der Mann vom Meer heim kam, traf er weder Haus noch Gattin.

Mich nun bewegte diese Geschichte zu heißen Thränen, denn sie erinnerte mich an den Anfang unsers ehlichen Lebens und — an eine große, schwere Noth, die ich mir damals bereitet habe. Nicht ohne Zittern kann ich daran zurückdenken. Jetzt will ich mich so weit überwinden, meinen Kindern die bittere Erfahrung zu erzählen, die ich an meinem eigenen Herzen machen sollte.

1.

Vor 25 Jahren war's, wenige Monate nach unserer Hochzeit, als ich noch in meinem neuen Glücke schwamm, und mich auf Johanns Rückkehr vom Zimmerplatze freute, da klopfte es an meiner Thüre. Ich stand vom Nähtisch auf und fand im Hausöhrn einen Hausirer mit seinem Pack, freundlich lächelnd und mit dem Ellmeß spielend, bereit, mir etwas Gutes zu verkaufen.

„Ich brauche nichts," war meine Antwort. — „Aber, das wissen Sie noch nicht, gute Frau, bis Sie erst meine Sächlein gesehen haben," und schon begann er auszupacken. — Wiederum versicherte ich ihn, er verschwende damit nur seine Zeit; ich habe nichts vonnöthen.

„Nun sei's! Sie scheinen eine herzgute Frau zu sein und würden mir vielleicht einen Schluck Wasser geben? und mich einen Augenblick ausschnaufen lassen — nicht? Ich bin so durstig und der Marsch war heiß."

Was konnte ich sagen, als er sei willkommen, sich zu setzen, während ich ihm Wasser pumpte. Ich war gewiß keine Minute abwesend, aber bis ich in's Zimmer kam, mit dem gefüllten Wasserkrug, hatte er schon seine Waaren ausgepackt und auf Tisch und Stuhl herumgelegt.

„Ach!" sagte ich, „das ist mir leid; Sie hätten sich diese Mühe ersparen können. In allem Ernst, ich brauche nichts." Aber ihm war's keine Mühe, ein reines Vergnügen, er wollte nur zeigen, was er Alles habe; und schon

glitzerten die Zitze und Shawle mir in die Augen, alles „spottwohlfeil und so dauerhaft;" denn er brauche ja für keine Schaufenster und schöne Läden zu zahlen, könne es darum so viel billiger geben als die großen Herren, die Kaufleute ꝛc.

Zum drittenmal versicherte ich ihn, daß ich nichts kaufe. „Natürlich! wie sollte ich in Sie dringen? Doch beschauen Sie's einmal, eine Frau von Ihrem Geschmack," und er fuhr fort, an seinem Wasser zu sippen und unbefangen zu reden, während ich einige seiner Waaren näher besah.

„Das ist ein feiner Shawl, Madame, den Sie da in der Hand haben," bemerkte er gleichgiltig; und mir gefiel er wirklich. Der Scharlach glänzte in der Sonne, und die Blumen des breiten Randes schienen mir gar geschmackvoll.

Was soll ich die Versuchung ausmalen, in die ich versank, ehe ich mich viel besonnen hatte! Zwanzig Thaler, versicherte er mich, sei der Preis und zwar kolossal billig für den letzten dieser Art, den er noch habe, wohl dreißig Thaler werth in jedem Laden!

„Unsinn! zwanzig Thaler! woher die nehmen! Nein, packen Sie nur zusammen. Bitte, lassen Sie's!" sagte ich und suchte mich des Gedankens zu erwehren, der mich bereits umgarnt hatte. Sicherlich aber hatte er schon gesehen, daß seine Waare mir in die Augen stach, und fuhr verwundert fort: „Was zahlen? Sie behalten den Shawl und geben mir ein kleines Handgeld. Den Rest zahlen Sie in wöchentlichen Raten. Zwei Thaler in der Woche, das kann Ihnen nicht schwer fallen."

„Unmöglich," sagte ich und winkte ihm fortzugehen. — „Nun denn, einen Thaler in der Woche, und drei oder vier zum Anfang. Ich komme oft hier vorbei und klopfe gerne bei Ihnen an."

„Aber ich weiß nicht, ob es meinem Manne lieb sein wird." Wie wußte er da zu schmeicheln, und mir zu erzählen, wer Alles ihm abkaufe, und wie wenig die Männer davon erführen, weil er sein Geld immer zur gelegenen Stunde zu holen wisse. Das hätte mir die Augen öffnen sollen; allein sie waren einmal geschlossen. Ich zog den Beutel heraus und gab ihm vier Thaler — wie wenig blieb mir doch übrig! Dann sah ich, wie er meinen Namen in sein Büchlein schrieb und die Waaren zusammenpackte, während ich den Shawl in einer Schublade verschloß.

Es war mir nicht wohl dabei. Einmal hätte ich die Waaren nicht besehen sollen; dann war der Shawl doch zu vornehm für meinen Stand, und Schulden machen im Anfang des ehlichen Lebens ist mehr als nur eine Thorheit. Das Schlimmste aber war gewiß, daß ich das Alles hinter meinem Manne that; und er so gut, so treu!

2.

Der Mann war noch nicht lange gegangen, als mich eine wahre Reue überfiel. Meine Börse war fast leer, ich wünschte mir die vier Thaler zurück. Der Shawl schien mir sehr unnöthig; mein bestes Halstuch hatte ich seit der Hochzeit kaum je getragen. Und dann die Scharlachfarbe! sie paßte wirklich nicht zu meinen Kleidern und meinem besten Hut. Wie konnte ich auch das übersehen! Vor allem aber drückte mich, daß Johann nichts davon wissen sollte. Wir hatten bisher kein Geheimniß vor einander gehabt. Ich blickte alles Ernstes hinaus, ob der Mann nicht noch in der Nachbarschaft sich umtreibe, und hätte gern zwei Thaler drum gegeben, wenn er den Shawl zurückgenommen hätte. Der aber war schon auf und davon.

Sollte ich's nun meinem Johann sagen? Und wenn nicht, konnte ich je den grellfarbigen Shawl tragen, ohne daß er es bemerkte? Ich sank fast zu Boden über diesem Gedanken, und wer gerade hereingetreten wäre, hätte mein Gesicht so scharlachroth gefunden, wie mein Shawl nur immer scheinen konnte!

„Ich will nicht mehr darüber denken!" sagte ich ärgerlich zu mir selbst und stand auf. „Es hilft jetzt doch nichts mehr. Vor einer Woche kommt der Mann nicht wieder, und bis dahin werde ich schon mich entschlossen haben, Johann zu sagen, welch ein Gänschen ich gewesen sei!"

Hätte ich's ihm doch schon am Abend gesagt! Allein ich war zu feig, ich wollte ihn schonen. So behielt ich mein Geheimniß fest

bei mir verschlossen, so fest, wie den Shawl in der Schublade.

Wir saßen am Nachtessen, da muß Johann fragen: „Ist heute Niemand da gewesen, Gretchen?"

„Niemand besonderes!" sagte ich und hob die Augen nicht vom Teller auf.

„Armes Gretchen, du mußt dich doch manchmal etwas einsam fühlen. Ich wünschte, ich hätte mehr in der Nähe zu arbeiten, daß ich einigemal hereinschauen könnte." Und er sah mich so traulich an.

„O Johann," sagte ich, „ich bin allemal so froh, wenn dein Feierabend kommt (und das war die volle Wahrheit). Aber ich komme mir nicht einsam vor, während du fort bist. Habe Haufen zu thun, und denke als an dich; auch steht der und jener herein. Heute kam Einer und bat um einen Schluck Wasser," fügte ich in leichtem Tone bei. Was wird er wohl drauf antworten? Je nachdem, wäre ich schon drauf eingegangen und hätte mehr herausgelassen.

„Was war es für ein Mann?" fragte Johann und sah mich wie etwas mißtrauisch an. Mir schien es so, doch täuschte ich mich darin.

„Was für ein Mann, Johann? Ach, so ein Hausirer, wie mir scheint."

Wirklich blickte er jetzt ernster drein und sagte freundlich: „Nimm dich in Acht vor solchen, Gretchen. Habe nichts mit ihnen zu thun. Es mag ja recht ehrliche Leute unter ihnen geben, aber wir kennen sie nicht, und brauchen sie nicht. Oder was meinst? Wir haben einmal kein übrig Geld, um ihre Bekanntschaft zu machen, so lang uns noch zuverlässige Kaufläden offen stehen. Nicht wahr, Gretchen?"

Was konnte ich darauf erwiedern? Freilich, genug, wenn ich nicht so feig gewesen wäre, aber ich ließ die Gelegenheit entschlüpfen, und Geheimniß und Shawl blieben verschlossen.

Zweimal hatte ich den wöchentlichen Thaler bezahlt), der Mann stellte sich immer ein, wenn er wußte, daß mein Gatte auf dem Zimmerplatz sei), als Johann eines Abends gedankenvoller als sonst heimkam: „Ich meine, Gretchen, wir sollten was thun, wenn es dir nämlich auch recht ist;" begann er. „Wenn dirs nicht auch so ist, muß es nicht sein."

„Was ist's, Johann?"

„Siehe, meine Mutter könnte wohl einen Thaler weiter in der Woche brauchen. Sie hat viel an mich gerückt, und wir könnten es uns wohl auch etwas kosten lassen, daß ihr nichts abgehe. Sollten wir's nicht jetzt am leichtesten vermögen, da ich so gut bezahlt werde?"

Ich muß da bemerken, daß wir vor der Hochzeit ausgemacht hatten, Johanns Mutter solle wöchentlich von uns 1½ Thaler bekommen. Sie war erst kürzlich Wittwe geworden und arbeitete nach Kräften, sich ihren Unterhalt selbst zu verschaffen, ohne daß ihr das recht gelingen wollte. Und so lieb mich auch Johann hatte, so weiß ich doch, daß er nicht geheirathet hätte, wenn dieser Schritt der Versorgung seiner Mutter im Wege gestanden wäre. — Er fuhr fort: „Nicht als ob Mutter klagte, du weißt, das ist nicht ihre Art. Aber ich fürchte, es geht bei ihr sehr knapp her, und ich mag nicht so flott leben, wie wir's jetzt haben, wenn ich bei ihr wirkliche Armut sehen muß. Versteh mich, Gretchen, dir darf nichts abgehen, das wäre unrecht. Aber wir haben von einem neuen Winterrock für mich gesprochen, der würde seine 18 Thaler kosten, und da könnte ich ja wohl den alten noch einen Winter ausdienen lassen. Meinst nicht?"

„Er sieht sehr schäbig aus."

„Nicht so sehr," meinte Johann, „und er gibt noch recht warm. Was liegt dir auch am schäbigen Aussehen, gutes Weibchen, nicht mehr als mir. Und für die Mutter wäre es so ein Unterschied. Doch ohne dich wollte ich's nicht thun, Liebe, denn in Geldsachen soll so wenig ein Geheimniß zwischen uns aufkommen, als sonst in irgend was. Erlaubst du mirs aber, den Thaler so auszugeben, nun dann bin ich froh."

Was hat mich doch besessen, daß ich meinem Johann damals mein Geheimniß nicht ausschüttete! Natürlich stimmte ich ganz mit seiner Ansicht überein: „es ist nicht mehr als recht, und Mutter muß es besser haben." Er aber dankte mir von Herzen, als ob es sich um *mein* Geld gehandelt hätte, und küßte mich, der liebe Johann! Und immer noch blieben Geheimniß und Shawl bei mir auf's Beste verschlossen.

3.

Wollte ich alle die Qualen beschreiben, die

mir der rothe Shawl bereitet hat, meine Geschichte würde fast kein Ende nehmen. Acht Wochen, daß ich's kurz mache, giengen so leidlich vorüber und ich brachte es, nicht ohne schwere Nöthen, jedesmal dahin, daß der Thaler bereit lag, wenn der Hausirer — ganz regelmäßig — sich bei mir einstellte. Aber die Angst, falls jetzt gerade mein Johann dazu käme! Und die Scham, daß ich mich vor seiner Rückkehr fürchten mußte! Da ward mir's doch jedesmal bedeutend leichter, wenn wieder so eine Rate abbezahlt war; nur seufzte ich: wann doch einmal die Termine zu Ende wären!

Zum Reden und Bekennen war die Zeit nun schon vergangen; die beiden besten Gelegenheiten hatte ich unbenützt entschlüpfen lassen, und damit schwand auch die Willigkeit, mich durch ein offenes Geständniß zu erleichtern. Er hatte so wahr gesagt, zwischen Mann und Frau dürfe kein Geheimniß aufkommen; wie bange war mir jetzt, er möchte einmal das meinige entdecken.

Und dazu ließ es sich eines Tags wirklich an. Welch einen Schrecken mir das bereitete! Es war an einem Sonntagmorgen, und ich hatte ihm den Ueberrock für die Kirche nicht herausgethan; da kam er zu mir in die Küche und bat um die Schlüssel. „O bleib nur; gewiß, bleib doch. Ich kann den Rock schon finden."

„Nein, Johann, es war meine Vergeßlichkeit; du findest die rechte Schublade nicht, weißt auch den Schlüssel nicht. Laß mich, du könntest das Schloß verdrehen!"

Er lachte laut: „Als ob ich noch nie mit Schlössern zu thun gehabt hätte, o du sorgsame Frau! Und der Rock ist in der mittleren Schublade, nicht wahr, ich weiß es?"

„Nein, Johann, in der unteren." Das war eine Lüge, die erste direkte, ächte und gerechte Lüge, die ich meinem treuen Manne sagte! „Du könntest mir auch meine Sachen verkrumpeln. — Lieber hole mir einen Krug Wasser frisch vom Brunnen, während ich's heraus nehme."

Es schickte sich gerade, daß ich das Wasser wirklich brauchte, und bis es kam, war der Rock glücklich herausgenommen und die Schublade wieder verschlossen. Aber meine Gedanken an jenem ganzen Sonntag drehten sich — um meinen rothen Shawl. „Ich muß ihn doch von dort entfernen und irgendwo anders unterbringen, wo Johann nie etwas zu suchen hat." Und auch der andere Gedanke stellte sich ein: „wann werde ich ihn endlich tragen dürfen, den edeln Shawl, der mich so viel Herzeleid gekostet hat!" Ich wollte freilich auch beten in der Kirche, aber der Shawl kam mir immer so überzwerch dazwischen. „So viel habe ich jetzt daran bezahlt, und so viel bleibt noch übrig. Herausnehmen will ich ihn erst, wenn der letzte Thaler bezahlt ist. Johann sieht es nicht, wenn ich ihn das erstemal anlege, oder mache ich einen Spaß daraus. Wenn nur er sich nicht selbst so verleugnet hätte mit seinem Winterrock! Nein, mit einem Scherz gehts nicht ab; doch kommt Zeit, kommt Rath. Ich könnte ihn ja auch schon als ledig besessen haben. Was weiß ein Mann von solchen Sachen! Nur eine Lüge sage ich nicht mehr — ach daß ich nicht schon eine gesagt hätte! — es wird sich schon machen ꝛc."

O welche Kette von Gedanken und Werken schließt sich doch an eine einzige Sünde an. Ich hätte es keinem Menschen geglaubt, wenn mir Einer vorausgesagt hätte, was Alles sich an meinen rothen Shawl hängen würde!

4.

Doch ich sollte nicht ewig an meinen rothen Shawl denken! Eines Abends kam Johann ziemlich niedergeschlagen nach Hause und sagte: „das ist eine saubere Geschichte, Gretchen. Ich habe keine Arbeit mehr."

„Keine Arbeit mehr?" fragte ich, auffahrend, „was meinst du damit?"

„Eben, was ich sage, du Gute," erwiederte er mit einem Seufzer. „Es ist was im Werk, so viel ich hören konnte, dem Werkmeister soll vergantet werden, oder so was. Wir alle sind entlassen!"

„Ach, was ist da zu machen, mein Lieber?"

„Ich weiß es noch nicht; muß halt Arbeit suchen, wo sie zu finden ist." Und am Morgen schon machte er sich auf den Weg, um Abends müde und gedrückt zurückzukehren und zu berichten, wie er nichts ausgerichtet habe. Der Winter war vor der Thür und für Zimmerleute wenig zu thun; Arbeiter überall mehr als genug!

Es will was heißen, ihr jungen Vögel, wenn so ein fleißiger Handwerker Arbeit sucht und keine findet, eine Woche lang von einem Herrn zum andern läuft und überall mit Achselzucken entlassen wird! „Wir müssen uns in Geduld fassen, Gretchen; laß dich's nicht so anfechten! Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden, du kennst ja den Spruch. Mittlerweile aber gilts zu sparen, versteht sich. Wir haben doch — laß sehen — 60 Thaler oder so in der Sparkasse, da sind wir noch nicht am Hungertuch. Es müßte schief gehen, wenn ich nicht auch zwischen hinein ein Tagwerk bekäme, bis die rechte Arbeit wieder anhebt. Also nur aufgeschaut, mein Schatz, — und wie glücklich sind wir doch, keinen Groschen Schulden zu haben! Die Vierteljahrsmiethe ist bezahlt, und bis zum Neujahr stehts noch zwei Monate an."

„Ja, aber dann 15 Thaler!" sagte ich voll bangen Zweifels.

„Fünfzehn Thaler, 15 Groschen," rechnete er mir vor, und ich gedachte mit meinem schweren Herzen der Schuld, die über mir schwebte. Wie konnte ich ihm jetzt seinen Trost rauben, daß wir doch Niemand etwas schuldig seien! — Er sah meine Herzensnoth und tröstete noch weiter an mir; ach, wie mich die wohlgemeinten Worte stachen! „Nun, sieh, auf Nebenverdienst dürfen wir uns gerade nicht verlassen. Aber von den 60 Thalern bleiben uns doch 44 gewiß. Jetzt, wie weit kann das reichen? Heraus mit deiner Rechenkunst, Gretchen!" Ich konnte nur den Kopf schütteln und meine Unwissenheit bekennen.

„Was meinst du auch, daß Mutter mir gesagt hat?" Ich konnte es nicht errathen.

„Nun, die gute, alte Frau, sie will uns nicht eines Groschens weiter berauben. Berauben, sagte sie, und ich lachte, das sei Unsinn, nichts für ungut! und solang wir einen Dreier haben, soll sie ihn mit uns theilen. Dir ist's doch auch so, Gretchen?"

„Freilich, Johann. Ganz natürlich."

„Ich sage dir aber, ich hatte ordentlich meine Noth mit ihr, und um's Leben nicht hätte sie mehr als einen Thaler in der Woche angenommen. Keinen Pfennig weiter, wie ich auch mit ihr handelte. Wie die gute Frau damit zurecht kommen will, geht über meinen Verstand; mit ihrem Kram schlägt sie sicherlich nicht mehr als die Miethe heraus. Sie dauert mich in die Seele hinein."

Dahin war es also gekommen, daß ich für den verfluchten Shawl wöchentlich so viel ausgeben sollte, als meine Schwiegermutter für alle ihre Bedürfnisse! Johann aber merkte nicht, wie er mir in's Herz einschnitt, und fuhr fast lustig fort: „Also gelt, wir machens die nächsten Monate mit drei Thalern in der Woche. Dann wird sich doch auch wieder etwas für uns zeigen. Es wird knapp hergehen, aber Alles ist besser, als Schulden machen. Nicht so?"

„Ja," seufzte ich und dachte, was ich meinem Gläubiger denn auch sagen könne, wenn er mit seinem Taschenbuch bei mir eintrete. Johann ließ mich allein, daher ich nun mich besinnen konnte. Ich hatte dreizehn Thaler an meiner Schuld abbezahlt, sieben blieben noch gegen mich stehen. Wie ließe sich das am besten machen? Gefunden: ich gebe ihm den Shawl zurück, verliere dann freilich, aber doch komme ich irgendwie aus der Noth. Der Gedanke machte mich so muthig, so stark, daß ich mit eigentlicher Ungeduld übermorgen — den Termin — herbei wünschte. Wenn nur Johann dann nicht zu Hause ist! Irgendwie geht jetzt die Noth zu Ende.

5.

Uebermorgen kam und Johann suchte in der Ferne nach Arbeit. „Nur herein," winkte ich dem Hausirer zu und schloß die Thüre hinter ihm. „Es geht uns jetzt schwer."

„Wirklich? Wie das?" fragte er und schlug sein Taschenbuch auf. Als ich ihm meine Noth erklärt hatte, meinte er, das sei freilich ärgerlich, doch werde sich bald wieder Arbeit finden, und sich darüber grämen helfe doch zu nichts.

„Was ich eigentlich wollte, war — wir müssen über diesen Shawl reden. Dießmal habe ich keinen Thaler." Das wußte er gewiß so gut wie ich, vom ersten Empfang an, aber er schaute auf, als könne er sich absolut nicht darein finden. Gar ernsthaft bemerkte er: „das ist mir sehr leid. Sie wissen, daß das nicht recht ist, Madame."

„Aber auch nicht schlecht," erwiederte ich hastig. „Was man nicht kann, das kann man nicht." Er aber ließ seine Augen im Zimmer herumspazieren, als rechne er aus, was unsere Möbel werth seien, und wie er am Besten das Geld von meinem Manne herausschlagen könne.

„Nun also," machte ich weiter, „möchte ich Sie bitten, mir einen Freundesdienst zu erweisen. Ich würde ja gern zahlen, wenn ich's vermöchte, aber ich habe kein Geld, und werde auch lange keines haben, jedenfalls nicht mehr, als um Brot und Butter zu kaufen." Ein unangenehmes Lächeln auf seinem Gesicht bewog mich, mit einiger Heftigkeit beizufügen: „Es ist wahr, was ich sage!"

„Dummheit, mit Verlaub! Als ob ich nicht wüßte, daß ihr was in der Sparkasse habt."

„Und wenn wir auch dort haben, wirds nicht lange mehr währen. Das gehört meinem Manne, nicht mir."

„Ganz recht, Madame. So ist auch diese Schuld nicht die Ihrige, sondern Ihres Mannes, wenn's vor's Gericht kommt. Aber Sie wollen ja einen Freundesdienst; worin bestünde denn der, wenn man fragen darf?"

Demüthig sagte ich: „nun ich möchte gern den Shawl Ihnen zurückgeben; Sie kaufen mir ihn wieder ab und zahlen mich aus dem Gelde, das Sie empfangen haben. Seien Sie so gut, es liegt mir viel daran."

Er glotzte mich an, bis ich fast bebte: „also betrügen wollen Sie mich, betrügen? daß Sie es nur wissen, Sie bezahlen, was Sie mir schuldig sind, oder es geht Ihnen hinderlich."

Mit Thränen in den Augen sagte ich: „guter Mann, ich möchte ja gerne bezahlen. Gehts nicht in einer Weise, so doch in einer andern. Sie haben jetzt dreizehn Thaler von mir."

„Und Sie haben einen Zwanzigthaler Shawl von mir, und wollen ihn nicht bezahlen wie eine ehrliche Frau." Als er sah, daß ich bis in's Innerste erschüttert war, milderte er seine laute Stimme und setzte hinzu: „Oder wie meinen Sie es denn eigentlich?"

„Ich bitte Sie, nehmen Sie den Shawl wieder und geben mir sieben Thaler zurück. So haben Sie sechs Thaler gewonnen, und ich habe sie verloren, aber ich lasse sie gerne fahren."

Er brach in ein helles Gelächter aus: „habe schon etliche lustige Dinge in meinem Leben gehört, aber nichts Prächtigeres als das. Sie scheinen zu denken, ich solle — wie viel ist's denn? — solle 14 Thaler für einen alten Shawl hinwerfen. Sie verstehen sich auf's Handeln."

„Einen alten Shawl!"" wiederholte ich und weinte; „ich habe ihn nie getragen, ihn nicht einmal aus der Schublade genommen."

„Das sagen Sie, Madame. Wer steht mir gut dafür? Ich weiß auch, was Weiberworte werth sind. Wie dem sei, für mich ist's ein alter Shawl, und dafür verlangen Sie 14 Thaler;" und nun fuhr er fort zu reden, bis ich nicht mehr wußte, woran ich war, und ihm auch bedeutete, ich verstehe ihn nicht. Doch wenn er einen Vorschlag habe, möge er ihn hören lassen.

„Ich kaufe keine Waaren, und nehme nichts zurück von dem, was ich verkauft habe. Doch einmal ist keinmal. So sage ich denn! Sie zahlen mir noch zwei Thaler. Dann nehme ich Ihnen den Shawl ab und streiche die Schuld aus. Das heiße ich honorig, und mehr vermag ich nicht. Angenommen oder nicht?"

„Ach Gott!" rief ich aus, „dann hätte ich 15 Thaler für nichts und wieder nichts gegeben."

„Nichts, Madame? Meinen Sie, meine Zeit koste mich nichts?"

„Ich kann es einmal nicht thun; ich habe kein Geld, und weiß nicht, wie lange ich keines haben werde. Und wenn ich's hätte, würde ich doch nicht auf Ihren Vorschlag eingehen. Lieber sage ich Alles meinem Mann und überlasse es ihm, die Sache mit Ihnen abzumachen."

Damit hatte ich ihn nur gereizt. Mit stechendem, höhnischem Blick erwiederte er: „das wagen Sie nicht, ich lasse es drauf ankommen. Da habe ich Sie fest, Madame." — Doch als ich in Weinen ausbrach, ließ er es für dießmal mit dem Thaler anstehen, falls ich nur nächste Woche ihn befriedigen könne, empfahl mir seinen Vorschlag zu nochmaliger Berücksichtigung und war auf und davon.

Ich weinte mich nun aus, wie nie zuvor, ohne daß ich doch mich erleichtert fühlte. „Wenn der Muth liegt, wer kann es tragen?" (Spr. 18, 14.) hat ein weiser Mann gesagt, und bei

mir traf es ein: mein Muth lag am Boden ohne eine Spur von Emporschwingen. Immerhin, meine ich, habe Gott damals angefangen, mein Herz zu erweichen und zurecht zu bringen. Ich wußte nun doch deutlich genug, daß ich all dieß Elend selbst über mich gebracht hatte durch meine thörichte Eitelkeit und den Mangel an Zutrauen zu meinem theuren Manne. Doch sollte sich die Noth noch steigern, ehe sie in Freude verkehrt wurde.

6.

Der Hausirer hatte Recht, ich fürchtete mich, meinem Gatten Alles zu sagen. Freilich nicht vor seinem Zorn, wie der rohe Mann meinte, denn von Zorn hatte ich bei meinem lieben Johann noch nichts bemerkt: kein unfreundliches Wort hatte er mir gegeben seit unserer Hochzeit. Wovor ich mich fürchtete, war, ich möchte für alle Folgezeit sein Zutrauen verscherzt haben.

In der Nacht, nachdem er heimgekommen war, ohne einen Arbeitgeber zu finden, sagte er zu mir: „was mir eigentlich an's Herz greift, Gretchen, das ist deine Niedergeschlagenheit. Du läßst dich's zu sehr anfechten. Es wird sich schon wieder aufhellen, und wir müssen Gott mehr Vertrauen schenken, Er hat es wahrlich um uns verdient. Nimm's doch nicht so zu Herzen, sonst machst du dich krank, und was soll ich dann thun?" Auf's zärtlichste redete er mir zu, und ich fühlte mich sowohl erleichtert als beschwert durch seine traulichen Worte, bis es mir durch einige Anstrengung gelang, meinen Schmerz zu unterdrücken. Er hatte von einem Geschäft in einer nahen Landstadt gehört und wollte morgen dort einen Versuch machen.

Das setzte meine Nachtgedanken in Bewegung, bis ich auch zum Entschluß kam, morgen einen neuen Versuch zu machen. Nicht weit von uns war ein Tuchladen, wo wir gewöhnlich unsere Einkäufe machten; man durfte alles Zutrauen zu dem ehrlichen, menschenfreundlichen Herr Schmidt haben. Kaum war mein Johann mit halbem Frühstück davongegangen (ein Stück Brot hatte er eingeschoben), als ich meinen rothen Shawl einwickelte, damit in den Tuchladen gieng und Herrn Schmidt meine ganze Geschichte erzählte. Ich öffnete mein Paket und zeigte ihm den Shawl.

„Wenn ich Sie recht verstehe," sagte er freundlich, „so wünschen Sie, daß ich den Shawl kaufe." Das wars, was ich wollte.

„Und wie theuer, sagten Sie, daß Sie ihn gekauft haben?" Ich wiederholte 20 Thaler, und wollte es ihm überlassen, wie viel er mir dafür geben wolle. Da er nicht darauf eingieng, sondern zu wissen verlangte, wie viel ich dafür erwarte, nannte ich endlich 14 Thaler, und da er den Kopf schüttelte, 12 Thaler. Mir liege nur daran, den hartherzigen Gläubiger los zu werden.

„Es ist mir leid, daß ich Ihnen nicht dienen kann, ich will Ihnen aber zeigen, warum." Und damit legte er einen Pack auf den Ladentisch, öffnete ihn und nahm einen Shawl heraus, der dem meinen auf's Haar ähnlich sah; Farbe, Rand und Fransen stimmten völlig überein, wie ich mich selbst überzeugte. „Nicht wahr, hier ist kein Unterschied? Der Stoff ist derselbe, beide kamen wohl von demselben Stuhl, jedenfalls aus derselben Fabrik. Nun will ich Ihnen nicht verrathen, was mich der Shawl kostete, noch wie ich ihn verkaufe; mein Commis soll's sagen." Er rief einem jungen Mann, der das Kärtlein beschaute und sagte: „sieben Thaler."

„Das ist der Verkaufspreis," bemerkte Herr Schmidt; und zu dem Commis gewendet: „nun sagen Sie auch Frau N. was er mich gekostet hat." — „Fünf Thaler, 15 Groschen," war die Antwort, und der Commis gieng ab.

„Sie sehen also," fuhr Herr Schmidt fort, „daß ich Ihnen nicht dienen kann, wie Sie es wünschen. Ich könnte Ihnen nicht mehr für den Shawl geben, als er mich gekostet hat; und auf diese Weise werden Sie den Gläubiger nicht los. Sie würden auch Ihren Shawl geradezu verlieren."

„Es liegt mir nichts daran," sagte ich aufgeregt, „wollte Gott, ich hätte ihn nie gesehen, noch den Lügenbeutel, der ihn mir verkaufte. Was würden Sie mir rathen zu thun?"

Der Kaufmann gab mir seinen Rath. Das erste sei, den lästigen Gläubiger mir vom Halse zu schaffen. Es gebe gewiß auch wackere Hausirer, aber dieser habe mich nun einmal drangekriegt, und wolle befriedigt sein. Ich habe also zu

wählen zwischen den fortlaufenden Zahlungen, wenn ich auch damit dreimal so viel ausgebe, als der Shawl werth sei, und — „ich kann das nicht, und will's nicht, wenn ich's könnte," fuhr ich mit leidenschaftlicher Rede heraus.

„Ich wundere mich nicht, daß Sie sich über die Sache ärgern, und halte auch für's Beste, Sie brechen mit den Zahlungsraten ab. Aber dann müssen Sie den Shawl dran geben und noch zwei Thaler drauf legen. Wie stehts damit?"

Ich wußte wirklich nicht, was darauf zu erwiedern. Ich hatte kein Geld und konnte keines bekommen, außer ich bäte meinen Mann darum. Das möge ich nicht, so bleibe nichts übrig als irgend ein Möbel zu verkaufen.

„Nicht doch," unterbrach mich der freundliche Mann, „das wäre unredlich. Ich sehe schon, ich muß Ihnen herauszuhelfen suchen. Ich leihe Ihnen das Geld und Sie befriedigen den Gläubiger; können mich zahlen, wann es Ihnen möglich ist, nicht eher. Wenn Sie dann einmal einen Shawl brauchen, dann sind Sie so gut und suchen ihn bei mir. Ich werde Ihnen einmal nicht den dreifachen Werth abfordern." Darauf gab er mir die zwei Thaler, und ich gieng mit leichterem Herzen heim, als ich seit Monaten gefühlt hatte.

7.

Ich hielt die Noth bereits für überstanden; so weit aber waren wir noch nicht. Die zwei Thaler lagen für den Hausirer bereit; mein Johann hatte in der Landstadt Arbeit gefunden auf etliche Tage, somit durfte ich hoffen, meine Angelegenheit im Stillen abmachen zu können. Freilich war dann mein rother Shawl verschwunden und 15 Thaler dazu; aber ich hatte mich zu dem Opfer entschlossen.

„Hier ist der Shawl, und hier die zwei Thaler," sagte ich so kalt als ich's vermochte zu dem Hausirer, sobald er erschien; „seien Sie jetzt so gut und streichen Sie meinen Namen aus Ihrem Büchlein."

Er schien nicht so erfreut, wie ich mir gedacht hatte, strich jedoch die Thaler ein und steckte sie in die Tasche. Dann machte er sich an den Shawl, hob ihn gegen das Licht und prüfte ihn genau.

„Sie brauchen ihn nicht so scharf zu besehen, ich habe ihn nie getragen, nie auch nur umgelegt, seit Sie ihn da ließen, außer das erstemal, da ich ihn anprobirte."

Keine Antwort. Erst nachdem er jeden Fuß breit untersucht hatte, faltete er den Shawl zusammen und ließ sich vernehmen: „nun, dießmal thue ich es Ihnen zu lieb; es ist freilich nicht die rechte Art, und ich denke, Madame, Sie muthen mir etwas Tüchtiges zu."

Hätte ich nur meine Zunge beherrscht, so wäre ich den lästigen Gesellen los gewesen. So aber brach ich nun los, weil ich mich schon für gesichert hielt. Ich sagte ihm, er *muthe mir* zu viel zu, habe mich betrogen, habe dreimal so viel gefordert, als der Shawl werth sei und trage jetzt 15 Thaler davon für nichts und wieder nichts. Ich habe das Zeug einem ehrlichen, ja einem *ehrlichen* Handelsmann gezeigt, und von ihm erfahren, wie ich angeschmiert worden sei. Und so fort, bis mir der Athem ausgieng.

Er schien fast auf so etwas gewartet zu haben. Wie thöricht war ich doch gewesen, mein Herz so überfließen zu lassen. „So, das ist's also? Sie treiben *solche* Geschäfte? Gut, so nehme ich den Shawl unter keiner Bedingung zurück. Sie behalten ihn, Madame, und bezahlen mich dafür. Es ist kein Zeuge da, der gehört hätte, daß ich ihn zurücknehmen wollte, und ich thue es auch — hol mich der Kukuk — nimmermehr. Die zwei Thaler behalte ich für die letzte und für diese Woche. Dann komme ich wieder und hole, was mir gehört. Seien Sie parat damit, oder es geht Ihnen schlecht." Gesagt und hinaus mit seinem Pack.

Was sollte ich nun thun? Ich schämte mich, wieder zu Herrn Schmidt zu gehen, und wie ließ sich *jetzt* die Sache meinem Johann beibringen? Der Karren war gar zu sehr verführt. Mit Bangigkeit wartete ich auf seine Heimkunft.

Er hatte Arbeit gefunden, wie gemeldet, auf etliche Tage, aber im Freien, in rauher Witterung. Daran war er nicht gewöhnt, allein er nahms, wie's kam; das war immer seine Art. Durchnäßt und todesmatt kam er am nächsten

Abend heim, und am Morgen konnte er nicht aus dem Bette. Ich hielt es erst für einen starken Schnupfen, doch, da er bei aller Pflege nur schlimmer wurde, rief ich den Arzt.

„Ihr Mann ist übel dran," sagte mir der, als er gieng. „Nicht doch, bitte!" rief ich voll Angst.

„Wenn ich's auch nicht sagte, stünde es doch nicht besser, als es steht. Es ist nichts zum Erschrecken, keine Gefahr für jetzt. Aber eine lange Krankheit wird's schon, und gute Pflege wird am Platze sein. Es ist ein rheumatisches Fieber, und mit dem besten Willen kann ich es nicht im Nu vertreiben. Hier das Recept!"

Es war das erste, nicht das letzte Recept. Wochen vergiengen, und um Weihnachten konnte Johann eben erst aus dem Bette kriechen und sich in den Lehnstuhl setzen. Wie geduldig er das alles hinnahm! Nie hörte ich von ihm ein Wort der Klage. Man hat mir schon oft gesagt, Männer könnten nicht so ruhig leiden, wie wir Frauen, ich halte das aber für bloßes Weibergeschwätz. Wir sind doch eigenliebige Dinger. Seine Mutter, die ihn abwechslungsweise mit mir verpflegte, hatte eine wahre Hochachtung vor seiner Ergebenheit.

Aber alle Geduld meines Johann konnte unser Geld nicht vor dem Schmelzen bewahren; und um Weihnachten waren von unserer ganzen Einlage nur noch drei Thaler übrig, dazu der Doktor unbezahlt, und die Miethe schuldig!

Jede Woche, während Johann darniederlag, hatte sich auch der Hausirer eingestellt und da ich ihn nicht bezahlen konnte, war er mit jedem Male gröber geworden. Meines Mannes Krankheit mußte eine Kriegslist, ein schöner Treffer sein; ich möge mich aber winden, wie ich wolle, aus seinem Gelde lasse er sich nicht hinausmanövriren. Wiederholt bot ich ihm den Shawl an, aber davon wollte er nichts mehr hören; das Geld brauche er und das Geld werde er zu finden wissen.

8.

Es war eine trübe Weihnachtszeit für mich; und so fest auch mein Mann auf seinen himmlischen Vater vertraute, der seine Kinder auf Wegen krumm und doch gerad zu sich kommen lasse, unsere Lage griff ihn dennoch auf mehr als einem Punkte merklich an. Einmal steckte ihn meine Niedergeschlagenheit an, und dann quälte ihn der Gedanke, für seine Mutter nichts thun zu können.

Es war das erste Mal, daß er in Schulden gerathen war. Der vierteljährige Miethzins war verfallen, und der Doktor noch zu bezahlen; doch beide, der Hausherr und der Arzt erwiesen sich als Ehrenmänner: Johann solle sich's nicht anfechten lassen, es sei ja nicht seine Schuld, sie warten gerne, bis er wieder in bessern Umständen sei. — Aber freilich, wann werden auch die bessern Umstände eintreffen? Johann schleppte sich mühsam herum und konnte noch nicht arbeiten, wenn es auch lauter Arbeit geregnet hätte.

Wir saßen am Sylvesterabend beisammen, er bleich, mager und kraftlos. Seine Mutter hatte uns eben verlassen, nachdem sie uns in ihrer entschlossenen Weise Muth eingesprochen hatte. Eine Weile ruhten wir schweigend an einander gelehnt, dann fragte er mich: „wie viel Geld haben wir noch übrig, Gretchen?"

Ich wußte es, ohne nachzuzählen: „10 Groschen und 6 Pfennige, keinen Heller weiter!" sagte ich, und brach in Thränen aus. Das bewegte ihn tief: „keinen Heller weiter, Gretchen, aber etwas Besseres als Heller und Groschen und Thaler. Reiche mir doch die Bibel herunter." Ich gab sie ihm in seine zitternden Hände. Da las er mir aus der Bergrede die trostreichen Worte Matthäi am sechsten, die letzten zehn Verse, und weiter noch zwei Sprüche aus 1 Petri: „So demüthiget euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß Er euch erhöhe zu seiner Zeit; alle eure Sorge werfet auf Ihn, denn Er sorget für euch." Das sind doch köstliche Worte, gelt, Gretchen?"

Ich weinte und konnte nichts erwiedern. Langsam und mit unsicherer Stimme fuhr er fort: „du meinst vielleicht, die Verheißungen seien schön und gut, bringen uns aber weder Geld in den Beutel, noch Brot auf den Tisch. Allein es steht geschrieben: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht." Und dann heißt es im Liede: ‚Indeß ist abge-

messen, die Last, die uns soll pressen, auf daß wir werden klein.' Ich habe es versucht, die Worte zu glauben, und ich meine es geht. ‚Er will das Fleisch nur schwächen, den Eigenwillen brechen, die Lust ertödten, die uns plagt.' So nach und nach, ist mir's, demüthige ich mich unter seine Hand." —

Ich drückte ihm die Hand und schwieg beharrlich. „Nun möchte ich dir aber etwas sagen, Gretchen," fuhr er so leise und zärtlich fort, „du hast irgend ein Anliegen, das du vor mir verbirgst. Das möchte ich heute von dir hören. Laß mich's mit dir theilen, vielleicht könnte ich dir doch heraushelfen."

„Was meinst du damit?" fragte ich in großer Bestürzung. „Ist's nicht Anliegen genug, daß du so krank bist und alles Geld dahin? Warum sollte mein Johann denken, daß ich sonst noch was auf dem Herzen trage?"

Er erzählte mir nun, wie er oft in den langen Nachtwachen mich belauscht und meinem unruhigen Schlaf etwas abgemerkt habe. Sonderbare Reden seien mir entfahren, die er sich nicht zurechtlegen könne, als habe ich mich mit Jemand herumzustreiten und klage über Beutelschneiderei, über einen Lügenbeutel. Auch am Tage, da er im Bett gelegen sei mit schärferem Gehör als wohl sonst, habe er gemeint zu vernehmen, wie ich unter der Hausthüre in großer Aufregung mit Jemand spreche. Er habe nicht alsbald darüber reden mögen, könne ja jetzt noch kaum sich auf eine längere Besprechung einlassen. Doch möchte ich's ihm endlich sagen, was es denn sei.

Ich wollte es weglachen und ließ so etwas fallen von Einbildungen kranker Leute; allein es wollte nicht verfangen. Er umfaßte mich zärtlich und sagte: „brauchst dich meiner nicht zu erwehren, Gretchen. Weißt, ich bin dein Mann und dein bester Freund auf Erden, und was dich angeht, geht mich an. Wir haben noch kein Geheimniß vor einander gehabt und wollen keines zwischen uns aufkommen lassen."

Dießmal versuchte ich nicht zu lachen, sondern fuhr mit dem Taschentuch gegen die Augen. „Sieh, ich sag's gerade heraus, mein Weiblein, mir ist, als seist du bei irgend wem in Schulden gerathen, um mir etwas Erquickung zu verschaffen, während ich so elend war, und jetzt möchtest du mir den Aerger ersparen. Aber es wird mehr an mir nagen, wenn du mich im dunkeln läßt, während ich spüre, daß etwas auf dich drückt, was ich nicht mittragen darf. Gelt, Liebe, du sagst mirs?"

Was konnte ich da machen? Ich theilte es ihm Alles mit. —

Endlich war ich aufrichtig gegen ihn geworden und ehrlich gegen mich selbst. Ich entschuldigte nichts; meine ganze Selbstsucht und Unwahrheit kam an's Licht. Er aber zog mich an sich, küßte und umfieng mich wieder und wieder, während ich mein Gesicht an seiner Schulter zu verbergen suchte. Fast lustig sprach er zuletzt: „armes Gretchen, so, das ist die Last, die dich preßt? Also dem Hausirer fünf Thaler, und zwei an Herrn Schmidt, und in der Hand 10 Groschen und 6 Pfennige? Du dauerst mich. Aber schau doch nur auf; da läßt sich's schon noch herauskommen, nun wir klein geworden sind. Die Schuld muß freilich abgetragen werden und der Mann soll mein Täublein nicht mehr in Angst jagen."

„Ach, Johann, wie gut du bist! Aber wie können wir ihn bezahlen?"

„Das überläßt du mir, Gretchen. Für heute schlafen wir einmal darüber, und jeder Tag hat seine eigene Plage. Wann kommt denn der Mann wieder?"

„Uebermorgen," sagte ich; und Johann war gewiß, bis morgen Abend das Geld bereit zu haben.

„Aber, kannst du mir auch ver—" ich durfte das Wort nicht aussprechen, er hatte mir vergeben, ehe ich mein Bekenntniß recht angefangen hatte.

Und was er thun würde, um meine schmähliche Schuld abzutragen, das konnte ich mir leicht denken. Wir hatten ja gute Möbel, eben die, welche der Hausirer sich schon angesehen hatte! Aber geredet wurde kein Wort mehr von der Sache, und das Jahr schloß für mich mit einer Ruhenacht, wie ich sie seit Monaten nicht gekannt hatte.

Das Neujahr brach an; und mit schwerem Herzen, und doch mit leichtem, gieng ich Nachmittags auf den Möbelladen zu, von dem wir unsere Sachen gekauft hatten. Ich wollte den Kaufmann einladen, sie wieder zu besehen und

eine Kommode uns abzunehmen; keine angenehme Aufgabe. Da trat mir Herr Schmidt in den Weg, schüttelte den Kopf und sah mich ernsthaft an, indem er sprach: „Sie sind mir eine schöne Nachbarin."

Gewiß sah ich nicht minder ernsthaft aus, als ich ihm erwiederte: „Ach, Herr Schmidt, es ist mir so leid, ich habe gewiß nicht vergessen, daß ich Ihnen —"

„Puh, puh!" unterbrach er mich; „habe ich nicht gesagt: Sie zahlen, wann es Ihnen möglich ist? Schlagen Sie sich das aus dem Sinn."

„Es drückt mich aber sehr, mein Herr, oder hat mich wenigstens gedrückt; ich hoffe, Ihnen morgen das Geld erstatten zu können."

„Ach so? Und wie das?" fragte er so dringend, daß ich am Ende nicht umhin konnte, ihm mitzutheilen, was ich gerade vorhatte.

„Unsinn!" sagte er, „eure Möbel verkaufen? Nur rechts umkehrt. Ich gehe mit Ihnen." Und als wir umkehrten, fuhr er lachend fort: „sind mir eine schöne Nachbarin, in der That. Ist's auch recht, sich plagen und scheeren, und dem Manne mager kochen, wenn man Freunde hat, die einem gern unter die Arme griffen?"

Wir waren bald zu Hause angekommen, und Herr Schmidt schüttelte Johann die Hand so fein, daß in ihr ein Fünfundzwanzigthalerschein stecken blieb. „Nur eingesteckt! Was Dank? Höchst unnöthig! Stille doch! Erst gestern hörte ich, wie schwer es Ihnen gehe, so besuchte ich zwei, drei Freunde und dann —. Nun, wo das herkommt, ist noch mehr übrig; Sie lassen mich also wissen, ehe es verbraucht ist. Und sobald Sie etwas leichte Arbeit zu thun vermögen, kommen Sie zu mir; brauche etwas Fachwerk im Magazin. Und jetzt, liebe Freunde, wenn's Ihnen recht ist, knieen wir mit einander nieder und ich bete ein paar Worte. Kann nichts schaden, gerade zum Anfang eines neuen Jahrs; oder?" — —

Das ist so meine Geschichte und ich habe wenig mehr zu erzählen, als daß wir nie mehr in eigentliche Noth gerathen sind. Wir haben kein Möbel verkauft, Johann konnte bald wieder arbeiten und das Geschäft ist ihm nie ausgegangen; der guten Mutter hat es auch an nichts gefehlt bis zum Tage ihres Todes. Von meinem Johann hätte ich viel zu sagen, aber ich bringe es mit der Feder doch nicht recht hin; Gott sei gelobt, daß Er mir ihn geschenkt hat. Geheimnisse habe ich keine mehr vor ihm gehabt, und er keines vor mir. Meinen rothen Shawl habe ich nie getragen, aber mich auch nie von ihm getrennt. Da liegt er noch, wie vor 25 Jahren, nicht ungenützt, hoffentlich auch nicht abgenützt; denn er hat mich klein gemacht und erhält mich klein. Doch nicht der Shawl hats gethan, sondern der, welcher mich damit versuchte, daß kund würde, was in meinem Herzen wäre, der treue Gott, der noch ganz andere Schulden für mich getilgt hat, als die ich hier euch vorgerechnet habe.

Vor Zeiten.

„Was ist Ihre Ansicht über den Konflikt zwischen Naturwissenschaft und Bibel, zwischen der Geologie und dem Schöpfungsbericht 1 Mos. 1.?" — Diese Frage kann Einer, der sich das Studium der Natur zur Aufgabe gemacht hat, oft genug hören, wenn er mit Leuten zusammenkommt, denen es um die Wahrhaftigkeit des Wortes Gottes zu thun ist. So wichtig der Gegenstand ist, um den sich diese Frage dreht, — ich muß doch gestehen, es wird Einem immer etwas enge zu Muthe, wenn man sich auf einmal zugemuthet sieht, so schnell als die Frage gemacht wurde, eine Antwort darauf zu haben. Man ahnt sogleich, daß hinter der Frage eine

ganze Reihe von klaren und unklaren Zweifeln, von verstandenen und unverstandenen Einwürfen gegen die Zuverlässigkeit naturhistorischer, insbesondere geologischer Lehrsätze verborgen liege, über welche der Frager oft weniger eine Aufklärung, als vielmehr ein Geständniß der Unsicherheit zu haben wünscht. Er weiß ja, oder glaubt vielmehr zu wissen, daß die Geologen selbst über die wichtigsten Grundfragen nicht einig sind, wie: „Vulkanismus oder Neptunismus?" (d. h. verdanken die Gesteine ihre Entstehung mehr der Wirkung des Feuers oder der des Wassers?) Er weiß, daß die Geologie das Alter des Menschen zu ganz unmenschlichen Zahlen berechnet haben will, von denen für das Alter der Erde gar nicht zu reden. Es ist ihm wohl bekannt, daß die meisten Naturforscher über die Abstammung des Menschen vom Gorilla einig sind, und was der erschreckenden Thatsachen mehr ist, die alle die Naturwissenschaft festgestellt haben soll. Kurz, er ist überzeugt, der Naturwissenschaft ist nirgends recht zu trauen, nachdem sie uns so schändlich irre geführt hat. Aber halt! Hier möchte ich mir erlauben, ehe das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird, auf ein starkes Vorurtheil hinzuweisen, in welchem gar häufig bei aller guten Meinung solche Zweifler sich befinden. Ich muß aber etwas weiter ausholen.

Die obige Frage schließt schon eine falsche Voraussetzung in sich, welche, bewußt oder unbewußt, zu häufig gemacht wird, als daß ich befürchten müßte, beschuldigt zu werden, ich hätte jene Frage nur hingestellt, um mich nun über sie herzumachen und ihre Lächerlichkeit zu beweisen. Zwischen der Naturwissenschaft und der Bibel *kann* nämlich gar kein Konflikt bestehen, sobald man nur zugibt, daß die Bibel Gottes Wort ist und wahr sein muß. Die Naturwissenschaft, d. h. der Inbegriff alles dessen, was man von der Natur *weiß* und zwar gewiß weiß, — sie kann ja nichts behaupten wollen, was dem Wort Gottes widerspricht. Bibel und Natur, sie sind die beiden großen Bände der Offenbarungen Gottes an die Menschen, von denen einer den andern erklärt. Gleichwohl betrachtet man oft die ganze Naturwissenschaft mit sehr mißtrauischen Blicken; ich will nicht sagen, daß sie geradezu gar für satanische Eingebung gehalten worden sein soll, aber man traut ihr eben nicht und sagt: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht u. s. w.

Es ist wahr, viele Vertreter der Naturwissenschaft, insbesondere viele Geologen, haben sich zum Theil große Fehler zu Schulden kommen lassen, sie haben alles Mögliche gethan, um ihre Wissenschaft bei solchen, die kein selbständiges Urtheil darüber haben, in Mißkredit zu bringen, freilich nicht in dieser Absicht, vielmehr in der Absicht, die Autorität des Wortes Gottes und den Bibelglauben zu untergraben. Bei vielen ist ihnen leider das letztere gelungen; bei andern haben sie lediglich nichts weiter erreicht, als daß dieselben nun den Behauptungen der Naturforscher gar keinen Glauben beimessen wollen. Und das ist sehr bedauerlich, und es thut oft ordentlich weh, wenn man das ganze schöne große Gebiet der Geologie mit einem Achselzucken bei Seite setzen sieht, ein Gebiet, worin doch die Größe Gottes nicht minder großartig hervorleuchtet, als in irgend einem andern Theile der Naturgeschichte. Ist ja doch in diesem Gebiet der Stoff zur Untersuchung so reich, so vielfach, daß Eines Mannes Leben und Kraft nicht mehr hinreicht, um mit gleicher Gründlichkeit alle einzelnen Theile desselben zu umfassen.

Was den Streit zwischen Vulkanismus und Neptunismus betrifft, so ist man sehr im Irrthum, wenn man meint, es handle sich hierbei um Fragen, deren Beantwortung nach dieser oder jener Seite hin mit den Aussprüchen der heiligen Schrift im Widerspruch stände. Anders verhält es sich freilich mit der Hypothese von dem maßlos hohen Alter des Menschen und mit seiner Abstammung vom Affen. Daß solchen Behauptungen wesentlich nur die Absicht zu Grunde liegt, die Autorität der Bibel zu schmälern, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden. Zwingende Gründe dafür können auch nicht im Entferntesten aus den Naturgesetzen abgeleitet werden. Dagegen ist es ein ganz Anderes, wenn es sich um das Alter der Erde handelt. Wie lange es her ist, daß die Erde existirt, kann vom geologischen und wohl auch vom astronomischen Standpunkt aus in keiner Weise auch nur annähernd angegeben werden. Daß aber selbst zwischen dem Entstehen des ersten lebenden Wesens auf der Erdoberfläche und der Erschaf-

fung des Menschen sehr große Zeiträume liegen müssen, das steht fest und kann von Keinem geleugnet werden, der sich auch nur mit den elementarsten Grundzügen der Geologie vertraut gemacht hat. Indessen wie groß diese Zeiträume sind, das zu bestimmen und in Zahlen anzugeben, ist ebenso unmöglich, als wenn man die Länge eines Flusses nach seiner Wassermasse an der Mündung berechnen wollte. Es kann aber auch offenbar für Niemand ein wirkliches Interesse haben, jene Zeiträume nach unsern Jahren und Jahrzehnten abzuschätzen, wohl aber gibt es für sie eine andere Zeiteintheilung, auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Ob nun diese Zeiträume, wenn sie mit dem biblischen Schöpfungsbericht (1 Mos. 1.) verglichen werden, zwischen den ersten und zweiten Vers zu verlegen sind, oder ob man den Begriff eines Schöpfungstages in einem weiteren Sinn, als Periode zu fassen hat, in welchem Falle sie in den dritten, vierten, fünften und sechsten Schöpfungstag fielen, das sei dem Leser der folgenden Blätter zu beurtheilen überlassen. Die bibelglaubigen Naturforscher sind darüber nicht ganz einerlei Meinung; doch will es Einem vorkommen, als könnte, wenn vor dem ersten Schöpfungstag schon einmal eine Welt der mannigfaltigsten Geschöpfe auf der Erdoberfläche sich des Lebens und des Lichtes gefreut hätte, kaum vom zweiten Vers an der Bericht so wie wir ihn lesen, gegeben sein, als wäre vordem nichts dergleichen da gewesen. Ueberdieß braucht wohl kaum darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß wenigstens die drei ersten Schöpfungstage keine gewöhnlichen 24stündigen Tage gewesen sein können, da ja erst mit dem vierten die Himmelskörper als Zeiteintheiler gemacht wurden; warum nicht auch die übrigen, deren Beschreibung genau mit denselben Worten gegeben ist. (Vgl. 2 Petri 3, 8. u. a. Stellen.) Die Aufgabe der Geologie ist es nicht, darüber zu urtheilen, wie es möglich sei, daß Sonne und Mond erst nach der Erde, und erst nachdem dieselbe mit Pflanzenwuchs bedeckt war, geschaffen worden seien, oder wenigstens diejenige Gestaltung und Stellung gegen die Erde eingenommen haben, vermöge deren sie für die letztere als Zeiteintheiler dienen können. Nur das wollen wir anführen, daß diese Vorstellung vom astronomischen Standpunkt keineswegs unhaltbar ist.

Indem wir nun in den folgenden Blättern die geologischen Perioden durchgehen wollen, würde es dem Verfasser zu nicht geringer Befriedigung gereichen, wenn es ihm gelingen sollte, bei dem einen oder andern Leser das Mißtrauen gegen die Behauptungen der Geologen auf das richtige Maß zu reduziren. Wir wollen dabei nicht vergessen, daß, wenn wir einer vorgefaßten einseitigen Meinung über irgend eine Stelle der heiligen Schrift zu lieb die Resultate der Naturforschung umstoßen wollten, wir in einen ähnlichen Fehler verfallen würden wie Jene, die, um die Bibel zu widerlegen, sich nicht scheuen, die abenteuerlichsten Schlüsse aus den Ergebnissen der Forschungen ziehen zu wollen. Es bleibt noch viel zu thun, bis wir beides, die Schrift und die Natur, verständig und vollständig lesen können. — Wir wollen deßhalb ganz einfach der Reihe nach beschreiben, was man über die einzelnen Perioden wirklich *weiß*, und uns hüten, das, was nur hypothetisch ist, für Factum auszugeben. Eine Welt voll Leben entfaltet sich nach der andern und geht wieder unter; und das wiederholt sich so lange, bis die Zeit erfüllt ist, da nach dem Rathschluß Gottes das letzte und edelste Glied der Schöpfung auf den Schauplatz tritt, der Mensch, der nach dem Ebenbild Gottes geschaffen und nicht nur zum Herrn der ganzen Kreatur, sondern zum Erben eines ewigen Lebens bestimmt ist. — Aber nicht eine lebhafte Phantasie lehrt uns den Stufengang kennen, in welchem immer höher und höher organisirte Wesen die vorher dagewesenen, niedrigeren abgelöst haben, sondern nur das mühevolle und pünktliche Studium der versteinerten Reste und der Lagerstätten, in welchen sie sich finden.

Wo immer auf der Erdoberfläche man den Bohrer ansetzt und die obersten Gesteinsschichten durchsenkend allmählig auf tiefer und immer tiefer liegende Schichten kommt, da findet man zuletzt, tiefer als alle andern gelagert, gewisse Felsmassen, welche aus einzelnen Krystallkörnern zusammengesetzt sind und, zum Unterschied von den oberen, nirgends die geringsten Spuren versteinerter Reste einer früheren Welt in sich schließen. An vielen Stellen müßte man vielmal tausend Fuß hinunterbohren, um auf diese *krystallinischen Felsmassen* zu stoßen, an andern Orten trifft man sie unmittelbar unter der wenige Fuß mächtigen Decke lockeren Bodens, in welchem die Vegetation wurzelt, oder aber stehen dieselben unmittelbar zu Tage, unbedeckt von andern Gesteinsmassen, nackt und bloßgelegt dem nagenden Zahn der Zeit, oder besser gesagt der unaufhörlich thätigen Einwirkung von Luft und Feuchtigkeit. Die beiden letztgenannten Fälle findet man da, wo sich jene krystallinischen „Kerngesteine" emporheben über die gleichmäßige Wölbung unserer Erdkugel und mächtige Gebirgszüge und Stöcke zusammensetzen, durch ihre unregelmäßigen grotesken Formen schon von Ferne dem kundigen Auge sich charakterisirend und unterscheidend von den gleichmäßigeren Bergzügen, welche aus den jüngeren „Sedimentgesteinen" zusammengesetzt sind. *Grundgebirge*, *Urgebirge*, *Urgesteine*, *primitive Gesteine*, *azoisches Gebirge*, — alles das sind Namen, die man für jene krystallinischen Felsmassen gebraucht und deren Bedeutung von selbst in die Augen springt. Sie bilden die Grundlage für alle übrigen Fels- und Gebirgsmassen, sie waren demnach vor ihnen da und haben ihnen das Material zur Entstehung geliefert; und da sie keine Reste von lebenden Wesen enthalten, (was der Name „azoisch" bedeutet,) so hat man keinen Grund, anzunehmen, daß schon vor ihrer Entstehung lebendige Wesen auf der Erdoberfläche gewesen sind. — Was nun aber die auflagernden Gesteine betrifft, welche der Bohrer durchsunken hat, ehe er auf das Grundgebirge stieß, so bestehen diese zwar aus einem scheinbar regellosen Wechsel von Schiefern, Sandsteinen, Kalkbänken, Thonlagen u. s. w.; nichts destoweniger kann man eine wundervolle Ordnung in demselben erkennen, welche uns überzeugt, daß der Aufeinanderfolge der einzelnen Schichten ein gesetzmäßiger Plan zu Grunde liegt. Der Einschluß von Versteinerungen unterscheidet sie nämlich nicht bloß überhaupt von ihrer petrefactenleeren Unterlage, dem Grundgebirge, und gibt uns, im Gegensatz gegen dieses, einen sichern Anhaltspunkt für die Wahrscheinlichkeit ihrer Entstehung als ruhiger Niederschlag (Sediment) aus marinen oder süßen Gewässern; sondern die bestimmten Formen und Arten dieser Reste organischen Lebens, welche in jeder einzelnen Schichte sich finden, geben, weil für diese charakteristisch, ein willkommenes Mittel ab zu ihrer Unterscheidung von ihren oberen und unteren Nachbarn, sowie zur Wiedererkennung derselben Schichte in weit entlegenen Gegenden. Will man diese einzelnen Schichten oder Etagen der Ordnung nach von unten nach oben numeriren und etwa die unterste Etage mit A, die zweite mit B, die nächstfolgenden mit C, D u. s. w. bezeichnen, so läßt sich Folgendes als feststehendes Ergebniß der geologischen Untersuchungen aussprechen:

1) Die Reste organischer Wesen, welche man in A antrifft, sind großentheils in B nicht mehr enthalten und treten dann auch in allen folgenden Schichten nicht wieder auf, andere finden sich vielleicht noch in B, aber in C schon nicht mehr u. s. f. Auf der andern Seite begegnet man in B oder C solchen neuen Formen, die in A, beziehungsweise B, noch nicht vorhanden gewesen sind u. s. w. Und diese Beobachtung macht man so allgemein und mit solcher Bestimmtheit, daß von einer Zufälligkeit entfernt keine Rede sein kann. Wenn wir nun annehmen, daß die petrefactenführenden Gesteinsschichten, welche zu unterst liegen, zuerst entstanden sind, wie es ja auch gar nicht anders sein kann, dann erst diejenigen, welche darüber gelagert sind, so kann man das, was vorhin mit Rücksicht auf die räumliche Aufeinanderfolge gesagt worden ist, ebensogut mit Rücksicht auf die Zeit so ausdrücken: Es sind im Lauf der Zeiten ganze Pflanzen- und Thiergeschlechter untergegangen, neue entstanden, diese sind hernach wieder verschwunden und haben abermals anderen und anderen Geschöpfen Platz gemacht. Diese Wahrnehmung ist zugleich für das Studium der geologischen Bildungen ungemein erleichternd; denn der Umstand, daß die in einer Schichte vorkommenden Versteinerungen wenigstens zum Theil charakteristisch für dieselbe sind, macht es allein möglich, die einzelnen Schichten in verschiedenen Gegenden aufzusuchen und wieder zu erkennen. Solche Versteinerungen, welche durch ihr ausschließliches und zugleich zahlreiches Vorkommen in einer Schichte vorzugsweise als Führer dienen, werden als „leitend" für dieselbe, allgemein als

„Leitversteinerungen, Leitpetrefacte", insbesondere, wenn es Muscheln sind, als „Leitmuscheln" bezeichnet.

2) Die in den untersten Etagen vorkommenden Versteinerungen deuten auf Organismen von niedriger Entwicklungsstufe, und zwar sowohl die pflanzlichen als die thierischen Reste. Es finden sich von Pflanzen zunächst nur niedrige Meergewächse, von Thieren nur Korallen, beschalte Wasserthiere, niedrig organisirte Krebse und andere auf tieferer Stufe der Organisation stehende Meerthiere. Erst in etwas höheren Schichten findet man die ersten Knochenthiere, nämlich Fische, noch weiter oben froschartige und krokodilartige Reptilien. Dann beginnen die ersten zerstreuten Spuren von Säugethieren, aber erst nachdem man noch eine ganze Reihe von Schichten von unten nach oben durchgegangen hat, findet man Reste von Säugethieren in größerer Zahl, sowie solche von Vögeln. Neben diesen höheren Thieren sieht man aber immer auch neue Formen von niedriger stehenden Geschöpfen an die Stelle ihrer Anverwandten treten, welche die untern Etagen bevölkern und in der oberen verschwunden sind. — Aehnlich verhält es sich mit der Pflanzenwelt. — Ganz zuletzt, nur in den alleroberſten (neuesten, jüngsten) Ablagerungen erscheinen Reste von menschlichen Skeletten, menschliche Werkzeuge und erste Anfänge von menschlicher Kunst. Zu diesen gehören die Pfahlbauten und andere Erfunde, von denen seit etlichen Jahren die Zeitungen so viel berichten.

Mit andern Worten: Von den Organismen, welche in den verschiedenen Perioden der Vorzeit die Erde bevölkert haben, waren die ältesten zugleich weniger vollkommene Geschöpfe, und in der Reihenfolge, in welcher die nach einander entstandenen und erloschenen Generationen von Thier- und Pflanzengeschlechtern einander abgelöst haben, sind neben den niedrigen immer höher und höher organisirte Geschöpfe aufgetreten, bis endlich mit der Erschaffung des Menschen, desjenigen Wesens, das nach seiner materiellen Seite an die leibliche Natur angrenzt, nach seiner geistigen Seite aber einer höheren Welt angehört, der ganzen Schöpfung die Krone aufgesetzt war. — Freilich darf man nun nicht meinen, daß dieses Gesetz, das im Allgemeinen seine vollkommene Gültigkeit hat, sich nun auch im Einzelnen ganz streng durchführen ließe. So treten z. B. die Säugethiere, so viel wir bis jetzt wissen, zum ersten Mal zu einer Zeit auf, da noch keine Schlangen existirt haben. Und von den Geschöpfen, die man bis jetzt als die ältesten kennt, kann man nicht gerade sagen, daß sie absolut die am niedrigsten stehenden Thiere seien. Uebrigens wissen wir, was das letztere betrifft, nicht einmal, ob die ältesten Reste von Thieren, welche man kennt, auch zugleich die Reste der ältesten Thiere sind, die je existirt haben. Vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, daß man entweder noch ältere Thierreste auffinden wird, oder daß der Leib der ältesten Thiere sich gar nicht zur Erhaltung im versteinerten Zustand eignete.

Wenn man jede einzelne Schichte, welche sich von ihren untern und obern Nachbarn durch Verschiedenheit der einzelnen Versteinerungen unterscheidet, besonders aufzählen will, so erhält man von unten bis oben eine sehr beträchtliche Anzahl von Schichten, welche jedenfalls für die Untersuchung wenig Uebersichtlichkeit bietet. Nun beobachtet man aber immer innerhalb einer kleineren Reihe aufeinanderfolgender Schichten eine gewisse Uebereinstimmung hinsichtlich der Lagerung, der organischen Einschlüsse und anderer Umstände, und man nimmt deßhalb jedesmal eine solche Gruppe von auf einander folgenden Schichten unter dem Namen einer Formation zusammen. Solcher Formationen kann man nun, je nachdem man kleinere oder größere Gruppen von Schichten zusammennimmt, von unten bis oben 8, 12 oder noch mehr annehmen. Dabei ist es ganz wohl möglich, daß an irgend einem Ort auf der Erdoberfläche die eine oder andere Formation ganz oder zu einem Theil ihrer Schichten fehlt; ja es gibt wohl keine einzige Stelle auf dem Erdball, wo alle Formationen in vollständiger Aufeinanderfolge vorhanden wären. Denn während an dem einen Ort eine gewisse Art von Gestein als Schlammniederschlag aus süßem oder salzigem Gewässer sich gebildet und die Gehäuse von Schnecken und Muscheln eingeschlossen hat, die da ihr Wesen trieben, so hat vielleicht gleichzeitig an einem andern Ort eine etwas andere Bildung stattgefunden, oder war der Boden trocken gelegt, so daß gar keine Niederschläge aus Wasser hier entstehen konnten.

Immerhin bleibt es merkwürdig, daß, je tiefer die Schichten liegen, d. h. je älter sie sind, desto mehr eine gewisse Conformität beobachtet wird, an der man eine und dieselbe Formation und ihre Glieder an sehr verschiedenen Orten wieder erkennen kann, woraus man wohl für jene Zeiten auf eine größere Gleichmäßigkeit der klimatischen Verhältnisse auf große Erstreckungen hin schließen darf.

Um die Uebersicht noch mehr zu erleichtern, hat man sodann jene Formationen nochmals unter eine noch kleinere Zahl großer Hauptabtheilungen gebracht; womit jedoch so wenig als beim Uebergang von einer Formation zur andern gesagt sein soll, daß die Bildung irgend einer Etage nothwendig durch ein gewaltsames und plötzliches Naturereigniß abgeschlossen und die einer neuen eröffnet worden sei; vielmehr sieht man sich mehr und mehr veranlaßt, ein ganz allmähliches Uebergehen von dem einen Zustand in einen andern, ein allmähliches Aussterben der alten und Entstehen einer neuen Bevölkerung anzunehmen. Noch heutzutage beobachtet man langsame Schwankungen (Hebungen und Senkungen) des Erdbodens, indem man im Lauf der Jahrzehnte die Ufer aus dem Meer sich erheben, oder in dasselbe einsinken, oder aber von einem bestimmten Standpunkt aus die Spitzen von Häusern und Kirchthürmen allmählich hinter einer Anhöhe hervorkommen sieht, die sie früher vollständig verdeckt hatte. Aehnliches mag zu allen Zeiten geschehen sein, und dadurch Meere sich abgeschlossen oder in Verbindung mit einander gesetzt haben, Länderstrecken allmählich unter Wasser gesetzt oder Meeresboden bloßgelegt worden sein. Solche Veränderungen hatten begreiflicher Weise einen Wechsel der klimatischen Verhältnisse und somit auch Wandlungen in der Thier- und Pflanzenbevölkerung zur Folge, und die Niederschläge, welche zu verschiedenen Zeiten an derselben Stelle stattfanden, wechselten beständig und begruben immer andere und andere Ueberreste von Organismen; — so sind die über einander liegenden Gebirgsschichten entstanden, deren Beschaffenheit und Einschlüsse wir jetzt mühsam untersuchen, wenn die Gewinnung eines Werksteins in Steinbrüchen, der Abbau von Erzen oder Salz in Bergwerken, ein Eisenbahn- oder Straßeneinschnitt, ein Flußufer oder die Meeresküste die einzelnen Etagen bloßlegt.

Die einzelnen Formationen petrefactenführender Gesteine, welche wir im Verlauf der folgenden Abschnitte der Reihe nach betrachten wollen, sind folgende:

1) Die Silurformation (unterste, demnach älteste petrefactenführende Schichten),
2) die Devonformation,
3) die Steinkohlenformation,
4) die Dyasformation,
5) die Triasformation,
6) die Juraformation,
7) die Kreideformation,
8) die Tertiärformation,
9) die neuesten Bildungen.

Der umstehende ideale Durchschnitt durch einen Theil der Erdoberfläche bringt die Aufeinanderfolge dieser einzelnen Formationen zur Anschauung, und es wird wohl kaum nöthig sein, zu seiner Erklärung ein paar Worte beizufügen. Zu unterst liegt das Ur- oder Grundgebirge, darauf lagern in regelmäßiger Folge die angegebenen Formationen, zum Theil aus ihrer horizontalen Lage etwas verrückt durch Hebungen und Senkungen, welche stattgefunden haben müssen, der schiefen Richtung nach zu schließen, welche wir ihre Schichten in Steinbrüchen und an ähnlichen Orten einnehmen sehen, zum Theil wohl auch durchbrochen von vulkanischen Eruptionen, wie sie theils heute noch vor sich gehen, theils in früherer Zeit vor sich gegangen sind, und wovon wir bei den einzelnen Formationen reden werden.

Setzt man an die Stelle des Begriffs von einem Schichtenkomplex oder einer Formation den der Zeit, in welcher sich dieselbe gebildet hat, so kann man in gleicher Weise, wie von den Formationen, auch von einer Silurzeit, einer Devonzeit, einer Steinkohlenzeit u. s. w. sprechen. Der gesammte Zeitraum, welcher diese einzelnen Zeiten umfaßt, läßt sich freilich nicht nach Jahren, Jahrhunderten oder Jahrtausenden bemessen oder eintheilen, was ja auch, da die Menschenzeit erst später kommt, hier noch keine Bedeutung hätte; es fehlen auch dafür alle Anhaltspunkte. Aber an die Stelle der Jahrzahlen treten hier die Grenzen der einzelnen Formationen, sowie diejenigen ihrer Glieder,

Geognostischer Durchschnitt der Erdrinde in einem Bogen von Paris über Luxemburg, Trier, Speyer nach Stuttgart und dem Bodensee.

Es bedeutet: U Urgebirge (Silurformation fehlt), D Devon-, d Dyas-, Ko Kohlen-, Tr Trias-, J Jura-, Kr Kreide-, t Tertiärformation.

An vielen Orten, besonders in Thälern, werden die älteren Formationen von den neuesten Bildungen bedeckt.

Die Geschichte dieses ganzen langen Zeitraums zu geben, welcher zwar bis in die Zeiten des Menschen hereinreicht, aber doch der Hauptsache nach vor den Zeiten der Menschengeschichte liegt, das ist die Aufgabe der Geologie. Wir werden, der chronologischen Ordnung folgend, mit den ältesten Schichten, der Silurformation, beginnen, und mit den jüngsten, den neuesten Bildungen, schließen. Wir theilen den ganzen Zeitraum, analog der Menschengeschichte, in eine alte, eine mittlere und eine neue Zeit, und rechnen zur alten die Zeit der vier ersten Formationen, zur mittleren die der fünften, sechsten und siebenten, zur neuen die der beiden letzten. Vor diesen drei Hauptzeitabschnitten aber liegt endlich noch eine Zeit, für die wir nicht einmal eine Zeiteintheilung, geschweige ein Maß haben, die Zeit, in welcher die Ur- oder Grundgebirge entstanden sind, — wir haben keinen andern Namen für sie, als die Urzeit. Und so dienen uns also als Anfangs- und Ausgangspunkt

Die Bildungen der Urzeit.

Wir müssen nothwendig hieher alles das rechnen, was unter den versteinerungsführenden Schichten liegt, was also schon vorher vorhanden war, ehe die Wasserniederschläge die ersten Reste von Thieren und Pflanzen einhüllten, welche wir jetzt im versteinerten Zustand finden. Sie selbst, die Bildungen jener uranfänglichen Zeit, enthalten nicht nur keine Petrefacten, sondern auch ebensowenig Geschiebe von abgerundeter Form, wie man sie in jüngeren Formationen häufig antrifft, wie denn auch ihr ganzes Aussehen meistens wenig Aehnlichkeit mit mechanischen Niederschlägen aus Wasser hat. Gleichwohl können wir uns nichts weniger als eine klare Vorstellung machen von der Art und Weise der Entstehung jener krystallinischen Gesteine, aus denen die Bildungen der Urzeit zusammengesetzt sind. Sei es, daß man dieselben als aus geschmolzenem oder erweichtem Zustand erhärtet sich denke, sei es, daß man auch für sie eine Art der Bildung auf wässrigem Wege (durch chemischen Niederschlag!?) annehme, oder, wie man in neuerer Zeit so gerne möchte, einen dritten Weg einschlage, in allen Fällen stößt man auf erhebliche Schwierigkeiten, deren Wegräumen die Geologen schon viel Kopfbrechens gekostet hat, ohne daß bis heute ein endgiltiges Resultat erzielt worden wäre. Die heißen Quellen, die aus den Tiefen der Erde kommen, sowie der Umstand, daß man das Innere der Erde, je weiter man durch Keller, Brunnen und Bergwerke in dasselbe eindrang, desto wärmer gefunden hat, (die Zunahme der Temperatur beträgt auf je 100 Fuß Tiefe etwa 1 Grad Cels.) scheinen zwar darauf hinzudeuten, daß das Innerste der Erde in einem außerordentlich heißen, vielleicht feurig flüssigen Zustande sich befinde, und daß in früheren Zeiten nicht bloß das Innere, sondern der ganze Erdball eine geschmolzene Kugel gewesen ist, deren Oberfläche nur durch die Berührung mit dem kalten Weltraum allmählich abgekühlt wurde. Mag sein, daß der Druck der damaligen Atmosphäre den der heutigen um Vieles übertraf, weil bei der höheren Temperatur noch viele andere Stoffe, die jetzt als feste Körper oder als Flüssigkeit einen Theil der Erdrinde bilden, darin enthalten waren, — mag sein, daß sich nach und nach bei zunehmender Abkühlung, Eisschollen gleich, feste Gesteinspartieen anfingen auf der Oberfläche des uferlosen feurigen Meeres zu bilden, ja, daß unter jenem starken Druck der Atmosphäre chemische und mechanische Vorgänge stattfinden konnten, die wir nach den heutigen Verhältnissen nicht mehr für möglich hielten. — Wir wagen es nicht, ein festes Urtheil über jene Katastrophen auszusprechen, durch welche der Granit und Syenit, Gneiß und Glimmerschiefer entstanden sind und in vielfachem Wechsel mit einander ihre kolossalen Gebirgsmassen — denn die gewaltigsten Gebirge sind aus diesen Urgebirgsarten zusammengesetzt — aufgethürmt haben; wir wagen es nicht, den Schleier zu lüften, der, wie über der Zukunft, so über jener ältesten Vergangenheit liegt und den Niemand ganz wird wegziehen dürfen bis zu der Zeit, da „kommen wird das Vollkommene und das Stückwerk aufhören wird.“ Aber wie wir durch den Glauben eine gewisse Hoffnung dessen haben können, was zukünftig ist, so können und müssen wir durch den Glauben, und durch den Glauben allein merken, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist und daß Alles, was man sieht, aus Nichts geworden ist.

So viel steht fest, es war eine Zeit, da unsere Erde ein wüstes und leeres Chaos war; da gab es keine Abwechslung der Landschaften, kein munteres Regen und Treiben einer belebten Welt. Nur die Gesetze der leblosen Natur beherrschten den geschaffenen Stoff und legten das erste Fundament zu der Wohnung, die Gott der Herr dem Menschen bereiten wollte. Und wieder war eine Zeit, da die Oberfläche unseres Planeten mit Wasser bedeckt war, aus welchem sich nach und nach die ersten Festländer erhoben und in welchem auf das Wort des Schöpfers sich eine neue Schöpfung, ein Reich der Lebendigen, zu regen anfieng. Zwischen beiden Zeitpunkten liegt die Entstehung der Urgebirge und wir wollen, statt uns in zwecklosen Hypothesen über die Art ihrer Bildung zu ergehen, uns lieber die Gesteinsmassen genauer ansehen, mit denen wir es hier zu thun haben.

Wie majestätisch stehen sie da, diese ehrwürdigen Zeugen einer uralten, längst vergangenen Geschichte unseres Erdballs, die mächtigen Berge von Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, Syenit und wie die Gesteine alle heißen! Ist nicht der alte, von den Stürmen der Jahrtausende kaum berührte Granit des Sinai ein herrliches Symbol der ewig unwandelbaren Treue des Gottes, der sich von den Höhen dieses Gebirges aus seinem Bundesvolk auf eine so denkwürdige Weise offenbarte? —

Im Gegensatz gegen die Gesteine der späteren Bildungen sind auch die Bestandtheile der Urgebirgsarten von viel beständigerer Natur, welche sie fähig macht, eine weit längere Zeit der Einwirkung der Luft und der Gewässer zu trotzen. Nehmen wir zum Muster das bekannteste Glied derselben, den Granit, das schöne Gestein, aus dem z. B. die Jubiläumssäule auf dem Schloßplatz zu Stuttgart besteht, oder den Gneiß, der sich von jenem nur durch die Lagerung, nicht die Beschaffenheit seiner einzelnen Gemengtheile unterscheidet, so haben wir in beiden drei Mineralien, welche in Form kleiner Krystallfragmente unmittelbar ohne Bindemittel Korn an Korn fest mit einander verwachsen sind, nämlich Feldspath, Quarz und Glimmer. Am meisten zur Veränderung geneigt unter den Dreien ist noch der Feldspath, zusammengesetzt aus Kieselsäure, Thonerde und Kali (oder Natron). Doch nur ganz allmählich und nur an der Oberfläche des Gesteins, wo er mit den Atmosphärilien in unmittelbare Berührung tritt, erleidet er eine äußerst langsame Zersetzung, welche wesentlich unterstützt wird durch die mechanische Wirkung des Frostes, der mit unwiderstehlicher Gewalt die Felsen, in deren Spalten das Wasser eindringen kann, auseinandersprengt. Es entsteht so und entstand seit alter Zeit aus der Kieselsäure und der Thonerde des Feldspaths in Verbindung mit Wasser der Thon, jener Hauptbestandtheil der Mergel, Thonschiefer, wie des Ackerbodens; und der Kali- (oder Natron-) Gehalt wird, in Wasser gelöst, den Pflanzenwurzeln als mineralisches Nahrungsmittel zugeführt. Der Quarz, der im durchsichtigen krystallisirten Zustand Bergkrystall heißt, und aus reiner Kieselsäure besteht, bleibt bei der Zerstörung des Feldspaths völlig unverändert, und erst wenn durch lange anhaltende Einwirkung der Luft und des Wassers der Feldspath fast ganz zu Pulver zersetzt ist, verlieren dadurch die einzelnen krystallinischen Körner des Quarzes ihren Zusammenhalt, fallen aus einander und das nimmer ruhende Wasser spült sie weg, um sie, höchstens mechanisch zerkleinert, als Sand an andern Stellen wieder abzusetzen. Durch ein thoniges oder kalkiges Bindemittel an einander gekittet, bilden sie nun und bildeten sie von je her Sandsteine und Trümmergesteine (Conglomerate, Breccien) aller Art. Der Glimmer, wenig mehr zur Zersetzung geneigt als der Quarz, übrigens von einer chemischen Zusammensetzung ähnlich der des Feldspaths, bleibt dabei meist unverändert in kleinen perlmutter- bis metallglänzenden Blättchen dem Sand oder Thon beigemengt und macht, durch die parallele Lage dieser Blättchen, daß die Sandsteine oder Schiefer, in denen er sich findet, leicht in dickeren oder dünneren Platten sich losbrechen lassen.

Wenn man die Urgebirgsarten in ihrer Beschaffenheit im Großen betrachtet, so findet man zweierlei Arten ihres Vorkommens, welche freilich vielfach in einander übergehen, nämlich ein geschichtetes und ein ungeschichtetes. Die Gesteine der ersteren Art setzen gewaltige Gebirgszüge zusammen und es verhalten sich zu ihnen die der letzteren als solche, welche die geschichteten Massen durchbrochen und sich über sie

hin ausgebreitet haben. Sobald man zugibt, daß das Durchbrochene vor dem Durchbrechenden da gewesen sein muß, so müssen die geschichteten Urgesteine, als deren Repräsentant vor allen andern der Gneiß genannt zu werden verdient, die ältesten Gesteine der Erde sein. Die Glimmerblättchen haben im Gneiß sämmtlich eine parallele Lage, so daß das Gestein dadurch auf dem Querbruch ein gestreiftes Ansehen erhält, während der Bruch längs der Schieferungsrichtung den ganzen Glanz der Glimmerblättchen dem Auge zeigt. In noch auffallenderem Grade ist dieß der Fall beim Glimmerschiefer, der in den Alpen eine so große Rolle spielt; er besteht fast nur aus Glimmer und Quarz, birgt jedoch häufig genug in seinem Innern die schönsten Edelsteine, besonders häufig Granaten, Turmaline, Cyanit- und Staurolithkrystalle u. s. w., wie denn überhaupt das Urgebirge die ursprüngliche und hauptsächlichste Lagerstätte der Edelsteine ist. Dem Glimmerschiefer ähnliche Gesteine sind der Chloritschiefer, in welchem Chlorit, und der Talkschiefer, in dem Talk an die Stelle des Glimmers tritt; beide kommen vorzüglich in den Alpen vor. Hornblendeschiefer ist ein schiefriges Gestein, das nur aus Hornblende besteht. Auf weite Strecken hin sind die mächtigsten Gebirgszüge der Erde aus solchem geschichteten Urgebirge zusammengesetzt; aber nirgends findet man eine Versteinerung darin. — Wie nun unsere heutigen vulkanischen Laven die versteinerungsführenden Schichten der Flözgebirge durchbrechen, so erheben sich, nur in viel riesenhafterem Maßstabe, aus den Schichten des Gneißes die gewaltigen Massen des ungeschichteten Granits, dessen Bestandtheile zwar, wie gesagt, dieselben sind, wie im Gneiß, aber regellos durcheinander gemengt keine Spur von Schichtung zeigen, so daß man versucht sein könnte, die Granitberge als die Vulkane der Urzeit zu betrachten. Es ist hier nicht der Ort, auf die Verschiedenheit des Granits und ähnlicher Felsarten von den vulkanischen Laven einzugehen; aber soviel muß man zugeben, daß es zu allen Zeiten Eruptionen aus der Tiefe gleichsam als Ventile des Erdinnern gegeben hat, und daß unsere heutigen vulkanischen Ausbrüche nur die letzten Nachzügler sind, welche uns kaum einen Begriff davon geben können, was dem Aehnliches in früherer Zeit auf der Erde stattgefunden hat. Je älter solche aus dem Innern emporgedrungene Felsmassen sind, desto mehr ähneln sie in ihrem Aussehen und ihrer Beschaffenheit dem Granit; je jünger sie sind, desto näher kommen sie unsern heutigen Laven.

Die ungemeine Härte und Festigkeit der Urgebirgsgesteine erschwert natürlich ihre Gewinnung und Bearbeitung in hohem Grade; um so besser halten sie sich aber auch und bieten den zerstörenden Wirkungen von Sturm und Wetter Trotz, wo man sie zu großartigen Monumenten benützt, wie dieß schon vor Jahrtausenden vorzüglich mit dem Granit und dem ebenfalls ungeschichteten Syenit, einem prächtigen Gestein aus weißem oder rothem Feldspath und grüner Hornblende bestehend, in Egypten geschehen ist.

Man kann vom Urgebirge nicht reden, ohne jener Einschlüsse zu gedenken, welche seit alter Zeit die Menschen veranlaßt haben, das Innere der Berge zu erforschen. Dieß sind die Erze; Steine, aus denen man nutzbare Metalle gewinnen kann und welche meist schon von weitem durch ihren metallischen Glanz sich bemerklich machen. Sie machen in der Regel nicht, wie die oben erwähnten Mineralien, einen Bestandtheil des Gesteins selbst aus, sondern sie erfüllen tiefe und lange Spalten, die das Gebirge durchziehen, — Gänge heißen diese Spalten in der Sprache des Bergmanns. Wie die Spalten und wie die Erze nebst den sie begleitenden Mineralien, dem sogenannten Gangmittel, entstanden sind, wer weiß es zu sagen? So viel schon darüber gemuthmaßt worden ist, man ist noch zu keiner völligen Klarheit gekommen. Am meisten Wahrscheinlichkeit scheint uns die Erklärung zu haben, welche sie langsam durch Ausscheidung aus dem die Gesteine durchsickernden Wasser, darin ihre Bestandtheile aufgelöst waren, und nachherige chemische Umwandlung entstehen läßt. Doch mögen wohl den verschiedenen Erzen sehr verschiedene Wege der Entstehung zukommen.

In unmittelbarer Nachbarschaft der schiefrigen Urgebirgsarten und oft ohne eine scharfe Grenze gegen dieselben hin zu bilden, findet man ein Gestein, welches dem Aussehen nach einestheils an den Glimmerschiefer, anderntheils an die versteinerungsführenden Schichten erinnert: Urthonschiefer hat man es genannt. Man

kann wohl nicht sagen, daß wie bei den späteren Thonschiefern der Thon sein Hauptbestandtheil sei; nur die äußere Aehnlichkeit mit den letzteren hat zu dem Namen verleitet. Vielmehr scheint der Urthonschiefer die Bestandtheile der übrigen Urgebirgsarten zu enthalten, aber in so feiner Vertheilung und inniger Mischung, daß eine mechanische Trennung und ein Erkennen der einzelnen Theilchen mit dem Auge nicht mehr möglich ist. Zuweilen gehen diese Schiefer so allmählich in die versteinerungsführenden Schichten der späteren Formationen über, daß nichts als der Mangel der Petrefacten sie unterscheiden läßt. Sind sie vielleicht die Niederschläge aus dem ersten Urmeere, das die Erde bedeckte, und waren die Organismen, welche damals die Gewässer erfüllten, vielleicht nur schleimige Meerpflanzen, die zu vergänglich waren, als daß ihre Formen sich im Schiefer erhalten konnten? Unter allen Umständen mußte, ehe Thiere auf der Erde leben konnten, eine Pflanzenbevölkerung auf derselben sich befinden, von der die Thiere sich nähren konnten. Denn die Pflanzen entnehmen ihre Nahrung dem Mineralreich; den Thieren aber ist zu ihrer Speisekammer das Pflanzenreich angewiesen, da sie aus unorganischen Stoffen keine thierische Substanz zu erzeugen vermögen. So muß es also damit seine Richtigkeit haben, daß die Pflanzen vor den ersten Thieren geschaffen wurden, wie die Bibel erzählt. Mit diesem Schöpfungsakte beginnt nun aber schon die Zeit der organischen Welt, und zwar zunächst ihr erstes Drittel, die alte Zeit.

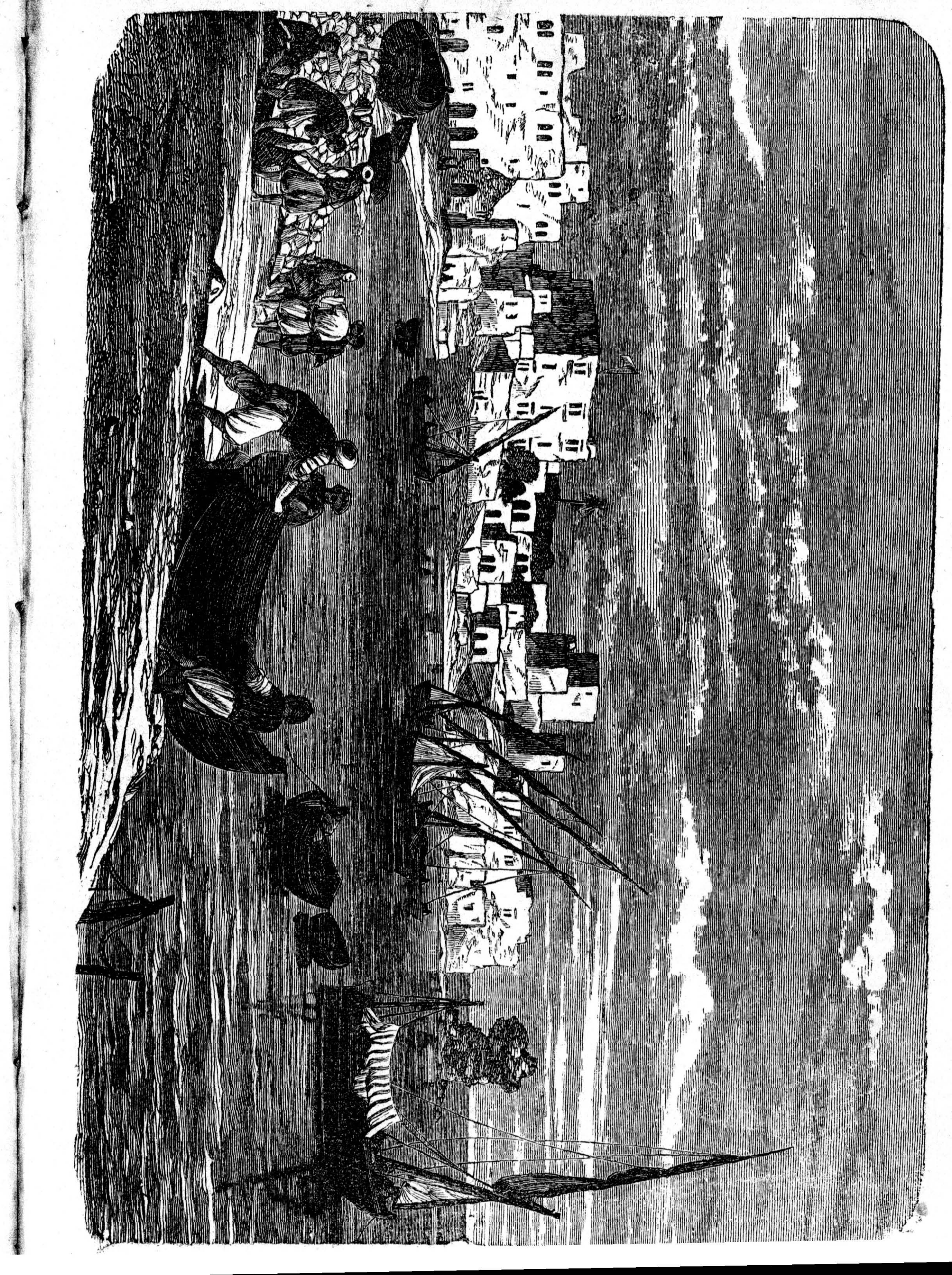
(Fortsetzung folgt.)

Tyrus und Sidon.

Welch ein elender Hafen! rufst du aus, wenn du dem unansehnlichen Dörflein dich näherst, das jetzt den Namen Sur trägt. Wohl siehst du im Meer eine Reihe von Felsen, die den Wellen einen Damm entgegensetzen; aber sie sind nicht ununterbrochen und schützen jedenfalls jetzt mit ihrer niedrigen Mauer kein Schiff, das vor dem Sturme Zuflucht hinter ihnen suchte. Wo lagen denn aber vor Zeiten die stolzen Tarsisfahrer der Phönicier? Wohl nur in dem engen Raum zwischen der einstigen Insel und dem Festland, wovon noch ein kleiner gegen Winde geschützter Rest übrig ist. Da sah ich Boote auch den stärksten Sturm hindurch sicher auf ihrem Anker reiten. Aber wenn Benjamin von Tudela vor 800 Jahren diesen Hafen den schönsten der Welt genannt hat, muß er sich wohl einige Aufschneiderei erlaubt haben, wiewohl derselbe damals noch etwas weiter und tiefer gewesen sein mag als heutzutage.

Dieß also ist die feste Stadt Zor, wie Josua sie nannte (Jos. 19, 29.), als er Assers Erbtheil beschrieb; dieß die Herrscherin, die da sprach: ‚Ich bin die Allerschönste,‘ und deren Fürst sich erheben konnte und sagen: ‚Ich bin Gott, ich sitze im Thron Gottes, mitten auf dem Meer‘ (Ezech. 27 f.). Was findet sich jetzt viel anderes als „ein bloßer Felsen“ — Zor heißt ja Fels — „und ein Wehrd, darauf man Fischgarne aufspannt,“ wie die Drohung (Ez. 26, 14.) lautet. „Ach, wie bist du so gar wüste geworden!“

Alt-Tyrus erstreckte sich einst im Süden des jetzigen Marktfleckens dem Gestade entlang, gewiß in langer Ausdehnung. Sie rühmte sich schon in Jesaias Tagen ihres Alters (Jes. 23, 7. 12.); doch nennt er sie eine Tochter Zidons, zum Zeichen, daß sie nicht die erste Stadt der Phönicier war, wenn auch ihre Blüthezeit viel länger dauerte als die der Mutter. Hier deutet keine Ruine dem Wanderer auch nur von ferne an, daß einst eine große Stadt dastund. Natürlich,



denn ihre Steine wurden ja in's Wasser geworfen (Ezech. 26, 12.), damals, als Alexander sich den Damm baute, auf welchem allein er die Inselstadt erreichen konnte.

Uebrigens ist die ganze Ebene voller Grundmauern. Erst vor wenigen Jahren hat Reschid Pascha das Uferland gekauft und außer Oelbäumen und anderen Pflanzungen 50,000 Maulbeerbäume setzen lassen. Nun gerathen zwar diese Pflanzen wohl, aber die Bauern klagen, das Land sei allzu ungesund, als daß man darauf sich niederlassen könne, daher müsse das Unternehmen fehlschlagen. Merkwürdig jedoch ist der Umstand, daß man nirgends Fundamente für Häuser graben konnte, ohne auf alte Grundmauern zu stoßen. Dadurch ist die Lage von Alttyrus zweifelsohne ermittelt.

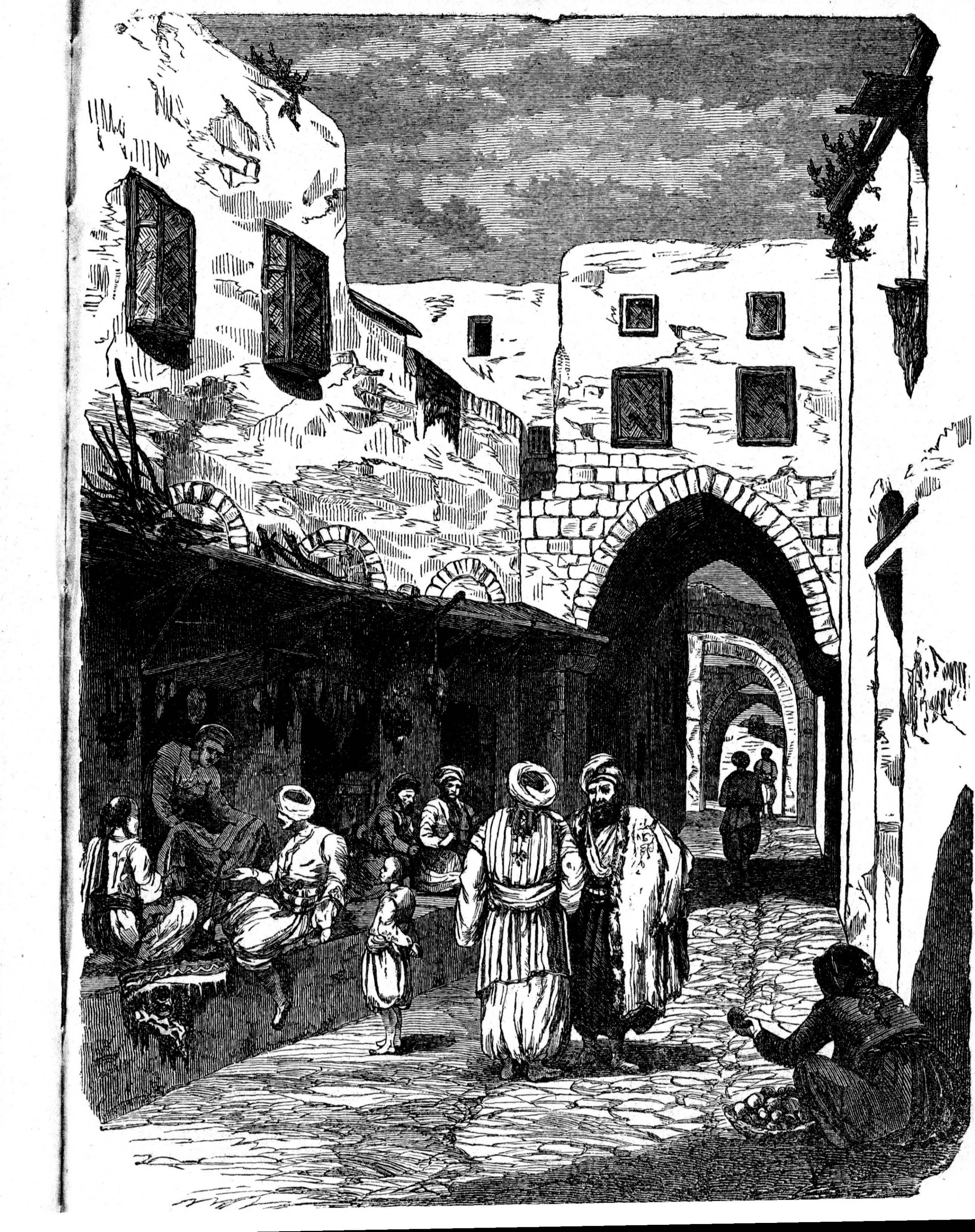
Reitet man über diese Stätte nordwärts dem Strand entlang, so präsentirt sich ein langes, zackiges Vorgebirge, das durch eine niedrige Landzunge von Sand mit dem Festland zusammenhängt. Es ist dieß die frühere Insel, auf der etliche ärmliche Häuser, Thurmruinen und zerbrochene Mauern stehen, während auch ein weißes Minaret und die Kuppel einer Moschee anzeigen, daß der Glaube Muhammeds an die Stelle des Baalsdienstes getreten ist.

Reitet man über die breite sandige Landzunge, so gelangt man durch das einzige Thor, das noch übrig ist, in den Flecken. Die Mauern gewähren übrigens den Einwohnern noch manche Pfade zum Aus- und Eingehen, so gar hinfällig sind sie geworden. Uns zeigte dann ein Syrer, der ordentlich französisch sprach, die Reste einer prächtigen Kirche, die schönste Ruine, welche der Ort aufweist. Wir haben sogar noch eine Rede des Kirchenvaters Eusebius, welche bei ihrer Einweihung gehalten wurde; er beschreibt sie als den herrlichsten Tempel von ganz Phönicien, 222′ lang und 136′ breit. Jetzt steht noch ein Stück vom westlichen Eingang, und ein größeres vom Ostende; die Mitte aber des Prachtbau's ist völlig zerstört und der Platz mit Hütten bedeckt. Auch von den stattlichen Ueberbleibseln wird bald wenig mehr zu sehen sein; denn wir fanden Arbeiter beschäftigt, die schönsten Quader loszubrechen. Der Pascha von Beirut hatte sie hergeschickt, um für eine Kaserne Steine zu brechen! Da wird vollends bald verschwunden sein, was von der Basilika des würdigen Paulinus noch übrig geblieben war. Doch wer weiß? Der Pascha ist vielleicht schon wieder versetzt worden, und sein Nachfolger hat möglicher Weise andere Gedanken. Wunderschöne Säulen von rosenrothem Granit liegen nun halb im Sand begraben oder vom Meer bespült herum. Diese wenigstens wird der Türke wohl liegen lassen, weil sie ihm zu hart sind.

Wir wissen, daß schon der Assyrer Tyrus umsonst belagerte, und daß dasselbe die größte Handelsstadt der Welt blieb, auch nachdem Nebukadnezar 13 Jahre lang seine Heere an diesen Mauern sich zerarbeiten ließ (Ezech. 29, 18.). Noch in Sacharja's Zeit sammelte sie Silber wie Sand, und Gold wie Koth auf der Gasse (Sach. 9, 3.). Dann aber kam Alexander der Große gegen sie, warf alle Steine von Alttyrus in das Meer am Südende der Insel und baute den gewaltigen Damm, der seine Griechen auf die Insel führte. 8000 phönicische Krieger wurden im Sturm niedergemetzelt, 2000 gekreuzigt, über 30,000 als Sklaven verkauft. Die Stadt wurde mit Feuer verbrannt, wie Sacharja vorhergesagt hatte. Wenn auch Alexanders Nachfolger sie wieder bauten, so war doch der Handel mittlerweile nach Alexandrien gezogen. Vom Tyrus der Phönicier ist nur Ein sicheres Ueberbleibsel entdeckt worden, an der Nordspitze der Felseninsel, wo bei stillem Meere noch ein 17′ langer Block der ältesten Mauer beschaut werden kann.

Das römische und dann mit der Zeit christliche Tyrus wurde wieder eine ansehnliche Stadt; in Hieronymus Zeiten (um 400 n. Chr.) war sie die schönste in Phönicien und die Kreuzfahrer noch bewunderten ihre prächtigen Thürme und die dreifache Mauer. Damals wurde unser großer Kaiser, der Hohenstaufe Friedrich Rothbart, in der Kathedrale von Tyrus bestattet. Seither aber haben Erdbeben und die Türken ihr Bestes gethan, um die alten Weissagungen wieder und wieder zu erfüllen. Es ist noch nicht so lange her, daß in dem Gebüsch, das über den Säulenhallen und Tempelresten der Inselstadt aufwuchs, wilde Eber ihr Lager fanden. —

Zehn Stunden nördlich von Tyrus liegt ihre



Mutter, Sidon, bei Josua auch Groß-Zidon genannt (d. h. die Hauptstadt Zidon). Der Name bedeutet Fischfang. Hier an einem hafenlosen Ufer ließen sich die Kananiter nieder und legten sich auf Fischfang und Schifffahrt. Ihre Schiffe waren noch klein genug, um den Winter über auf den Sand gezogen zu werden, wie das noch jetzt in Malabar während der Regenzeit geschieht. Andere glauben, die Felsreihe welche sich parallel mit dem Ufer im Meere hinzieht, wie bei Tyrus, sei früher höher und fester gewesen und habe wohl als Schutz für die Schiffe gedient.

Sidon, jetzt Saida genannt, stellt mehr vor als Tyrus. Es ist nie so hoch gestiegen, wie die Tochter, aber auch nie so tief gefallen; auf 7000—9000 Einwohner mag sich jetzt seine Bevölkerung belaufen, und eine ziemlich gut erhaltene saracenische Burg erhebt sich stattlich über den engen Straßen. Noch immer besteht hier einiger Handel in Seide, Baumwolle und Galläpfeln; und die Früchte der Gärten, welche für die besten des Landes gelten, werden in Masse ausgeführt. Es sind namentlich Granatäpfel, Aprikosen, Feigen, Mandeln, Orangen und Zwetschen.

„Still und sicher" wohnten einst die Zidonier (Richt. 18, 7.), selbst in den Zeiten, da ihre Brüder, die südlichen Kanaaniter vor Josua's Schwert erbebten und dahinsanken. Auf allen Meeren trieben sich ihre Kaufleute herum, und wußten, wie uns Homer erzählt, auch die klugen Griechen und andere Völker mit ihren Waaren zu ködern und zu beschwatzen. Aber mehr und mehr sank Sidon, während die Tochterstadt sich hob, und seine Könige zahlten denen von Tyrus Tribut. In den persischen Zeiten hatte es noch bedeutenden Handel, den es auch unter Alexander behielt; von einer Festung aber und politischem Selbstgefühl war längst keine Rede mehr.

Die Mauern der saracenischen Burg enthalten noch prächtige Granitsäulen des alten Sidon; sonst läßt sich nicht viel Alterthümliches sehen. Zwar überall, wo man gräbt, findet man Marmorsäulen, Sarkophage, zerbrochene Statuen u. dgl.; das Volk aber denkt nicht daran, solche Ueberbleibsel zu sammeln, sondern brennt sie zu Kalk, oder haut sie zu Bausteinen zurecht. Im Januar 1855 entdeckte man einen Sarkophag, der durch die anwesenden Europäer und Amerikaner gerettet wurde. Der Herzog von Luynes hat ihn gekauft, und Gelehrte haben viel darüber geschrieben. Ein Königsbild ist nämlich auf dem Deckel des Sargs erhalten, und in dessen Brust und Leib steht eine kanaanitische Inschrift eingegraben, welche männiglich warnt, die Ruhe des jung dahingerafften Königs Eschmunazar nicht zu stören. Habe er doch Tempel gebaut der Aschtarte und dem Baal, auch andern Göttern, und sich in jeder Weise um den Dienst dieser Götter bemüht. „So öffne denn Niemand meinen Eingang, oder hebe den Sarg meines Ruhelagers auf, damit ihn nicht ausschließen jene heiligen Götter!" Daß in der ganzen Umgegend noch viele ähnliche Gräber zu finden sind, Zeugnisse von Geschlechtern bis in die Richterzeit hinauf, daran ist nicht im mindesten zu zweifeln, und es scheint, daß eine Gesellschaft von Engländern, auch an diesen Orten, nunmehr umsichtige Nachgrabungen anordnen wird.

Eine ächte Irländerin.

Es war ein heißer Augustabend; die Sonne, obwohl geneigt, brannte noch immer auf die weite Fläche von Kildare, ohne daß ein Lüftchen die Blätter der wenigen Bäume bewegte, schmachtend lagen Ochsen und Schafe in der Sonne, denn Schatten war keiner zu finden. Unter dem einzigen größeren Baume aber stand eine kleine Lehmhütte neben dem Fußpfad, der sich um das Torfmoor wand, und ein blauer Rauch, welcher aus einer Spalte des elenden Dachs, die als Kamin diente, gerade emporstieg, verkündete, daß die Hütte nicht leer stehe. Biddy Mulrony hatte gerade einen dreifüßigen Topf voll Kartoffeln über das Feuer gehängt, um ihr Abendbrod zu bereiten. Dann steckte sie ihr Pfeifchen in den Mund, that einige rasche Züge, um es in Stand zu setzen, und lagerte sich auf der Schwelle, wo sie es etwas kühler fand. Doch nicht lange

blieb sie allein, ein rascher Fußtritt unterbrach ihre Muße, und plötzlich stand ein feiner junger Herr in großem Strohhut vor ihr.

„Guten Abend," sagte er höflich, als er sich der Thüre näherte.

„Guten Abend zu Diensten, Euer Gnaden," sagte Biddy, indem sie aufstand und ihren Knicks machte, „'s ist ein wirklich heißer Abend, Ehre sei Gott."

„Heiß in der That," meinte der Herr. „Könnte ich eine Weile hier ausruhen? Ich hatte einen langen Spaziergang."

„Mit dem größten Vergnügen von der Welt," erwiederte Biddy, indem sie einen Schemel brachte und mit der Schürze sorgsam abstäubte.

„Ich will ihn außen hinstellen," sprach der Herr und setzte sich bequem, mit der Schulter an den Thürpfosten gelehnt; „bitte nun, gute Frau, setzen Sie sich, und rauchen Ihr Pfeiflein, wie Sie thaten, ehe ich Sie störte."

„Ach was, keine Störung keineswegs, Euer Gnaden, vielmehr das höchste Vergnügen," sagte Biddy und setzte sich bescheiden gegenüber.

„Dürfte ich um etwas Feuer bitten?" fragte der Herr und zog sein Cigarrenetui aus der Tasche.

„O und wie gern will ich das selbst thun und sollt willkommen sein," sagte Biddy und brachte ein Stück glühenden Torfs vom Feuer; „hier nun, Euer Gnaden, nur Eure Pfeife hingehalten, während es flammt." Und sie blies mit Macht darauf.

„Aber Sie werden Ihre Finger daran verbrennen, gute Frau," meinte der Herr und sah aus, als fürchte er, seine Nase anzuzünden, wenn er zu nahe käme.

„Oh, das fürchtet nur nicht," sagte Biddy lachend, „aber eine kuriose Pfeife ist das einmal, die Euer Gnaden da haben."

„Das ist keine Pfeife, sondern eine Cigarre," bemerkte der Herr.

„Wirklich? Das geht doch über Alles," sagte Biddy und schaute voll Bewunderung auf das neue Ding, „aber wo stopfen Euer Gnaden denn den Tabak hinein, der so lustig brennt?"

„Das ganze Ding ist Tabak," sagte der Herr und puffte drauf los.

„Nun, das ist einmal eine wirkliche Kuriosität; das verdient, daß mans recht betrachtet, habe nie was ähnliches gesehen."

„O dann," meinte der Herr, „nehmen Sie einmal eine, wenn Sie Lust haben, und versuchen selbst, wie es schmeckt."

Biddy hatte sich gesetzt, um das Wunder gehörig zu betrachten; jetzt stand sie auf und machte einen noch tieferen Knicks: „Je nun, da bin ich denn Euer Gnaden ganz völlig verpflichtet, und nehme also eine und danke Euch schönstens dafür; wenns Euch aber nichts ausmacht, so behalte ichs lieber ungeraucht, um der Merkwürdigkeit willen, nicht wahr?"

„Nur zugeraucht!" lachte der Herr, „ich gebe Ihnen noch eine andere zum Aufheben, ehe ich gehe." Ohne Zögern springt Bid auf, zündet die Cigarre an und zieht so toll daran, daß sie ihr nicht lange aushielt. Wie sie zum Ende kam, ließ sie einen Seufzer los, erschrack aber fast selbst darob und setzte sich wieder, mit Nichtsthun beschäftigt. Was sollte sie auch reden, da ja der Herr es mißverstehen könnte, als sei's ihr nur um die andere zu thun!

Auch der Herr machte sich seine eigenen Gedanken — über was wohl? — bis er sie endlich abschüttelte und fragte: „Wie heißen Sie, wenn ich fragen darf, gute Frau?"

„Biddy, Euer Gnaden; natürlich wurde ich nach der Heiligen getauft, denn hier auf diesem Rasen bin ich geboren, und mit ihrem Segen werde ich auch meine Tage hier enden."

„Biddy? Wußte nicht, daß es eine Heilige Biddy gibt!"

Darüber nun mußte Frau Mulrony trotz aller Höflichkeit lachen, es lautete auch so gar ungeschickt! „Versteht sich doch, Euer Gnaden, daß sie nicht Biddy genannt wurde, und nimmermehr! Das ist nur, um es kurz zu machen. Nach der St. Brigitta wurde ich geheißen, und von ihr werden Euer Gnaden doch wissen? Was frage ich auch!"

Der Herr wurde etwas roth: „Nun, daß ichs nur gestehe, ich bin darin nicht recht beschlagen. Wären Sie vielleicht so gut und sagten mir, wer sie eigentlich war."

Verwundert über solcher Unwissenheit fieng Biddy in mütterlichem Tone an: „Und das will ich thun mit ganzem Herzen, ja mit anderthalb. Wisset denn, daß die h. Brigitta vor vielen Jahren gelebt hat, als Dermott Mac Murrough König von Leinster war; da hatte sie alle Mönche

und Nonnen in dieser Landschaft zu commandiren und machte so fort, bis ihrer so viele wurden, daß sie in keinem Kloster mehr Platz hatten. Nun wußte sich St. Brigitta fast nimmer zu helfen, wie auch ein Stück Land zu bekommen wäre, um noch ein Kloster drauf zu bauen. Bei Tag dachte sie darüber nach und träumte Nachts davon — an Einem fort, denn einen vollen Beutel hatte sie nicht, und leider fand sie noch immer nicht, wie sie es angreifen solle. Zuletzt und endlich faßt sie sich ein Herz durch Gnade und entschließt sich, den König um einen Brocken Landes bitten. Sie konnte sich denken, daß er einer Dame kaum etwas abschlagen werde, namentlich wenn sie ein hübsches Gesichtchen mitbrachte. Doch darüber ist man nicht im Reinen; einige sagen, St. Brigitta hatte ein solches, und wieder andere behaupten, die eine Seite ihres Gesichts sei schön und freundlich gewesen wie ein Engel, und die andere so schauerlich, daß Buttermilch davon sauer wurde, und ein Pferd darüber von seinem Haber wegscheute. Irgendwie glaube ich, daß die Heilige sich damit ordentlich zu helfen wußte: wollte sie Einen um etwas bitten, so hielt sie ihm nur die hübsche Seite hin, und dann konnte man ihr nichts abschlagen; wenn man sie aber um etwas angieng, das sie nicht gerne gab, so drehte sie nur die häßliche Seite herum, und das war genug in allen Fällen; wer die gesehen hatte, kam gewiß kein zweites Mal, um etwas zu bitten. Nun also denkt St. Brigitta hin und her, was sie auch zum Könige sagen wolle, und macht sich auf den Weg nach Dublin, thut dem Könige zu wissen, sie sei da und möchte ihn gerne sehen. Es dauerte nicht lang, so führte man sie in einen großen Saal, und da saß der König auf einem großen Thron bedeckt mit Gold und Diamanten und weiß selber nicht was sonst; er sah aber so stolz und gewaltig aus, daß St. Brigitta Anfangs sich halb fürchtete, hineinzugehen. Doch weil sie schon einmal so weit war, wird es ihr, sie müsse die Sache vollends ausfechten, und geht keck auf den König los, nimmt sich aber in Acht, ihm nur die schöne Seite ihres Gesichts hinzuhalten. Das Ding ist gut, der König sieht, welch eine liebliche Kreatur sie ist, und wird ganz mild und fromm wie ein Lamm. „Was kann ich Euch zu Gefallen thun, junge Dame?" sagt er recht freundlich, denn er konnte höflich sein wie Einer, der alte Griesgram, wenn er nur wollte.

„Mir nichts zu Gefallen, Ew. Majestät," sagte die Heilige, ganz ebenso höflich wie Er. „Euch selbst zu Gefallen möchte ich was fragen und bitte Ew. Majestät um eine Gunst, so ein kleines Bröcklein Land."

„Hui!" machte der König und zischte lang wie durch ein Pfeifchen. „So, das ist's?" sagte er; „ja dann frage ich, junge Dame, woher denn ich es bekommen soll. Da stehen all die Herren und Damen um mich her, und tribuliren mich immer um dieselbe Vergünstigung, und wenn ich's für sie nicht bekommen kann, die doch immer um mich sind, so braucht es nicht viel Beweisens, daß ich für ein Fremdes noch weniger auftreiben kann!"

Damit war er sie aber nicht los. St. Brigitta machte immer schönere Worte und setzte ihm auseinander, zu was sie das Land brauche, und wozu das Kloster gut sei, und am Ende konnte er nicht mehr hinaus. Sagt also König Dermott: „Ja, das ist freilich ein anderes Ding. Wenn Ihr's zu einem Kloster braucht, so müßt Ihr es haben. Und dann darf ich so einer netten Kreatur nichts abschlagen. So saget denn, wo hättet Ihr eigentlich am liebsten das Stück Boden?"

Die Heilige merkt wohl, daß er sie gern zum Besten hätte, aber was schadets? denkt sie, und schmeichelt ihm: „Ich möchte es Ew. Majestät so bequem als möglich machen, gesetzt also den Fall, wir nähmens in der Grafschaft Kildare?"

„Das wäre alles schon recht," fährt der König fort," nur seht Ihr wohl ein, daß ich's nicht umsonst hergeben kann. Aber ich will Euch nicht zu viel zumuthen," sagt er, weil er sieht, wie sie erschrickt. „Ihr habt sicherlich nicht viel harte Münze, so müßt Ihr mir einen Mantel machen für meine Tochter, die Prinzessin Eva, die nächsten Monat den großen Sachsen-Grafen Strongbow heirathen soll."

„Das sollt Ihr haben, so groß als Ihrs begehrt," sagt sie und nimmt ihn beim Wort.

„Gut," sagt er, „und so groß Ihr ihn macht, so groß soll das Stück Land sein, und größer nicht."

„Was meint Ew. Majestät?" fragt St. Brigitta.

„Nun das: so viel Boden als Ihr mit dem Mantel zudecken könnt, den Ihr für meine Tochter macht, so viel gebe ich Euch auf so lange, als Gras wächst und Wasser rinnt."

„Und darf ich's Jedem hinterlassen, der mir ansteht?" fragt die Heilige.

„Ganz nach Belieben," sagt der König und lacht in seinen Aermel über dem Gedanken, wie pfiffig er sie dran gekriegt habe, und wie blutwenig Land sie bekommen werde.

„Eingeschlagen!" sagt sie. „Gilt der Handel, Ew. Majestät?"

„Er gilt," sagt der König und schlägt mit seiner Faust in ihre Hand. St. Brigitta aber gieng hocherfreut hinaus, brachte alle Nonnen in Leinster zusammen und erzählte ihnen die ganze Geschichte. Eine jede machte sich dran zu arbeiten wie toll, Tag und Nacht; nichts als Stich um Stich, bis die Zeit gekommen war. Und wie der Morgen anbrach, da der König den Brocken Lands ausmessen sollte, so erschien er zuerst mit seinen Herrn und Damen und allen seinen Soldaten, zu Roß und Fuß und Artillerie, und wartete, bis die Heilige käme. So nach und nach wandelt auch diese einher mit allen ihren Nonnen.

„Wünsch Euch ewiges Heil!" sagt der König und fügt, mit einem Wink gegen den ersten Minister, hinzu: „doch, wo ist der Mantel?"

„Hier ist er, Ew. Majestät, jeder Fetzen davon," sagt die Heilige lächelnd und deutet auf eine Rolle Zeug, so groß wie der Hügel von Allan da drüben; gefällts Eurer Majestät, so rollen wir's jetzt auf." Was konnte der König sagen, als: „so rollt es denn auf!" Und die Nonnen fiengen an, den Mantel aufzuwickeln, bis sie müde wurden, und dann mußten die Truppen ihren Platz einnehmen, und rollten und rollten, bis es fast Nacht wurde. Der alte Griesgram von König wußte sich am Ende nicht mehr zu helfen, und fieng an zu schelten und zu fluchen und herumzutanzen wie toll: „Was ist das der Tausend, zum Kukuk? Da kann doch Jedermann sehen, daß das kein Mantel ist," sagt er; die Hofleute aber standen auf und sagten, es sei doch einer, und ein Handel sei ein Handel, wie auch die Stunde schlage.

Her tritt St. Brigitta, so steif als möglich, und sagt: „Dermott, Mac Murrough, ich wünsche mich also zu bedanken für den kleinen Brocken Landes da," und deutet mit dem Finger auf Stunden Wegs im Umkreis.

„Oh, Ihr habt mich dran gekriegt," sagt er. „Nein," sagt die Heilige, „Ihr habt Euch selbst dran gekriegt, und sehet, so gehts euch. Es ist noch keinem gut bekommen, der es versuchte, die h. Kirche zu betrügen!" Damit geht sie davon, und baut ein Kloster und stellt einen großen, runden Thurm daneben, auf dem sie darüber wachen könne, daß Niemand ihr an ihr Recht greife; und als sie starb, was that sie? Gab das ganze Stück von Kildare den Leuten der Nachbarschaft für ewig und Einen Tag drüber." —

Der Herr erhebt sich und sagt: „Das ist einmal eine merkwürdige Geschichte, und wenn ich heim komme, nach England, will ich sie meiner Mutter erzählen, die sich recht daran erbauen wird. Ich bin Ihnen bestens verbunden und jetzt guten Abend!"

„Und wer ist Eure Mutter, Euer Gnaden, wenn ich mir die Freiheit nehmen darf?" fragte Biddy mit einem Knicks.

„Warum denn nicht, gute Frau, es ist die Königin," sagt der Herr und dreht sich um.

„Der Himmel sei um uns!" sagt Biddy, „so sind Euer Gnaden der Prinz von Wales?"

„So heiß ich, freilich," sagt der Prinz und geht fort, lachend und winkend. Biddy aber ist so erschrocken, daß sie über den Schemel hinfällt, wie sie einen größeren Knicks machen will als je, und der Länge nach auf dem Boden liegt.

„Hallo, Weib, lebst noch? so steh auf und laß die Sau nicht über Dich hinlaufen, sie sucht nach ihrem Abendessen," sagt Mick (Michael), Biddy's Mann und schaut verwundert zur Thüre herein. „Potz Kukuk, ist das ein verschlafenes Ding! Wäre das Schwein nicht zur Hand mit Grunzen und Stoßen, Dich aufzuwecken, Du würdest, glaub ich, schlafen bis zum jüngsten Tag."

„Wo ist der Prinz von Wales?" sagt Biddy, indem sie sich erhebt und herumstarrt.

„Es ist doch zum aus der Haut fahren mit Deinem Träumen und Toben," sagte Mick. „Was fragst Du nach dem Prinz von Wales, und was geht er Dich an, möchte ich einmal wissen?"

„Ah," sagte Biddy, und suchte sich zu sammeln, „so wars vielleicht nur ein Traum? Aber, Mick! der Tausend, das war einmal eine gute Cigarre, die er mir gab. Wünschte nur, ich hätte sie behalten, statt sie zu rauchen. Und zum Abschied hat er mir erst keine zweite gegeben!" Und damit nahm sie die Kartoffeln vom Feuer, denn sie sotten wie toll; kann aber bis heute nicht glauben, daß es ein bloser Traum war. Etwas müsse doch daran gewesen sein, wie sie nur so gesessen sei und mit dem Prinz von Wales sich unterhalten habe. Der Prinz aber ist wirklich im Lande gewesen, und wenn er von Irländern und Dublin erzählt, kann er auch Biddy's und ihrer Lehmhütte nicht vergessen. Vielleicht erinnert er sich auch noch an die versprochene Cigarre, dann wüßte doch Biddy, daß es kein Traum war.

Katharina von Bourbon.

Im sechszehnten Jahrhundert, jener Zeit blutiger Religionskriege, waren es in Frankreich hauptsächlich Frauen, welche durch ihre hohe Begabung wie durch ihre Sittenlosigkeit den Hof beherrschten und das Feuer der Verfolgung gegen die Protestanten schürten. Ihnen gegenüber thut es wohl, auf der andern Seite auch edle Frauengestalten zu erblicken, die unter heißen innern Kämpfen bald mehr duldend, bald mehr handelnd das in unserer Zeit von so Wenigen in seinem ganzen Werth erkannte unschätzbare Gut der Gewissensfreiheit miterringen halfen. Allein in dem Königshause von Navarra treten uns drei solcher christlichen Heldinnen entgegen: Heinrichs IV. Großmutter, Mutter und Schwester. Seine Großmutter, Margaretha von Valois, die Schwester Franz I., in erster Ehe mit dem Herzog von Alençon, Connetable von Frankreich vermählt, der 1525 aus Kummer über die traurigen Folgen der Schlacht von Pavia starb, war jene hochherzige Fürstin, die als Trösterin und Pflegerin ihres in Madrid kranken und gefangenen Bruders dem Kaiser Karl V. in Gegenwart seiner Räthe mit solcher Würde Vorwürfe über die Behandlung seines Gefangenen machte, daß dieser erstaunt ausrief: „Das ist kein Weib, das ist ein Wunder der Natur," und wirklich gelindere Saiten aufzog. In zweiter Ehe mit Henri d'Albret, König von Navarra vermählt, und von ihrem seinem Lande zurückgegebenen Bruder mit der Grafschaft Armagnac und den Herzogthümern Alençon und Berry beschenkt, wurde sie in ihrem kleinen Reiche die warme Freundin und Beschützerin der evangelischen Lehre, obgleich sie selbst nie öffentlich zu derselben übertrat. Um so entschiedener that diesen Schritt ihre mit durchaus männlichem Geiste begabte Tochter Jeanne d'Albret nach dem frühen Tode ihres Gemahls Anton von Bourbon. Ihrem im Schlosse zu Pau in Bearn gebornen Sohne Heinrich gab sie zur ersten Wärterin eine Bauersfrau; später schickte sie ihn in's Gebirge und ließ ihn mit andern Knaben barfuß und unbedeckten Hauptes die Höhen erklettern. Als er 15 Jahre alt war, führte sie selbst ihn begeistert nach La Rochelle, damit er für die Sache der Hugenotten mitkämpfe. Als er nach dem für die Protestanten unerwartet günstigen Frieden von St. Germain sich an den verderbten französischen Hof locken ließ, folgte ihm ihr Herz nur mit banger Sorge dorthin. Ungern sah sie seine Verlobung mit Margaretha von Valois, und erst nachdem der Heirathsvertrag geschlossen war, kam auch sie nach Paris. Einige Wochen darauf erkrankte sie und starb — einer ziemlich verbreiteten, aber nicht verbürgten Sage nach in Folge vergifteter Handschuhe. Ihr Vermächtniß an Heinrich war: „Ich bitte meinen Sohn inständig, der Vormund, der Beschützer und nächst Gott der Vater seiner Schwester Katharina zu sein." Dieser Katharina, der am wenigsten Bekannten unter den drei Frauen, sei hier gedacht. Sie hat trotz aller brüderlichen Zärtlichkeit durch Heinrichs Hand fast nur Schmerzen empfangen und ihm dennoch lebenslang kindliche Verehrung und die hingebendste Liebe bewahrt.

Katharina war am 7. Februar 1559 in Paris geboren. Am einfachen mütterlichen Hof in Bearn wurde sie in der reformirten Lehre erzogen, zu welcher ihre Mutter sich erst als Wittwe im Jahr 1563 bekannte. Beza war's, der sie im Glauben, aber auch im Latein unterrichtete, die Mutter selbst aber übernahm es, die Kinder für den Kampf in einer bösen Zeit abzuhärten. Die Tochter begleitete Johanna, 13 Jahre alt, auf jene verhängnißvolle Reise in die französische Hauptstadt. Der treuen Mutter beraubt, war sie bei ihrem Bruder im Louvre, als eine Woche nach dessen Hochzeit in der Schreckensnacht vom 23. auf den 24. August 1572 eine Glocke auf dem königlichen Schlosse das Zeichen zur Ermordung aller in Paris anwesenden Protestanten gab, und der erst zitternde, dann tobende Karl IX. schrie: „Messe, Tod oder Bastille." Die Prinzen von Geblüt wurden zwar bei dem Gemetzel verschont, aber nachher von dem König mit dem Tode bedroht, falls sie nicht zur katholischen Kirche zurückträten, und Heinrich — schwörte für sich und seine Schwester den evangelischen Glauben ab. Vier Jahre brachten sie nun in einer Art Gefangenschaft am Hofe zu. Heinrich, obgleich von den katholischen Großen nur als „der kleine gefangene Zaunkönig" behandelt, den man bei jeder Gelegenheit mit Sticheleien traktirte, ließ sich ködern von all den sinnlichen Genüssen, die man ihm darbot, und stürzte sich kopfüber in das zügellose Hofleben. Katharina dagegen, an Lebhaftigkeit des Geistes und Feuer des Gemüths ihrem Bruder verwandt, aber festeren, selbständigeren und wahreren Charakters als er, und durch jene furchtbaren Erlebnisse früh gereift, nahm an keinem der Feste Theil und blieb im Herzen der evangelischen Lehre treu. Als es 1576 auf einer Jagdparthie Heinrich gelang, in sein Land zu entwischen, folgte sie ihm sogleich nach, um fortan in bösen wie in guten Tagen seine unzertrennliche Gefährtin zu sein. Das Erste, was sie bei der Rückkehr in die Heimat that, war eine evangelische Predigt zu hören und in die Psalmen der Hugenotten einzustimmen. Als Regentin von Bearn erließ sie sodann, 20 Jahre alt, militärische Befehle und sorgte für die Sicherheit der Festungen. Bei der Belagerung von Dreux wäre sie beinahe an seiner Seite gefallen, als sie unvorsichtig die Laufgräben besuchte, in denen die Kugeln ihr Kleid streiften.

Im Jahr 1580 ließ ihr Philipp II. von Spanien seine Hand antragen und zugleich ihrem Bruder Heinrich die nöthige Unterstützung versprechen, um im Süden Frankreichs ein unabhängiges Reich zu gründen. Sogar die Auflösung von dessen Ehe mit Margaretha von Valois erbot er sich bei dem Papst zu vermitteln, um ihn sodann mit der Infantin Clara Eugenia, Tochter der französischen Prinzessin Elisabeth, zu vermählen. Katharina's Nein machte alle diese Pläne zu nichte und ersparte Frankreich eine neue Spaltung und einen weitern Krieg. Während alle französischen Provinzen durch innere Zwistigkeiten zerrissen waren, herrschte in dem kleinen Navarra unter ihrer und ihres Bruders Regierung Ruhe und Friede. In Heinrichs Anwesenheit hielt Katharina mit Umsicht und Würde seinen kleinen Hof in Nerac oder Pau, war er fort, so übernahm sie für ihn auch die Verwaltung des Landes. Ebenso mild als gerecht in Ausübung ihrer Regentenpflichten, fand sie daneben noch Zeit zu literarischen Beschäftigungen, wie sie denn selbst dichtete, auch z. B. die Psalmen aus dem Lateinischen ins Französische übersetzte. Obgleich selbst eifrige Calvinistin, hatte sie nichts von der Härte gegen Andersdenkende, die ihrer Mutter zuweilen anklebte. Ganz Bearn liebte und verehrte sie, denn sie vergaß weder die Schlösser der Reichen noch die Hütten der Armen.

Auch ihre Schönheit fand viele Bewunderer. Man rühmte „ihren ausdrucksvollen Mund, ihre zarte Hautfarbe, ihr mildes, seelenvolles blaues Auge und die blonden Haare, die ihre offene, unschuldige Stirne umgaben." Natürlich, daß es da an Bewerbern um ihre Hand nicht fehlte, die Heinrich nur allzu bereit war, jedem Fürsten, ja sogar jedem Edelmann zu versprechen, dessen Dienste er gerade brauchte.

Katharina selbst hatte indessen ihre Wahl getroffen: sie wollte keinen andern Gemahl als den jungen Grafen von Soissons aus dem Haus der Condé. Die Liebe zu ihr führte ihn mit einem Theil des normännischen Adels den Fahnen Heinrichs zu und half diesem den Sieg von Coutras gewinnen. Doch scheint die edle Katharina in dieser Wahl sich haben durch äußere Vorzüge blenden zu lassen. Schön und muthig, vom Volke geliebt und vom Hofe bewundert, aber abgemessen, kalt berechnenden Wesens, war

Soissons seinem selbstsüchtigen, ehrgeizigen Charakter nach ihr nicht im mindesten verwandt. Selbst katholisch, aber Bruder eines Hugenotten, ein Höfling Heinrichs III. und Freund des Herzogs von Guise, dabei Waffengefährte und naher Verwandter des Königs von Navarra, gieng er je nach Laune oder Vortheil von einer Partei zur andern über und trug den Namen des Proteus seiner Zeit davon. Heinrich hatte ihm die Hand seiner Schwester versprochen, dieses Versprechen aber bald wieder bereut, weil er das übermüthige Benehmen des Grafen gegen die kleinen bearnesischen Edelleute und sein hochstrebendes Wesen nicht ertragen konnte. Bei der Wandelbarkeit seiner Entschlüsse wurde es ihm nicht schwer, sein gegebenes Wort zurückzunehmen, zum Aerger Soissons, zum tiefen Schmerz Katharinas, die dem Verlobten treue Liebe bewahrte.

Während die königlichen Truppen Rouen belagerten, verließ einmal Soissons heimlich das Heer, und hielt mit 12 Rittern stolz seinen Einzug im Schlosse zu Pau, um Katharina zu besuchen. Heinrich hörte davon und schrieb dem Kommandanten der Stadt: „Ich habe mit Verdruß die Art und Weise vernommen, auf die mein Vetter, der Graf von Soissons, seine Reise gemacht hat. Ich sage Ihnen nichts weiter, als daß nichts geschehen darf, wobei Sie sich gegen meinen Willen betheiligen oder zustimmend verhalten; Ihr Kopf wird mir dafür haften." Herr von Ravignan war schnell entschlossen. Er ließ das Schloß durch seine Truppen umzingeln, die städtischen Beamten traten in ihren rothen Mänteln in Katharinas Gemächer, und der Graf von Soissons mußte seinen Degen abgeben. In rührenden Klagen machte sich die durch diese rauhen Maßregeln schwer gekränkte Fürstin gegen ihren Bruder Luft. „Sie haben mich immer geliebt," schrieb sie ihm. „Nur zu Ihnen kann ich meine Zuflucht nehmen. Um Gottes Willen, mein König, zeigen Sie in dieser Sache, daß Sie mir ein guter König und guter Bruder sind. Wenn ich das geringste Fräulein in Ihrem Königreich wäre, würden Sie mir mein Recht nicht verweigern. Sollte ich mich über dieser Beschimpfung von Ihnen verlassen sehen, so möchte ich nicht mehr leben. Ich flehe Sie demüthig, mit gefalteten Händen an, und nicht ohne Thränen. Wollte Gott, ich könnte es in Ihrer Gegenwart thun." Sie hat bei ihm wenig erreicht.

Bald darauf verließ Katharina für immer die Stadt, in der sie ihre Jugend verlebt hatte. „Ich werde wieder zu Euch zurückkehren," sagte sie scheidend zu den alten Bäurinnen Bearns. Diese aber erwiederten: „Wir sehen wohl Ihre Abreise, wie wir die Ihrer Mutter sahen; aber Ihre Wiederkehr werden wir nicht mehr sehen." — Als 1594 Heinrich IV. in Chartres gekrönt wurde, saß seine Schwester unter dem gleichen Baldachin mit ihm an dem Platz, welcher nach der Etikette der Königin von Frankreich gebührte. Aber weder ihre Bitten, noch alle Dienste, die sie ihm schon geleistet hatte, vermochten ihn zu der Einwilligung in die Verbindung, die ihres Herzens Wunsch war. Katharina, um deren Hand sich der Herzog von Alençon, Heinrich III., der alte Herzog von Lorraine, Philipp II., der Herzog von Savoyen, Jakob VI. von Schottland und der Herzog von Montpensier beworben hatten, war nahe an den Vierzigen, und Heinrich beharrte noch immer auf seinem Nein.

Da wartete ihrer ein neuer Schmerz. Im Wunsche, die Erinnerung an die alten inneren Zwiste zu verwischen, beschloß Heinrich, seine Schwester mit dem Herzog von Bar, muthmaßlichen Erben Karls III., Herzogs von Lothringen, zu vermählen, und dadurch den Katholiken und einstigen Verfolgern der Protestanten ein Zugeständniß zu machen. Katharina, deren letzte Hoffnung auf eine Verbindung mit Soissons längst geschwunden war, willigte endlich in diesen neuen Plan ihres Bruders, erklärte dabei aber fest, daß sie dem evangelischen Glauben nicht entsagen werde. „Das Beispiel des Königs" sagte sie, „ist mir Gesetz; doch nur in Dingen, die nicht das Gesetz Gottes betreffen. Auf diesem Punkt weiß ich, wie weit mein Gehorsam gehen darf." Sie reiste mit ihrem Gemahl nach Lothringen ab; beim Abschied von ihrem Bruder aber, der gleichfalls weinte, soll sie ohnmächtig geworden sein.

Es war das die Zeit, in der Heinrich nach seinem wechselvollen Lauf am Ziel seiner Wünsche angelangt war, und wie er selbst sich ausdrückte, seinen Triumphwagen bestiegen hatte. Und doch fühlte er sich weniger glücklich als in den Kämpfen seiner Jugend. So sehr sein Herz

und all sein Dichten und Trachten Frankreich geweiht war, sah er um sich her nur Unzufriedenheit und Undank. Von händelsüchtigen, ehrgeizigen Höflingen umgeben, besaß er weder das Vertrauen der mit Mühe zum Gehorsam zurückgeführten Häupter der Ligue, noch das seiner einstigen reformirten Waffengefährten. Die kleine protestantische Phalanx, die so tapfer unter dem weißen Banner gekämpft hatte, sah mit Schmerz Heinrich von Navarra seine Gunst ihren bittersten Gegnern zuwenden, ja sogar den stürmischen Pater Leicester, den Lobredner jenes Jaques Clement empfangen, der von der Kanzel herab die edle Katharina „die französische Jesebel, die aus dem Gebirge gekommene Teufelin" genannt hatte. Unglücklich in seinem Privatleben und von Verrath umgeben, verfiel Heinrich oft in trübes Sinnen und verlor mehr und mehr jene muntere Laune, jenen unerschöpflichen Witz, die ihm einst so viele Freunde gewonnen hatten. Die südfranzösische Heiterkeit wich spanischem Ernste, und der volksthümlichste aller französischen Könige nahm bei Antonio Perez spanische Stunden und trug das düstere Kostüm Philipps II. Auf dem Gipfel der Größe dachte er oft halb sehnsüchtig an die Abenteuer seiner Jugend, an seine zerrissenen Aermel und geristerten Schuhe zurück. Oft konnte man ihn vom Undank der Menschen sprechen hören. „Ich werde bald sterben," sagte er, „dann, wenn ich nicht mehr da bin, werdet Ihr fühlen, was Ihr an mir gehabt habt."

Eines blieb ihm inmitten all dieser Sorgen und all dieses Kummers: die Liebe seiner Schwester, die fortfuhr, die ehrerbietigsten, zärtlichsten Briefe an ihn zu richten. „Mein Gott," schrieb sie ihm, „wie verlangt michs, Sie zu sehen, mein tapferer König; wann wird mir die Ehre werden, Sie eben so frohen Blicks zu umarmen, als ich in Thränen schied?" Doch gerade in das Leben dieser edelsten, treusten Freundin mußte er auf dem Weg, den er selbst erwählt hatte, immer auf's Neue störend eingreifen. Noch hatten die Bannflüche des Vatikans ihre Kraft nicht verloren, und der König, der sein Haupt vor Rom gebeugt hatte, konnte nicht begreifen, daß ein Weib widerstand. Er that, was in seiner Macht stand, auch Katharina zur Abschwörung ihres Glaubens zu vermögen. Die arme gequälte Fürstin, von der dreifachen Angst gefoltert, entweder gegen ihr Gewissen zu handeln, oder aber die Ungnade ihres Bruders auf sich zu ziehen und ihren Gemahl ins Unglück zu stürzen, war der Verzweiflung nahe. Der Herzog von Bar bewies ihr wirkliche Liebe, gerieth aber in solche Unruhe wegen der angedrohten Kirchenstrafen, daß er davon sprach, seinen Herzogstitel gegen den eines Jüngers des h. Franz von Assisi zu vertauschen. In den ersten Tagen des siebzehnten Jahrhunderts wurde in Rom ein Jubeljahr gefeiert. In der Hoffnung, Clemens VIII. zu besänftigen, begab sich der Herzog als einfacher Pilger gekleidet dorthin. Umsonst! der Papst verweigerte die ersehnte Dispensation.

Als Katharina zur Geburt des Kronprinzen nach Fontainebleau kam, wartete ihrer dort ein Kampf mit katholischen Theologen, die sie zu bekehren suchten. „Ich weiß wohl, daß meine Religion Ihnen ein Anstoß ist," sagte sie damals zu Heinrich IV.; „lassen Sie mich doch nach Bearn zurückkehren, wo ich in Ruhe leben und wenigstens Niemand beschwerlich sein werde." Einmal kamen die Theologen auf Johanna d'Albret zu sprechen. Da rief Katharina empört aus: „Sire, man will mich glauben machen, unsere Mutter sei verdammt!" Heinrich kehrte sich ab, um seine Thränen zu verbergen, und sagte dann zum Herzog von Bar gewendet: „Es ist genug, mein Bruder; ich gebe die Hoffnung auf, sie zu bezwingen."

Nicht lange darauf zeigte sich der päpstliche Stuhl milder gestimmt, aber der Kummer hatte Katharinas Gesundheit zerstört. Als das Breve mit der lange erflehten Absolution in Lothringen ankam, weilte die edle Fürstin nicht mehr hienieden. „Ach mein theurer König," schrieb sie in ihrem letzten Briefe ihrem Bruder, „ich glaube, der furchtbare Schmerz, den ich empfand, als ich Ihnen Lebewohl sagte, ist die Ursache meines Uebels." — Sie starb, nur 45 Jahre alt. Heinrich IV. aber schrieb bei der Nachricht von ihrem Tode Herrn von Beaumont, dem französischen Gesandten in London: „Ein größerer, empfindlicherer Verlust hätte mich nicht treffen können. Sie war die Gefährtin aller meiner guten und bösen Geschicke, und hat anhaltender die letzteren mitgetragen, als sie Muße hatte an den ersteren Theil zu nehmen." Der päpstliche

Nuntius hielt es für seine Pflicht, dem trauernden Bruder die Zweifel des Papstes über die Seligkeit der Vollendeten mitzutheilen: leider sei sie eben außerhalb des Schoßes der Kirche gestorben. Heinrich IV. aber meinte, wenn wir uns würdige Gedanken von Gott machen, werden wir glauben, daß auch der Augenblick, in welchem wir den letzten Seufzer ausstoßen, für die göttliche Gnade genüge, um jeden Sünder, welcher Art er immer sei, für den Himmel zuzubereiten. „Irgendwie zweifle ich nicht am Seelenheil meiner Schwester."

Der gutmüthige König mag gerade über diesen Punkt etwas laxe Ansichten gehabt haben, wie er denn seiner Zeit entschieden voraneilte, wenn er die Worte aussprach: „Wer streng nach seinem Gewissen handelt, der ist von meiner Religion, und ich gehöre zur Religion aller derer, die tapfer und gut sind." Uns aber muthet Katharina als eben so tapfer als gut an, wie der so viel berühmtere Bruder, der hinter ihrer strengen Gewissenhaftigkeit und völligen Selbstvergessenheit gar weit zurückblieb; daher haben wir auch mehr Zutrauen zu ihrer Religion, welche von eigenem Verdienst nichts wußte und Angesichts des Todes sich in rührender Einfalt nur auf die volle Gerechtigkeit ihres Heilandes stützte. Ihr Andenken ist neuerdings in Frankreich wieder aufgefrischt worden, möge es im Segen weiter wirken!

Karl Stöber.

Eine biographische Skizze von Agnes S.

Du, liebe junge Leserin, gehst vielleicht noch nicht an der offnen Pforte eines Friedhofs vorbei, ohne daß ein Schauer dein Herz beschleicht und dir die Mahnung entgegentönt: „Schön's Blümlein hüte dich!" — Dennoch will ich dich jetzt bitten, mir auf einen Gottesacker zu folgen und dich an einen Freund der Jugend erinnern, der dort, unter treu gepflegtem Hügel, den langen Schlaf des Todes schläft.

Es ist kein schauerlicher Ort, an den ich dich führe, es ist ein lieblicher Garten. An seinem Eingang hält ein uralt Kirchlein Wacht, und seine Glocken tönen so hell und fröhlich durchs Thal hin, als wollten sie jedem müden Wanderer zurufen: „Kommet her Alle, die ihr mühselig und beladen seid!" Drüber herein schaut der Wald und die Ruinen der alten Burg der Palatine, überragt von dem gewaltigen Bau eines stolzen Römerthurmes, an dem die Zeit so spurlos vorübergegangen, wie an den Höhen, deren Gipfel ewiger Schnee deckt.

Hier ruht:

Karl Stöber,

der dir vielleicht unter dem Namen „der Erzähler von der Altmühl" bekannt ist. Sein „Wessen Licht brennt länger?" „Der wunderbare Plüsch." „Der Schneider von Gastein." „Sabina die Bleicherin" und manche andere seiner Erzählungen, haben dir wohl manchmal das Herz ruhig und froh gemacht, und du magst wohl gern noch ein paar Worte hören, die dir, so weit es der enge Raum und die ungeübte Feder erlauben, von ihm selbst einiges erzählen sollen.

Am 30. November 1796 ist Karl Stöber in der kleinen Stadt Pappenheim (Baiern) geboren worden. In jener an hohen Titeln so reichen Zeit wurde sein Vater Kommerzienrath und Hofapotheker genannt; nichts destoweniger aber gieng Karl, noch ehe er das schulpflichtige Alter erreicht, in Begleitung einer treuen Magd, die von ihrem 17. bis zu ihrem 75. Jahre in der Familie zuerst gedient und dann das wohlverdiente — mit Unrecht sogenannte — „Gnadenbrot" gegessen, fleißig nach den Beeren des Wachholderstrauchs und was sonst für Geschäft in Wald und Flur um ein Bedankmich gegen den lieben Gott zu haben war, und führte, sobald nur seine Kräfte dazu gewachsen, eifrig den Klöpfel in dem großen Mörser der Apotheke. Er mußte wohl, denn damals war die Erziehung der Kinder meist viel einfacher und strenger als jetzt, und sie sollten bald erwerben helfen. Das verbitterte aber unserem jungen

Freunde keineswegs die Kindheit, und nach der Arbeit schmeckte die Muße nur desto besser. — Hinter dem väterlichen Hause, steil aufsteigend bis unter die Ruinen der alten Burg, bot der Garten die schauerlich schönsten Verstecke und willkommensten Kletterpartien für ihn und seine Geschwister und dazwischen, als Extravergnügen und Hauptmoment, kam hie und da ein Besuch in Begleitung der Mutter bei den Großeltern im obern Altmühlthal, in dem schön gelegenen und gastfreien Pfarrhaus zu Trometzheim. Im Winter, bei günstigem Schneewetter, wurde die Tour im „Bettschlitten" des Nachbars Sonnenwirth unternommen. Es war das eine Anstalt, die wirklich noch die allergrößte Aehnlichkeit mit einer Bettlade hatte. Wohl eingehüllt in Betten, Pelze und Teppiche, so daß nur die Köpfchen noch sichtbar und erkenntlich blieben, boten sie dann das Bild eines fahrenden Nestes voll junger Vögel, überwacht von der ängstlich besorgten Mama, die mit wohlmeinender Rede und gelegentlichem Flügelschlag die unruhige Brut verhindert über Bord zu fallen.

In dieser frühen Zeit wurde der Grund zu der rastlosen Thätigkeit, zu der strengen Enthaltsamkeit und großen Genügsamkeit gelegt, die ihm später in seinen Gemeinden so große Achtung errungen und ihm besonders als Seelsorger unter dürftigen Taglöhnern und bei den Armen überhaupt so viel Vertrauen erworben haben.

Von seinen Eltern, hauptsächlich von der gottesfürchtigen Mutter zum Studium der Theologie bestimmt, wurde er, nachdem er die Schulen in Pappenheim besucht, auf das Gymnasium nach Ansbach gebracht, wo er, bei einer braven Wittwe in Kost und Logis, auch leiblich gut versorgt war. Die bitteren Gefühle über die Erniedrigung Deutschlands, die damals jedes treue Herz durchzogen, und hernach ebenso die Begeisterung für die endliche Erhebung seines Vaterlandes haben auch ihn mächtig ergriffen, und der Schüler übte sich mit Professoren und Schulkameraden, die alle mit gleichem Interesse den Gang der Begebenheiten verfolgten, fleißig in den Waffen, um nöthigenfalls auch seinen Mann stellen zu können. Dennoch muß er dabei fleißig *gelernt* haben, denn er verließ schon im J. 1814 das Gymnasium mit Auszeichnung und gieng von hier auf die Universität Erlangen über.

Leider sind uns aus der Zeit seines Ansbacher Aufenthaltes, wie aus der spätern seiner Universitätsjahre keine eingehenden Nachrichten geblieben; doch glaube ich als gewiß annehmen zu dürfen, daß ihm das eigentliche Glaubensleben nicht schon damals, sondern erst später in Weissenburg, nächst Gott durch seinen Freund Donner, einen geistig hochbegabten Mann, der als dritter Pfarrer zugleich mit ihm dort gewesen und mit dem er in stetem, persönlichem Verkehr gelebt, erschlossen wurde.

1818 verließ er die Universität und trat noch in demselben Jahr die Stelle eines Hofmeisters bei dem jungen Grafen Haupt zu Pappenheim an, ist aber nach kurzem seines talentvollen Zöglings durch einen frühen Tod beraubt worden.

In diese Zeit fällt eine Prüfung, die ihm um so schwerer war, als er fürchten mußte, dadurch ganz aus der betretenen Lebensbahn gerissen zu werden. Es war ein sehr schmerzhaftes Ohrenleiden, das ihn auf einige Zeit so taub machte, daß er das Läuten der Kirchenglocken in nächster Nähe nicht hören konnte. Doch Gott hat ihm aus dem Elend herausgeholfen und wieder die volle Kraft gegeben, in Seinem Dienst zu wirken. Im J. 1819 schon trat er die Stelle eines Subrektors und Pfarradjunkten zu Pappenheim an, und mußte da 14 Jahre lang ausharren. Seine Besoldung war sehr gering; erst als er Frau und Kinder hatte, lernte er, nach seiner eigenen Aussage, aus vollem Herzen und mit ganzem Ernst beten: „Unser täglich Brot gib uns heute." Und der Herr hat es ihm auch nie versagt! Freilich waren die Bissen schmal und der Sorgen viel; dennoch sind ihm aus dieser Zeit die schönsten Erinnerungen geblieben, und er konnte in seinen späteren Lebensjahren nie an dem alten Klösterlein, wo er dazumal seine Amtswohnung gehabt, vorübergehen, ohne mit herzlichem Danke gegen Gott der Vergangenheit zu gedenken.

Es war da für seine hohe Begabung zwar ein sehr beschränkter Wirkungskreis, gewiß aber eine segensreiche Vorschule für seine künftige Laufbahn. Denn durch den vieljährigen Unterricht, den er zu geben hatte, eignete er sich jene Klarheit und Faßlichkeit des Ausdrucks und der Darstellung, sowie jene Gewandtheit in Erthei-

lung des Religionsunterrichtes an, welche Alle, die ihn kannten, an ihm bewunderten. — Damals machte er auch die ersten, kleinen Versuche im schriftstellerischen Fache; seine große Herzensdemuth und Bescheidenheit hinderten ihn aber lange daran einen Verleger dafür zu suchen, und als ihn endlich, wie er aufrichtig gestand, die Noth, etwas Geld zu erwerben, dazu zwang, wurde ihm das Manuskript von dem Buchhändler mit den trockenen Worten: „er könne solche Sachen nicht brauchen" zurückgeschickt. Das hat ihn natürlich sehr entmuthigt und er ergab sich schon darein, daß der Herr ihn nicht auf diesem Wege haben wolle, und bat dazu in seinem Herzen den Buchhändler noch um Verzeihung für die Mühe, die derselbe gehabt, das werthlose Geschreibsel durchzulesen. Ein wirkliches Talent läßt sich aber zum Glück so wenig unterdrücken, wie im Frühling das Knospen und Blühen der Bäume, und nicht lange, so drängte es ihn unwiderstehlich wieder, die Feder zur Hand zu nehmen und neue Versuche zu machen, und selbst das zurückgeschickte Manuskript fand später willige Aufnahme in den Spalten eines Jugendblattes.

Endlich, nach 14 Jahren, erhielt er die zweite Pfarrstelle zu Weissenburg am Sand. Das Scheiden von seiner Vaterstadt wurde ihm sehr schwer, besonders aber von seiner Mutter, die als Wittwe noch dort lebte. In halb scherzhafter Weise bat er einen Jugendfreund, ihm ihr Bild zu malen und mitzugeben.

„Das Gesicht sei Ihm ganz überlassen;
Aber solls zu dem der Mutter passen,
Wenn am Fenster sie alleine spinnet
Und dabei, ohn' aufzuschauen, sinnet,
‚Nun, so mal' Er, wenn Er es versteht,
In die sanften Mienen ein Gebet."

In dieser Gemeinde ist er bald bekannt und erkannt worden; er war ihr ein treuer Seelsorger, trug aber in seinem Gemüth ein wahres Schweizerheimweh mit sich herum und konnte es mit dem besten Willen so wenig überwinden, daß endlich seine Gesundheit bedenklich darunter zu leiden hatte. Nach acht Jahren wurde seine Sehnsucht gestillt und er von dem Patronatsherrn, Grafen Karl zu Pappenheim, als Dekan und Stadtpfarrer nach seinem lieben Pappenheim zurückberufen. Er kehrte mit Jubel heim und wurde mit Jubel empfangen.

Von dieser Zeit an tritt sein Bild klar vor mich: die ungewöhnlich hohe Gestalt, der feste Tritt, die ruhige Haltung; die Züge des Gesichts kräftig und ernst, von Wind und Wetter, Sorge und Anstrengung früh gealtert, wie auch die dichten Haare bald ergrauten; in den großen, blauen Augen eine unbeschreibliche Milde und in seinem ganzen Wesen der Friede, den alles Leid und alle Schmerzen dieser eiteln Welt nicht zu zerstören vermögen.

Von unerschütterlichem Glauben und wahrer Gottesfurcht beseelt, hatte er doch nichts Finsteres oder allzu Ernstes an sich und der frische Humor, der in seinen Erzählungen so angenehm das Herz berührt, gab ihm im Umgang etwas Stillheiteres und ein lebhaftes Auffassen und Fühlen für diese glückliche Gabe, wo immer sie sich bei andern zeigte.

Oft habe ich über seine große Zufriedenheit und Geduld gestaunt. Nie hat man ihn über Arbeit klagen hören, auch wenn seine Kraft auf der Neige und seine Stimme rauh und matt vom vielen Sprechen war; und kam dann zuletzt noch ein altes Weiblein, die der Länge und Breite nach ihre Noth klagte, so hörte er sie eben auch noch geduldig an und ließ sie getröstet von dannen gehen. — Bei solchen Gelegenheiten traten mir die Worte Petri, die freilich zunächst uns Weiber angehen, immer wieder vor die Seele: „Der verborgene Herzensmensch mit unverrücktem und stillem Geist, der ist köstlich vor Gott."

Nur seine große Pünktlichkeit und Ordnungsliebe machten es ihm möglich, so viel auszurichten. Im Sommer stund er Morgens um 4 Uhr an seinem Pult und freute sich mit kindlicher Heiterkeit, wenn er dem Schmied in der Nachbarschaft den Rang abgelaufen und seine Feder schon über das Papier flog, daß es Funken gab, noch ehe der Hammer sie aus dem Eisen schlug. — In diesen frühen Morgenstunden hat er seine meisten Erzählungen geschrieben, gewiß in dem Gedanken, seinem Amte dadurch keine Zeit zu rauben.

Sein Aeußeres war schlicht und einfach im hohen Grad und seine Frau mußte ihm wohl manchmal mit freundlicher Gewalt ein neues

Kleidungsstück aufnöthigen, wozu ihr nicht selten die kleine List behilflich war, irgend einen armen Mann zu nennen, der nothwendig einen Rock oder dergleichen brauche. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß er nicht selbst gerne und reichlich gegeben hätte. Das Pfarrhaus ist in der ganzen Welt der Sammelplatz der Bittenden, und so auch in Pappenheim. Aber er gab nicht allein in seinem Hause; wohl manche arme Wittwe denkt noch mit Thränen der offnen Hand und der freundlich tröstenden Worte, die ihr sonst die Sorgen und Lasten des Winters tragen halfen, und manches Kinderhäuflein fragt nach dem alten Manne, der sonst in der Dämmerung erschienen und unter seinem weiten Rock, wie aus den großen Taschen die Sachen hervorgebracht, die ein Kinderherz entzücken und einen hungrigen Kindermagen trösten können. Den Kindern besonders war die Wohlthätigkeit so unzertrennlich von seiner Person, daß, als die Lehrerin der Kleinkinderschule nach seinem Tode der kleinen Schaar seine Photographie zeigte, eines der Kinder das offene Händchen hinstreckte, in der festen Ueberzeugung, nun müßte es auch was Gutes zum Schnabuliren bekommen.

Von Geiz oder Habsucht war in seinem ganzen Wesen keine Spur, ja es schien wirklich, als ob er für gute Zwecke, für die Erziehung seiner Kinder u. s. w. das doppelte von dem ausgäbe, was er einnahm. Er sagte selbst darüber: „Das ist der Segen Gottes! Mit dem Einmaleins gienge die Rechnung freilich nicht hinaus." — An sich selbst aber hat er gespart und ängstlich jede Verschwendung gescheut. Ordentlich böse konnte er werden, wenn eines seiner Kinder Brosamen auf dem Tische liegen ließ oder sonst eine Gabe Gottes vernachläßigte, und zwei gewöhnliche Stecknadeln, womit er sein Halstuch befestigte, hatte er 13 Jahre! Einmal gieng ihm eine davon verloren, wurde aber später im Hausgang wieder gefunden und von ihm mit einer Freude begrüßt, als wäre es eine verloren gewesene und wieder erlangte Krone.

Sein eiserner Fleiß und die genaue Eintheilung seiner Zeit haben ihm bei Vielen den Namen eines Pedanten eingetragen; das war natürlich bei jungen Leuten, die noch lebten wie die Lilien auf dem Felde, und bei solchen, deren „Beruf" in ihren eignen Augen nicht schwerer wog als die Flaumfeder, die ein leichtes Lüftchen aufhebt und spielend dahin trägt.

So fand er, obgleich freundlich aus wahrem Herzen gegen Jedermann, doch nie Zeit für Besuche, die nur kamen, um zu plaudern. Er entfernte sich dann alsobald, um wieder an seine Arbeit zu gehen, und überließ sie ganz ruhig seiner Frau oder seiner Tochter, unbekümmert, was man davon denken möchte. Doch machte es ihm vieles Vergnügen, wenn etwa die Ferienzeiten junge Männer von den Universitäten in das abgelegene Thal brachten, Leute, die den Erzähler Karl Stöber kennen lernen wollten (gewöhnlich waren es Norddeutsche). Da war er gleich bereit, ihnen als Führer nach den nahe gelegenen Solenhofer Schieferbrüchen zu dienen, und die jungen Leute haben diese Begleitung wohl nie zu bereuen gehabt.

Eben dahin führte er auch einmal eine große Gesellschaft von Neuendettelsauer Schülerinnen, in Begleitung einiger Diakonissen und des verehrten Rectors der dortigen Anstalt. Mitten im Walde kommt ihnen von dem nahen katholischen Mörnsheim eine Prozession entgegen, Rauchfaß und Fahnen schwingend, singend und murmelnd, wie gerüstet zum geistlichen Turnier mit der frommen protestantischen Schaar, die eben ihr Weichbild betreten. Die vordersten der Schülerinnen, die auf dem schmalen Waldweg sich unwillkürlich auch in Reih' und Glied gestellt, stutzten einen Augenblick; da, auf einmal, hebt eine helle Stimme das Kampf- und Loblied unsres Luthers an, und schnellbesonnen und siegesgewiß fallen nun alle ein, und von frohen und wohlgeübten Stimmen tönt es weithin: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen!" Unter den Klängen des Liedes verschwindet auf einem Seitenweg die bunte Prozession zwischen den Bäumen und die Wanderer ziehen fröhlich ihre Straße. — Das erzählte er mit seinem feinen, stillen Humor, aber die Augen blieben ihm nicht trocken dabei.

Ein eifriger und treuer Verkündiger des reinen Evangeliums, war er indeß nichts weniger als intolerant, befliß sich vielmehr besonderer Milde gegen Andersgläubige. Das erkennt noch heute besonders auch die israelitische Gemeinde der kleinen Stadt.

Eine immer gleich große, ungetrübte Freude

fand er an der Natur; in dem Kleinsten wie im Größten, im zarten Moos, das am Boden kriecht, wie in dem prächtigen Baum, der seine Zweige zu den Wolken hebt, in dem sanften Wehen des Südwindes, der den Frühling ins Land bringt, wie in dem rauhen Herbststurm, der brausend durch den öden Wald zieht, sah er immer nur die Allmacht und Größe des Herrn, den er von ganzer Seele liebte, und fühlte sich innerlich erquickt davon. Täglich gieng er eine Stunde zu seiner Erholung, meist allein, und Wind und Wetter hielten ihn, so lange er gesund war, niemals davon ab. Er kannte alle Wege weit und breit, und in der ganzen Grafschaft war weder Greis noch Kind, die ihn nicht schon von weitem erkannt und gegrüßt hätten. Sein Wahrzeichen auf Spaziergängen war aber ein ungewöhnlich großer, fester Regenschirm -- in der Familie „*das Zelt*" genannt — von dem soliden Bau und der weiten Ausdehnung, wie Deutschland wohl wenige mehr aufzuweisen hat, und diese nur „von Großvaters Zeiten her." Er verhielt sich zu den modernen Schirmen, wie das weit vorspringende Dach eines behäbigen alten Bauernhauses, in dessen Schutz der Inwohner ruhig unter der Hausthüre lehnen und gemächlich jedem Unwetter zusehen kann, zu den jetzigen holzsparenden Bauten. Auch seine Fußbekleidung war derb genug für die schlechtesten Wege, und eben so wasserdicht wie das Fell des Seehundes, der, in seiner Mittagsruhe am Ufer gestört, sich unbedenklich in die rettenden Wellen stürzen darf.

Selbst auf diesen einsamen Spaziergängen über die schönen Höhen und durch die stillen Wälder seiner geliebten Heimat war er aber nicht unthätig, und oft kam er nur nach Hause, um die Predigt, die er unterwegs ausgedacht und ausgearbeitet hatte, niederzuschreiben.

Er hat es verstanden im wahren Sinn des Wortes *populär* zu predigen, und die einfache und edle Sprache voll treffender Vergleiche und in's Innerste des praktischen Lebens eingreifend hat der arme Arbeiter, der nur mit Mühe am Sonntag sein Kapitel in der Bibel herauszubuchstabiren vermag, ebenso gut verstanden, als der geistig Gebildetste.

Seine Thätigkeit als Seelsorger war eine weit ausgebreitete und segensreiche. Er hat durch Gottes Gnade mit milden und sanften Worten manches Herz erweicht, das steinhart geworden ist im Sündenelend; aber auch an streng ermahnender Rede ließ er es nicht fehlen, wo es Noth that, doch entschloß er sich schwer dazu, und es kam ihn hart an, ein scharfes Wort zu gebrauchen. Er war ein Mann des Friedens, nicht geboren, um an dem großen Kampf der Geister Theil zu nehmen; höchst ungern mischte er sich in theologische Streitfragen und vermied sie ängstlich und grundsätzlich, wenn sie an Orten, die nicht dazu geeignet, und von Personen verhandelt wurden, die sie als bloßen Unterhaltungsstoff gebrauchten. — Er war nicht die Trompete, die auf offenem Markte die Streiter zum Kampf aufruft, er war der Vogel, der im tiefen Wald sein Liedlein anstimmt, Gott zu Ehren und zur Freude derer, die ein Herz dafür haben. Unfrieden war ihm das bitterste Kraut in der Welt, und er war unermüdet, wo es galt, den edlen Frieden wiederzubringen. Gelang es ihm nicht, so wurde er unruhig und traurig und gedachte mit einiger Betrübniß der schweren Heimsuchungen, die der Herr den Unversöhnlichen schicken müsse. Auch an eigenen Feinden hat es ihm natürlich nicht gefehlt, und diese durch Liebe und Geduld zu versöhnen, war er am allereifrigsten, auch wenn ihm persönlich großes Unrecht geschehen. Ich sehe ihn noch lebhaft vor mir, als er von solch einem schweren und vergeblichen Gang zurückkam. Er war tieferschüttert und sehr betrübt, aber es lag etwas von dem hohen, prophetischen Geist in seinem Wesen, wie er mir mit erhobener Stimme sagte: „*Mehr* kann ich nun nicht mehr thun! Mein letztes Wort war: Alle Folgen des Zürnens lasse ich diesseits dieser Schwelle — damit bin ich aus jenem Hause gegangen." — Und es war sein *letztes* Wort; denn acht Tage nachher hatte sich schon sein Mund für immer geschlossen. Aber über jene Schwelle ist seitdem viel Leid eingegangen, und noch hat sich das rechte Herz nicht aufgethan, um die ernsten Worte eines frommen Mannes in Segen zu verwandeln.

23 Jahre hat er in dieser Gemeinde gelebt und ihr gedient. Sein Wirken als Distriktsschulinspektor verdiente wohl ein eigenes Kapitel, aber der Rahmen für mein Bild ist eng, und ich darf nicht in großen Zügen malen.

Seine Reise über die Tauern nach Triest, dem Geburtsort seiner Frau, den kennen zu lernen er längst Verlangen getragen, hat er dir selbst erzählt, nicht aber, wie nach seiner eigenen Heimat ihm der Herr die Lebensgefährtin entgegen geführt. Schon als Kind war Emilie Roth mit ihren Eltern nach Weißenburg übergesiedelt. Der junge Stöber, der seine dort lebenden Verwandten oft besuchte, sah einmal ein zwölfjähriges Mädchen mit andern Kindern auf der Straße spielen, und die ungemeine Anmuth und Lieblichkeit des Kindes fesselte ihn so, daß er es lange beobachtete und hernach nie wieder aus dem Sinn verlor. Fünf Jahre später lernte er die erwachsene Jungfrau näher kennen und führte sie bald darauf als seine Gattin heim.

Von neun Kindern aus dieser Ehe sind ihm nur fünf am Leben geblieben, zwei Söhne und drei Töchter. Zwei seiner Kinder starben in frühster Kindheit, und er hat sie mit schwerem Herzen scheiden sehen; aber noch viel schwerer wurde ihm die Trennung von zwei Söhnen, von denen der eine mit 25, der andere mit 21 Jahren starb. Auf den Tod seines ältesten Sohnes war er durch lang vorangegangene Kränklichkeit vorbereitet, aber sein Karl starb plötzlich, mitten in der Blüthe des Lebens und am Ende seiner akademischen Laufbahn zu München, an der Cholera und die Schreckensnachricht traf ihn mit der ganzen Wucht eines unvorhergesehenen Schlages.

Der Beruf gieng bei ihm Allem vor; zunächst aber kam dann die Familie, der er mit unendlicher Liebe zugethan gewesen, so sehr, daß es ihm nicht recht wohl war, wenn er nur *ein* Glied derselben nicht im Hause wußte. Ich denke noch mit Freude und innigem Danke daran, wie er, wenn ihm oft die Zeit so kurz zugemessen war, daß er nicht länger um die Seinigen sein konnte, nur die Thüre zum Wohnzimmer öffnete, mit den freundlichen Augen zählte, stillvergnügt, wenn Alle beisammen und beschäftigt waren, einen Gruß nickte und wieder verschwand.

Und wie soll ich dir das Haus schildern, das ihm als Amtswohnung angewiesen war? — Es ist ein altes, aber freundliches Haus, dicht dabei ein kleiner Garten, und Haus und Garten sind ihm so lieb gewesen, daß er sie, trotz mannigfacher Aufforderung zu günstigem Tausch, nicht eher verlassen wollte, als bis er sie mit der Stätte, die ihm nach der Verheißung des Herrn drüben bereitet war, vertauschen durfte. Nichts Außergewöhnliches war an und in dem Hause und oft gehst du wohl an einem ähnlichen vorbei und betrachtest es mit gleichgültigem Blicke; aber hast du eine *Heimat*, und noch vielmehr, hast du eine *gehabt*, — so steht sie vor dir im Scheine der Verklärung, in dem Strahl, der von einer andern Welt herüber in unsre Seele fällt und mit Allgewalt die Schatten durchbricht, die irdischer Mangel und zeitliches Leid auf unsern Lebensweg werfen. Und wäre die Schwelle ausgetreten von den Füßen Derer, die seit hundert Jahren und länger ruhen in ihren Kammern — du siehst darin nur die Spur des *einen* geliebten Fußes, und hörst noch den Schritt, der dir Freude brachte, so oft er sich dir näherte. Und wäre die Thüre morsch und das Dach eingesunken und die Fenster erblindet — es war für dich der stolzeste Bau, der lieblichste Ort voll seliger Freuden, weil er deine Heimat umschloß. Alles Trübe, was du in den alten Räumen erlebt, es verschwindet in deiner Erinnerung wie der Tropfe, der aus der Wolke ins Meer fällt und in dem weiten Ocean spurlos vergeht. Hat dich schwere Krankheit aufs Lager gestreckt — du gedenkst nur noch des süßen Gefühls der Genesung; hast du oft mit schwerem Herzen ums tägliche Brod gebeten — *jetzt* antwortest du auf die Frage: habt ihr je Mangel gehabt? mit lächelndem Munde: nein Herr, nie keinen; hast du dort auf dem Kissen, feucht von Todesschweiß, ein theures Haupt erbleichen sehen — du gedenkst nur noch der glücklichen Augenblicke, die du mit dem Lebenden in inniger Liebe getheilt, und der seligen Freuden, die du einst wieder mit ihm theilen darfst; hast du einem, der dein Freund schien, oft mit eigener Hand die Thüre aufgethan und ihn vertrauensvoll willkommen geheißen und bist getäuscht worden — ach, du hast ihm ja längst verziehen und der Friede, den du ihm wünschest, ist über dich selbst gekommen und hat die Wunde geheilt.

Das war die Heimat auch unserm verstorbenen Freunde, aber er hat sie nur verlassen, um sie mit der ewigen zu vertauschen. —

Bis einige Jahre vor seinem Tode war seine

Gesundheit eine der kräftigsten; da befielen ihn auf einmal schwere körperliche Leiden, und wahrscheinlich in Folge davon legte sich eine Schwere auf sein Gemüth, die ihn beinahe zu Boden drückte. Alle Freudigkeit, alles Selbstvertrauen war dahin. Er war nicht mehr in's Freie zu bringen, traute sich kaum mehr zu, seine Namensunterschrift richtig geben zu können, und so oft die Hausglocke gezogen wurde und die Thüre aufgieng, erwartete er eine Hiobspost. Dann stund ihm der Angstschweiß auf der Stirne und er war ein Bild des Jammers. Selbst das Gebet gab ihm nicht immer Trost. Später fanden die Seinen in den Psalmen viele Stellen angestrichen, die ihm in dieser Zeit besonders wichtig geworden waren, u. a.: „Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm. Denn deine Pfeile stecken in mir und deine Hand drücket mich. Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe vor deinem Drohen und ist kein Friede in meinen Gebeinen vor meiner Sünde." Und in einer ruhigeren Stunde der köstliche Trostpsalm: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!" — Seine Frau und alle, die ihm näher stunden und mit inniger Liebe zugethan waren, haben in dieser Zeit unaussprechlich mit ihm gelitten! Beinahe ein ganzes Jahr währte dieser traurige Zustand, und selbst, als er anscheinend völlig davon genesen, blieb ihm doch in manchen Dingen eine große, oft drückende Aengstlichkeit zurück, die weder durch die liebevollste Aufmerksamkeit seiner Umgebung, noch durch Vernunftgründe zu zerstreuen war.

Von da an wurde es ihm unmöglich, sein beschwerliches Amt allein zu versehen; doch war er so gänzlich ungewohnt, in seinem Amte fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, daß er in der Ruhe, die ihm dadurch zu Theil wurde, nicht die Erholung fand, die ihm für Geist und Körper so nöthig gewesen wäre. So lebte er noch ein paar Jahre; aber, obgleich sein Familienleben ein sehr glückliches war, fühlte er sich doch nie mehr heimisch in dieser Welt, es zog ihn zur himmlischen Heimat und er wandelte wie Einer, der auf den Ruf seines Herrn wartet und jeden Augenblick bereit ist, ihm zu folgen. Einige Zeit vor seinem Tode befielen ihn Ohnmachten, die Vorboten seines nahen Hingangs, als die er sie auch erkannte, aber die Todesfurcht blieb ihm ferne, und der Herr, den er immer um ein seliges und sanftes Ende gebeten, erfüllte sein Sehnen und nahm ihn, nach nur achttägigem Krankenlager zu sich in Frieden. Er starb am 6. Januar 1865.

Seine Krankheit und sein Tod waren für die, die um ihn sein durften, eine köstliche Lehre. Geduldig und sanftmüthig, still und ergeben, hat er nicht eine Klage hören lassen, und als schon das heisere Röcheln ununterbrochen in klagendem Tone aus der todkranken Brust drang, sagte er noch mit freundlichem Lächeln zu seiner Frau: „Ich klage aber nicht, es ist nur so ein Ton, weil ich schwer athme." — Dann schlummerte er auch viel, war oft unklar, sprach von Amtsgeschäften und war sehr unruhig. Als die Seinen ihn noch einmal frisch gebettet hatten, faltete er die Hände, schloß die Augen und sprach: „Ganz gut!" — Das waren seine letzten Worte, hernach blieb er unverrückt, bis der letzte Hauch über seine Lippen kam.

Oft hatte er geklagt, daß der laute und leidenschaftliche Schmerz um Sterbende ihm so störend sei, — um sein Sterbebett war es still und feierlich, wie in einer Kirche. Ein unterdrücktes Schluchzen — ein halblautes Gebet — so schlief er sanft hinüber, als eben die Glocken der nahen Kirche zusammentönten und die Gemeinde eines seiner Lieblingslieder: „O Lamm Gottes" sang. Auf seinen Zügen lag der Friede und die Verklärung des Todes, die tiefe, heilige Ruhe derer, die überwunden haben. Ewig gesegnet sei sein Andenken!

Nach seinem Tode war es mir wie einem Kinde, das noch nicht allein zu gehen vermag und dem plötzlich die Hand, die bisher seine unsichern Schritte geleitet, entzogen worden. Er war für mich der sichtbare Schutz Gottes auf Erden. Wohl manches Herz, auch außer seiner Familie, mag ein ähnliches Gefühl überwältigt haben, und die Trauer um seinen Hingang war eine tiefe und aufrichtige, obgleich die Wenigsten in sein innerstes Wesen eingedrungen und er für sie vielleicht nichts weiter gewesen als „ein guter Mann." Für dich, liebe Leserin, und für mich ist er mehr gewesen, und wir verlassen sein Grab mit dem Wunsche, den Elisa beim Scheiden gegen Elias aussprach:

Daß dein Geist bei mir sei zwiefältig!

Preisfragen.

Für die im **Julihefte** gegebenen Preisfragen ist keine ganz genügende Lösung eingegangen. Es wird daher weitere Frist zu ihrer Beantwortung gegeben, und um das Nachdenken zu schärfen, der ausgesetzte Preis mit chinesischen Bildern auf Reispapier verstärkt.

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Februar 1867.



workówicz.

Von W. P.

„Jerusalem, in deinen Thoren
O dürften meine Füße steh'n,
Das Erbtheil, das uns einst erkoren,
Noch diese blöden Augen seh'n!
Wie wollt ich Alles dann vergessen,
Das Thränenbrot, das ich gegessen,
Das Manna auf dem Pilgerpfad!
Mein letzt' Gebet mit Freuden stammeln
Und mich zu meinen Vätern sammeln,
Zu ruh'n im Thale Josaphat!"

So sprach Dworkowiz, Wilna's Zierde,
Der Meister der Akademie,
Deß Frömmigkeit ihr ihre Würde,
Deß Weisheit ihr den Glanz verlieh;
Dem Rabbi will nicht mehr genügen
Der Talmud mit den trocknen Zügen
Nicht Mischna und nicht Gemara;*)
Das Land der Väter will er schauen,
Sich an lebend'ger Spur erbauen,
Der Heimat aller Schechina.**)

Er fragt nicht nach der Zahl der Jahre,
Die an das Ziel des Lebens reicht;
Er achtet nicht, daß seine Haare
Des Grabes Nähe schon gebleicht;
Er scheidet aus der Seinen Kreise,
Greift freudig nach der Väter Weise
Zu Wanderstab und Muschelhut;
Durch Rußlands schneebedeckte Felder,
Durch seine Steppen, seine Wälder
Erreicht der Greis die Meeresfluth.

Dort trifft er in Odessa's Hafen
Ein Schiff, das nach Egypten fährt,
Und kann nicht ruhen, kann nicht schlafen,
Bis ihm die Ueberfahrt gewährt;
Ob drauf zur Rechten und zur Linken
Ihm Stambul, Smyrna, Rhodus winken,
Wohin sich lenkt des Schiffes Kiel, —
Sein Hoffnungsanker ist gelichtet,
Sein Sehnsuchtssteuer ist gerichtet
Nur nach dem Einen heil'gen Ziel.

Da hebt aus blauer Meeresferne,
Von seiner Cedern Schmuck umlaubt,
Der Hermon zu dem Reich der Sterne
Empor sein schneegekröntes Haupt!
Und von dem Gipfel des Propheten,
Wo er den Regen einst erbeten,
Vom Karmel bis zum Garizim
Dehnt sich, umsäumt von Sarons Rosen
Und Lilien, ein zweites Gosen,
Weit das Gebirge Ephraim!

*) Mischna ist der Grundtext, Gemara der geheiligte Commentar desselben, beide zusammen bilden den Talmud.

**) Schechina bedeutet die Gegenwart Gottes, das Wohnen desselben unter seinem Volk.

Was schimmert dort vom grünen Hügel?
Ein Städtchen an des Meeres Strand?
Dworkowicz, wer verleiht dir Flügel?
Dein Aug' hat Joppe schon erkannt!
Hier darfst du landen, hier die Stätten,
Die heiligen, zuerst betreten,
Und Joppe folgt Jerusalem!
Er wirft dem Schiffsherrn sich zu Füßen:
„O laß mich's heute noch begrüßen,
Wenn es dir möglich und genehm!"

Die Brandung stürmt; doch solcher Bitte
Fügt freundlich sich der rauhe Sinn;
Ein Wink, — und in des Nachen Mitte
Enteilt der Greis zum Ufer hin;
Ein Ruck, — und eh mit starken Händen
Die Schiffer noch ihm Hilfe senden,
Erklimmt der Greis den steilen Strand,
Begrüßt er, wo den störr'gen Rücken
Einst Jona bot, mit feuchten Blicken
Und lautem Dank das heil'ge Land.

Hier wird zur Heimat nun die Fremde;
Das Niegeschaute scheint bekannt;
Was sonst die matten Glieder hemmte,
Hier wirds im Fluge überrannt.
Der Sohn kehrt heim zum Vaterhause,
Sein Leben war nur eine Pause,
Ein Traum der ganze Occident;
Er ist erwacht, — und die Gestalten,
Die vor ihm wandeln, sind die alten,
Er steht verjüngt im Orient.

So zieht er, als die Nacht sich lichtet,
In's Land hinein mit rüst'gem Fuß;
Wohin er nur das Auge richtet,
Die Wüste selbst beut ihm den Gruß;
Die Hügel scheinen ihn zu kennen,
Er weiß mit Namen sie zu nennen,
Die Hügel Dan und Benjamin;
Die Wandrer, welche ihm begegnen,
Sind seine Brüder, denn sie segnen
Ja mit Salām alēka! ihn.

Ein Schmerz nur dringt durch seine Seele,
Ein Seufzer über seinen Mund: —
Laut spricht das Land von Schuld und Fehle,
Es zeuget vom gebrochnen Bund;
Die kahlen Höh'n, die öden Fluren,
Der Städte und der Dörfer Spuren, —
Je weiter führt die Straße ihn,
Das ganze Land in seinen Wunden
Ruft, wie er niemals es empfunden,
Ach, daß sein Segen ist dahin!

So von des langen Tages Hitze
Und seines Kummers Last gedrückt,
Erreicht er eine Bergesspitze,
Die weit hinaus gen Osten blickt: —
Da liegt im Glanz der Abendsonne
Jerusalem! — da liegt in Wonne
Versenkt der Rabbi auf den Knie'n!
Nur einen Augenblick indessen, —
Denn alle Hitze ist vergessen
Und aller Kummer muß entflieh'n.

Ihn trennen wenige Minuten
Von seiner Sehnsucht heil'gem Ziel!
Die letzte Kraft, das letzte Sputen,
Was ist dem Greise heut zu viel?
Schnell ist der Gihon überschritten,
Die Stadt erreicht; — da steht er mitten
Im alten, heil'gen Joppethor!
Da wirft er weinend sich zur Erden
Und schickt mit rührenden Geberden
Sein heiß Gebet zum Herrn empor:

„Gott meiner Väter, der die Pfade
Des Schwachen bis hieher gelenkt,
Gott meiner Väter, dessen Gnade
Mir diesen Anblick noch geschenkt!
Herr, der du Israel erkoren! —
Ob uns auch Alles gieng verloren,
Getroffen vom gerechten Fluch, —
O laß dein Volk, trotz unsrer Sünden,
Laß uns Erbarmung wieder finden
Und tilg' uns nicht aus deinem Buch!

„Ob auch zerbrochen diese Mauern,
Die einst das Heiligste geseh'n;
Ob auch Judäa's Berge trauern,
Seitdem das Schrecklichste gescheh'n: —
Du wirst beleben seine Glieder,
Du sammelst das Zerstreute wieder
Und bauest, was in Trümmer fiel;
Du kannst dein Erbtheil nicht vergessen,
Das Maß der Sünde ist gemessen,
Doch deine Gnade hat kein Ziel!"

So fleht er, und in Fleh'n versunken
Hat er für Irdisches kein Ohr,
Ob auch ein Reiterhaufe trunken
Sich plötzlich drängt zum Joppethor.
Versunken in sein heißes Beten
Wird kalt im Thore er zertreten,
Wie es dem Türkenscheich genehm.
Noch knieend liegt der Leib des Todten,
Die Seele tragen Gottes Boten
Zum himmlischen Jerusalem!

Madame Elisabeth.

Unter den vielen unsere Theilnahme erweckenden Opfern der französischen Revolution ist Madame Elisabeth, die Schwester Ludwigs XVI., eine der rührendsten Erscheinungen. Ohne durch den königlichen Anstand, die feurigen Ergüsse, die träumerische Phantasie, und die stolze Sprache und Haltung Marie Antoinette's zu blenden, fesselt sie durch die Bescheidenheit, Sanftmuth, Einfalt und Offenheit ihres Wesens, und durch ihren durch und durch reellen Charakter. Unter den häuslichen Tugenden, die sie auf den Stufen des Thrones vertrat, zeichnete sie besonders ihre Herzensgüte vor Vielen ihres Geschlechts aus. So schließt sich eine kurze Lebensskizze dieser französischen Königsschwester passend an die Schilderung an, welche wir im letzten Hefte von einer andern Bourbon gegeben haben. Katharina zwar ist Protestantin durch und durch, Elisabeth ebenso entschiedene Katholikin; aber Christen sind sie beide gewesen und haben ihr Bestes aus Einer Quelle geschöpft.

Am 3. Mai 1764 geboren, war Elisabeth beim Einzug der Tochter Maria Theresia's erst sechs Jahre alt. Die junge Fürstin gewann die etwas scheue kleine Prinzessin sogleich lieb, und erkannte auf den ersten Blick, daß aus dem „barschen, jähzornigen, erschreckend eigensinnigen und gegen alle Vorstellungen tauben Kind" einst ein treffliches Weib werden sollte. Sehr richtig bemerkte sie in ihr neben jenen abstoßenden Eigenschaften auch die Mischung von Festigkeit und Sanftmuth, die in der Folge wirklich der Grundzug ihres Charakters wurde. Wenn die Mehrzahl der Menschen aus verschwimmenden Charakteren besteht, so gibt es doch auch solche, die ganz aus einem Stück sind; Elisabeth ward ein solcher. Die Religion war es, welche den entscheidendsten Einfluß auf ihre glückliche Entwicklung übte; die Evangelien, das Leben der Heiligen und die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis wurden ihre tägliche Speise. Im Jahr 1778 wollte sie in ein Carmeliterkloster gehen; denn von der Verheirathung ihrer Schwester Clotilde mit dem Prinzen von Piemont, nachherigem König von Savoyen, an, fühlte sie sich wie verwaist im Geräusch des Hoflebens. Traurig und in sich gekehrt weinte sie viel und sehnte sich nach klösterlicher Stille. Nur der lebhafte Widerspruch ihres Bruders und seiner Gemahlin hinderte sie, den Schleier zu nehmen.

Ihr liebebedürftiges Herz suchte nun Trost in der Freundschaft, deren zarteste Freuden sie trefflich zu kosten verstand. Um ihre geliebte de Causan auszustatten, ließ sie sich von ihrem Bruder auf fünf Jahre die 30,000 Franken

vorausbezahlen, die er ihr als Christgeschenk zu geben pflegte; Dank dieser Summe konnte sie sodann die an den Marquis von Raigecourt verheirathete Freundin in ihrer Nähe behalten. Sprach man in den folgenden Jahren von Weihnachtsgeschenken, so rief sie fröhlich aus: „ich habe noch keines bekommen, aber ich habe meine Raigecourt." Als ihre zweite Freundin, Fräulein von Mackau, sich mit dem Marquis von Bombelles verlobte, erlangte sie für dieselbe von dem König eine Aussteuer und einen Jahresgehalt und ernannte sie zu ihrer Ehrendame, um auch mit ihr die alte Verbindung fortzupflegen. „Nun sind alle meine Wünsche erfüllt;" sagte sie, als sie ihr dieß mittheilen konnte. „Wie süß ist mirs, daß uns nun noch ein neues Band verknüpft, das wie ich hoffe nichts lösen soll."

Es war, als wüßte sie diesen Freundinnen Dank für Alles, was sie für dieselben hatte thun können. Im Jahr 1786, während einmal beide abwesend waren, schrieb sie an Frau v. Bombelles: „Ich habe zwei Freundinnen in der Welt, und beide sind ferne von mir! Das ist wirklich zu hart; Eine von Euch muß wieder kommen. Wenn Sie es nicht thun, werde ich ohne Sie nach St. Cyr gehen und mich dadurch rächen, daß ich unsern kleinen Schützling ohne Sie verheirathe. Mein Herz ist voll vom Glück des armen Kindes, das Freudenthränen weint, und Sie sind nicht da! Ich habe zwei andere arme Familien ohne Sie besucht! Ich habe ohne Sie gebetet, aber ich habe für Sie gebetet, denn ich brauche Gottes Gnade und brauche Ihn selbst, daß Er Ihr Herz rühre, Sie Treulose!" Noch rührender spricht ihre Zärtlichkeit aus den 1787 geschriebenen Zeilen: „Halte mir ja Dein Versprechen, Dich zu schonen. Denke oft an deine Freundinnen, das wird Dir Muth machen, auch ein wenig an Dich selbst zu denken. Sieh, meine liebe Bombelles, die Freundschaft ist ein Doppelleben, das uns hienieden aufrecht erhält."

In der Stunde der Gefahr mußte sich Elisabeth von ihren Jugendfreundinnen trennen, weil sich diese der Emigration anschloßen. Sie tröstete sich darüber, indem sie ihnen schrieb, und bewahrte ihnen ihre Liebe unter allen Stürmen wie im Sonnenschein. Wir sind gewöhnt, in der Revolution nur Blut und Nachtgespenste zu sehen, weil ihre schauerliche Schlußentwicklung uns beständig vor Augen schwebt, und wir die Erinnerung an die Guillotine nicht los werden können. Anders aber erschienen die Dinge in jenen Tagen. Die Frommen hatten so inbrünstig zu Gott gebetet, daß sie sich schmeichelten, seinen Zorn besänftigt zu haben. „Er kann nicht widerstehen," meinte Elisabeth, „da so viele fromme Hände sich zum Himmel erheben." Wohl tauchte manchmal auch das blutige Bild Karls I. wie ein dunkler Schatten in den Herzen der Königsfamilie auf; aber solche Verbrechen, hoffte man, werden sich nicht wiederholen, da ja ohnedieß in der Geschichte selten ähnliche Lagen zweimal ganz auf dieselbe Weise enden. Also gab es Pausen, Ruhestunden, in denen im Gefühl ihrer Jugend und Unschuld Elisabeth wieder auflebte. In den Wäldchen von St. Cloud vergaß sie dann die Schreckensscenen, von denen sie in Paris Zeugin gewesen war. Es ist interessant, den Schwankungen ihres Gefühls zwischen Lichtblicken und Dunkelheiten, Hoffnung und Muthlosigkeit zu folgen. Unmittelbar nach den Oktobertagen (1789) schrieb sie aus den Tuilerieen an Frau v. Bombelles: „Alles ist hier ruhig. Der Hof ist beinahe wieder ganz auf den frühern Fuß eingerichtet, man empfängt fast täglich Besuche. Es mißfällt mir das nicht; Du weißt ja, mein Herz, daß ich mich leicht in Alles schicken kann." Und am 29. Januar 1790: „Ich will Dir nur kurz sagen, daß ich nicht unglücklich bin. Es gibt Augenblicke, in denen ich meine Lage tiefer fühle als manche Andere, aber im Ganzen erweist mir Gott die Gnade, sie sehr erträglich zu finden." Fühlte Elisabeth sich je versucht, über diejenigen zu klagen, die sie als Spione umgaben und „wie in einem Käfig" gefangen hielten, so schloß der Gedanke an Gott ihr sogleich wieder den Mund. „Wenn Er mit uns rechten will, bleibt Er Meister, wir mögen thun, was wir wollen," äußert sie, und weiß wenigstens gewiß, daß sie „nie im Stande sein wird, ihrer Pflicht oder der Religion untreu zu werden."

Da die fieberhafte Aufregung ihrer Zeit ihr das höchste der Güter, den innern Frieden nicht zu rauben vermochte, verließ sie auch in den schwersten Stunden ihre gewöhnliche Seelenruhe

nicht. Je näher die Entscheidung rückte, desto höher wuchs ihr Muth, und in den schlichtesten, anspruchlosesten Worten sprach sie die erhabensten Gedanken und Gefühle aus. „Ich habe keine besondere Vorliebe für den Märtyrertod," schrieb sie 1791 an Frau v. Raigecourt, „aber ich fühle, daß, wenn ich dazu bestimmt bin, mir Gott Kraft dazu schenken wird. Er ist so gut, so gut!" Alle Prüfungen, die über sie ergiengen, als lauter Gnade betrachtend, freute sie sich „schon auf dieser Welt das Fegfeuer durchzumachen," und im tiefen Gefühl, daß die Schrecken, die über Frankreich hereinbrachen, göttliche Strafgerichte seien, beugte sie sich demüthig unter seine züchtigende Hand. „Laß uns den Glauben festhalten, daß Gottes Herz noch mehr leidet, als es zürnt," schrieb dann wohl auch die durchaus prosaisch angelegte Fürstin in wirklich dichterischer Begeisterung ihrer Freundin Bombelles: „In unserer Macht steht es, Ihn zu trösten. Wie sollte dieser Gedanke doch die Seelen, die so glücklich sind, an Ihn zu glauben, zu heiligem Eifer entflammen! Lehre Deine Kleinen beten; Er sagt uns, das Gebet der Kinder sei Ihm angenehm."

Dabei aber kannte Elisabeth bis zum Uebermaß auch die Nöthen eines allzuängstlichen Gewissens, wie solche die edelsten Glieder der katholischen Kirche, auch bei theilweisem Erfassen des evangelischen Trostes, doch oft bis zum seligen Ende verfolgen. Viele ihrer Briefe waren im Grunde nur strenge Selbstprüfungen. Fort und fort beschuldigte sie sich eines Mangels an Ergebung und Inbrunst. Sie klagte, weder aus den Freuden noch aus den Leiden dieses Lebens den rechten Gewinn zu ziehen, nicht Herrin ihrer Gedanken zu sein und nur selten jene innere Ruhe zu genießen, auf die sie doch so großen Werth lege. „Ich weiß nicht, wie der liebe Gott es angreifen wird, mich selig zu machen, ich bin so ungeschickt dazu," schrieb sie einmal. Zur Schilderung tief innerlicher Zustände konnte sie mitunter auch recht derbe Ausdrücke gebrauchen, wenn sie z. B. an Frau v. Raigecourt schrieb: „Heute bin ich in meiner Trutzlaune gegen den lieben Gott. Ich hätte mich gerade besonderer Andacht befleißen sollen, um wenigstens ein Bischen von alle dem gut zu machen, was man jetzt gegen Gott thut. Statt dessen bin ich schlimmer gewesen als ein Klotz... Ich bin trockener und dümmer als die, welche nie geschmeckt haben, wie sanft das Joch ist, das mir auferlegt ist." Gewiß hätte die edle Fürstin auch sich selbst sagen dürfen, was sie einmal der gleichen Freundin zurief: „Deine Seele ist zu zart; die geringste Kleinigkeit verletzt sie. Belade Deinen Geist nicht mit Grübeleien; Du würdest dadurch Gott beleidigen, der Dir so viel Gnade gegeben hat und wohl verdient, daß Du mit kindlichem Vertrauen zu Ihm kommst."

Obgleich mehr mit dem Himmel als mit den Dingen dieser Welt beschäftigt, hatte Elisabeth doch sehr bestimmte politische Ansichten, oder besser gesagt Ueberzeugungen. Bei der Festigkeit ihres eigenen Charakters litt sie natürlich unter der Unentschlossenheit ihres Bruders, von dessen aus einem Uebermaß von Güte stammenden Fehlern ihr keiner entgieng, ohne daß sie sich je eine tadelnde Aeußerung darüber erlaubte. Schon am 1. Mai 1790 schrieb sie Frau v. Bombelles die gewichtigen Worte: „Du fürchtest den Bürgerkrieg; ich gestehe Dir, daß ich ihn für unvermeidlich halte.... Ohne einen solchen wird der Anarchie nimmermehr ein Ende gemacht werden können, und ich glaube, daß nur um so mehr Blut fließen wird, je länger man zögert. Das ist mein Grundsatz. Er mag falsch sein, aber an des Königs Stelle wäre er meine Richtschnur und würde vielleicht viel Unglück verhüten." Mit Schmerz sah sie, daß man die günstigen Gelegenheiten zum Handeln versäumte, und daß es zu spät war, die verlorene Zeit wieder hereinzubringen. „Wenn wir den Augenblick zu benützen gewußt hätten," schrieb sie im gleichen Brief, hätten wir viel gewonnen, aber es gehörte Entschlossenheit dazu... Wir hätten der Gefahr trotzen müssen, um als Sieger daraus hervorzugehen." — Tief betrübte es sie zu sehen, wie der König in eine Muthlosigkeit verfiel, die allmählich in eine völlige körperliche und geistige Erschlaffung übergieng. Selbst die heroische, standhafte, ihrer Mutter so würdige Königin ließ sich zuweilen von ihrem Kummer übermannen; dann aber diente, wie Marie Antoinette rühmte, Elisabeths Ruhe und Heiterkeit Allen zum Halt und zur Aufrichtung. Der Heroismus der deutschen

Kaiserstochter und ihre schwungvolle schwärmerische Phantasie sind der prosaischen Französin fremd; dagegen strahlt aus ihr das sanfte Licht eines allen Wechseln gewachsenen heiteren Gottesmuths.

Eine richtige Würdigung der neuen Zeit, die sie anbrechen sah, dürfen wir von Elisabeth nicht erwarten. Ueberzeugt, daß außerhalb der Kirche und des legitimen Königthums kein Heil für dieses und jenes Leben sei, sah sie in der Revolution nur eine Kette von Verbrechen gegen beide. Der Religion, wie sie sie verstand, ordnete sie alle ihre Gedanken und Urtheile unter. Sie fühlte sich stark genug, jedes Ungemach zu ertragen, nur die Gnade erbat sie sich von Gott, sie lieber aus dieser Welt zu nehmen, als sie Zeugin von Verfolgungen der Kirche werden zu lassen. Beim Tode Mirabeau's schrieb sie: „Die Aristokraten bedauern ihn sehr. Ich, obgleich von ganzem Herzen Aristokratin, kann nicht umhin, darin den Finger der Vorsehung zu erblicken. Ich glaube nicht, daß sie uns durch charakter- und sittenlose Menschen retten will.“ Durchaus royalistisch und reaktionär gesinnt, betrachtete sie den Mangel einer Staatsreligion als das größte Unglück, das Frankreich widerfahren könnte. Als die Nationalversammlung den Juden volle bürgerliche Gleichberechtigung zuerkannte, schrieb sie daher mit einiger Bitterkeit: „Unserem Jahrhundert blieb es vorbehalten, das einzige Volk, das Gott durch sein Mißfallen gebrandmarkt hat, als befreundet aufzunehmen.“

Von welchem Adel der Gesinnung zeugt aber neben diesen zum Theil beschränkten Ansichten ihr freiwilliges Ausharren bei der königlichen Familie in dem in seinen Grundfesten erschütterten Frankreich! Als zu Anfang des Jahrs 1791 die Tanten des Königs nach Rom flüchteten, wollten sie ihre Nichte mitnehmen, bei der die Hauptstadt der katholischen Christenheit gar guten Klang hatte; ebenso leicht hätte sie ihren beiden Brüdern, den Grafen von Artois und von Provence nach Deutschland folgen können; aber dieser Gedanke fand keinen Augenblick Raum in ihrer Seele. In der Stunde der Noth dem König zur Seite zu stehen, betrachtete sie als den Posten der Ehre und Pflicht, ihn zu verlassen als „eine Grausamkeit und Gemeinheit, deren sie sich sehr ungern hätte fähig glauben lassen.“

Ihre Seelenruhe wuchs mit der Größe der Gefahr. Am 5. Oktober 1789 rettete ihre Geistesgegenwart mehreren Gardes du corps das Leben. — Auch in jenem verhängnißvollen Augenblick, da in Varennes die Verhaftung des flüchtigen Königs (1791) gleichsam das Signal war zum Sturz der Monarchie, verlor sie ihre Besonnenheit nicht. Als Barnave sich zwischen den König und die Königin auf den Vordersitz des Wagens setzte, nahm sie mit Petion und der jungen Prinzessin den Rücksitz ein, während der kleine Dauphin sich von einem Paar Kniee auf's andere setzte. Elisabeth suchte damals über Petions Rohheit durch ihre zuvorkommende Güte den Sieg zu gewinnen. Vergeblich! Als sie ihm ein zweites Glas Wein einschenken wollte, zog er es zum Zeichen, daß er genug habe, zurück, ohne ihr ein Wort des Dankes zu sagen; seine abgenagten Geflügelknochen warf er hart am Gesicht des Königs vorbei zur Wagenthüre hinaus. Barnave's edlere Natur dagegen erröthete über diese absichtlichen Kränkungen und versagte dem namenlosen Unglück, dessen gerührter Zeuge er war, nicht die schuldige Achtung. Er, der feurige Tribun, der so oft gegen die alten Einrichtungen gedonnert hatte, und vor dessen Einfluß sogar Mirabeau's Beliebtheit erbleichte, als Letzterer anfieng sich zur Stütze des wankenden Throns zu machen, hatte sich bei seiner Ankunft in Varennes gewiß in der Stille gelobt, jedes Gefühl des Mitleids in seinem Herzen zu ersticken, aber dennoch konnte er seine Bewegung nicht unterdrücken. Sein alter Groll schwand vor der stillen Majestät der Königin und der Sanftmuth Elisabeths, die in so rührenden und edlen Ausdrücken vom Unglück Frankreichs sprach. Ein alter Priester tritt an die Wagenthüre und ruft mit bebender Stimme: „Es lebe der König!“ Sogleich ist er von einem Haufen Wüthender umringt, die ihn zerreißen wollen. Da beugt Barnave sich hinaus und schreit: „Tiger! seid Ihr keine Franzosen mehr? Ist ein Volk von Tapfern eine Mörderbande geworden?“ Diese Worte retten dem Priester das Leben, und Barnave, der Feind des Thrones, wird noch dessen Beschützer. Während des ganzen Winters von 1791 sucht er

den Hof und die konstitutionelle Partei einander näher zu bringen; und als er am Tag vor dem verhängnißvollen 10. August 1792 Marie Antoinette zum letzten Mal sieht, nimmt er von ihr Abschied mit den Worten: „Ueberzeugt, wie ich bin, daß ich die Theilnahme, die mir Ihr Unglück eingeflößt hat, mit meinem Kopfe bezahlen werde, erbitte ich mir als einzigen Lohn die Ehre, Ihnen die Hand küssen zu dürfen.“

Lange schon hatte sich Elisabeth mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht; sie gehörte nicht zu denen, welche erst in der letzten Stunde anfangen wollen, sich darauf vorzubereiten. Schon 1790 schrieb sie an ihre Bombelles: „Da ich soeben, mein liebes Bömbchen, mein Testament noch einmal durchgelesen und darin gesehen habe, daß ich Dir meine Pferde vermacht und dich der Gnade des Königs empfohlen habe, muß ich Dir doch auch selbst noch einmal sagen, daß ich mich Deinen Gebeten empfehle und dich sehr lieb habe. Mache Dich nicht unglücklich durch Heimweh nach mir. Adieu. Magst Dir wohl denken, daß solche Gedanken einen gar nicht fröhlich machen! Und doch ist es Pflicht, sich damit zu beschäftigen, besonders wirklicher Zeit.“ Uebrigens hatte sie schon in den Tagen der Ruhe und des Wohlergehens, noch ehe sie durch das Unglück geläutert war, einmal geschrieben: „Je mehr man von der Welt sieht, desto mehr erkennt man ihre Gefahren, und daß sie mehr Verachtung als Liebe verdient, wenn einmal die Stunde des Scheidens kommt.“ So hat denn kein Ereigniß sie betroffen zu machen vermocht. Wohl bewegt es sie im tiefsten Herzen, der drohenden Katastrophe entgegen zu gehen. „Guter Gott!“ kann sie ausrufen, „in welcher Zeit ließest du uns geboren werden! Und ich hatte noch vor etlichen Jahren mich gefreut, nicht im 17. Jahrhundert geboren zu sein! Wahrlich, wenn wir schwer gesündigt haben, strafst du uns auch schwer.“

Merkwürdig aber ist, wie zwei tief im französischen Charakter liegende Eigenschaften, Frohsinn und Patriotismus, Elisabeth auch unter den schmerzlichsten Erfahrungen nie verließen. Wie ein Vogel, der auch in seinem Gefängniß noch singt, vergaß sie oft die Bitterkeit ihres Looses. Nur die Angriffe auf die Religion erfüllten sie mit ungetheilter Trauer; allem andern wußte sie mitunter eine heitere Seite abzugewinnen. So schrieb sie aus Veranlassung der Abschaffung der Adelstitel und Wappen ihrer Freundin: „Ich meines Theils hoffe Fräulein Capet, oder Hugo oder Robert zu werden, denn meinen eigentlichen Namen Frankreich werde ich doch wohl nicht führen dürfen. Das macht mir viel Spaß, und wenn jene Herren nur solcherlei Dekrete erlassen wollten, würde sich zu dem tiefen Respekt, den ich für sie hege, am Ende auch noch Liebe gesellen. Du findest meinen Ton vielleicht ein wenig leichtfertig in Betracht der Umstände, allein da keine Gegenrevolution darin liegt, wirst Du mir's verzeihen. Man muß doch auch ein wenig lachen.“ Und als 1791 dem König wieder einige Zeichen der Achtung zu Theil wurden, rief sie aus: „Ach, mein Herz, das französische Blut bleibt sich doch immer gleich. Man hat ihm eine sehr starke Dosis Opium gereicht, aber erstarrt ist es dadurch nicht, und was man auch thun mag, es wird sich nicht verleugnen. Seit drei Tagen liebe ich mein Vaterland noch tausendmal mehr.“ Weit entfernt, in die Sprache der Emigranten einzustimmen, schrieb sie, als Frankreich von feindlichen Heeren bedroht war, den 5. August 1791: „Rußland, Preußen, Schweden und Deutschland wollen über uns herfallen, Spanien weiß selbst noch nicht, was es thun wird, England bleibt neutral, aber beruhige dich, meine Bombe, dein Vaterland wird sich mit Ruhm bedecken, das ist Alles. 300,000 tapfere und wohl organisirte Nationalgardisten bewachen die Grenzen und werden keinen Uhlanen hereinlassen. Böse Zungen sagen, bei Maubeuge haben acht Uhlanen 500 Nationalgardisten und drei Kanonen gefangen genommen. Wir müssen sie schwatzen lassen, wenn ihnen das Freude macht, die Reihe über sie zu spotten wird schon noch an uns kommen.“

Als Französin zeigte sie sich auch durch ihre rasche Besonnenheit und ihren Muth. Am 20. Juni 1792, als eine tobende Menge sich in die Tuilerieen stürzte, hängte sie sich an den Rock des Königs und erklärte, sie werde sich nicht von ihm trennen lassen. Mit Piken bewaffnete Mörder hielten sie für Marie Antoinette und wollten sie durchbohren. „Halt!“ rief man diesen zu, „es ist Madame Elisabeth.“ — „Wozu sie aus ihrem Irrthum reißen?“

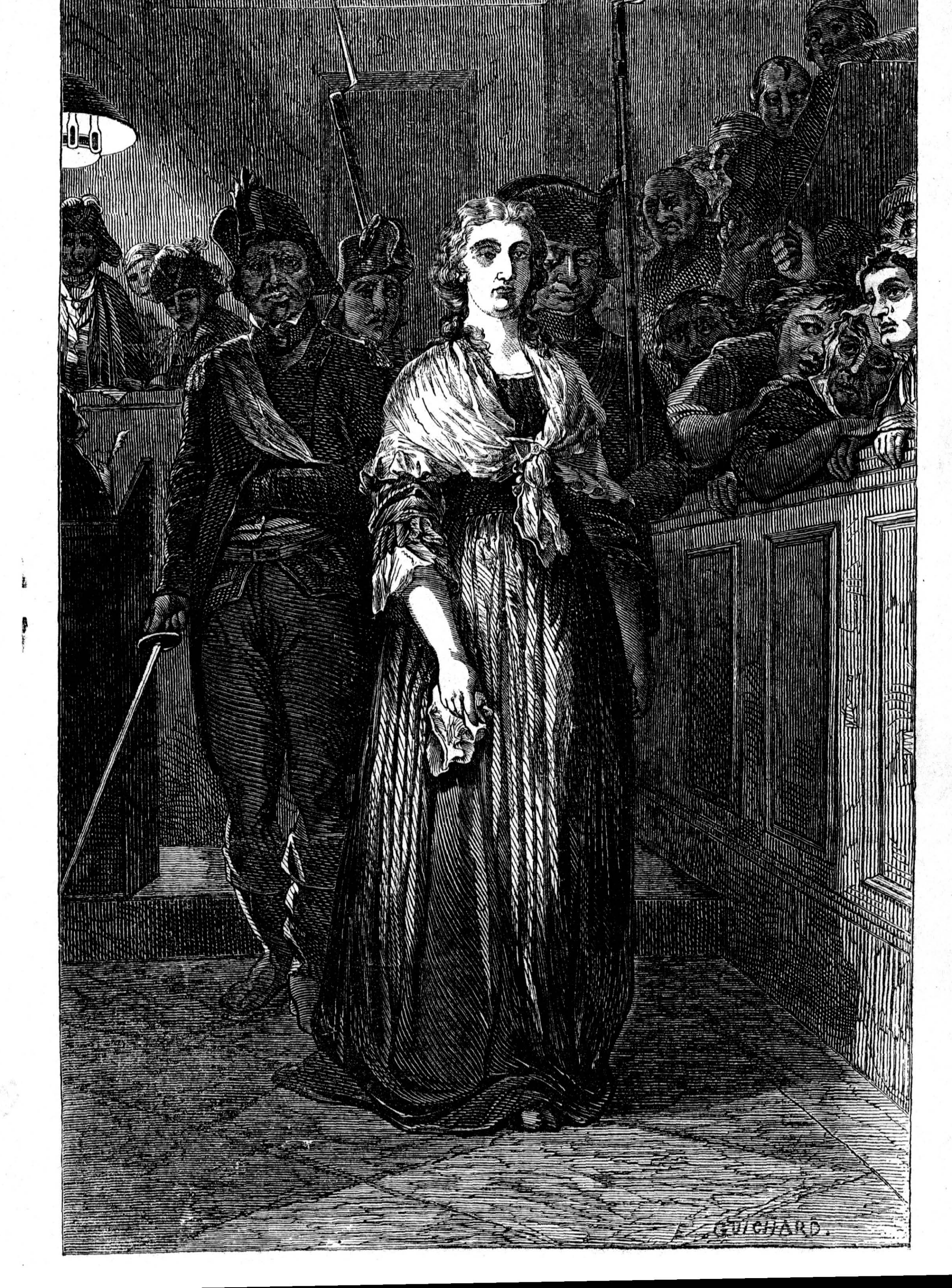
entgegnete Letztere ruhig; „das kann die Königin retten.“ Am 10. August folgte sie dem König bei dem traurigen Zug aus den angegriffenen Tuilerieen in die Nationalversammlung, um ihm im Gefängniß eine Art Schutzengel zu werden, wie sie's am Hofe gewesen war. So lange die königliche Familie noch beisammen war, gab es auch im Kerker noch trauliche Stunden. Elisabeth unterrichtete den kleinen Dauphin und seine Schwester in der Musik, und manchmal konnte man unter den Fenstern des Temple den Gesang der beiden gefangenen Kinder hören. Als nach dem qualvollen Augenblick, in dem Ludwig die Seinen zu letzten Mal umarmt hatte (20. Januar 1793), den beiden königlichen Frauen nicht mehr der Trost eines gemeinsamen Gefängnisses gelassen wurde, hörte Marie Antoinette nicht auf, wenigstens in Gedanken mit ihrer edlen Schwägerin umzugehen, und am Morgen des 16. Oktober 1793 noch schrieb sie ihr, ehe sie das Schaffot bestieg, jenen rührenden Brief, in dem sie unter anderem sagt: „Und Dich, meine gute, zärtliche Schwester, die Du aus Liebe zu uns Alles geopfert hast, in welcher Lage muß ich Dich lassen!“

Einige Zeit schien es, als hätten die Schreckensmänner die Schwester Ludwigs XVI. vergessen. Seit ihrer Trennung von der Königin am 2. August 1793 war sie mit ihrer Nichte im Temple geblieben; man hatte ihr den Tod Marie Antoinette's verborgen, und deren Abschiedsschreiben nicht überbracht. In völliger Unwissenheit alles dessen, was außerhalb ihres Gefängnisses vorgieng, widmete sie sich mit gewohnter Ruhe und Ergebung der Erziehung der jungen Prinzessin, der sie Mutterstelle vertrat. Nie war sie ruhiger und ergebener gewesen, als in jenen Schreckensmonaten, von denen die einzige Kunde in den kurzen Worten der Straßenausrufer in ihr Gefängniß hereindrang. Sie faßte damals ein Morgengebet ab, das mit folgenden Worten beginnt: „Was wird mir heute wohl begegnen, o mein Gott? Ich weiß es nicht. Alles was ich weiß, ist, daß mir nichts geschehen kann, was Du nicht von Ewigkeit her vorausgesehen, geordnet, gewollt und beschlossen hast.“ Da hörten die beiden Fürstinnen am Abend des 9. Mai 1794, als sie sich eben zur Ruhe gelegt hatten, die Riegel ihres Gefängnisses öffnen. Elisabeth kleidete sich schnell wieder an. „Bürgerin!“ rief man ihr zu, „komm sogleich, man braucht dich.“ — „Wird meine Nichte hier bleiben?“ fragte sie. „Das geht Dich nichts an, man wird schon für sie sorgen.“ Sie fiel der jungen Prinzessin um den Hals und suchte diese zu beschwichtigen, indem sie sagte: „Bleib ruhig, ich werde gleich wieder kommen.“

In einem Fiaker in die Conciergerie gebracht, wurde sie am folgenden Tag nach einer Art Scheinverhör zum Tod verurtheilt. Auf dem gleichen Karren mit 23 andern Opfern führte man sie auf's Schaffot. Unterwegs versicherte die Marquisin Crüssol-d'Uzez, eine ihrer Mitverurtheilten, sie in so warmen Ausdrücken ihrer Hochachtung, daß am Fuß der Guillotine Elisabeth ihr noch sagte, es schmerze sie, ihr kein Zeichen ihrer Dankbarkeit für ihre freundlichen Gesinnungen mehr geben zu können. „Ach, Madame,“ sagte diese, „wenn Eure königliche Hoheit mich einer Umarmung würdigen wollte, so wäre mein höchster Wunsch gewährt.“ Alsbald umarmte sie Elisabeth mit den Worten: „recht gerne, und von ganzem Herzen.“ Der Convent hatte befohlen, die heldenmüthige Fürstin erst nach allen Andern hinzurichten, um ihre Standhaftigkeit durch den Anblick der 23 Häupter, die vor ihr fielen, zu erschüttern; sie blieb aber so ruhig, als wäre ihre Seele von dieser Stätte des Grauens schon hinübergeeilt in die Wohnungen des ewigen Friedens.

Die im Temple zurückgebliebene Prinzessin erfuhr nicht mehr vom Loos ihrer Tante als von dem ihrer Mutter. Ein ganzes Jahr vergieng, ehe sie etwas vernehmen sollte. Als sie nämlich unter Thränen von ihrer Sorge um die Ihrigen redete, sagte ihr gerührt eine Wärterin: „Sie haben keine Ihrigen mehr.“ — „Wie!“ rief die Verwaiste aus, „auch Elisabeth? Was konnte man denn ihr vorwerfen?“ —

Da uns kein Bild von der edeln Fürstenschwester zu Gebot steht, rücken wir hier eine Kopie des Gemäldes ein, welches de la Roche von ihrer Schwägerin, der unglücklichen Königin Marie Antoinette entwarf. Es stellt sie vor, wie sie am 15. Oktober 1793 nach Beendigung ihres Verhörs aus dem Nationalkonvent in ihr Gefängniß zurückgeführt wurde. Tags darauf, um den Mittag, endete sie auf dem Schaffote (s. Jugendbl. 1865, S. 460).



Ein Seelenvater.

An einem der schönsten Punkte des schönen Griechenlands steht das jetzt verlassene Kloster St. Lukas. Im Schatten der sich fast senkrecht zu den Wolken erhebenden Bergspitze, an deren grünendem Fuße die Mönche sich ansiedelten, haben die vor Jahrhunderten von ihnen gepflanzten Bäume eine in jenem trockenen Klima seltene Ueppigkeit und Größe erlangt. Nicht weit vom Kloster sind die Marmorbrüche, aus denen einst das Material zu den prachtvollen Tempeln geholt wurde, deren weiße Säulen noch geisterähnlich die attische Ebene bedecken. Dank dieser Nachbarschaft ist auch die zum größten Theil erhaltene Klosterkirche beinahe ganz aus blendend weißem Marmor erbaut. Ihre zerfallene Westseite läßt Licht und Luft ungehemmt in's Innere dringen. Dort brennt auf dem Altar noch immer Tag und Nacht eine silberne Lampe, die fromme Hände aus einem entfernten Dörflein allwöchentlich mit neuem Oel versorgen. Die Malereien an den Wänden haben in der reinen, klaren Luft ihre ursprüngliche Frische bewahrt, und die bleichen, edlen Gesichter der Märtyrer schauen mit dem Ausdruck himmlischen Friedens und einer Liebe, die stärker ist als der Tod, in die Einsamkeit hinaus. Gerade unter den Ruinen eilt ein Bächlein in munterem Lauf mit melodischem Gemurmel dem ägeischen Meere zu, von dem bei den ersten Sonnenstrahlen ein glänzender Streifen sichtbar wird, bis sich gegen Abend die Schatten der Berge darüber lagern.

Auf einer der zerbrochenen Säulen des in seinen Haupttheilen erhaltenen Klosters saß vor etlichen Jahren an einem schönen Sommerabend ein Fremder. Trunken schweifte sein Auge über die herrliche Landschaft hin, die in fast überirdischer Lieblichkeit vor ihm lag. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne übergoßen den fernen Ocean, die Olivenbäume am Ufer und den Berg mit seinen Haiden und Myrthen in tausendfarbigen Schattirungen mit ihrem sanften purpurnen und goldenen Licht; sie glänzten hinein in die weißen Marmorhallen der Kirche und verliehen den Gestalten der Heiligen, über die sie hinzitterten, eine Art Leben. Schöner noch als dieses bewegliche Farbenspiel breitete sich allmählich über die ganze Scene, von keinem Abendwölkchen mehr umsäumt, das tiefe Blau des Himmels aus. Wie ein an seiner Pforte aufgehängtes Lämpchen glänzte der milde Schimmer eines einzigen Sternes herab. Kein Laut war hörbar außer dem leisen Rauschen des Bächleins und den fernen Stimmen der Nachtigallen zwischen den Lorbeersträuchern am Bergabhang. Lange schien der Mann in den Anblick dieses überwältigenden Schauspiels versunken; endlich aber rang sich ein tiefer Seufzer von seinen Lippen los, und unwillkührlich machte er seinen Gefühlen in den Worten Luft: „warum sollte ich weiter ziehen und suchen, was ich doch nicht finde? Hier ist wenigstens ungestörte Einsamkeit und Ruhe, und unaussprechliche Schönheit. Ich bin es müde, zwecklos umherzuwandern; was liegt daran, wo mein nutzloses, hoffnungsloses Leben zerrinnt! Diese liebliche Stelle soll mir ein Obdach gewähren, so lange es dauert, und einst ein von Niemand gekanntes Grab!"

Hier erhob er sich, und in seiner männlichen Haltung und seinen festen Zügen prägte sich die Bestimmtheit seines Entschlusses aus. Er war ein Engländer, etwa 40 Jahre alt, von weißer Gesichtsfarbe, hellen Haaren und jener muskulösen Gestalt, die so vielen Söhnen Britanniens eigen ist. Seine gefurchte Stirne und die tiefliegenden Augen, in denen noch die düstere Flamme erstickter Leidenschaften fortglimmte, verriethen, daß mancher harte Kampf seinen Weg durchs Leben bezeichnet hatte.

Mit wenigen raschen Schritten befand er sich gerade über den Bäumen am Rande des Bächleins, wo seine Diener sein Reisezelt aufgeschlagen hatten. Offenbar war er ein Mann von Vermögen. Drei bis vier Pferde hatten sein Gepäck hieher gebracht; der herrliche Araber, den er ritt, wurde von einem eigenen türkischen

Reitknecht bedient; drei schmucke Griechen schienen aus der Zahl der Reisebegleiter, welche die Gasthöfe Athens belagern und den unermüdlichen Briten, die fort und fort die Thermopylen zu besuchen und den Parnassus zu besteigen kommen, ihre Dienste anbieten, wie ausgewählt, um eine malerische Wirkung hervorzubringen. Sie waren eben emsig damit beschäftigt, ihrem zeitweiligen Herrn die Abendmahlzeit zu bereiten, als dieser plötzlich auf einem Felsvorsprung über ihren Häuptern erschien und mit heller Stimme rief: „Dimitri!"

Der erste Diener, ein Griechenland bereisenden Nordländern wohl bekannter Mann, eilte sogleich auf ihn zu mit dem gewöhnlichen Gruß des Ostens: „Was steht zu Befehl, Herr Sydney?" Dimitri konnte mindestens ein halbes Duzend Sprachen, Sydney aber hatte sich während eines frühern Aufenthalts im Orient mit dem Neugriechischen so vertraut gemacht, daß er im Verkehr mit seinen Dienern und dem Volk immer nur dieses gebrauchte. Was er dießmal zu sagen hatte, brachte aber den sonst unerschütterlich gleichmüthigen Dimitri, der sich zu rühmen pflegte, daß ihn nichts überrasche, weil er alles wisse, total aus der Fassung. Sydney wollte nicht weiter reisen, sondern in dem verlassenen Kloster seine Wohnung aufschlagen; Dimitri sollte ihn da mit seinem Pferd, seinem Zelt und all seinen Habseligkeiten allein zurücklassen und mit den übrigen Dienern nach dem Dorfe umkehren, in dem sie die vergangene Nacht zugebracht hatten. Dort sollte er mit den Leuten, die jeden Samstag in das einstige Heiligthum wallfahrteten, um auch in der Einöde noch das Flämmlein zu unterhalten, das zeugen sollte von dem ewigen Licht, eine Uebereinkunft treffen, daß sie Sydney dann gleich die nöthigsten Lebensbedürfnisse mitbringen; ein Brief, den Dimitri an Sydney's Banquier in Athen erhielt, gab Letzterem Anweisung, von Zeit zu Zeit eine Summe Geldes in die Ruinen von St. Lukas zu senden.

Ein einziges Wort schlug jede Gegenvorstellung oder Aeußerung des Erstaunens von Seiten Dimitri's nieder, der, so gewöhnt er auch an die Sonderbarkeiten der „Milors Anglais" (englischen Reisenden) war, doch nie in Berührung mit einem ganz so närrischen Herrn gekommen war, wie dieser ihm schien. In gebieterischem Ton gab Sydney seinen Schlußbefehl, daß vor Tages-Anbruch die ganze Reisegesellschaft aufzubrechen und ihn allein zu lassen habe; und ohne sein Zelt zu benützen, legte er sich unter freiem Himmel auf dem weichen Moos zwischen den Bäumen zur Ruhe nieder, um, ehe der Schlaf seine Augen schloß, noch die goldenen Sterne am blauen Himmelsgewölbe aufsteigen zu sehen. Kaum streiften die ersten Morgenstrahlen die Spitze des Berges, so wandte er sich zu den verblüfften Dienern und bezeichnete ihnen schweigend mit der Hand den Weg, den sie einzuschlagen hatten. Noch ehe im Osten ein Stück des Meeres sichtbar wurde, war er allein.

Und nun ein Wort über Sydneys frühere Geschichte. Das einzige Kind eines englischen Kaufherrn von fürstlichem Reichthum, war er im 21. Jahre in den vollen Besitz des väterlichen Erbes gekommen, ohne daß ihm eine menschliche Seele zur Seite stand, die sich berechtigt oder verpflichtet gefühlt hätte, ihn zu warnen oder zu berathen. Seine feurige Gemüthsart ließ ihn seine Befriedigung mehr im Umgang mit Menschen als in wissenschaftlichen Beschäftigungen suchen, zu denen übrigens sein reichbegabter Geist in hohem Grade befähigt war. Sowohl seine persönliche Liebenswürdigkeit als die Glücksgüter, die ihm zugefallen waren, erschloßen ihm alle Herzen und Häuser, und einige Jahre hindurch schwelgte er in allen Genüssen, die diese Welt zu bieten vermag. Und doch vermochten sie nicht das tiefste Sehnen seines Herzens zu stillen. Gerade der Umstand vielleicht, daß ihm alle irdischen Freuden wie von selbst in den Schooß fielen, erweckte in ihm das Bewußtsein, daß nicht Endliches die Bedürfnisse eines unsterblichen Geistes befriedigen kann und mitten im Genuß der Gegenwart blickte er zuweilen verlangend nach dem Grabe hin, als ob erst jenseits desselben der bessere Theil seines Wesens volles Genüge finden könnte. Hier schon ernstlich Nahrung zu suchen für diesen bessern Theil seines Wesens, dazu kam er aber nicht; dazu war sein Leben zu zerstreut, zu ausgefüllt durch immer neue Eindrücke. Zu eigener Prüfung des in kindlichem Vertrauen von den Eltern überkommenen Glaubens kam er ebenso wenig; als aber später zwei Personen, die

er in diesem Glauben fest gegründet wähnte, einen fast unbegrenzten Einfluß auf ihn übten, lehnte er sich im Gefühl völliger Sicherheit auf sie als auf nimmer wankende Stützen. Wohl fühlte er, daß das Leben, das er führte, nicht ganz mit diesen Ueberzeugungen übereinstimmte, aber da er nichts an sich Schlechtes that, begnügte er sich wie viele Andere mit seinem heißen Verlangen nach einem sündlosen zukünftigen Leben und verschob die Aufgabe, sich für ein solches vorzubereiten, auf gelegenere Zeit.

Jene beiden Personen, die er mit der ganzen Glut seiner Seele in einer Weise umfaßte, die darin keinen Raum mehr ließ für irgend eine andere Liebe, waren eine früh verwaiste, ihm von zarter Kindheit an zur Braut bestimmte Verwandte und sein Freund Ruthven. Sein Bäschen Leila namentlich liebte er mit eifersüchtiger Leidenschaftlichkeit; es war ihm süß, daß sie durch die Uebereinkunft ihrer beiderseitigen Eltern von jeher ihren Beschützer in ihm sah, und nicht der leiseste Zweifel beschlich seine Seele, ob das liebliche, holde Wesen ihm auch ebenso zugethan sei, wie er ihr. Ihr 17. Geburtstag war zum Hochzeitstag bestimmt, ohne daß irgend Jemand daran gedacht hätte, sie zu fragen, ob ihr Herz Ja sage zu einem so unauflöslichen Bund. Dieser Tag nahte. Ruthven, Sydneys Jugendfreund und Genosse seiner ersten Reisen, jetzt von diesem zum Geistlichen der auf seinen väterlichen Gütern wohnenden Pächterfamilien bestellt, sollte die Trauung vollziehen. Sydney glaubte ihn ganz nur von selbstvergessender christlicher Liebe beseelt und hatte kein Auge für den Kummer auf seinem blassen Gesicht und für Leila's traurige Blicke. Am Morgen des lang ersehnten Tages stand er auf der Terrasse des festlich geschmückten Hauses, in das er in einer Stunde Leila als Gebieterin einzuführen hoffte, und überschaute stolz die schönen Besitzungen, die er ihr zu Füßen legen konnte. Da trat ein Bote ein, drückte ihm schweigend ein Briefchen in die Hand und eilte wieder davon. Es lautete:

„Vergib, vergib! Wir haben seit Monaten Tag für Tag gekämpft und gerungen, wahr gegen Dich zu sein; umsonst! Liebe ist stärker als Ehre und Freundschaft. Vergiß uns, und wenn Du kannst, vergib. Wenn Du diese Zeilen erhältst, werden wir das Band schon geknüpft haben, das nur der Tod lösen kann. Leila und Ruthven."

Sydney zerriß das Papier in hundert Stückchen und trat es in den Staub, aber sein Inhalt blieb mit Flammenschrift in seine Seele gegraben. Fast wahnsinnig vor Wuth und Schmerz übergab er sein Gut einem Verwalter und ernannte an Ruthvens Stelle einen Mann, dessen Gesicht er noch nie gesehen hatte. Dann erst erwachte er zum vollen Bewußtsein dessen, was dieser Verrath in ihm gewirkt hatte: seine Hoffnungen hatten sich in Verzweiflung, seine Liebe in Haß, sein Glaube an ihren Glauben in die äußerste Bitterkeit verwandelt. Gierig las er jetzt die Schriften der Spötter und Zweifler, und um mit Allem zu brechen, was er einst an Denen, von welchen er sich so schnöde betrogen sah, geliebt hatte, stürzte er sich vom Unglauben in den Pfuhl des Lasters. Zehn Jahre, in denen er durch sinnliche Genüsse Erinnerung und Gewissen zu übertäuben suchte und die menschliche Natur nur von ihrer schlimmsten Seite kennen lernte, hatten endlich in ihm einen solchen Eckel und Ueberdruß an seiner seitherigen Lebensweise erweckt, daß plötzlich der Entschluß in ihm reifte, in der tiefsten Einsamkeit sich nun der Malerei und Dichtkunst zu widmen, worin er sich in bessern Tagen schon mit Glück versucht hatte.

In der Stille, in die er sich jetzt begab, erwachten aber wieder die tieferen Bedürfnisse seiner Seele, und zwar mit einer Macht, die sie selbst damals nicht gehabt hatten, als er noch vertrauensvoll und hoffend in die Zukunft blickte. Die herrliche Natur, die ihn umgab, und die Beschäftigungen, die er sich darin erwählt hatte, wirkten bald erfrischend und beruhigend auf sein Herz. Der Wunsch nach neuen Aufregungen verstummte, der Sturm der Leidenschaften legte sich, aber nur um so lauter wurde dadurch das über die Grenzen des Irdischen hinausreichende Sehnen seines Geistes. Entschlossen, nicht wieder in eine Welt zurückzukehren, in der er so viel gelitten und gesündigt hatte, empfand er indessen, ohne daß er sichs selbst recht gestand, nach etlichen Wochen doch zuweilen ein Verlangen, wieder eine menschliche Stimme zu hören und den Druck einer Freundeshand zu spüren.

So ritt er einst in der Morgendämmerung den Berg hinan, um die Sonne in ihrer wunderbaren Farbenglut aus dem Meer emportauchen zu sehen. In den herrlichen Anblick versunken verweilte er, bis ihre Strahlen den Pfad beleuchteten, den er noch im Halbdunkel unter den erbleichenden Sternen gekommen war. Eben wollte er umlenken, als eine sanfte Kinderstimme ihm zurief: „Milord Fremder, möchten Sie mir nicht helfen meine Mutter zu wecken!" Erstaunt wandte sich Sydney um und sah in geringer Entfernung ein Weib unter einem Oelbaum sitzen und einen Knaben neben ihr knieen, der sie zärtlich mit seinen Armen umschlang. Er stieg vom Pferd und gieng ruhigen Schritts auf die Beiden zu.

Die Frau trug die malerische Tracht der albanesischen Bäuerinnen: das lange weiße Unterkleid, den schweren, braunen Tuchrock, und auf dem schwarzen Haar die rothe Mütze und den weißen, wallenden Schleier. Sie schien in tiefen Schlaf versunken; ihr Haupt neigte sich auf die Brust herab; die gefalteten Hände ruhten auf ihrem Schooß. Als Sydney nahte, sah ihm der Knabe ins Gesicht. Das Auge des Künstlers war betroffen von dem herrlichen Ebenmaß seines Kopfes, wie man es zwar nicht selten bei jungen Griechen und Süd-Italienern, aber nie in nördlicheren Gegenden findet. Seine feinen, edlen Züge erinnerten an die Meisterwerke des klassischen Alterthums, sein weiches braunes Haar fiel ihm über die Schultern herab, aus seinen großen dunklen Augen sprach eine liebliche Mischung von kindlicher Unschuld und sinnigem Ernst. Er mochte etwa 13 Jahre alt sein und trug nicht die scharlachrothe Jacke und den weißen Rock anderer Knaben seines Alters, sondern ein weites, dunkles, durch einen breiten Purpurgürtel zusammengehaltenes Gewand, das sogleich verrieth, daß er zum Priester bestimmt war.

„O bitte, helfen Sie mir meine Mutter wecken," wiederholte er zutraulich.

„Sie scheint sehr müde zu sein" erwiederte Sydney. „Wir reisen aus unserer Heimat nach Athen, wo ich in das Seminar eintreten soll, um ein Papas (Priester) zu werden", fuhr der Knabe fort. Wir hofften gestern Abend das nächste Dorf zu erreichen, aber ich war müde und die Luft so warm, daß meine Mutter sagte, wir können wohl unter diesem Baume schlafen. Das haben wir gethan, aber jetzt kann ich sie nicht wecken, und das ist seltsam, denn sonst wacht sie immer mit der Sonne auf."

Sydney trat näher und berührte die Hand der Frau, doch ebenso schnell ließ er sie erschrocken wieder los; denn die eisige Kälte des Todes lag auf ihr. Im selben Augenblick wurde er auch die Ursache davon gewahr, indem seine Bewegung eine große Schlange aufschreckte, die sich um den Fuß der Schläferin gewunden hatte. Mit leisem Zischen hob sie den Kopf in die Höhe und kroch hinweg; sie gehörte zu einer sehr giftigen Art, deren Biß fast augenblicklich tödtet. Sydney hatte schon öfters von derartigen Unglücksfällen unter den in ihren Weinbergen oder Oelgärten beschäftigten Landleuten gehört und konnte sich leicht die Geschichte der entseelten Frau zusammenstellen. Die Schlange war ohne Zweifel zwischen den Wurzeln des Baumes versteckt, als sie sich dort niedersetzte und brachte ihr, während sie schlummerte, den Biß bei, in Folge dessen sie ohne zu erwachen in den Todesschlaf versank. „O die Schlange! die schreckliche Schlange!" schrie der Knabe, dem es nicht entging, wie sie sich langsam von dem Platz losringelte, an dem seine Mutter saß, „lassen Sie sie nicht zu meiner Mutter kommen, sie wird sie beißen; sie wird sie tödten." Und entsetzt schlang er seine Arme um Sydney, der ihn zärtlich an sein Herz drückte und sprach; „Mein Kind, ich fürchte sie hat deine Mutter schon gebissen."

„Dann wird sie sterben!" rief der Knabe schluchzend. „Laß mich, laß mich!" Und sich von Sydney los machend stürzte er auf seine todte Mutter zu, schlang seine Arme um sie und rief sie mit den rührendsten, zärtlichsten Namen, die unter den griechischen Landleuten üblich sind: „Mütterchen! mein Licht, mein Leben, mein Kleinod!" Aber die Lippen, deren Worten er so oft gelauscht hatte, blieben stumm. Als er sah, daß all sein Flehen vergeblich war, drückte er sie fester an sich und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen; doch wie ihre kalten Wangen die seinen berührten, entfuhr ihm ein leiser Schrei; er erblaßte und sank ohnmächtig zurück.

Sydney betrachtete einen Augenblick die

todte Mutter und den scheinbar jetzt ebenso leblosen Sohn, während er über die geeignetsten Maßregeln nachdachte, die er unter diesen Umständen ergreifen konnte. Er wußte, daß nach Landessitte die Beerdigung der Verstorbenen innerhalb 24 Stunden nach ihrem schon vor einer Weile erfolgten Tod statt zu finden hatte; somit beschloß er, vorerst den Knaben im Kloster in Sicherheit zu bringen, und dann ins nächste Dorf zu reiten, um Hilfe zum Begräbniß der Leiche zu holen. Ohne das Kind aus seiner süßen Bewußtlosigkeit zu wecken, trug er es auf sein Pferd und sprengte mit ihm seiner einsamen Wohnung zu.

Die rasche Bewegung und die dadurch erzeugte Luftströmung brachten indeß den Knaben zum Bewußtsein zurück, und als Sydney am Thor des Klosters abstieg, schlug er seine schönen Augen auf und blickte verwirrt um sich her. Mit einer Besorgtheit, deren ein oberflächlicher Beobachter den ernsten strengen Mann kaum fähig gehalten hätte, trug dieser den Knaben auf sein eigenes Bett, gab ihm einige Schlücke Wein, in die er etwas Opium mischte, und sagte ihm, er sei krank gewesen und müsse nun schlafen. Folgsam schloß das Kind sein Augen, aber plötzlich schlug es sie wieder auf und fragte: „Wo ist meine Mutter?" „Sie schläft," erwiederte Sydney, „und wenn du erwachst, darfst Du sie sehen."

Ohne eine weitere Bemerkung legte sich nun der Knabe zum Schlafe hin. Sobald das Opium zu wirken anfieng, schloß Sydney die Thüre und ritt ins nächste Dorf, wo seine Erzählung schnell die Theilnahme der erregbaren griechischen Landleute erweckte, die ihren Priester an der Spitze ihm zu der Leiche folgten. Während jene nun mit ihrer traurigen Last langsam dem Kloster zuschritten, eilte Sydney zu seinem Pflegling voraus.

Erst gegen Abend erwachte der Knabe. Nachdem er Speise zu sich genommen hatte und wieder zu voller Besinnung gekommen war, konnte Sydney der Antwort auf seine sehnsuchtsvollen Fragen nach der Mutter nicht länger ausweichen und mußte ihn an die schmerzliche Wahrheit erinnern. Es folgte noch ein wilder Ausbruch des Jammers; auch in diesem weichherzigen, lenksamen Kinde verbarg sich nicht die Leidenschaftlichkeit der orientalischen Natur, plötzlich aber wurde es still, machte das Zeichen des Kreuzes über Brust und Stirne, sah Sydney mit einem Blick voll kindlicher Unschuld an und fragte: „Habe ich nicht Unrecht zu trauern? Wenn mein Mütterchen gestorben ist, ist sie im Paradies, nicht wahr?"

„Ich hoffe so," erwiederte Sydney, indem ein wehmüthiges Lächeln, daß eine solche Frage an ihn gerichtet wurde, sich über seine Lippen stahl.

„Dann ist sie selig," fuhr der Knabe fort, und ein himmlischer Friede verbreitete sich über sein Gesicht.

„Im Paradies ists schön; alle Heiligen sind da und haben für immer Licht und Leben. Dort braucht sie ihren Irenäus nicht, und wenn der Engel Athanatos (der Tod) auch mich ruft, dann wird sie am Perlenthor auf mich warten und ich werde sie bei der Hand fassen und mit ihr hineingehen. Dann werden wir mit einander am Lebensstrome wandeln unter Blumen, die nie welken. Ich will nicht mehr weinen." Und seine Thränen trocknend lächelte er seinem erstaunten Wirthe zu.

„Wer lehrte dich das Alles, Irenäus?" fragte er. „Die Papas in unserem Dorfe. Und als ich All das meinem Mütterchen erzählte, bat ich sie, mich auch einen Papas werden zu lassen, damit ich auch Andern von dem schönen Paradies erzählen und sie lehren könne, wie man hin kommt. Aber jetzt mag ich nimmer ins Seminar gehen," fuhr er traurig fort, „wenn meine Mutter mich nicht dort besuchen kann. Sie wollte nach Athen ziehen, um an jedem Festtag zu mir zu kommen."

Noch ehe Sydney antworten konnte, tönte der melodische, aber überaus wehmüthige Todtengesang der griechischen Kirche durch die Klosterhallen herauf. Irenäus zitterte am ganzen Leibe, als die Trauerklänge näher und näher kamen und der Leichenzug am Umrang des Berges sichtbar wurde; doch er machte nochmals das Zeichen des Kreuzes, stand auf und gieng hinaus. Sydney folgte ihm. Sie schritten mit einander dem grünen Platze hinter dem Kloster zu, wo die Mönche im Schatten der großen Bäume sich ihren letzten Ruheplatz ausersehen hatten. Von dort konnten ihre Augen dem Zuge

folgen, wie er auf dem Felsenpfade nahte, bald durch eine Gruppe Oelbäume verdeckt, bald wieder von der untergehenden Sonne beleuchtet, die ihre letzten Strahlen über diese Scene goß. Auf einer rohen Tragbahre von Olivenzweigen lag die Mutter des Knaben mit unverhülltem Gesicht. Die Landleute hatten einen Oleanderkranz um ihre noch jugendlich schöne Stirne gewunden, und voraus schritt der Priester in seinem langen, dunkeln Gewand und mit dem Trauerflor, die einzige schwarze Figur bei dem Begräbniß.

Die Träger legten ihre Bürde vor dem Altar der Kirche nieder, bis die Bauern unter einer großen Eiche ein Grab für sie gegraben hatten; dann wurde sie mit einem der feierlichen, seit mehr als 1500 Jahren unverändert giltigen Gebete der Kirche dem Schooß der Erde übergeben. Zu ihren Füßen legte man etwas Korn und Wein, als Zeichen, daß sie durch den Genuß des Sakramentes den Keim des Auferstehungsleibes in sich aufgenommen habe. Und als letzte Probe, daß erst beim Schall der Posaune sie wieder zum Leben erwachen werde, forderte man Irenäus auf, ihr nochmals mit all den Namen zu rufen, die seine Liebe ihm eingebe. Er gehorchte. Am offenen Grabe knieend und die Hände über das treue Herz ausbreitend, an dem er so oft geruht hatte, rief er: „O Mutter! Mutter! dreimal Geliebte! Licht meiner Augen! Komm zurück zu deinem Kind! Irenäus ruft dir. O höre meine Stimme, süße, Mutter!" Umsonst! — „Telos, es ist aus," sagte der Priester, machte das Zeichen des Kreuzes über dem blassen Antlitz, bedeckte es ehrerbietig mit den Falten des weiten Schleiers, und auf ein Wort von ihm füllten die Bauern das Grab und schlossen es wieder mit den grünen Rasenstücken.

Nach einer kurzen Pause nahm der Priester Irenäus bei der Hand und führte ihn weg. Der Knabe aber wandte sich mit sehnsüchtigem Blick gegen Sydney und streckte seine Arme nach ihm aus. Dieser folgte dem Priester mit plötzlichem Herzensdrang und fragte: „Was soll aus diesem Kinde werden?"

„Ich weiß es in der That nicht," lautete die Antwort. „Er ist jetzt ganz und gar verwaist. Sein Vater starb vor einigen Jahren, und seine Mutter war aus Janina gebürtig, also fremd in unserem Dorf."

„Gebt ihn mir und laßt ihn mein psychopaidi (Seelenkind) sein," entgegnete Sydney schnell." — Irenäus stimmte durch einen leisen Freudenschrei diesem Vorschlag bei.

„Aber er sollte ein Papas unserer Kirche werden," erwiederte zögernd der Priester.

„Und das soll er werden, wenn es sein Wunsch bleibt," sagte Sydney. „Unterdessen kann ich ihn alles lehren, was er in den ersten paar Jahren im Seminar gelernt hätte. Er mag dann dorthin gehen, wenn es an der Zeit ist, daß er in den Büchern und in der Lehre der Orthodoxen unterrichtet wird."

Diese letzten Worte, sofern sie seiner Kirche den von ihr beanspruchten Namen der allein rechtgläubigen gaben, befriedigten den Priester vollkommen. „Willst du diesen Fremden als deinen Seelenvater annehmen?" fragte er Irenäus.

„Ja, ja!" rief der Knabe, „er ist gütig gegen mich gewesen und er wohnt, wo meine Mutter schläft. Ich will bei ihm bleiben."

„Dann nehmt ihn hin, im Namen Gottes," sprach der Priester, indem er des Kindes Hand in die Sydney's legte und das Ende seines Gewandes über beide ausbreitend sie als Vater und Sohn im Geiste erklärte. Eine halbe Stunde nachher verschwand er mit den heimkehrenden Bauern am Bergabhang, und Irenäus schlief in Sydney's Armen.

Zehn lange Jahre hatte dieser sein Herz jeder zarteren Regung verschlossen, jetzt aber fand das hingebende Vertrauen des heimatlosen Kindes mit einem Male den Schlüssel dazu und der lange zurückgedrängte Strom seiner feurigen Gefühle ergoß sich auf den Genossen seiner Einsamkeit. Irenäus war auch ein Wesen, das wohl Liebe wecken konnte; er gehörte zu jenen wunderbar begabten Kindern, auf denen das Auge der Mutter nur mit Bangen ruht, weil ihr frühreifer Geist eine baldige Verpflanzung in eine andere Welt ahnen läßt. Sein ganzer Gedankenkreis drehte sich um das Paradies und die Heiligen dort oben im Reich des Lichts; wachend und träumend schien ihn kein anderer Wunsch zu beseelen, als auch bald eingehen zu dürfen in jene reinen, von keiner Sünde befleckten

Sphären. Er wußte von nichts anderem zu sprechen; nur die verschiedenen Wege, auf welchen, wie er gehört hatte, die ersten Blutzeugen im Feuerwagen des Märtyrertodes dorthin gelangten, brachten Abwechslung in seine Unterhaltungen über dieses Thema.

Alle Schönheit, die ihn umgab, war ihm eine Quelle des Entzückens, weil er darin nur das Abbild der viel größeren Herrlichkeit sah, an der sich im ewigen Leben seine Augen weiden werden. Himmel und Erde verkündeten ihm die Liebe Gottes, den er mit einer nach dem Maße seiner Erkenntniß immer wachsenden Gegenliebe umfaßte. Ein seltsamer Gefährte für den im Sündendienst ermüdeten Mann, der sich selbst beschwatzte, ein Gotteslengner zu sein! Unmerklich jedoch verbreitete der liebliche Kinderglaube des Knaben auch über seine geängstete Seele ein friedliches Licht, das weder bewußter Glaube noch eigene Hoffnung, aber doch ein Schimmer von beiden war.

Bald aber weckte der ihm wie vom Himmel herabgesandte Knabe schmerzliche Befürchtungen in dem Seelenvater. Es war, als verzehre dessen brennendes Verlangen nach dem Land ohne Leid und ohne Thränen die zarte Hülle, die ihn noch am Eingang in dasselbe hinderte, und als schmelze das innere Feuer alles hinweg, was noch irdisch an ihm war. Tag für Tag wurden seine schönen Züge noch geistiger, seine großen Augen glänzender und seine dünnen, oft zum Himmel erhobenen Hände durchsichtiger. Endlich nahm die Schwäche so zu, daß Sydney ihn wie ein kleines Kind von einem Platz zum andern tragen mußte.

Aber mit dem Zerfallen der körperlichen Kraft wuchs die der Seele. In Irenäus Gedanken lag eine wunderbare Tiefe, in seinen Worten überraschende Weisheit; oft war es, als spreche ein Mann aus der Hülle des Kindes. Unbewußt wurde der Knabe Sydney's Lehrer, und es begann zu tagen in dem umnachteten Gemüth des Mannes. Er konnte die Freudigkeit des Kindes beim Gedanken an den Tod, und die außerordentliche Entfaltung aller seiner Gaben bei dem Hinwelken des Körpers nicht fassen. Doch „Sterben" schien ihm nicht der Name für dieses erstaunliche Wachsthum mit jedem Schritt zum Grabe, und so fest er sich in die Burg seines Unglaubens verschanzt hatte, kamen Stunden, in denen er sich gestehen mußte, daß es Thorheit sei, auch nur daran zu denken, daß mit dem Verlassen des zerbrechlichen Gefässes ein Geist aufhören könnte zu sein, dessen Kraft so wunderbar zunahm, während er sich aus jenem losrang.

Nach einer Nacht, die Sydney am Lager des blassen, fast regungslosen Knaben durchwacht hatte, fuhr dieser plötzlich mit leuchtenden Augen aus seinem Schlummer auf und rief: „Freude, Freude! die selige Stunde ist da! ich darf heim, heim! Ich habe die Stimmen gehört, die mir riefen; ich habe ihre glänzenden Gestalten gesehen. Trage mich hinaus, lieber Vater, daß ich die Sonne aufgehen sehe, denn ich werde mit ihr zu einem Tag erstehen, der kein Ende nimmt." Sydney trug ihn hinaus und legte ihn am Ufer des Bächleins auf's Moos nieder. Mühsam athmend, aber mit verklärtem Antlitz heftete der Knabe seine Augen fest auf die allmählich erbleichenden Sterne, als ob er mit seinem Blick die Himmelsräume durchdringen wollte. Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne sein blasses Gesicht beschienen, faltete er die Hände und rief mit ersterbender Stimme die starken Worte: „Er ist gekommen, der ewige Tag, und nach der Nacht bricht mir der reine, unsterbliche Morgen an! Jetzt werd' ich die Wunder der Schöpfung sehen; die Welten, die zu Gottes Füßen kreisen, die Sterne, die auf sein Wort ihre glänzenden Bahnen ziehen, und alle die Seelen, die Sein Hauch in's Dasein gerufen hat und die jetzt ewig bei Ihm leben." Während er noch sprach, schien er etwas zu erblicken, was Sydney nicht sah; seine großen Augen öffneten sich noch weiter; sein Gesicht strahlte von unaussprechlichem Entzücken; seine Kraft brach zusammen. „Liebe, unendliche — ewige — Liebe" — lispelte er noch, und seine Seele war entflohen.

Sydney fiel auf die Kniee, küßte das kalte Antlitz, fühlte den Puls, legte die Hand auf das Herz des Knaben; es hatte aufgehört zu schlagen. Aber in diesem Augenblick fühlte er auch, daß der eben noch so selige, lebens- und glaubensvolle Geist seines Lieblings nicht verflogen, zerfahren, vernichtet sein könne; wie Schuppen fielen die Scheingründe, mit denen er sich zu beruhigen gesucht hatte, von seinem geistigen Auge. Was er in seiner Kindheit von dem Liebesrathschluß Gottes mit dem armen, gefallenen Geschlecht der Menschen gehört hatte, wurde ihm in nie geahnter Weise zur Wahrheit und Wirklichkeit, und mit dem Glauben an seinen Schöpfer und Erlöser zog auch wieder Hoffnung und Liebe in seine Seele ein.

Sobald er den Knaben an der Seite seiner Mutter zur Erde bestattet hatte, trat er die Heimreise nach England an, entschlossen, sein Leben nicht länger im Haß, sondern im Dienste seiner Mitmenschen zu verzehren. Das erste, was er nach seiner Rückkehr that, war, das untreue Paar aufzusuchen, das er durch gänzliches Abziehen seiner Hand in Armuth und Kummer gestürzt hatte, sie seiner vollen Vergebung zu versichern und ihnen zu bieten, was ihnen für die kurze Gegenwart und die lange Zukunft nöthig und nützlich war. Nach wenigen wohlgenützten Jahren folgte er Irenäus in die selige Ewigkeit nach.

Ein Gang durch Paris.

Von O. S.

Der Tag, an welchem ich Paris entgegenfuhr, war nicht einer jener goldenen Herbsttage, die zum Reisen wie geschaffen scheinen, sondern kühl, trüb und regnerisch. Meine Reisegefährten im Eisenbahncoupé waren, als die Nacht hereinbrach, einer nach dem andern eingeschlafen; lange hieng ich fast melancholisch meinen Gedanken nach, bis auch mir endlich vor Mattigkeit die Augen zufielen. Da stößt mich plötzlich mein Nebensitzer mit dem Ellbogen und spricht: „monsieur, nous sommes arrivés." Ein kolossaler Lichtstreifen dehnt sich vor uns aus, der sich, wie die Milchstraße vor einem jener Riesentelescope, je näher wir herankommen, auflöst in unzählige Gasflammen. Schnell sind auf dem Zollbureau meine wenigen Habseligkeiten abgefertigt und ich setze mich in eine offene Voiture, um nach meiner Wohnung, die am Boulevard Beaumarchais gelegen ist, zu gelangen. Es ist Nachts 10 Uhr, aber die Nacht ist zum Tag umgeschaffen, nicht sowohl durch die vielen Gaslaternen der Straßen, als durch das intensive von tausend Spiegeln zurückgeworfene Licht, das den zahllosen Café's und Läden entstrahlt. Man glaubt sich in eine Feenwelt versetzt, wenn man so durch das Lichtmeer hindurchfährt, umsummt von der wogenden Menge, die rechts und links auf den breiten Trottoirs schwatzt, lacht, gafft, sich drängt und stößt. Ich fahre eine gute halbe Stunde die alten am meisten belebten Boulevards entlang, die sich durch die Stadt hindurchziehen. Endlich komme ich an und finde nach mancherlei Strapazen der Reise bei meinem lieben, christlichen Freund, einem französischen Pastor, herzliche gastfreundliche Aufnahme. Es thut wohl in einer solch ungeheuren Stadt sich in Freundeshand zu wissen und so schlief ich denn ruhig ein, Gott dankend, daß er mich so sicher daher geführt hatte.

Es galt nun am andern Morgen sich einen festen Tagesplan zu bilden. Den Vormittag bis 12 Uhr, der Zeit des Dejeuner, sollte jeden Tag studirt werden; von da wollte ich bis $6^1/_2$ Uhr d. h. bis zum Diner ausgehen, die Stadt und ihre Wunder zu beschauen; nach dem Diner begibt man sich à causer in den Salon, um dann noch um 9 Uhr in irgend einer Restauration bei einer Tasse ausgezeichneten schwarzen Kaffee's die Zeitungen zu lesen. Es waren erquickende Augenblicke, die mir für den ganzen Tag wohlthaten, wenn mein lieber pasteur Morgens um 8 Uhr uns alle, seine Kostgänger und seine Dienstboten um sich versammelte, ein Kapitel aus der Schrift las und dann, wobei

alle knieten, ein herrliches Herzensgebet sprach. Dieses gemeinsame Beten auf den Knieen traf ich in manchen protestantischen Familien von Paris. Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich desselben Anfangs fast schämte, hernach aber mich so darüber freute, daß es mir in der Heimat fehlte. Warum sind denn unsere Kniee so steif gegenüber von dem König aller Könige? Doch ich bin weit entfernt ein ungebührliches Gewicht auf diese „Aeußerlichkeit“ legen zu wollen und möchte nur meinen Eindruck davon wiedergeben.

Während ich nun Vormittags auf meinem Zimmer las und schrieb, ward ich Anfangs nicht wenig gestört durch das bunt durcheinandergehende Rufen und Schreien der vorübergehenden Verkäufer auf den Straßen. Mit schallender, in der That unermüdlicher Stimme preist Jeder seine Waare in allen Tonarten an. Da tönt: „navets, haricots, carottes,“ dort: „marchand d'habits, habits, habits“ u. s. f. Die Leute lassen sichs recht sauer werden, sind aber allzeit dabei frisch, heiter und wohlgemuth. Bald habe ich all diesen Lärm vergessen und arbeite, ohne auf das zu achten, was da draußen vor meinen Fenstern vor sich geht, ruhig weiter, bis zum Frühstück, das wir um 12 Uhr einnehmen.

Und nun gehts ins Weite. Zuerst suche ich mir einen Ueberblick zu verschaffen über die Stadt mit ihren zwei Millionen Einwohnern, die schon Kaiser Karl V. „ein Land,“ Kaiser Sigismund gar „eine Welt“ genannt hat. Ich besteige zu dem Zweck den in meiner Nähe gelegenen prächtigen Thurm St. Jacques, von dem man wohl die schönste Aussicht genießt. Welch ein Anblick! Ist es ergreifend zum Erstenmal das Meer zu sehen, vor sich und um sich nichts als eine Wasserfläche, über sich den Himmel, so ist es nicht minder ergreifend, in dieses unendliche steinerne Meer hinabzublicken, von den zahllosen Wägen und Fuhrwerken in den Straßen wie von Booten durchschnitten, während die Kuppeln und Thürme wie kolossale Schiffsmasten aufsteigen. Dort jener fast im Nebel verschwimmende Hügel im Norden, mit Häusern besät, ist der Montmartre; in seiner Nähe wohnen Tausende von Deutschen; der dunkle Streif im Westen ist der bois de Boulogne, während durch die Mitte der Stadt die Seine mit ihren Inseln und vielen Brücken sich hindurchschlängelt. Dort die ungeheure Palastmasse sind der Louvre und die Tuilerieen; das alte schwarze Gebäude mit seinen düsteren Thürmen gerade unter uns ist die Conciergerie (der Temple), wo das unglückliche französische Königspaar vor seiner Hinrichtung gefangen saß. An zwei dominirenden Punkten aber bleibt das Auge immer wieder haften — an der Riesenkuppel des Pantheon und am Thürmepaar von Notredame. Der Gesammteindruck ist so überwältigend, daß ich nichts, was ich je gesehen, damit vergleichen kann.

Nachdem ich nun so von der Vogelschau aus mir ein Gesammtbild der Riesenstadt verschafft, wie es nie mehr aus meiner Erinnerung verschwinden wird, setzte ich mich nach dem Rath meines getreuen Bädeker auf die Imperiale irgend eines der vielen Omnibusse, welche die Stadt beständig nach allen Richtungen durchkreuzen, um die innere Physiognomie von Paris zu betrachten. Mit beispielloser Billigkeit kann man hier, indem man sich Correspondencebillete auf andere, an verschiedenen Punkten einmündende Omnibusse geben läßt, große Strecken in aller Gemüthlichkeit und mit ungehinderter Aussicht durchfahren. Ich hatte noch nicht besonders viele Fahrten gemacht, als ich den lebhaften Eindruck bekam, der sich immer mehr in mir befestigte, daß das moderne Paris eine frappante Aehnlichkeit mit dem alten Rom zumal zur Kaiserzeit hat; eben damit ist sein allgemeines Gepräge mehr als ein — heidnisches, denn als ein christliches gezeichnet. Die meisten Gotteshäuser gleichen von Außen eher Tempeln, von innen eher üppigen Concertsälen, als — Kirchen. Der prachtvolle, in seiner Art überaus großartige, ja einzig dastehende Kirchhof Père Lachaise zeigt in auffallender Weise mit seinen ungeheuren Mausoleen, Denksäulen, Epitaphien, Pyramiden, Statuen das in allerweg heidnische Streben nach einer „steinernen Unsterblichkeit;“ im Ganzen überall dasselbe Zeichen der Selbstverherrlichung, der nationalen Selbstüberschätzung. Seine große Geschichte scheint dem Volke fast zur Religion geworden zu sein. Dazu kommt der militärische Charakter der Kaiserstadt, in welcher der neue „Cäsar“ Kasernen aufgebaut hat, die Basteien gleichen. Um aber zwischen diesen kleinen Festungen direkte Verbindungslinien herzustellen, sind ganze Stadtviertel eingerissen und neue breite und gerade Straßen hergestellt worden und noch fährt der Präfekt, Baron Haußmann, der Verschönerer des „modernen Roms“ in dieser Thätigkeit fort, so daß der Pariser hiefür ein eigenes Wort „haussmaniser“ erfunden hat. Man kann durch Quartiere kommen, die aussehen wie nach einem großen Brand. Alles niedergerissen, demolirt, ringsum Schutt und Gebälke. Daraus aber entsteht eine furchtbare Wohnungsnoth; arme Arbeiter finden kein Obdach. Was thun? Da werden bei Nacht etliche Bälken, Bretter ꝛc. nach und nach weggeschmuggelt und der „ouvrier“ baut sich auf vacanten Bauplätzen bei der Stadt Baracken auf, die den Namen von menschlichen Wohnungen nicht verdienen, aber doch ein Obdach gewähren. Werden die Bauplätze, die aber mit hohen Zäunen umgeben werden müssen, um den Anblick dieser ärmlichen Hütten des Schmutzes und Elends, das sie bergen, dem Publikum zu entziehen, schließlich verkauft, so wird den Leuten aufgekündigt, sie brechen ab und sehen wo sie ihr Zelt wieder aufschlagen. Das ist die Kehrseite des Prachtgewandes, das die üppige Stadt immer mehr sich anlegt. Schon beklagen sich aber auch Bemitteltere über die unerschwinglichen Miethzinse. Es wäre wohl besser, man würde statt dieser Verschönerungen vor allen Dingen für Wasserleitungen sorgen, um den Einwohnern ein besseres Wasser zuzuführen; denn das vorhandene ist geradezu ungenießbar, während einst die römischen Soldaten das Wasser von Parisii Lutetiorum als überaus schmackhaft priesen. Es macht sich überhaupt gegenwärtig in Paris eine bedeutende Theurung aller Lebensbedürfnisse geltend; besonders die Fleischpreise nehmen eine enorme Höhe ein, man hat deßwegen seit einem halben Jahr eine großartige Pferdeschlächterei errichtet und daneben eine umfangreiche Restauration, in der „cheval“ in allen Façonen zubereitet und billig verzehrt wird. Die Sache findet Beifall, obwohl Viele an den süßlichen Geschmack des Pferdefleisches sich nicht gewöhnen können.

Wenn ich nun vorhin von Kirchen sprach, die Tempeln gleichen, so muß ich die sonst wundervolle „Madeleine“ nennen, obwohl bei ihr die edlen Verhältnisse des ganzen Bau's und die würdige Ausstattung des Innern mit der nichtkirchlichen Form eher aussöhnen. Verlassen wir unsern Omnibus und steigen wir die schöne Freitreppe, die zu ihr führt, hinauf. Es ist ein von reichen korinthischen Säulen getragener Tempel in kolossalen Dimensionen, (100' länger und 30' breiter als die Walhalla bei Regensburg) der hier vor uns steht und dessen Wirkung um so größer ist, weil das Gebäude auf einem beträchtlichen Unterbau ruhend, von allen Seiten frei ist. Wände und Boden des Innern sind von Marmor; besonders der Chor macht durch seinen vortrefflichen Hochaltar einen bedeutenden Eindruck; derselbe besteht aus einer edlen Marmorgruppe (von Marochetti) die hl. Magdalena darstellend, wie sie von Engeln zum Himmel getragen wird. Das gesammte Innere bekommt sein Licht von Oben durch Oeffnungen in den Wölbungen, was einen ergreifenden Effekt macht. Aber trotz all dem wie ist es doch etwas ganz Anderes um so einen altehrwürdigen gothischen Dom, wie ihn Paris in seiner Notredame zum guten Glück noch hat. Obwohl Notredame weit von hier entfernt auf der sogenannten Citéinsel (welche die Seine bildet) liegt, so führe ich doch meinen Leser jetzt sogleich zu ihr, um die beiden bedeutendsten Kirchen von Paris mit einander vergleichen zu können. Dort ein griechischer Tempel — in Einfachheit prächtig; hier ein dem christlichen Geist entstammter Bau in seiner wunderbaren Formenpracht, seinem Formenreichthum — doch so einfach! Man kann sich einen größern Contrast nicht denken. Die ernsten Pfeilermassen von Notredame geben uns Kunde von der Sinnesrichtung, durch welche das mittelalterliche Paris vor sechs Jahrhunderten sich schon einmal die Führerschaft der gebildeten Welt errungen hatte. Es war eine große Zeit für Paris, aus der dieses Baudenkmal hervorgieng. Die Kreuzzüge hatten im Centrum des heißblütigen, kampflustigen Frankreichs ihren höchsten Aufschwung genommen und vor Allem auf Paris die ganze Fülle neuer Ideen und Anregungen ausgegossen, welche Europa ihnen zu danken hat. Die Seineinsel, auf deren östlicher Spitze die Kirche sich erhebt, war als der Sitz der cité in dieser Zeit das eigentliche Herz der Hauptstadt. Zwar hatten sich schon links und rechts an den Ufern des

Flusses die Mächte der Industrie und der Wissenschaft, dort in der ville, hier in der université ihren eigenen Mittelpunkt geschaffen. Aber beide erkannten doch noch in der alten cité die Wiege ihrer Bedeutung an. Da faßte im Jahr 1163 Bischof Maurice de Sully, ein Mann von reicher Bildung und kühnem Geist, den Plan, anstatt der alten Kirche eine neue Kathedrale zu bauen; der Glaubenseifer und die Kunstliebe der hauptstädtischen Bevölkerung kamen dem Unternehmen des Bischofs entgegen. Schön singt ein französischer Dichter von diesem ehrwürdigen Dome:

Comme pour son bonsoir, d'une plus riche teinte
Le jour qui fuit revêt la cathédrale sainte
Ébauchée à grands traits à l'horizon de feu;
Et les jumelles tours, ces cantiques de pierre,
Semblent les deux grands bras, que la ville en prière
Avant de s'endormir élève vers son dieu.

Ja fürwahr ein solcher Bau ist wie ein „steinerner Hymnus“ und die Thurmcolosse gleichen Armen, welche die Stadt flehend im Gebet gen Himmel reckt. Denn wo Menschen schweigen, müssen „Steine reden.“ — Die Thürme, obwohl zu einer Höhe von über 200 Fuß sich erhebend, sind nicht ausgebaut, sondern platten sich flach ab; die himmelansteigende Spitze (la flèche) fehlt. Das Herrlichste am ganzen Bau aber ist das westliche Portal mit seinen drei sich verjüngenden Wölbungen und seiner prächtigen, 36 Fuß im Durchmesser großen Fensterrose. Das Innere hat sich schon mancherlei gutgemeinte, aber geschmacklose Restaurationen gefallen lassen müssen; war sogar 1796 Sitz der „Vernunftsgöttin“ und wurde noch im Jahr 1856 zur Taufe des kaiserlichen Prinzen bunt bemalt. Doch sorgt man jetzt für eine würdigere Herstellung.

Nehmen wir nun aber zu diesen beiden Kirchen noch die dritte ebenso interessante sogleich hinzu. Wenn ein neuerer Kunsthistoriker sagt, daß zwei Gebäude es immer noch seien, die Paris beherrschen, Notredame und das Pantheon, so hat er nicht ganz Unrecht. Er fügt aber noch scharf hinzu: in letzterem hat sich das moderne Römerthum, unter dem das Paris unserer Tage den Gipfel seiner europäischen Bedeutung erstiegen hat, ein gleißnerisches Denkmal gesetzt. Auch hierin ist viel Wahres. Madeleine ist ein griechischer Tempel, aber ein edler; das Pantheon ist ebenfalls ein colossaler Tempel, aber macht mehr den Eindruck des Pomphaften als des Edlen. Es ist ein griechisches Kreuz 350′ lang, 260′ breit, überragt von einer 264′ hohen Riesenkuppel, welche von einem mit einem offenen Säulengang umgebenen Cylinder (tambour) getragen wird; vorn ein mächtiges Säulenportal gestützt von dreimal sechs korinthischen Säulen. Diese Kirche, der hl. Genovefa geweiht, ward von Ludwig XV. gebaut; die Revolution nannte sie Pantheon und bestimmte sie zu einem Erinnerungstempel, indem sie ihr die heute noch vorhandene Ueberschrift gab: aux grands hommes la patrie reconnaissante; diese Inschrift, 1822 entfernt, hat 1830 nach der Julirevolution ihren alten Platz wieder eingenommen und bis heute behauptet. In den Gruftgewölben (caveaux) nun sollten, so wollte es der Convent, berühmte, verdienstvolle Männer beigesetzt werden. Dieß war denn auch der Fall mit Mirabeau und Marat, allein beide wurden auf Befehl desselbigen Convents wieder entfernt, Marats Leichnam ward sogar in die Cloaken der Rue Montmartre geworfen. Auch Voltaire's und Rousseau's Sarkophage stehen hier; bei Voltaire steht unter Anderem: il réclama les droits de l'homme, während Rousseau's Sarg, aus dem sich höchst geschmackloser Weise eine gemalte Hand mit einer brennenden Fackel drängt, um anzudeuten, daß er der Welt Licht gebracht habe, zur Inschrift hat: ici repose l'homme de la nature et de la vérité. Beide Särge sind indeß leer.

Wir sehen nun schon bisher, wie an die bedeutenden Oertlichkeiten in Paris auch bedeutende geschichtliche Erinnerungen jeglicher Art sich knüpfen. Dieß fällt uns aber noch viel mehr auf, wenn wir unseren unterbrochenen Gang nach einer andern Seite hin wieder aufnehmen. Unser Ausgangspunkt ist la place de Bastille. Wem tönt es nicht schaurig in den Ohren, wenn er diesen Namen vernimmt? wem ist es nicht, als höre er das Kettengerassel, das Stöhnen und Seufzen der unzähligen armen Gefangenen, die in diesen furchtbaren Gefängnissen, in den schrecklichsten Kerkern schmachteten, ja was sage ich, — vermoderten? Allein beruhige dich, lieber Leser; das Gebäude des Schreckens steht nicht mehr;

es ward am 14. Juli 1789 vom Volk erstürmt und niedergerissen. Dagegen ist nun auf diesem großen und schönen Platz eine Säule aufgerichtet, (zum Andenken an die im Juli 1830 in Paris Gefallenen, daher colonne de Juillet) von der man eine reizende Aussicht besonders auf den benachbarten so überaus großartigen Kirchhof Père Lachaise hat. Von dieser Säule aus münden wir gerade in die schöne rue de Rivoli ein, eine der anmuthigsten, elegantesten und belebtesten Straßen. Nach 10 Minuten erhebt sich zu unserer Linken ein Prachtpalast im Styl der Renaissance, über dessen Haupteingang ein Reiterstandbild von Heinrich IV. Es ist das Hotel de Ville (Rathhaus). Ein besonderes Erlaubnißschreiben des Präfekten verstattete mir den Eingang in die wundervollen Gemächer und Säle des ersten Stockwerks, welche die Stadt Paris für ihren Bürgermeister hat herrichten lassen, damit er bei feierlichen Gelegenheiten die Stadt würdiglich vertrete. Sachverständige versichern, daß diese Räume an Glanz, Pracht, Reichthum alle kaiserlichen Schlösser übertreffen. Ich kann nur so viel sagen, daß mir der feine Geschmack, den hier der Reichthum überall zu entfalten weiß, ohne irgend den Eindruck der Ueberladenheit und des Pomphaften hervorzurufen, in der That imponirte. Das Hotel de Ville hat in allen Revolutionen eine bedeutsame Rolle gespielt, wird wohl aber in der Zukunft diese Bedeutung nicht mehr haben, da hart hinter ihm Louis Napoleon eine festungsartige Kaserne erbaute, von der aus das Kaiserthum in einem Nu der etwa sich erhebenden Revolution die Löwentatze in den Rücken setzen kann.

Der freie Platz, der sich vor dem Stadthaus ausbreitet, links von der ehrwürdigen Notredame eingerahmt, während im Westen die gefälligen Formen des Thurms St. Jacques sich erheben, sieht so frei, so luftig, so sonnig und friedlich aus, daß man kaum ahnt, welch düstere Erinnerungen sich gerade an ihn knüpfen. Es ist der ehemalige Platz de Grève, wo so viel Blut floß, von den Tagen an, da Katharina v. Medicis 1572 hier nach der furchtbaren Bartholomäusnacht die Hugenottenhäuptlinge Briquemont und Cavagnes mit Hohn und Spott aufhängen, und 1574 den Grafen Montgomery, den Hauptmann der schottischen Garde, hier hinrichten ließ, weil von seiner Lanze zufällig beim Kampfe ein Splitter in des Königs Heinrich II. Auge gerieth, was Ursache seines Todes wurde, — von jenen Tagen an bis zum Juli 1789, als hier Neckers Nachfolger Foulon an einem Laternenpfahl vom wüthenden Volk aufgeknüpft wurde. Auch die scheußlichste Hinrichtung, die vielleicht die Welt je gesehen hat, die des Damiens, der ein Attentat auf Louis XV. versucht hatte und welche Bungener in seinen „trois sermons“ eben so meisterhaft als Mark und Bein erschütternd beschreibt, fand auf diesem unglückseligen Platze statt. Wir verlassen diese Stelle mit ernsten Empfindungen, die sich wie ein trüber Schatten auf all den Glanz und die Pracht legen, welche sich nun immer mehr vor unsern Blicken entfalten, denn wir nähern uns dem Mittelpunkt der Stadt, dem Brennpunkt des ganzen bunten Treibens in ihr.

Schon sehen wir in der Ferne eine gewaltige Palastmasse sich erheben, die je näher wir kommen, ins Unendliche sich auszudehnen scheint. Das sind der Louvre und an ihn angebaut die Tuilerien. Den Louvre, ein imposantes und charaktervolles Gebäude, ließ Franz I. als Residenzschloß erbauen; jetzt ist es der großartigste Centralpunkt aller öffentlichen Sammlungen. Dem Haupteingang desselben gegenüber steht die kleine aber niedliche Kirche St. Germain l'Auxerrois, von deren Thürmen herab in der Bartholomäusnacht die Glocke, die zum Gemetzel aufforderte, unaufhörlich ertönte. Man sieht, wir stehen hier wieder auf classischem Boden. Aus einem Fenster des Louvre soll Karl IX. selbst in jener Schreckensnacht auf seine fliehenden Unterthanen geschossen haben, während in der salle des caryatides, dem schönsten und herrlichsten Saal des Louvre, am Morgen nach der Bartholomäusnacht der geniale hugenottische Bildhauer Jean Goujon, nachdem er sich kaum hier ruhig an seine Arbeit gemacht hatte, von einer eindringenden Horde, die ihn suchte, ermordet ward. Also wieder auf „classischem“ Boden! Es gilt leider jenes berühmt gewordene Wort, das Chateaubriand mit Bezug auf den Place de la Concorde gesprochen, für ganz Paris — daß nämlich alle Wasser der Welt nicht im Stande seien, das hier geflossene Blut abzuwaschen. — Die Sammlungen des Louvre, sowohl die von

Gemälden als von Sculpturen, Antiken (griechische, römische, egyptische, assyrische), Merkwürdigkeiten aller Art sind überaus großartig; man braucht Tage, um sich zu orientiren und endlich aus der Masse das herauszufinden, was als ganz werthvoll und herrlich sich dem Gedächtniß auf immer einprägt. Die ungeheure Menge aber erdrückt Einen fast und man hat das Erstemal beim Herausgehen das Gefühl — weniger der Befriedigung, als ein schweres, anstrengendes Geschäft hinter sich zu haben. Durch den Cour du Louvre hindurch gelangen wir auf den Place du Carrousel, der mit den Tuilerien und mit der einen Facade des Louvre zusammen ein ungeheures Viereck bildet und einen Napoleonischen Triumphbogen in sich trägt. Die Tuilerien selbst, so ausgedehnt, wie sie sind, machen einen etwas ermüdenden, langweiligen Eindruck. Wir treten durch ein Thor und befinden uns im Jardin des Tuileries, einer überaus lieblichen, durch zum Theil werthvolle Statuen geschmückten Anlage; es ist fast der besuchteste Spaziergang von Paris, besonders die Nordseite, le côté des chaises genannt, wegen der vielen Hunderte von Stühlen und Sesseln, die hier zum Sitzen vermiethet werden, während in den übrigen Theilen des kleinen Gehölzes meist nur Bänke zur unentgeldlichen Benützung stehen. Eine Reihe Orangenbäume (die ältesten, wie man sagt, 300 Jahre alt) verbreitet hier im Sommer den duftigsten Wohlgeruch, an demselben Platz, den zur Zeit des Terrorismus (1793) bezeichnenderweise ein großes Kartoffelfeld einnahm.

Und von hier aus gelangen wir unmittelbar auf den berühmtesten Platz von Paris, vielleicht der Welt, auf la Place de la Concorde. Wer sieht hinter diesem harmlosen, friedlich klingenden Namen die furchtbare Geschichte dieses Platzes? Hier stand — um davon zu schweigen, daß beim Einzug der Dauphine Marie Antoinette gerade da im Gedräng 1200 Personen erdrückt und zertreten wurden — hier stand in der Schreckenszeit, auf dem Punkt, wo jetzt der stolze Obelisk sich erhebt, jenes Werkzeug, das der Arzt Guillotin dem Convent als das schnellste und sicherste Mittel, Menschen aus der Welt zu schaffen, empfohlen hatte. Am 21. Januar 1793 begann die Guillotine ihre schreckliche Thätigkeit mit der Hinrichtung Louis XVI.; im Ganzen haben wenigstens 3000 Personen dort ihr Leben geendet, unter Andern des Königs Schwester, die Königin, der Herzog v. Orleans, Charlotte Corday und Andere. Jetzt ist wie gesagt auf dieser Stelle ein prächtiger Obelisk aus Luxor (in Oberegypten) aufgerichtet und überhaupt der Platz wunderbar schön hergerichtet. Die Herschaffungskosten des Obelisken beliefen sich auf 2 Millionen Francs; da derselbe 500,000 Pfund wiegt, so haben die Pariser nicht unrecht, wenn sie sagen von diesem Stein koste jedes Pfund 4 Fr. Es ist ein prächtiger Ausblick, den man am Fuß dieses Obelisken nach allen Richtungen hat; zu seinen Seiten prachtvolle Springbrunnen; rechts den Tuileriengarten; gerade aus die Madeleine; ihr gegenüber der schöne Pont de la Concorde, an dessen Ende das Palais des Corps legislatif, hinter dem die schöne gothische Kirche St. Clotilde ihre schlanken Thürme erhebt; links endlich die Champs elysées, mit ihren Baumgruppen, lieblichen Bosquets und Palästen.

Diese elyseischen Felder, die im Arc de l'étoile endigen, sind eine der belebtesten Promenaden von Paris. Jenes große Gebäude am Anfang derselben ist das alte Industrieausstellungspalais, das durch neuere Bauten jetzt freilich längst überflügelt ist. Welches lebendige Treiben entfaltet sich hier an den Nachmittagen und dauert oft bis spät in die Nacht hinein! Sehenswürdigkeiten aller Art, Caroussels, Scheibenschießen, Hundetänze und Gaukler! Besonders ziehen die Marionettentheater immer viele Zuschauer an. Im innern abgesperrten Raum sitzen die Kinder mit ihren Erzieherinnen, während außen das liebe Publikum (besonders Soldaten), das da sieht und doch nicht zahlt, in Massen herumsteht. Die Stücke, die aufgeführt werden, sind vielfach Feerien, — Cendrillon (Aschenbrödel), la belle au bois dormant (Dornröschen) und andere. Köstlich berichtet einer unserer deutschen pädagogischen Schriftsteller, was er hier in einem Zwischenakt erlebte. Einmal, so erzählt er, stieg ein kleiner Lockenkopf während einer Pause auf die Bank und rief mit heller Stimme: allons, monsieur, on vous prie de commencer; donnez le signal, le monde attend. Die andern Kinder klatschten und eine kleine Nachbarin sagte: c'est un brave. Aber ihr weiblicher Mentor wies sie alsbald zurecht und schnurrte: taisez-vous, mademoiselle, vous êtes une sotte!

Diese elyseischen Felder endigen nun also im Arc de triomphe de l'étoile, einem Triumphbogen, der zum größesten gehören soll, was in dieser Art gebaut ist, und der weithin sichtbar ist, da er auf einer kleinen Anhöhe steht. Napoleon I. hatte im Jahr 1806 beschlossen, vier Triumphbögen zur Verherrlichung seiner Siege zu errichten; er selbst hat nur den einen auf dem Carouselplatz vollendet, während dieser zweite hier erst Anno 1836 unter Louis Philipp fertig wurde mit einem Kostenaufwand von 10 Millionen Francs. Derselbe ist mit Reliefs und Namen von Schlachten ganz bedeckt, und ein Deutscher wird da recht wehmüthig an die einstige Demüthigung seines theuren Vaterlands erinnert und hat unter diesem Triumphbogen allerlei Gedanken, die er dort nicht laut sagen möchte.

Schreiten wir nun hier durch, so nimmt uns nach acht Minuten schon der berühmte Bois de Boulogne auf. Ich gestehe, daß ich dieses Gehölz zu dem Schönsten zähle, was Paris überhaupt besitzt. Es ist das Ganze ein auf's Geschmackvollste hergerichteter großer Park mit Alleen, Gebüschen, Wäldchen, Seen und Inseln, wo fast jeden Tag bei ordentlichem Wetter Nachmittags von 3—6 Uhr ein gut Theil der vornehmen Welt zu Wagen und zu Pferd erscheint, um die balsamische Luft einzuathmen, und zugleich — sich sehen zu lassen. Auf einer der Inseln, die man nur zu Schiff erreichen kann, hat sich in einer stattlichen Sennhütte (chalet) ein elegantes Cafe mit allem erdenklichen Comfort, ja Luxus etablirt, so daß der Verwöhnteste hier befriedigt wird; Abends ist glänzende Beleuchtung. Das Interessanteste aber, was das Boulogner Wäldchen in sich birgt, ist der Jardin d'acclimatisation. Dieser Garten ist mit dem berühmten Jardin des plantes, dem zoologischen und botanischen Garten von Paris nicht zu verwechseln. Noch vor 15 Jahren stand letzterer unerreicht auf dem Festlande da, allein neuerdings sind fast in jeder größeren Stadt solche Gärten zu treffen, und der betreffende in Amsterdam z. B. hat den Pariser weit überflügelt. Der Jardin d'acclimatisation ist, wie der Name sagt, etwas ganz Anderes. Er hat einen praktischen Zweck und eigentlich sollte jeder zoologische Garten nur die Uebergangsstufe für einen Acclimatisationsgarten sein. Es werden hier nämlich ausländische Pflanzen und Thiere gepflegt und vermehrt, und Versuche mit deren Gedeihen unter dem französischen Klima angestellt. Man hat wohl bisher in den Gewächshäusern künstlich viele ausländische Pflanzen und Früchte gezogen, aber es war eben eine künstliche Sache. Wenn man im botanischen Garten von Neapel nordischen Rapunzelsalat (nach welchem italienische Gourmands lüsterner sind, als irgend ein binnenländischer Feinschmecker nach einer Auster) auf Eisunterlagen künstlich zog, so kann man nicht sagen, daß man dadurch dieses Gewächs dort acclimatisirt hätte u. s. f. Dieß aber soll hier versucht werden. Man sucht Thiere und Pflanzen allmählich an das Klima zu gewöhnen und hat in der That von dort aus schon einige Berge der Schweiz mit Renthieren bevölkert, neue Kameelschafheerden (Alpaca) in Frankreich eingebürgert und besonders eine Menge von fremdem Geflügel an unser nordisches Klima gewöhnt. Auch Seidenraupen- und künstliche Fischzucht wird hier betrieben. Ganz besonders interessant aber ist das Seeaquarium. In vierzehn großen, gläsernen Behältern, die mit Seewasser gefüllt sind, das beständig künstlich wieder gereinigt und erneut wird, stellt sich dem Auge des staunenden Beobachters das Leben der Meeres-Pflanzen- und Thierwelt in beständigem Wechsel dar. Es ist eine ganz neue Welt, die sich da vor Einem aufthut und das Wort Schillers wird mit einem Mal widerlegt:

„Was die schaurige Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele."

Wir glauben beinahe, irgend ein gütiger Nix oder Gnom habe uns auf einen Augenblick zu sich in seine Tiefe hinabgenommen und lasse seine Wunder sich vor unsern Blicken ausbreiten.

Hiemit nun aber sind wir an der äußersten Gränze von Paris angelangt; ich versprach meine lieben Leser auf einem Gang durch die Weltstadt mitzunehmen; das habe ich gethan. Wohl ließen sich solcher Gänge noch viele machen, besonders an die Orte, wo christliche Liebe und brüderliche Handreichung der Noth, der Armuth, leiblichen und geistlichen Bedürfnissen besonders der vielen Tausende hier wohnender Deutschen entgegenkommt. Vielleicht ist es mir vergönnt, hierüber ein andermal zu berichten.

Ungarische Erinnerungen
eines schottischen Missionars.

1.

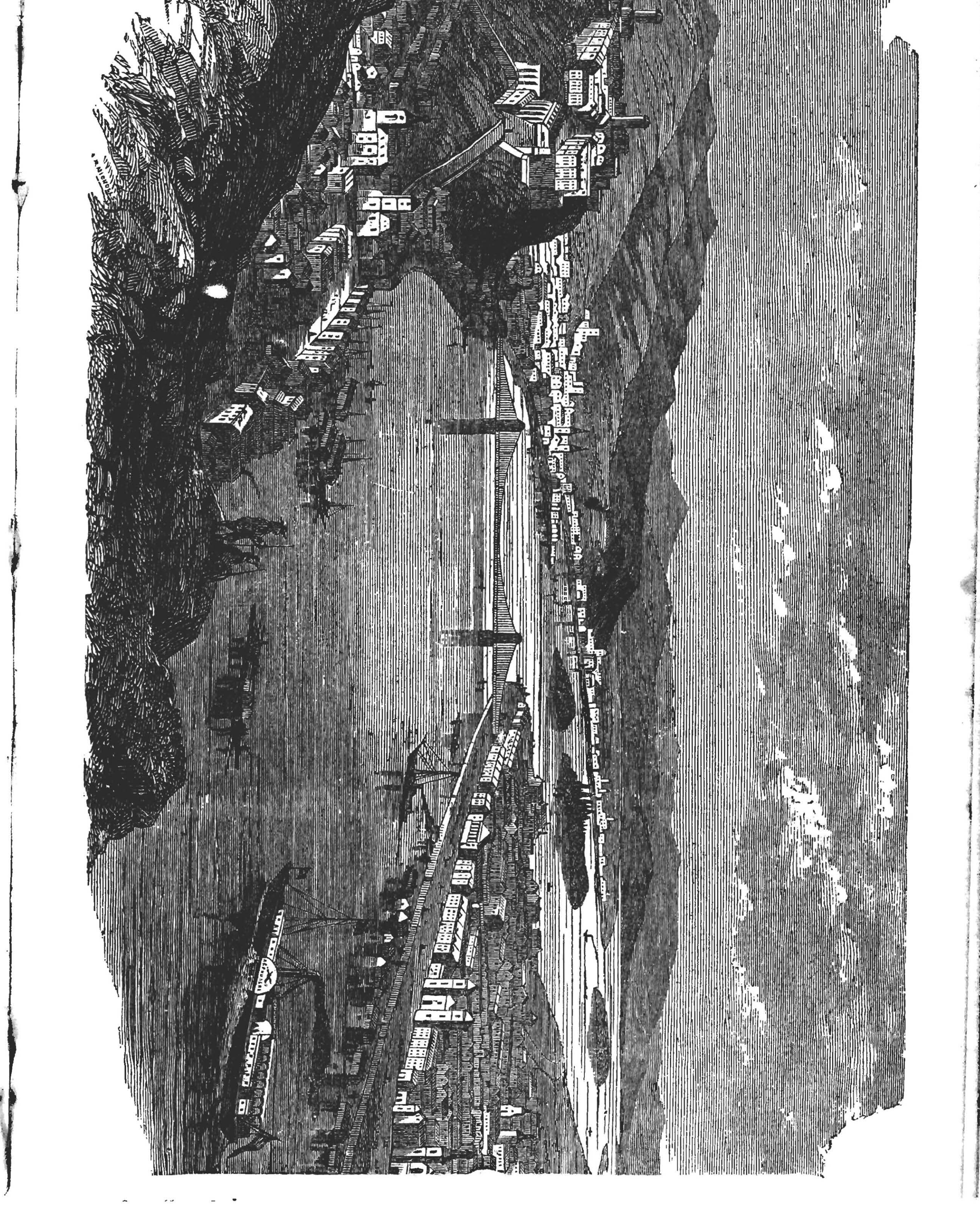
Wir haben im Juni 1864 Einiges aus der ungarischen Kirchengeschichte erzählt, meist alte Erinnerungen von Glaubensverfolgungen. Ein Stück aus der neueren Kirchengeschichte ist interessant genug, um auch jüngeren Lesern mitgetheilt zu werden und bei ihnen eine gute Aufnahme zu finden.

Der Mittelpunkt des ungarischen Lebens ist in der merkwürdigen Doppelstadt Pesth-Ofen (oder Buda) zu suchen, welche sich, was Schönheit und Großartigkeit der Lage betrifft, mit den meisten Hauptstädten Europa's kecklich messen darf. Unser Bild gibt die Aussicht vom Blocksberg, einer steilen Felshöhe südlich von Ofen, das halb einer deutschen, halb einer orientalischen Stadt ähnlich, in malerischer Unregelmäßigkeit bis auf die Spitze des Festungsberges hinansteigt. Am Fuß des Blocksberg ist noch ein wohl erhaltenes türkisches Bad zu finden, in welchem eine heiße Quelle benützt wird. Jenseits der Donau aber liegt die weite Ebene der Magyaren, und vor ihr, wie an den deutschen Fluß und die deutschen Berge vorgeschoben, die weitausgedehnte Stadt der Paläste, das prächtige Pesth. Beide Städte verband einst eine Schiffbrücke, die wegen des Eisgangs jeden Winter abgebrochen werden mußte; sie ist neuerdings durch eine der schönsten Hängebrücken ersetzt, durch die ein englischer Architect, Clarke, sich einen Namen gemacht hat.

Bekannt ist der Freiheitsgeist des ungarischen Volkes, welcher der österreichischen Regierung ihre Aufgabe auch jetzt wieder einmal sehr erschwert. Fast unwiderstehlich ist letztere getrieben, ihr buntscheckiges Reich zu einer Einheit zu verschmelzen; und ebenso entschieden widersteht ihr der Magyar, und will nur eine Personalunion zwischen Ungarn und Oestreich bestehen lassen. Er hat alle Eigenschaften eines edel angelegten Jünglings, dessen Wachsthum im 18. oder 19. Lebensjahre still gestanden ist. Consequentes Mannesstreben und die reife Weisheit des Greisen darf man da kaum suchen; unberechenbare Impulse regieren sein ganzes Treiben und erschweren wenigstens den gewöhnlichen Staatsmännern seine Leitung, während diese ebendadurch den Höchstbegabten auch wieder erleichtert wird. Schade nur, daß solche höchstbegabten Führer in Oestreich gar seltene Erscheinungen bleiben! Doppelt schade aber, daß das verinnerlichende Werk der Reformation den Ungarn auf jede Weise verkümmert wurde, bis ihnen auch das Bild der wahren geistigen Freiheit fast ganz abhanden gekommen ist.

Die schottische Kirche hatte im Jahr 1839 einige Männer ausgesandt, den Zustand der Juden in verschiedenen Ländern zu erforschen, um etwas Rechtes für ihre Evangelisirung zu thun. Man dachte dabei nicht an Ungarn, obwohl man wußte, daß dort 300,000 Israeliten wohnen. Als aber zwei dieser Gottesmänner von Palästina heimkehrten, wurden sie, ohne es zu beabsichtigen, veranlaßt, die Donau hinaufzufahren, um auf diesem Wege nach Schottland heimzukehren. In Pesth wollten sie nur eben übernachten und alsbald weiter eilen. Einer von ihnen aber, Dr. Keith, erkrankte ernstlich in der Nacht. Dennoch machte er sich Morgens auf den Weg; allein es stellten sich so bedenkliche Symptome ein, daß er ohnmächtig in den Gasthof zurückgetragen werden mußte. Und da lag er nun wochenlang zwischen Tod und Leben.

In der Nähe aber weilte eine edle Würtembergerin: die Erzherzogin Maria Dorothea, Gemahlin des Vicekönigs oder Palatinus Joseph. Die hatte in tiefen Nöthen Christum gefunden und von ihm gelernt, sich allein mit seinem Geiste und dem Wort seiner Geduld durch das arme Leben hindurchzuschlagen. Sie liebte Ungarn leidenschaftlich, aber wahrhaft christliche Gemein-



schaft fand sie keine; sie stand lange da, „allein," konnte sie sagen, „wie ein Sperling auf dem Dach. Eine Weile hatte sie dann diese beste Gabe in ihrem ältesten Sohne zu genießen, einem Jüngling von ausgezeichneter Begabung; aber bald nach seiner Bekehrung nahm ihn der Herr zu sich. Ihr Herz brach beinahe mit dem seinigen; doch blieb Gott ihr nahe und goß immer wieder frisches Oel in die Lampe. Ihr Gebet war, daß er sie doch nicht so einsam lassen, sondern ihr einen christlichen Freund und Berather senden möge. Und dann, wenn sie von ihrem Fenster im Palaste Ofens, täglich knieend, auf Pesth und seine 100,000 Einwohner schaute, mit der endlosen Ebene hinter der Hauptstadt, da rang sie mit Gott, er möchte doch wenigstens Einen treuen Boten des Kreuzes in das schwer vernachlässigte, ach! so todte Land senden.

Sieben Jahre hatte sie so gekämpft, als sie von dem kranken Prediger hörte, sich auf den Weg machte und ihn mit eigener Hand verpflegte. In den lichten Momenten der schweren Krankheit erschien sie ihm oft ganz wie ein Engel im dürren Lande, so daß er kaum begreifen konnte, wie Gott ihm solch ein Labsal habe verschaffen mögen. Als er sich zu erholen anfieng, that er tiefe Blicke in dieses Herz voll treuen Liebeseifers und in die Bedürfnisse Ungarns, und erhielt von der Erzherzogin die Zusage, daß wenn die Kirche Schottlands in Pesth eine Mission gründen wolle, sie derselben allen Schutz zuwenden werde, den sie irgend gewähren könne.

2.

Unter vielem Gebet kam die Mission zu Stande. Die Prediger Robert Smith und W. Wingate wurden im Sommer des J. 1841 nach Ungarn beordert, und kamen unangefochten über die Grenze. Es war damals gewöhnlich, daß Papiere und Bücher, bis auf die Taschenbibeln herab, den Reisenden abgenommen wurden, ehe sie Oestreich betreten durften; am andern Ende des Reichs bekam man dieselben wieder zum Austritt aus dessen Grenzen. Die Schotten nun hatten ein Papier bei sich, das sie nicht gern lesen ließen; daher handelte es sich auf der Grenze um die Frage, was damit machen. Sie beschlossen, es auswendig zu lernen und dann zu vernichten, in der Hoffnung, es sogleich wieder niederschreiben zu können. Jedes Glied der Reisegesellschaft lernte also 1—2 Seiten auswendig. Eine Dame aber hoffte wenigstens ihr Stück in ihrem Schuh über die Grenze tragen zu können, denn sie hatte guten Grund ihrem Gedächtniß nicht zu trauen. Doch fürchteten alle sich ebensosehr vor einer möglichen Untersuchung, wie vor jeder Nothlüge, und das Papier wurde vernichtet. Man sieht aus diesem Zwischenfall, wie damals die Umstände beschaffen waren, in welche sich die Mission begab. Ihr Grundsatz mußte von Anfang an sein: „so viel zu thun als möglich, und so wenig als möglich zu scheinen, als thun sie etwas."

Von Wien aus giengs die Donau hinab, unter dem ebenso niederdrückenden, als erhebenden Gefühl, ein großes Werk in Angriff zu nehmen. Auf 3000 berechnete man damals die Zahl der evangelischen Geistlichen in Ungarn, und nur von dreien wußte man, daß sie geistliches Leben hatten, und diese wohnten an den Enden des Landes. Die Missionare hatten nun zunächst Sprachen zu lernen und ihr Arbeitsfeld in Augenschein zu nehmen. Der Bau der Brücke aber führte damals gerade viele englische Arbeiter nach der Hauptstadt, und für sie ließ sich ohne alles Aufsehen ein Gottesdienst einrichten. Die Regierung konnte sich das gefallen lassen, natürlich ohne daß sie für weitere Schritte der Mission irgend welche Duldung zugesichert hätte. Es war aber damit ein glücklicher Anfang gemacht, ohne welchen auch die Erzherzogin den Missionaren den verheißenen Schutz kaum hätte zuwenden können. Man gewöhnte sich daran, die „englischen Prediger" ihren Landsleuten nachgehen zu sehen.

Nun kamen aber auch viele Ungarn, und besonders Juden in diese englische Predigt; es war nämlich dazumal Mode geworden, etwas Englisch zu lernen. So ließ sich manches Vorurtheil wegräumen und Eingang gewinnen zu manchen Herzen. Kamen dann Besuche von fremden Christen, wie im Sommer 1842, da auch der sel. Dr. Barth sich in Pesth einfand, so wurde eifrig zusammen gebetet und Herzensgemeinschaft gepflegt; und namentlich fanden sich mit der Zeit viele Juden ein, um in deutschen

Versammlungen sich Gottes Wort erklären zu lassen. Gegen dreißig forschende Seelen vereinigten sich schon nach einem Jahr zu ernstlichem Suchen nach dem Weg des Heils.

3.

Einmal hatte sich Wingate an einer Stakete den Kopf verletzt. Zwei Medicinstudirende Jünglinge, ein Jude und ein Protestant, brachten abwechselnd die Nacht bei ihm zu. Beide lasen in der Bibel und beteten um Licht. Der Jude wurde ein Christ, und hat später durch Gründung einer Schule, wie wir hören werden, in viele junge Herzen einen Ewigkeitssamen geworfen. Ehe er starb, schrieb er noch die Worte: „Leiden, Ausharren, Hoffen, Glauben und darin jetzt schon selig, ja königlich froh sein, das ist unsere Losung." Der Protestant war auch ein eifriger Mensch, seine Schwester und ein — nun selig vollendeter — Freund schreiben ihm ihre Erweckung zu. Aber seine stürmische Seele wollte mehr durch Gebet wirken, als göttlichen Kräften sich aufschließen. Er beschloß im ersten Feuer lieber ein Theolog zu werden, studirte in Presburg unter unglaubigen Umgebungen, kämpfte lange, zeugte von dem Licht und klagte doch über zunehmende Finsterniß, bis er zuletzt sogar an Gottes Dasein zweifelte. Er schloß sich 1848 den Aufständischen an und wurde im folgenden Jahr während der Schlacht von Kecskemet von einer Kanonenkugel entzweigerissen.

Ein israelitischer Jüngling suchte lange seinen Heiland und klagte immer, daß er ihn nicht finden könne. Einmal machte Smith ihn darauf aufmerksam, daß er vielleicht eine Sünde bei sich hege, die ihn nicht durchbrechen lasse. Er gieng heim und prüfte sich unter vielem Gebet. Endlich fand er, daß er zwar gerne jeder Sünde absagen würde, die ihm als Sünde erscheine, aber Eines vermöge er noch nicht: Christum vor seinen Brüdern zu bekennen. Alsbald machte er sich auf, mit Gottes Hilfe diesen Bann zu durchbrechen. Er gieng zu einem alten jüdischen Bekannten, bei dem er gerade viele Besuche fand. Und da wurde ihm die Kraft geschenkt, ihnen zu sagen, er glaube an Jesum als den Messiah, und sie alle müssen an ihn glauben und sich bekehren, wenn sie in Gottes Reich eingehen wollen. Während er noch sprach, fühlte er die Macht des h. Geistes, wie sie die Wolke über seinem Herzen durchbrach und verjagte; die Herrlichkeit des Herrn war bei ihm eingekehrt, und seine Lehrer schienen sich selbst manchmal gegenüber dem nicht hochbegabten Jüngling in Schüler verwandelt.

So bekehrte sich auch eine irische Familie, die zuerst ärgerlich gewesen war, daß sie die Bekanntschaft der britischen Geistlichen machen mußte. Der Vater wurde später anglikanischer Prediger und hat bis zu seinem Tod täglich im Gebet der Pesther Mission gedacht.

Besonders wichtig aber war die Bekehrung der Familie Saphir. Der Vater galt für den gelehrtesten Juden des Landes; er hatte den Oberrabiner zum Busenfreund und interessirte sich für jede philanthropische und nützliche Unternehmung. Ein Lehrerseminar besonders, das dem übrigen Ungarn bald zum Vorbild diente, verdankte den Bemühungen dieses Gamaliels seine Entstehung. Daß nun dieser allverehrte Mann sich zu Christus wandte, erregte überall das größte Aufsehen. Einige Glieder der Familie waren ihm vorangegangen, die andern folgten nach; in allen aber zeigte sich ein besonderes Gnadenwerk. Die Worte, die er bei seiner Taufe sprach, machten einen wunderbaren Eindruck, wie nur irgend eine Predigt seit den Tagen der Reformation. Denn da stand er inmitten seiner Familie und zeugte von dem ganzen Kampf zwischen Sünde und Gnade und von der Neugeburt durch den heil. Geist, mit einer Einfalt und Kraft, die für jedes Herz überwältigend waren, wie die Todtenstille bewies, womit die Juden ihn anhörten. Welch ein seliger Abend war es doch nach der Taufe, als sie sich in ihrem Hause nun als Christen neu zusammenfanden. Wie flammte da der Eifer des Vaters neu auf; wie vollkommen war der Friede, der auf dem längere Zeit so sorgenvollen Angesicht der vorsichtigen Mutter ruhte; nur in Thränen konnte die älteste Tochter den Dank ihrer Seele ergießen, während der Benjamin des Hauses, der zuerst von allen den HErrn gefunden hatte, am Halse seiner Lehrer hieng, das sprechende Bild eines glücklichen Kindes! Die Magd sah zu und konnte es nicht verstehen, sie forschte und

frug weiter, bis auch ihr ein neues Licht aufgieng.

In wenigen Monaten waren so etliche 20 Personen für Christum gewonnen worden, und die Sache konnte nicht verborgen bleiben. Insgeheim, aus Furcht vor den Juden und vor der Regierung, wurde das Abendmahl in einem hochgelegenen Zimmer gefeiert. Da war es den Brüdern manchmal, als schritte Er selbst leise durch sie hin, und mit neuem Leben erfüllt, begaben sie sich hinaus in das laute Treiben der Welt, in aller Stille kräftige Zeugen ihres Heilandes. Natürlich machten sich die Wirkungen eines solchen Wandels fühlbar.

Pharisäer und Zöllner kamen herbei, mit langsamen Schritten, oder in raschem Lauf. Merkwürdig wars, welch eine lange Belagerung ein Held der Selbstgerechtigkeit aushielt. Aus einem Bollwerk vertrieben, verschanzte er sich gleich in einem zweiten, und wenn das unterminirt war, zog er sich in ein drittes zurück. Zuerst hieß es bei ihm: „ich muß mich von der Sache unterrichten, aber am Heil kann es einem sittlichen Manne wie mir nicht fehlen. Als seine Erkenntniß zunahm, merkte er, daß sein Verdienst nicht zureiche; allein nun bildete er sich auf seine Bibelkenntniß was ein und glaubte genug zu haben. Doch seine Sündhaftigkeit klagte ihn an; Erkenntniß war also nicht das Rechte, so mußte sein Sündengefühl einen Christen aus ihm machen. Je tiefer er sein Elend fühlte, desto gewisser ward es ihm: Ich bin nun schon ein Christ. Durch Sündenausbrüche enttäuscht, befliß er sich nun, eifriger seine Pflichten zu erfüllen. Auch das hielt nicht lange an; er verfiel nun auf außerordentliche Selbstverleugnungen. In Folge dieser gelang es ihm, sich zu hohen Hoffnungen aufzuschwingen und schon der Freude im heil. Geiste sich zu rühmen. Dann setzte er auf diese Freude sein Vertrauen. Aber nun lernte er, wie streng das Gesetz volle und gänzliche Erfüllung verlangt, er gerieth in große innere Noth. Einmal gieng er fast außer sich vor Unruhe an der Donau hinauf und schrie wie ein Verzweifelter nach Gnade. Da offenbarte sich ihm der Herr und er wußte nun, was wahrer Friede ist.

Doch als er zur Taufe kam, sprach er sich unbefriedigender aus, als seine Lehrer erwartet hatten; so wurde er angewiesen, noch eine Woche länger zu warten. Es stellte sich heraus, daß er jetzt sich auf seinen Glauben verließ, nicht auf Jesum selbst, den Gegenstand des Glaubens. Nun erst glaubte er der Sache auf den Grund gekommen zu sein, daß sein selbstgerechtes Wesen ihn bis zuletzt getrieben habe, immer in sich selbst einen Grund der Zuversicht zu finden, bis ihn der Herr endlich darauf geführt, daß Nichts in uns, sondern nur Er, gekreuzigt und vollendet für uns, einen festen Hoffnungsgrund abgebe.

4.

So schlug die Mission feste Wurzel im Boden des Landes und nun handelte es sich um ihre Ausbreitung.

Dazu diente zunächst eine Schule, welche jener jüdische Mediciner errichtete, nachdem er sein früheres Studium aufgegeben und sich bei Director Stern in Carlsruhe zum Lehrer hatte bilden lassen. Kränklichkeit ließ ihn lange nur wenig ausrichten. Aber Wingate rieth ihm einmal, etliche Kinder an sein Bett kommen zu lassen. Er fieng mit einem Schüler an, bald kamen zwei weitere und in 14 Tagen war die Zahl von selbst auf 20 gestiegen. Diese Knaben fühlten sich so zu ihrem Lehrer gezogen, daß sie von selbst ihr möglichstes thaten, Kameraden ihm zuzuführen. Und der wachsende Erfolg hatte die günstige Wirkung auf den Lehrer, daß er körperlich erstarkte und bald auf seine Füße stehen konnte.

Mit großer leiblicher Schwachheit und unter fortwährenden Schmerzen, aber mit der ganzen Energie eines Israeliten betrieb er seine Aufgabe. Man mußte größere Räume miethen, denn die Schülerzahl stieg auf 100; in späteren Jahren wurden es mehr denn 300 Judenkinder, außer vielen Protestanten. A und O des Unterricht war Jesus der Messiah und das Heil durch den Glauben an sein Blut. Wenn Eltern ihre Kinder brachten, bekamen sie dies vor Allem zu hören. Und die Antwort war: „daran stoßen wir uns nicht; das versteht sich ja von selbst. Das Christenthum muß wahr sein, denn bei euch ist Leben, bei uns ist Alles todt. Wir haben nicht genug Glauben, um Alles für Christum dran

zu geben, dennoch wünschen wir, daß unsre Kinder als Christen heranwachsen." So mächtig hatten die früheren Bekehrungen auf die 12000 Juden der Hauptstadt gewirkt.

Es ließe sich manches sagen, wie die Kinder das Wort aufnahmen, wie sie unter einander zum Gebet sich vereinigten, wie die Synagoge wüthete und in jeder Weise die Schule zu vernichten strebte: ja wie endlich die Regierung selbst ihr ein Ende machen wollte, aber durch die ernstlichen Bitten und Thränen der Eltern bewogen, von ihrem Entschluß wieder abgieng. Doch genug hievon!

Das Nächste war, die Juden im ganzen Lande zu erreichen, die natürlich von der Bewegung in der Hauptstadt so ziemlich unterrichtet waren. Ueberall war viel Nachfrage zu verspüren, denn wenn ein Jude sich bekehrt, interessiren sich alle seine Brüder für das Ereigniß, so wenig sie es Wort haben wollen. Sechs der begabtesten Bekehrten wurden also zu Evangelisten herangebildet, obwohl man noch kaum hoffen konnte, daß sich unter einer unduldsamen Regierung Thüren für ihre Arbeit öffnen würden. Aber die geeigneten Arbeiter waren einmal da und über ihrer Vorbereitung mußten immerhin noch einige Jahre hingehen. Also frisch ans Werk!

Die beiden Jahre waren herum, allein das Land noch so verschlossen wie je. Konnte nicht die gute Erzherzogin ihren Gatten um Schutz für die Evangelisten bitten? Die Missionare legten es ihr an's Herz und harrten geduldig. Da brach (Jan. 1846) der Aufstand in Galizien aus, in dessen Folge viele Edelleute von ihren eigenen Bauern ermordet wurden. Als diese Nachricht sich in Pesth verbreitete, versenkte sie den Erzherzog Palatinus in tiefes Nachdenken. Er war ein gerechter Mann und suchte — so weit sein Licht reichte — das Beste des Volkes; lange schritt er auf und ab in seinem Zimmer und rieth hin und her. Die Erzherzogin trat ein und fragte, was ihn umtreibe. Er antwortete: „nichts persönliches. Aber ich habe diesen Greueln in Polen nachgedacht und finde, daß nichts das gemeine Volk aus seiner Verthierung heben kann, wenn man nicht die Bibel unter ihnen verbreitet und ihren Herzen nahe kommt." Sie war gleich mit der Frage bereit: „Wenn man einen Versuch dieser Art in Ungarn machte, würdest du ihm deinen Schutz zu Theil werden lassen?" Und die Antwort lautete: „Gewiß, ich würde es thun."

Nun entdeckte sie ihm den ganzen Plan der Missionare und fand, daß derselbe ihm völlig einleuchtete. Er hatte sich schon längerher befriedigt mit der Vorsichtigkeit ihres Vorgehens ausgesprochen und versichert, er traue diesen Schotten. Seine Gattin durfte ihnen ausrichten, sie möchten nur ihre Leute aussenden, mit so wenig Lärm und Umständen als immer möglich; wo die Behörden ihnen Schwierigkeiten machen, dürfe keinerlei Protest erhoben, keiner Maßregel widerstrebt werden; aber die Evangelisten sollen den Missionaren Bericht abstatten, und diese ihm, worauf er in seiner eigenen Weise Abhilfe zu schaffen bemüht sein werde. Auch er konnte nur bis auf einen gewissen Grad sich der Mission annehmen, denn seine Macht war beschränkt, und in Wien durfte nicht bekannt werden, daß er Gottes Wort im Lande verbreiten lasse.

Die Thüre stand nun so weit offen, Gott hatte doch wunderbar geholfen! Die Brüder giengen nach allen Richtungen hinaus, mit Gottes Wort in ihrer Hand und der Botschaft des Lebens auf ihren Lippen. Tausende von Bibeltheilen wurden an Juden und Christen verkauft. Und die Juden nahmen die Boten freundlich auf; jeder wollte die bekehrten Israeliten sehen und Näheres von ihren Erfahrungen vernehmen. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht war ihr Zimmer mit Juden angefüllt, so daß sie häufig keine Zeit zum Essen fanden.

Das gute Wort fand vielfach eine gute Stätte. An manchen Seelen war doch schon vorgearbeitet worden. Einmal auf einer Messe schlief ein junger jüdischer Kaufmann in demselben Zimmer mit einem Evangelisten. Der Kaufmann legte sich zu Bett, las aber mehrere Stundenlang beim Licht auf seinem Nachttischchen. Endlich muß der Evangelist fragen, was für ein Buch er denn da habe. Es war das Neue Testament. „In Pesth habe er einmal einen Schotten predigen gehört, und seither könne er sich die Sache nicht mehr aus dem Gedächtniß schlagen; am Ende sei doch was daran." Es folgte nun eine Scene ähnlich der, welche sich zwischen

Philippus und dem Kämmerer entwickelte, nur daß noch keine Taufe die Unterredung abschloß.

Die Evangelisten wurden nicht auf Stationen versetzt, um dort sich einsam durchzuschlagen, ein Fehler, der vielen Missionen schon schweren Schaden gebracht hat. Je nach zwei Monaten kehrten sie nach Hause, berichteten ihre Erlebnisse und stärkten und wärmten sich wieder 14 Tage lang im Umgang mit den Gläubigen, um mit neuer Frische hinauszugehen in die Menschenwüste. Die drei Wintermonate brachten sie bei ihren Familien in der Hauptstadt zu, beschäftigt, wie sichs eben machen ließ. Diese Methode war wohl etwas kostspielig; aber in Wahrheit reiner Gewinn. Im Reiche Gottes läßt sich nichts Tüchtiges schaffen, wenn man mehr auf die Quantität als auf die Qualität der Arbeit sieht. Das große Geheimniß erfolgreicher geistlicher Thätigkeit liegt ohne allen Zweifel in der Bewahrung und Stärkung der innersten Lebenskraft.

Ein dritter Kanal für erweiterte Wirksamkeit öffnete sich im Lauf der Jahre, nachdem die ungarischen Geistlichen näher mit den Missionaren bekannt worden waren. Edelgesinnt und freimüthig, wie sie waren, ließen sie bald merken, wie sonderbar ihnen das unweltliche, streng biblische Gebahren der Fremdlinge erscheine. Daher vermieden diese die allzunahe Berührung, bis sich ein gewisser Eindruck festgesetzt hatte, daß ihr Werk nicht blos Schaum und Traum sei; dann aber schlugen sie ihnen die Bildung einer wöchentlichen Predigerconferenz vor. Fröhlich und herzlich giengen die Ungarn auf den Gedanken ein und wöchentlich kamen sie nun mit den Schotten zusammen, indem sie mit den Häusern umwechselten. Zwei Stunden wurden dem Gebet und der Betrachtung des Wortes gewidmet, woran sich eine Besprechung kirchlicher oder sonst für das Wohl Ungarns bedeutender Fragen anschloß. Man speiste zu Nacht, denn die Frauen waren auch zugegen, und die Herzen thaten sich gegen einander auf. Es waren fröhliche und gesegnete Zeiten. Am Ende wagten weder die Schotten noch ihre ungarischen Brüder irgend einen Schritt, ohne ihn zuerst gemeinschaftlich berathen zu haben. Zwei der einflußreichsten Prediger, ein Lutheraner und ein Reformirter, stellten sich entschieden auf die Seite des alten, ewig jungen Evangeliums. In den schweren Tagen, welche nun hereinbrachen, war ihre Haltung ein unberechenbarer Segen. Denn als nach der Revolution der Jahre 1848 und 1849 die östreichische Regierung sich rückhaltslos Rom in die Arme warf, und nun die Rechte und Freiheiten der protestantischen Kirche gewaltthätig angetastet wurden, standen diese Männer in die Lücke und wehrten sich so nachdrücklich, daß die Regierung zuletzt wieder einlenken mußte.

5.

Noch vor dem Sturme, am 13. Januar 1847 gieng der siebenzigjährige Erzherzog zu seiner Ruhe ein. Hatte er in gesunden Tagen für Christum einen Gang gewagt, so durfte er auch in seinem Ende erfahren, wie treu derselbe sich an den Aufrichtigen erweist. Der Greis klammerte sich zuletzt mit demüthigem Glauben an das Kreuz Christi an. Jahrelang hatte er regelmäßig die Bibel gelesen, aber erst gegen das Ende sprang ein neues Licht in seiner Seele auf. Es war einige Monate vor seinem Tode, daß eine gefährliche Krankheit ihn plötzlich niederstreckte; er erholte sich theilweise, und konnte, obwohl er das Haus nicht verlassen durfte, mehr oder weniger Zeit den Geschäften widmen. Da nahte ihm der Herr. Vierzehn Tage lang schien er in tiefe Gedanken versunken. Die Gattin merkte, daß ihn etwas Ungewöhnliches beschäftige, fürchtete sich aber, ihm durch Fragen mehr zu schaden, als zu nützen, da er von äußerst verschlossener Gemüthsart war (wohl ein Erbstück von der spanischen Mutter). Nach dieser Zeit wurde er merkwürdig aufgehellt und ganz guter Dinge. Sie fragte ihn zuletzt, ob er nicht die zwei letzten Wochen mit besonders anstrengenden Gedanken geplagt gewesen sei. „Freilich,“ erwiederte er; „mein ganzes Leben hat vor mir Revue passirt, wie die wechselnden Scenen in einem Panorama. Ueberall, überall habe ich Sünde entdeckt.“ Seine ganze Erscheinung aber zeigte, daß er noch etwas Weiteres gefunden habe als Sünde, nämlich den, der von ihrer Schuld, wie von ihrer Herrschaft befreit. Auf ihre Frage nach diesem Punkt erklärte er, daß er seine ganze Zuversicht in das Verdienst und die Gerechtigkeit Christi setze.

Bald darauf ergriff ihn die letzte Krankheit. Während die treue Gattin ihn darin pflegte, hatte sie tröstlichen Verkehr mit seiner Seele. Einige Stunden vor seinem Tode sagte sie: „da du nun bald vor dem Richterstuhle Gottes stehen wirst, hörte ich gerne zum letztenmal von dir, welches der Grund ist, auf welchen du deine Hoffnung setzest.“ Augenblicklich antwortete er mit starker Betonung: „Allein das Blut Christi.“

Nach seinem Hinscheiden haben Priester den Leichnam in ihre Obhut genommen und viele Messen für die Ruhe seiner Seele gelesen. Diese wird aber solcher Nachhilfe nicht bedurft haben, da sie im Blute Christi gewaschen war.

Der alte Mann war weggerafft worden vor dem Angstjahr, das seinen Neffen vom Kaiserthron stürzte. Die Revolution (1848) brachte unsägliche Noth über das ganze Land. Der Kriegssturm rollte wieder und wieder über dasselbe hin, von den Bergen Siebenbürgens bis zu den Thoren vor Wien. Die Festung Ofen wurde wiederholt erobert, Pesth dreimal bombardirt (wobei auch im Missionshaus die Bomben zündeten), in allen Theilen herrschte die schauerlichste Verwirrung, und auf den Krieg folgte eine Schreckensherrschaft mit blutigen Strafgerichten.

6.

Natürlich hielten sich die Missionare von allen politischen Fragen so fern als möglich, wenn sie auch nicht umhin konnten, für alles Recht ihr Mitgefühl zu hegen und alles Unrecht in ihren Herzen zu verdammen. Christen und Juden waren unbeschreiblich aufgeregt. Viele, die bisher an Gottes Gerechtigkeit geglaubt hatten, hielten sich für getäuscht und wurden Gottesleugner. Aber noch mehrere wurden gedemüthigt. „Die Menschen,“ konnten sie sagen, „haben uns Unrecht gethan; aber über Gott können wir nicht klagen. Unsere Sünden sind groß, daher hatte Gott wohl das Recht, uns auch das Kleinod unserer Freiheit wegzunehmen.“ In dieser weichen Stimmung regte sich allerwärts ein großes Verlangen nach Gottes Wort, und das Missionswerk, das während des Kriegs fast geruht hatte, lebte jetzt mit zehnfältiger Energie wieder auf.

Es war gegen das Ende des Jahrs 1849, daß die Evangelisten wieder hinausgiengen, und ihre Bibeln feil boten. Die Leute kauften sie ihnen so rasch ab, daß der Vorrath geradezu ausgieng. Man konnte in manchem Dorfe es kaum erwarten, bis eine Kiste mit 60—70 Bibeln geöffnet war, und wie man sie heraus nahm, waren sie auch schon verkauft. Dreimal trat ein armes Weib ein, um sich eine zu verschaffen, und jedesmal kam sie zu spät. Beim drittenmal brach sie in Thränen aus, worauf man ihr versprach, ein Exemplar für sie aufzuheben, welches sie auch beim vierten Besuch in Empfang nahm und im Triumph davontrug.

Indessen stieg eine Wolke über dem gesegneten Werke auf, die sich bald entladen sollte. Die Regierung hatte nach einigem Zaudern beschlossen, eine Politik der Gewalt durchzuführen, die letzten Reste von Freiheit zu unterdrücken und jedenfalls das ganze Unterrichtswesen im Reiche den Jesuiten in die Hände zu legen. Man sah dabei allerhand Schwierigkeiten voraus, hoffte aber, die lebende Generation wohl mit Strenge im Zaume halten zu können, bis in den Kindern ein neues fügsames Geschlecht heran gewachsen wäre, das dann ein Kanaan der politischen Ruhe und zufriedenen Gehorsams einnehmen würde. Das Prinzip der freien Forschung machte besonders die Protestanten bei dieser Regierung anrüchig. Am Wiener Hofe galt Protestantismus nun für gleichbedeutend mit Revolution. Immer tyrannischer wurde gegen die lutherischen und reformirten Kirchen vorgegangen, ihre Verfassung wurde aufgehoben, ihre Synoden verboten, viele der höheren Schulen aufgelöst. Die Missionare wunderten sich noch eine Zeitlang, daß ihnen nichts in den Weg gelegt wurde, sie fühlten aber wohl, daß ihre Ausnahmstellung nicht lange fortdauern könne, und rüsteten sich darauf, mit ihren protestantischen Brüdern bald gleiche Leiden zu erdulden. Und doch kam es noch anders, als sie erwarteten.

Am ersten Sonntag des Jahrs 1852 war's, daß sie, von ihrer Kapelle zurückgekehrt, eine amtliche Vorladung auf den nächsten Morgen in ihren Wohnungen antrafen. Sie erschienen am Montag zur festgesetzten Stunde auf der Polizei, wo ihnen in wenigen, nach östreichischer

Sitte, äußerst höflichen Worten eröffnet wurde, ein Befehl von Wien verlange, daß sie in zehn Tagen das Land räumen; giengen sie nicht selbst, so würden sie mit Gewalt über die Grenze geschafft werden. Sie erkundigten sich nach dem Grunde einer so strengen Maßregel. Die Regierung hatte gegen die Personen der Missionare durchaus nichts einzuwenden, aber sie war entschlossen, ihre Arbeit nicht länger zu dulden. Sie baten um Aufschub, beriefen sich auf ihr ungarisches Bürgerrecht, durch zehnjährigen Aufenthalt im Lande erworben, auf die Thatsache, daß ihnen keine Verletzung irgend eines Gesetzes nachgewiesen oder auch nur vorgeworfen war, und stellten vor, daß eine so rasche Vertreibung so viel bedeute als Confiskation ihres Eigenthums, und ihren Rechten, als britischer Unterthanen, entschieden zu nahe trete. Auch die Gesundheit ihrer Familien verlange doch einige Rücksicht; die eine Frau war kürzlich entbunden, für sie und ihren Säugling, so wie für ein anderes, von Halsentzündung bedrohtes Kind sei die Reise im strengsten Winter, wie ärztliche Zeugnisse darthun werden, fast eine Unmöglichkeit. Umsonst, der Beamte konnte nur die Gegenvorstellungen nach Wien übermitteln, ihm selbst war keine Diskretion gelassen.

Die Missionare hofften noch etwas Aufschub zu gewinnen in Folge einer Eingabe an den britischen Gesandten, die ein vertrauter Bote unverzüglich nach Wien trug. Allein Lord Westmoreland war gerade überaus beschäftigt, eine Sonate zu Ehren der Jungfrau Maria zu komponiren, und konnte den Bitten der Missionare keine Aufmerksamkeit schenken. Es blieb bei dem Verbannungsbefehl.

Mit blutendem Herzen rissen sich (15. Jan. 1852) die beiden Männer von dem liebgewonnenen Lande und so vielen theuren Brüdern los. Nicht einmal ein letzter Gottesdienst war ihnen ermöglicht, die Regierung hatte die Kapelle geschlossen. Spione umgaben das Haus. Da und dort wurden noch in aller Eile die Freunde besucht und der Bund der Herzen, die sich in Christo gefunden hatten, unter Thränen des natürlichen Menschen und Freuden des Geistes erneuert und besiegelt.

An einem schaurigen Wintermorgen, nachdem mit etlichen Freunden die letzte Nacht durchwacht war, mußte die Eisenbahn bestiegen werden. Doch wußten die Verbannten, daß, was sie von göttlichem Samen zurückgelassen hatten, keine Erdenmacht ausrotten könne. Ihr Werk war gethan. Durch Gottes Gnade ließen sie doch viel mehr zurück, als sie mitnahmen. Was aber die damalige Regierung im Sinne führte, zeigte sie durch eine Reihe von Maßregeln. Die Verbreitung der h. Schrift wurde streng verboten; die zurückgelassenen Bibelvorräthe wurden über die preußische Grenze gebracht. Kolporteure, die noch einige Exemplare verkauften, mußten in's Gefängniß wandern, während die blühende Schule unter Staatsaufsicht gestellt wurde. Eine Masse heiliger Schriften wurde von den Beamten in Beschlag genommen und in der Papiermühle zerstampft, der Erlös vom Papierbrei aber der Bibelgesellschaft pflichtschuldigst ausgeliefert. Es sollte offenbar werden, welcher Haß gegen Gottes Wort die Herzen der Machthaber erfülle. Das war einmal ihre Zeit; das in die Herzen gepflanzte Wort aber konnte nicht ausgerottet werden.

Eine Geschichte der protestantischen Kirche in Ungarn war eben fertig geschrieben worden, als die Missionare abreisten. In Berlin sollte sie gedruckt werden; die Frage war nur, wie das Manuscript dorthin zu senden wäre. Der Verfasser bat Smith, es über die Grenze zu schmuggeln; und so gewagt dieß Beiden scheinen mochte, der Versuch wurde im Vertrauen auf Gott gewagt. Vor Wien wurde Halt gemacht und auf besonderen Befehl strenge Untersuchung der Effekten vorgenommen. In einem offenen Schuppen standen die Reisenden, während es draußen lustig schneite und drinnen ein Koffer um den andern durchwühlt wurde. Das Manuscript lag unter alten Briefen, Quittungen und Musikstücken, die alle nach einander genaue Berücksichtigung fanden; Smith stand dabei mit dem stillen Gebet: Herr, blende diesen Mann! Wieder und wieder stieß derselbe seine Hand bis auf den Boden des Koffers; er muß das Foliomanuscript an allen seinen vier Enden berührt haben, aber er fand es nicht. Endlich hieß es: fertig, Sie können gehen! und erleichtert fuhren die Verbannten weiter.

7.

Die Erzherzogin Marie war kaum Wittwe geworden, als ein kaiserlicher Befehl sie gegen ihren Willen nach Wien berief, wo sie nun in Allem — den Namen allein ausgenommen — als Verbannte, ja Gefangene wohnen mußte. Es war ein schwerer Wittwenstand in dem schönen Palast des Augartens, getrennt von den Brüdern, von Spionen umringt und auf jedem Schritt bewacht, ihre Besucher am kaiserlichen Hofe berichtet, ihr Charakter verkannt und verleumdet. Von Zeit zu Zeit besuchten sie die protestantischen Pastoren von Pesth auch die Schotten, so lange sie noch im Lande weilten; gelegentlich wurde ihr auch erlaubt, dem lieben Ungarn einen Besuch abzustatten, wo viele Brüder ihr gern Alles zum Opfer gebracht hätten. Es war beweglich, sie von solchen sonnigen Tagen reden zu hören, die wie Erinnerungen vergangener Jugendfreuden zwischen Monaten von Finsterniß und Düsterheit auftauchten.

Doch hatte sie gelernt, auch in der größten Vereinsamung zu thun, was ihr möglich war. Die Protestantische Kirche Ungarns neu zu beleben und ihren Fortbestand zu sichern, war ihr eigentlicher Lebenszweck. Dafür, sagte sie wiederholt mit tiefer Rührung, könnte sie ihr Leben niederlegen. In ihren Gebeten ist der erste Funke zu suchen, der diese Kirche zu neuen Lebensregungen weckte. Als das Feuer zu brennen anfieng, wachte sie darüber mit mütterlicher Sorgfalt, und schirmte es gegen jeden eisigen Hauch, der es bedrohte. Schon in den dreißiger Jahren wagte sie es, Kisten voll der verpönten Bibeln auf ihren Namen nach Ungarn einführen zu lassen. Und wo sie durch Wort oder That für ihren Heiland zeugen konnte, da ließ sie keine Gelegenheit unbenützt.

So hatte sie sich den Muth errungen und gestählt, der es ihr möglich machte, auch nach dem tollen achtundvierziger Jahr in Wien für ihre Kirche einzustehen. Die ungarische Nation lag damals gebrochen zu den Füßen des Kaisers, aber die protestantische Kirche hatte sich die Freiheit zum Widerstand und zum Protestiren bewahrt, und ebendamit gezeigt, daß das Werk der Neubelebung bei ihr nicht stille stand. Die Erzherzogin wagte es, wieder und wieder zu vermitteln, und nach einigen Jahren schlug die Regierung endlich mildere Bahnen ein; neuerdings darf auch wieder an Israel gepredigt und die heil. Schrift verbreitet werden.

Zuvor aber, noch im Concordatsjahr, am 30. März 1855, gieng die edle Dulderin (in ihrem 58. Lebensjahre) zu ihrer Ruhe ein. Gott schenkte ihr einen überaus fröhlichen Abschied, zum Beweis, wie lieb sie ihm war. Wie ein Findelkind, das weder Vater noch Mutter kennt, oft inniger am Elternnamen hängt als die, welche Elternliebe in reichem Maaße genossen haben, wie ein Kind von Europäern im Tropenland sich leicht mit brünstigerem Patriotismus rühmt, ein Deutscher oder Schweizer zu sein, als die im Vaterlande geborenen, so hatte die lange Entbehrung christlicher Gemeinschaft bei dieser auserwählten Seele die Liebe zu des Glaubens Genossen wunderbar gestärkt und vertieft. Hatte Gott in diesem Betracht sie ihr Lebenlang kurzgehalten, so breitete er ihr nun ein sanftes Kissen zum letzten Schlaf. Sie sollte nicht scheiden im Kreise derer, die sie nicht verstehen konnten.

Noch gesund war sie wie zu einem Besuch nach Pesth gekommen. Dort befiel sie die Grippe, welche bald einen nervösen Charakter annahm und endlich sich aufs Gehirn setzte. Ihr Sohn, der Erzherzog Joseph und ihre Tochter Elisabeth, beide überaus anhänglich an die Mutter, waren um sie während der Krankheit, und die Prediger von Pesth und Ofen durften ungehindert an ihr Lager treten. Während der letzten zwei Tage und Nächte haben diese Brüder sie nicht mehr verlassen; sie wechselten unermüdet mit einander ab, bald betend, bald aus der Bibel vorlesend. So ist sie im Frieden geschieden, in froher Hoffnung einer Auferstehung zur Herrlichkeit. Was ein Hiob sich so sehnlich wünschte: Ich will in meinem Nest ersterben! das wurde ihr geschenkt. Ihr Staub ruht nun im Gewölbe des Palastes von Ofen, neben den Gebeinen des verehrten Gemahls und des zärtlich geliebten Sohnes; und das Land, für welches sie so Viel leiden durfte, ist ihr letzter Ruheplatz geworden.

Was sie aber für den kaiserlichen Hof und für ihre ganze Umgebung war, spricht rühmender, als irgend eine Grabschrift, das strenge

Hausgesetz aus, das Kaiser Franz Joseph nach ihrem Hinscheiden erließ: daß hinfort kein Erzherzog mehr eine protestantische Prinzessin heirathen dürfe. Damit war von den deutschen Fürstenfamilien, die so manche Tochter ohne Bedenken griechisch werden, oder eine römischkatholische Verbindung eingehen lassen, endlich einmal eine Schmach genommen. Die Mischehen waren also nicht ganz so gefahrlos ausgefallen, wie man sichs lange gedacht hatte; in einem Falle hatte sich doch auch an einem Fürstenkinde das Wort bewährt: Ehe du solltest zu ihnen fallen, so müssen sie eher zu dir fallen. Und ein Württemberger darf sich wohl freuen, daß eine Tochter seines Königshauses im fernen Lande, wie immer sie dahin gerathen sein mag, sich nicht blos die angestammte Lieblichkeit und Gemüthlichkeit, den Geist und die Bildung der Ahnen bewahrt, sondern auch den Wahlspruch ihres Hauses bis zum Tode bewahrheitet hat: Furchtlos und treu!

Reiseskizzen aus Oberitalien.

Von Prof. K.

(Fortsetzung.)

---

3. Von Padua nach Venedig.

In Padua, wohin eine schöne Straße durch wohl bebaute Gelände und schöne Dörfer führt, kam ich mit meinem Vetturin gegen Mittag an. Neben Wein- und Maulbeer-, Mais- und Waizenpflanzungen kamen wir auch an Reisfeldern vorüber, und mein Kutscher pries mir ganz besonders die Vortrefflichkeit des hiesigen Reises an. Mein erster Gang galt dem botanischen Garten, der mich als einer der ältesten Europa's schon deßhalb anzog, weil ich da besonders schöne und große Bäume anzutreffen hoffte. Wirklich wurde ich durch prachtvolle Exemplare von Magnolien, Tulpen- und Götterbäumen (Ailanthus), Balsambäumen (Liquidambar styraciflua), Pflaumenbäumen (Anona triloba) und aleppischer Pinien (Pinus halepensis) überrascht. Aber auch die Gewächshäuser enthielten viel Sehenswerthes, als Vanille-, Thee-, China-, Sassaparillpflanzen, Cactus, Yucca u. dgl., theilweise mit Blumen und Früchten beladen, denn der Süden verbirgt sich nicht. Der Garten hat 20,664 Quadratmeter und wird von zahlreichen Springbrunnen und Kanälen bewässert. Er wurde 1545 gegründet und ist nicht nur reich an lebenden Pflanzen, deren er über 12000 enthält, sondern er besitzt auch ein großes Herbarium.

Die Universität, schon im 15. Jahrhundert gegründet, und die zweitälteste in Europa, war in früheren Zeiten eine der blühendsten von Europa und zog Studirende aus allen Ländern herbei, so daß die Zahl derselben im 16. und 17. Jahrhundert sich gewöhnlich auf 6000 erhob. Das Hauptgebäude derselben, mit dem sonderbaren Namen der Ochse (il Bó) beehrt, ist sehr schön und geräumig und hat einen prachtvollen, von Säulengängen umgebenen Hof und eine ebenso große als schöne Aula. Beide sind mit zahlreichen Wappen von Studirenden aller Länder, die sich einst hier aufgehalten hatten, ausgestattet.

Die Stadt gehört zu den ältesten Italiens und soll vor der Zerstörung von Troja von Etruskern erbaut worden sein. Früher Eigenthum der Venetianer ward sie eine mächtige Bundesgenossin Roms, wurde aber nach dem zweiten punischen Krieg abhängig von Rom, bis sie 452

von dem Hunnenkönig Attila zerstört wurde. Unterdessen theilte sie die Schicksale der übrigen großen Städte der Lombardei, war bald Republik, bald von Carraresen beherrscht, bald von Venedig erobert, bis 1797 die Franzosen einzogen und 1813 sie an Oestreich kam.

Padua (Padova, Patavium) ist die Vaterstadt des berühmten römischen Geschichtschreibers T. Livius, welcher daher auch den Beinamen Patavinus erhielt und 59 v. Ch. daselbst geboren wurde, 19 n. Chr. auch hier starb. Wie Vicenza auf Palladio, den berühmten Baumeister, der 1518 daselbst geboren wurde und 1580 in Venedig starb, stolz ist, so hat Padua auf seinem größten freien, von einem Kanal umgebenen Platze, Prato della valle, um das Andenken berühmter Bürger und Akademiker zu ehren, 74 Bildsäulen errichtet, welche von einer entsprechenden Baumpflanzung umgeben, der Mit- und Nachwelt den Ruhm der Stadt verkünden. Neben Livius, Petrarca, Ariost, Tasso und Gallilei sind vier Päpste und auch Gustav Adolf von Schweden, der als Prinz hier studirte, viele Künstler und Gelehrte hier verewigt. Die Straßen sind eng und häufig krumm, die Häuser altersgrau und hoch; aber an schönen Palästen und Kirchen ist kein Mangel, denn Baukunst und Malerei sind hier, wie in Venedig, einst in hoher Blüthe gestanden. Allein von der alten Zeit sind nur wenige Ueberreste vorhanden, denn das alte Straßenpflaster liegt 21′ tief unter dem jetzigen. Die Stadt bildet ein von mehreren Armen des Flusses durchzogenes Dreieck und ist von einer mit Bastionen versehenen Mauer umgeben, welche von sieben Thoren durchbrochen wird. Zu 51,000 Einwohnern kam auch eine starke Besatzung, die unter Umständen auf 20,000 stieg. Unter den 47 noch bestehenden Kirchen ist diejenige des h. Antonius, des Schutzheiligen der Stadt, 1256—1367 erbaut, am meisten berühmt, dessen Grabmal samt Reliquien sie besitzt. Außerdem ist sie mit vielen andern Denkmälern und zahlreichen Malereien und Bildwerken geschmückt. Der Baustyl entspricht dem byzantinisch-gothischen jener Zeit, die im 15. Jahrhundert hinzugefügten acht Kuppeln erinnern, wie so manches in Italien, an den orientalischen Geschmack; die beiden schlanken Thürme aber geben einen angenehmen Eindruck. Auch der Dom und die Giustinakirche sind mit Kuppeln versehen und tragen dasselbe Gepräge, aber Letztere ist im Aeußeren noch unvollendet.

Unter den Palästen ist das von P. Cozzo 1172—1209 erbaute Stadthaus mit seinem ungeheuren Saal, 251′ lang, 84′ breit und 83′ hoch, mit gewölbter Decke und zahlreichen Freskogemälden an den Wänden, sowie das prächtige Leihhaus bemerkenswerth. In dem Naturalienkabinet der Universität fand ich die geognostische Sammlung besonders sehenswerth, weil sie an Gesteinen und Versteinerungen der Umgegend, namentlich der schönen Fische des Monte Bolca, deren sie 270 enthält, sehr reich ist. Solche Lokalsammlungen haben für fremde Besucher immer einen großen Werth, weil sie das Eigenthümliche einer Gegend mit Leichtigkeit überschauen können, während allgemeine Sammlungen überall getroffen werden und nur selten etwas Neues darbieten.

Der Rest des Tages wurde noch zu einem Spaziergang um die Stadt benützt und gegen Abend begab ich mich auf das Schiff, welches mich nach Venedig bringen sollte. Die aus dem Val Sugana kommende Brenta hat nämlich von hier ab bis zum Meer einen sehr geringen Fall, erst 3—1½′ bis Dolo, und von da an nur 4 Zoll auf die Meile, und ist daher, durch mehrere Schleusen unterstützt, im Stande ziemlich ansehnliche Fahrzeuge bis zu 1300 Ctr. Belastung zu tragen, obwohl sie bei einer Breite von 200′ nur 3′ mittlere Tiefe hat. Unser Fahrzeug war ebenfalls geräumig, so daß es eine ziemliche Anzahl Reisender aufnehmen konnte; und wirklich war das Verdeck bald gehörig bevölkert, was jetzt, wo es dort Eisenbahnen gibt, wohl nicht mehr der Fall sein wird. Ich war so glücklich unter den Passagieren zwei deutsche Künstler anzutreffen, so daß die sonst ziemlich langweilige Reise angenehm verlief. Die Nacht war sternenhell und milde, obwohl der Oktober zu Ende gieng, und ihre Stille wurde nur durch das Schnarchen der Schlafenden, zuweilen durch das Geräusch der Schleusenthore unterbrochen. In Dolo wurde Halt gemacht und wir stiegen aus, um in einer benachbarten Schenke Kaffee zu nehmen; bei Fusina, wo sich die Brenta in die Lagunen ergießt, wurde ein Boot mit vier Ruderern vorgespannt, um unser Fahrzeug

schneller über die spiegelglatte Wasserfläche zu befördern, nachdem man uns vorher die Pässe abgenommen hatte, die wir dem betreffenden Polizeibeamten nothdürftig in's Italienische übersetzen mußten, und dagegen einen Schein erhielten. Noch spiegelten sich, als wir abfuhren, die am tiefblauen Himmelsgewölbe funkelnden Sterne in der klaren Fläche der Lagunen, aber bald erhob sich ein frischer Morgenwind und sie erbleichten nach und nach; im Osten röthete sich der Himmel und im Glanz der Morgenröthe stieg allmählich die stolze Lagunenstadt aus dem Wasserspiegel empor. Ich werde die herrliche Erscheinung, welche sich dem erstaunten Blick darbot, niemals vergessen, denn solche Schauspiele prägen sich tief im Gemüth und Gedächtniß ein und werden den Reisenden überhaupt selten zu Theil.

Die Lagunen.

Da dieser Ausdruck schon mehreremale gebraucht wurde, so können die verehrlichen Leser dieser Blätter wohl eine nähere Auskunft darüber erwarten, und wir wollen es versuchen, dieselben in Kürze zu schildern. Das Wort stammt aus dem lateinischen von Lacus (italien. Lago, das ein größeres, wenig bewegtes Gewässer), während Lacuna (ital. Laguna) eine seichte, mit stehendem Wasser bedeckte Vertiefung, hier zunächst einen Strandsee bedeutet. Die alten Dichter, wie z. B. Lukretius, hießen auch das Meer zuweilen salzige Lagunen (Lacunae salsae). Wenn in einer größeren oder kleineren Meeresbucht — und das adriatische Meer ist ja eine solche — Flüsse und Ströme ausmünden, welche von dem benachbarten Festlande allerlei Schlamm mitbringen, so häuft sich derselbe an der Einmündung mit der Zeit um so mehr an, je seichter die Ufer sind und je lockerer der Boden ist, welchen die Flüsse durchströmt haben. Daher kommen die unter dem Namen der Deltabildungen bekannten Geschiebe-, Grus- und Schlamm-Anhäufungen, wie sie der Ganges, Nil, Missisippi, Orinoko und Amazonenstrom, in Europa der Rhein bei seinem Einfluß in den Bodensee und bei seinem Ausfluß in den Niederlanden zeigen, so daß sich dadurch im Verlauf von Jahrtausenden große Strecken fruchtbaren Landes angesetzt haben, auf welchem zahlreiche Einwohner sich ansiedeln konnten. Nun wissen unsere Leser, daß die Lombardei ein sanft gegen Südosten und Osten geneigtes Tiefland darstellt, deren Gewässer, wovon wir nur die bedeutendsten, die Brenta, Adda und den Po nennen wollen, sämtlich dem Meerbusen von Venedig zuströmen; und da dieselben, obgleich den südlichen Alpengehängen entsprungen und daselbst reines und klares Wasser führend, mit dem Eintritt in das Tiefland nur durch aufgeschwemmtes Terrain fließen, so nehmen sie daselbst eine Menge feinen Sand und Thonschlamm auf, den sie, nachdem sie im Meere angekommen und sich mit demselben vermischt haben, allmählich absetzen. Da nun die Meeresküsten hier überall flach sind und dadurch der Meeresgrund selbst auch seicht wird, so sind alle Bedingungen für reichlichen Absatz von Schlamm und Sand gegeben, so daß man häufig genöthigt wird, durch künstliche Mittel die Ein- und Durchfahrt der Schiffe zu ermöglichen. Je flacher und seichter nun der Meeresboden ist, desto leichter bilden sich solche Schlammanhäufungen, und derjenige Theil des Golfes von Venedig, wo eben die Brenta einmündet, ist gerade von solcher Beschaffenheit. Daher war man schon in früheren Zeiten, als Venedig durch seinen ausgedehnten Welthandel berühmt und mächtig war, darauf bedacht, das völlige Versanden dieser Gewässer durch Offenhalten von tieferen Kanälen zu verhüten. Dieser seichte und ausgedehnte Strandsee bildet nun eben die berühmten Lagunen von Venedig, welche sich in einer Breite von 4—8 Meilen und von der Einmündung der Piave bis über die Brenta herab auf eine Länge von 30 Meilen erstecken und eine Oberfläche von 180 Quadratmeilen bedecken. Die Tiefe derselben wechselt zwischen 2—18 Fuß, und die tieferen meist meerwärts sich hinziehenden Strecken bilden darin die für die Schifffahrt benützten Wasserstraßen oder Kanäle. Der Grund der Lagunen ist theils sandig, theils zeigt er einen schwärzlichen Thonschlamm, und das Wasser ist da, wo die Flüsse einmünden, süß oder halbgesalzen, brackisch, entfernter davon völlig salzig und bitter wie das Meerwasser. Die Bevölkerung besteht in zahlreichen und sehr mannigfaltigen Fischen, Krebsen und Weichthieren, und die Fischer halten, besonders zur Ebbezeit, allda reichliche Ernten. Weniger befriedigt wird der Botaniker daselbst, denn es finden sich meist nur kleine Gattungen von Meergewächsen (Algae), dennoch sind darunter einige sehr zierliche und seltene.

Doch wir kehren auf unser Fahrzeug zurück, das zwischen zwei Reihen eingerammter Pfähle sicher hindurch gerudert wird, und fahren durch den Kanal Giudecca, der die Stadt in zwei sehr ungleiche Hälften theilt, in den großen Kanal ein. Schon von Ferne haben die Gondoliere das Herannahen unseres Schiffes erblickt und nun rudern sie pfeilschnell auf dasselbe los, steigen aufs Verdeck und bemächtigen sich des nächsten besten Gepäcks der Reisenden. Ich und meine deutschen Reisegefährten ersahen uns einen gesetzten, anständig aussehenden Bootsmann, dem wir, nachdem der Akkord abgeschlossen war, unser Gepäck anvertrauten, und folgten ihm alsbald in seine Gondel, die er mit überraschender Geschicklichkeit zwischen dem Gewimmel der andern und durch die zum Theil sehr engen Wassergassen bis zu unserem Gasthof hingleiten ließ.

Venedig.

So war ich also in der langersehnten, vielgepriesenen, meerumgrenzten Lagunenstadt unter Gottes gnädigem Schutze wohlbehalten angekommen, und was war natürlicher, als daß ich, nachdem ich mein Wohnzimmer in Besitz genommen und den Reisestaub abgeschüttelt hatte, mich alsbald auf den Weg machte, um die Stadt zu besehen. Unwillkürlich zog es mich auf den Markusplatz, den Mittelpunkt der Sehenswürdigkeiten und des öffentlichen Lebens, und da es noch Morgen war, so konnte ich mich ganz gemüthlich den ersten Eindrücken hingeben. Nach kurzer Wanderung durch einige schmale Gassen bog ich, der Menge folgend, um eine Ecke und hatte nun die ganze Herrlichkeit der reichen Venetia (Venezia la ricca, Venetiae der Römer) vor Augen. Da war ein buntes Gewimmel von Geschäftsleuten, Lotto- und Obstverkäufern, Lazzaronis, Fremden aus allen Ländern der Erde in morgen- und abendländischen Trachten, Weißen, Braunen und Schwarzen, Reichen und Bettlern, vornehmen Damen und Herren, das bunteste Schauspiel, das ich in meinem Leben geschaut hatte; aber der Eindruck, den die Umgebungen dieses in seiner Art einzigen Platzes machten, behielt dennoch die Oberhand und stimmte zu geruhiger Betrachtung. Ich stand vor der Markuskirche, welche im Osten den Platz begrenzt, und hatte zur Linken und am Grunde desselben den königlichen Palast, rechts die alte Prokurazie vor mir. Dieser, die Nordseite begrenzende prachtvolle Bau wurde gegen dem Ende des 15. Jahrhunderts für die Prokuratoren von St. Marco erbaut, und hat bei einer Höhe von 60′ eine Länge von 470′, zeigt unten eine von 50 Pfeilerbögen getragene Halle, wo Kaffeehäuser und Kaufläden sich an Pracht zu überbieten suchen; darüber befinden sich 200 Balkone mit kanellirten korinthischen Säulen geschmückt, die in zwei Reihen übereinander stehen. Die Südseite des Platzes bildet der königliche Palast, dessen vorderer Theil die Bibliothek in dorischem Styl gebaut ist. Der größere anstoßende Theil unter dem Namen die neueren Prokurazien bekannt, von Scamozzi erbaut und 411′ lang, ist in demselben Styl gehalten, jedoch mit einem dritten Stockwerk mit korinthischen Säulen versehen; und den Grund des Platzes nimmt der unter Napoleon 1810 von Soli erbaute Palast, mit dorischer und jonischer Säulenreihe ein, welcher die beiden Prokurazien verbindet, und eine Gemäldegallerie enthält.

Vor der Markuskirche stehen drei große rothe Mastbäume auf ehernen Fußgestellen, von deren Höhe herab einst die Fahnen der drei eroberten Königreiche: Cypern, Kandia und Morea flatterten. Näher, und nur wenige Schritte von der Kirche entfernt erhebt sich der Markusthurm, ganz frei stehend, weil der orientalische Kuppelbau des Doms die Einfügung desselben nicht gestattete.

Wendet man sich südlich, so tritt man in die Piazetta, den kleinen Platz, wo zwei antike 48′ hohe Rundsäulen aus Granit stehen, deren eine den Markuslöwen, die andere den heil. Theodor, den ehemaligen Schutzpatron der Stadt trägt. Vor sich hat man das Meer, den Kanal St. Marco, zur Linken den Dogenpalast, an

dessen südwestlicher Ecke die schönste Straße der Stadt, die Riva bei Sciavoni sich anschließt, wo man Spaziergänger und Geschäftsleute aller Art den ganzen Tag über sich bewegen sieht. Auf dem Kanal wimmelte es mit Gondeln und auf den Straßen herrschte das regste Leben und Treiben von Verkäufern, Juden, Griechen, Türken und Einheimischen, das weder von Reitern noch von Wagenrasseln unterbrochen oder gestört wird, denn beide gibt es hier nicht, weil die Kanäle die Stelle der sonstigen Straßen einnehmen.

Nachdem ich mich umgeschaut, zog es mich in den Dom. Welch ein Kontrast! Draußen das lebhafteste Getreibe, drinnen die feierlichste Stille, und die großartigen Räume nur sparsam beleuchtet, weil die bunt bemalten Fenster nur gemäßigtes Licht hereinfallen lassen, also, daß ein magisches Halbdunkel in den gewaltigen Hallen herrscht. Die Pfortenbögen werden von Rundsäulen aus dem schönsten Gestein, Porphyr, Marmor, Granit u. s. w. getragen; Wände und Decke sind über und über mit Marmortafeln, Mosaikbildern und Ornamenten auf Goldgrund bedeckt, und selbst der Fußboden ist mit Steinmosaik belegt; auch fehlt es nicht an prächtigen Seitenkapellen mit kostbaren Altären und Bildhauerarbeiten, deren Beschreibung jedoch hier zu weit führen würde. Kaum war ich eingetreten, so begann im Hintergrunde ein feierlicher Chorgesang von kräftigen Baßstimmen vorgetragen und darauf folgte die Messe, die in würdigster Weise celebrirt wurde. Ich gesellte mich zu den Andächtigen, welche um den Altar knieten, und gedachte des königlichen Sängers, der sich sehnte sein Lebenlang den schönen Gottesdiensten in dem Hause des Herrn anzuwohnen (Ps. 27, 4.). Wir wissen zwar, daß Gott nicht in Tempeln von Menschenhänden erbaut, wohnt, und daß diejenigen, welche ihn anbeten, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten sollen (Joh. 4, 24.); wer wollte aber deßhalb das Versammeln der Gläubigen zu gemeinschaftlichem Gottesdienst in einem Seiner würdigen Tempel gering achten, und wer hat noch nicht den Segen des gemeinschaftlichen Lobgesangs und Gebets verspürt? Darum haben meines Erachtens auch schöne Gotteshäuser ihre Berechtigung. Hat ja Gott selbst Salomo die genauste Anweisung zum Tempelbau gegeben, und unser Herr schon als Knabe, aber auch noch während seines Lehramts sich in den Tempel zu Jerusalem begeben, um daselbst anzubeten und zu lehren. Aber auch das Schöne hat seine Berechtigung, und ist nicht nur erlaubt, sondern geboten. Hat doch der gütige Gott in seiner Weisheit und Allmacht in der ganzen Schöpfung überall die höchste Schönheit entfaltet, ohne daß es für die Existenz der Geschöpfe nothwendig war, weil er alles in seiner Art vollendet schaffen wollte, und weil das Schöne eben der Ausdruck des Vollkommenen ist. Denn wer wollte es leugnen, daß die Blumen ohne ihren Farbenschmuck, die Vögel ohne ihr prächtiges Federnkleid, die Schmetterlinge ohne den Farbenschmelz auf ihren Flügeln den Zweck ihres Daseins erfüllen könnten? Sehen wir nicht, daß die unscheinbare Nachtigall und Saugdrossel sich ebenso ihres Lebens freut wie der prächtige Pfau und der im schönsten Federnschmuck prangende Paradiesvogel? Hat nun aber Gott die Thiere des Waldes und die Lilien auf dem Felde also geschmückt, sollte der Mensch, in dessen Geist Gott ja auch den Sinn für das Schöne gelegt hat, seine Werke, besonders wenn sie der Verehrung Gottes geweiht sind, nicht auch schmücken dürfen? Damit wollen wir natürlich der Uebertreibung und der geschmacklosen Ueberladung, wie sie in manchen katholischen Kirchen zu Tage tritt, nicht das Wort reden, aber ebensowenig der kalten Nüchternheit, wie sie kurz nach der Reformationszeit in manchen Ländern, und besonders in reformirten Städten sich geltend machte, wo die Kirchen das Aussehen eines größeren Bauernhauses erhielten und die kahlen, weiß übertünchten Innenwände das Auge beleidigten.

Doch wir kehren zu dem Dom von St. Markus zurück. Derselbe wurde, nachdem eine Feuersbrunst die alte 829 erbaute Kirche zerstört hatte, im Jahr 977 von Pietro Orseolo begonnen und 1071 von Domeniko Salvo vollendet, auch wurden die von Alexandrien entführten Gebeine des h. Markus, des nunmehrigen Schutzheiligen der Kirche, darin niedergelegt. Sie ist 235' lang, im Kreuze 193' breit, bis zum Dach der mittleren Kuppel 118' hoch und hat fünf mit Bleiplatten bedeckte Kuppeln, so daß sie einen ganz orientalischen Eindruck gewährt, den man am Besten von dem Glockenthurm aus gewinnt, indem man vorne nur die Façade und einen Theil der Kuppeln übersehen kann. Aber auch diese Partie ist imposant genug. Fünf große, von zwei übereinander gestellten Säulenbündeln getragene gewölbte Vorhallen führen zu den ehernen Thüren, und darüber befindet sich in der Mitte der Balkon, auf welchem die berühmten ehernen Rosse stehen, welche die alten Venetianer 1206 in Konstantinopel erbeutet und hieher gebracht haben, stattliche Streithengste, jeder 1750 Pfund schwer, die noch die Spuren der ehemaligen Vergoldung an sich tragen. Dieselben sollen einst den Triumphbogen des Kaisers Nero in Rom geschmückt haben, und wurden später nach Konstantinopel gebracht und auf Konstantins Hippodrom aufgestellt, wo sie Marino Zeno wegnahm, um sie nach Venedig zu bringen. Als 1797 Bonaparte in Italien siegreich gewesen, ließ er dieselben herabnehmen und nach Paris bringen, wo sie seinen eigenen Triumphbogen so lange schmückten, bis die Alliirten nach ihrem siegreichen Einzug in Paris sie abermals in Beschlag nahmen und an Venedig zurückgaben. Die Bogen über den Hallen der Eingänge sind mit prächtigen Mosaikbildern, die Giebel mit Thürmchen und Fialen in gothischem Styl geschmückt und stammen aus späteren Zeiten.

Von der Kirche aus zog es mich zu dem Glockenthurm, welcher 39' 6" lang und breit sich zu einer Höhe von 304' erhebt und auf der Spitze der vierseitigen Dachpyramide einen ehernen, 16' hohen Engel mit großen Flügeln trägt. Er ist unten aus Backsteinen, oben aus istrischem Marmor erbaut und so eingerichtet, daß man im Innern um einen steinernen Kernthurm rings herumgehen und so ganz allmählich hinaufsteigen kann. Unter dem mit Kupfer bedeckten Dache befindet sich das Glockenhaus, und unter diesem die Bogen des Wachthauses mit prächtigen Reliefen und herrlicher Aussicht. Ich bestieg denselben in der Absicht, eine Rundschau über die Stadt mit ihren Umgebungen zu gewinnen und überhaupt mich zu orientiren, wie ich dieses mit großem Vortheil gewöhnlich zu thun pflege, aber meine Erwartungen wurden weit übertroffen, denn nicht nur dieses wurde mir im vollsten Maße zu Theil, sondern ich überschaute auch gegen Südosten die Reihe der Lidi, das herrliche Meer, im Norden die Alpen und Voralpen, im Westen die Euganeen und die Kalkhügelkette von Verona bis zum Monte Baldo hinauf und die unzähligen Ortschaften, Kirchen und Thürme der venetianischen Lombardei, die Berge Istriens mit dem Karst und dem größten Theil von Friaul u. s. w., kurz, das Auge konnte sich nicht satt sehen an all den Herrlichkeiten, die sich da bis zu einer Entfernung von 75 Meilen vor mir ausbreiteten.

Aber auch die nächste Umgebung, die Stadt auf 90 Inseln erbaut und statt der Straßen von 400 Kanälen in allen Richtungen durchschnitten, mit 41 öffentlichen Plätzen von größerem und 159 von kleinerem Umfang, sodann die 102 Kirchen, welche meist mit Kuppeln geschmückt sind und worunter 30 Pfarrkirchen, ferner die zahlreichen Paläste, die Hunderte von Kaminen, das Getriebe der Gondeln und Schiffe in den Lagunen und auf den Kanälen, das alles gibt einen Eindruck, der sich kaum in Worte fassen läßt.

Die Geschichte von Venedig greift in uralte Zeiten zurück, denn die Inselgruppen luden die vom Fischfang lebenden Bewohner der benachbarten Küsten schon frühe zu Ansiedlungen ein, wo sie wie einst diejenigen der Pfahlbauten gegen feindliche Ueberfälle gesichert waren und die umgebenden Gewässer den Fischfang ungemein begünstigten. Die alten Venetier aber, welche die Stadt nach und nach gründeten, waren Landbewohner, zuerst Fischer, sodann Handel treibende Küstenfahrer, die in ungebundener Freiheit und einer bescheidenen Thätigkeit sich allmählich zu größeren Handelsunternehmungen veranlaßt sahen, und erst zu Anfang des sechsten Jahrhunderts sich zu einem kleinen Freistaat vereinigten, welcher, durch reiche Bewohner der benachbarten Städte verstärkt, von jährlich gewählten Tribunen nach eigenen Gesetzen regiert wurde. Im Jahr 697 wurde der erste Doge oder Herzog (Duca) gewählt, und erst sein Nachfolger verlegte die Residenz nach Rialto (Rivus altus), einer der Hauptinseln der jetzigen Stadt. Damit war der Grund zu dem schnellen Emporkommen und der Macht des handeltreibenden Volkes gelegt, das nun seine Schiffahrt über das adriatische und mittelländische Meer, zumal nach dem Orient ausdehnte und in kurzer Zeit dermaßen an Reichthum und Macht gewann, daß es schon 871 in einem Seetreffen bei Tarent

einen entscheidenden Sieg über die Flotte der Araber erfechten konnte.

Mit dem erworbenen Reichthum und der darauf gestützten Macht nahm die Ausdehnung der Bauten, und folglich der ganzen Stadt in ungewöhnlichem Maßstabe zu. Eroberungen zu Wasser und zu Lande folgten, von allen Seiten wurde reiche Beute heimgebracht, und die Kreuzzüge steigerten nicht nur den Unternehmungsgeist sondern auch die Eroberungssucht dermaßen, daß sie nicht nur Städte, sondern ganze Königreiche erobern und wie einst die Phönizier ihre Kolonien überall hin verpflanzen konnten, wo es ihnen vortheilhaft schien. In die Zeit vom 10. bis 15. Jahrhundert fällt die höchste Blüthezeit der Republik. Im Jahr 1202 fuhr der Doge Dandolo mit 240 Kriegsschiffen, 70 Lastschiffen, 50 Galeeren und 420 kleinen Fahrzeugen aus Venedig und führte 40,000 Krieger mit, um Konstantinopel mit Kreta und andern Inseln zu erobern. Seit 1404 breitete es sich sodann in der lombardischen Ebene aus und eroberte auch das dalmatische Küstenland bis nach Korfu, so daß es das ganze adriatische Meer beherrschte. Zuletzt (1489) gewann es auch noch Cypern durch die Heirath einer edlen Venetianerin mit dessen Könige. So hatte denn die Stadt (um 1424) an 190,000 Einwohner, eine Zahl, die am Ende des Mittelalters bereits auf 139,000 und später auf 120,000 herabsank.

Die meisten Kirchen- und Palastbauten fallen in jene fünf Jahrhunderte, und die Entwicklung der schönen Künste, insbesondere der Malerei hielt mit der Zunahme der Macht gleichen Schritt, wie dieß aus dem Folgenden hervorgehen wird. Die Abnahme derselben war eine natürliche Folge der veränderten Handelswege, des Aufblühens von Triest und der politischen Verhältnisse überhaupt; 1797 eroberten es die Franzosen, der erste Feind, der die Stadt betrat. Was auch die östreichische Regierung, in deren Besitz (1814) Venedig sammt der Lombardei gekommen war, thun mochte, um den Handel wieder in Flor zu bringen, es gelang ihr nicht mehr. Die Reichen begaben sich auf ihre Landgüter auf dem benachbarten Festlande, ließen ihre Paläste zerfallen, verkauften meistens ihre Kunstsammlungen, und überließen die Bevölkerung dem Kleinhandel und dem gewöhnlichen Getriebe, wie es noch jetzt getroffen wird. Kurz, Venedig traf dasselbe Loos, welches Genua und Pisa, Griechenland und Rom betroffen hat, es sank von seiner Höhe herab und wird auch unter der neuen italienischen Regierung Mühe haben, sich wieder zu heben. Zwar kann man jetzt auf der Eisenbahn, welche es mit dem Festland verbindet, leicht dahin kommen;*) allein die alte Handelsstraße ist damit doch nicht hergestellt, sondern hat sich nach Triest gezogen, das auf Kosten von Venedig sich emporgeschwungen hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Brücke dazu wurde von 1842—1846 mit 222 Bogen erbaut und hat eine Länge von 3396 Meter, beinahe einer Stunde.

Ein Fund.

In Trier und sonst in den Rheinlanden ist schon manche römische Inschrift aufgefunden worden, über deren Aechtheit ein heißer Kampf entbrannte, ohne daß das größere Publikum in allen Fällen zu hören bekam, was denn von der Sache zu halten sei. Vor Jahren ist beim Dorfe Friesendorf eine eiserne Platte ausgegraben worden, mit deren Uebersetzung sich viele Gelehrte lange abquälten. Am Ende wurde sie in der Kölner Zeitung abgedruckt und eine Prämie auf ihre Entzifferung gesetzt. Hier ist sie:

C. I. CAES. AS. LIEBER
SARD. ELL. N. U. N.
D. IX. AUG. EN. A.
L. SS. AUER. K. RA.
UT & q. CAES.

Diese Inschrift wenigstens hatte nicht lange auf ihre Lösung zu warten. Bald konnte man die Erklärung in der Zeitung lesen: „Cajus Julius Cäsar aß lieber Sardellen und Neunaugen, als Sauerkraut und Kuhkäs.“ Eine lustige Gesellschaft hatte die Platte in aller Stille anfertigen lassen, ihr ein verwittertes Aussehen gegeben und sie an den Platz der Ausgrabungen gelegt.

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

März 1867.

Harrt nur!

Ein Lied der Hoffnung nach Psalm 126. Von Fr. B.

Harrt nur, die ihr Babels Weiden
Noch mit euren Thränen tränkt
Und im fremden Land voll Leiden
Heimwehkrank an Salem denkt:
Harrt nur! Wann der Herr uns wieder
Schenkt den Trank der Freiheit ein,
Dann wird unsre Zung' voll Lieder,
Unser Mund voll Lachens sein.

Zu der Menge aller Heiden
Dringt dann der gewalt'ge Klang
Vom Gespiel der gold'nen Saiten,
Von dem fröhlichen Gesang:

„Freu' dich, Zion, deines Looses,
Preise seine Lieblichkeit,
Rühme, was dein König Großes
Seinem Volk hat zubereit't.“

Indeß freilich heißt's noch immer:
„Wende die Gefangenschaft!“
Doch der Sonne heller Schimmer
Hat noch seine alte Kraft.
Harrt nur! Noch ist Saat der Zähren,
Edlen Samen streut die Hand;
Bald zieh'n wir mit vollen Aehren
Jubelnd heim in's Vaterland!

Das Ende Gustavs III. von Schweden.

Die Ermordung Gustavs III. ist keine vereinzelte Thatsache. Geheime, aber starke Fäden, deren Spur zu verfolgen ebenso interessant als lehrreich ist, lassen dieses Ereigniß im engsten Zusammenhang mit der allgemeinen sittlichen Fäulniß jener Zeit und als den unmittelbaren Vorläufer der blutigsten Tage der französischen Revolution erscheinen. Die wahre Quelle, aus der Ankarström und seine Genossen ihre finsteren Eingebungen schöpften, ist jener Schwindel

des Unglaubens, der in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts alle religiösen und sittlichen Ueberzeugungen untergrub; aus diesem Abgrund stiegen alle die unreinen Dünste auf, die sich wie ein trüber Nebel über die meisten Länder Europa's lagerten, die Menschen mit Blindheit schlugen und Verbrechen aller Art erzeugten. Es ist auch für unsere Tage lehrreich, einen Blick in jene Verhältnisse zu werfen.

Keine Epoche der neuen Geschichte enthüllt vor unsern Augen einen geistigen und sittlichen Verfall, der dem des Revolutionszeitalters zu vergleichen wäre. Man muß geradezu auf die schlimmsten Jahre der römischen Kaiserzeit zurückgehen, um ähnliches Verderbniß zu finden, damals, als im heidnischen Rom sich alle die abgestandenen orientalischen Religionen und die nicht minder verkommenen philosophischen Systeme Griechenlands gegen das junge Christenthum verschworen zu haben schienen, das ihnen den Garaus machen sollte. Das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts war auf dem Gebiet des Geistes wie auf dem der Politik eine Zeit der heftigsten Gegenströmungen. Ein blinder, aus schwärmerischen Täuschungen und ungezügeltem Vorwitz zusammengesetzter Mysticismus nahm von vielen Gemüthern Besitz, nachdem sie durch die Spöttereien Voltaire's und die Zweifelsucht der Philosophen glaubensleer geworden waren. Es gibt zwei Arten von Mysticismus, den der noch in ihrer Kindheit stehenden und den der alternden Nationen. Der erstere ist ein sehnsuchtsvoller Aufschwung der Seele zu dem unbekannten Gott, auf gefährlichen und doch mannigfach ehrenwerthen Wegen. Der letztere aber meint es nicht redlich, kann auch ohne groben Aberglauben zu Hilfe zu rufen sich nicht zum Uebersinnlichen erheben, und ist nicht einfältig genug, um über den ewigen Interessen die zeitlichen zu vergessen. Ein solcher schlich sich im Gefolge des Unglaubens in Frankreich und allerwärts ein; ungeduldig suchten auch edlere Seelen in das innerste Heiligthum des Himmels einzudringen und wurden fast an Gott irre, wenn ihre Bestrebungen mißlangen, ja setzten sich der Gefahr aus, in thörichte Zaubereiversuche zu gerathen und jedem Beutelschneider eher zu glauben, als dem einfachen Gotteswort.

Diese Schwärmerei verbreitete sich in Europa, als gegen das Ende des 18. Jahrhunderts durch den Mißbrauch der Philosophie der Glaube gewichen war; ein schlagender Beweis, daß das menschliche Gemüth sich irgendwie mit der jenseitigen Welt beschäftigen muß. Swedenborg starb 1772, nachdem er seine Zeitgenossen durch seine Visionen und seinen Verkehr mit der Geisterwelt in Erstaunen gesetzt hatte. Nach seinem Tode gründeten seine Anhänger verschiedene Gesellschaften in England, Deutschland, Frankreich, wie in den nordischen Reichen, alle bestimmt, die neue Kirche auszubreiten. Katholiken sodann, wie der Benediktiner-Abbé Pernetty, ein gewisser Merinval und der polnische Graf Grabianka stifteten von Swedenborg angeregt in Berlin eine kleine Sekte, in deren abenteuerlichem Ritus Mariendienst, bedeutungsvolle Zahlenverbindungen und kabbalistische Geheimlehren sich auf's wunderlichste mischten. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution siedelten die Glieder dieser neuen Kirche nach Avignon über, auf unmittelbaren Befehl des Himmels, wie sie sagten. Dort gewann ihre Lehre bald zahlreiche Anhänger, die sich sogar bis nach Rom verbreiteten, wo die Inquisition nöthig fand, gegen sie einzuschreiten.

Hinter diesen Leuten, die noch religiöse Bedürfnisse hatten, kam nun eine Rotte leidenschaftlicher Geister, die von Gott nichts wollten und doch nach einer dem Menschen versagten Erkenntniß dürsteten. Sie gaben vor, Stimmen aus der Hölle oder aus dem Himmel zu hören, Gesichte zu sehen, die Todten zu beschwören, nicht in Folge besonderer göttlichen Offenbarungen, sondern durch rein menschliche Wissenschaft. Vergebens bemühten sich nüchterne Gelehrte, die Grenzen unsers Wissens zu bestimmen. Gerade jetzt erhob sich Mesmer mit seinem Magnetismus, und Puysegür mit seinem Somnambulismus, und diese bisher nicht beachteten Erscheinungen der krankhaften Menschennatur erregten das allgemeinste Interesse. Eine Menge derer, die aller Religion spotteten, war entzückt von diesen neuen Offenbarungen; man brachte jeder trügerischen, sinnenkitzelnden Vorspiegelung von der Kunst Gold zu machen, dem Stein der Weisen, dem Lebenselexir und andern Zauberkünsten die größte Leichtgläubigkeit entgegen.

Dieser Mysticismus wurde noch viel gefährlicher dadurch, daß es seinen Anhängern bald

nicht mehr ums bloße Wissen zu thun war, sondern ihnen nun anlag, ein Neues zu schaffen. Mit großer Geschicklichkeit wußten sie über den durch Unglauben, Freiheitsdurst und Empörungsgelüste unterwühlten Boden des alternden Europa's ein Netz geheimer Gesellschaften auszuspannen, deren eingestandener Zweck die Vernichtung der ganzen seitherigen Weltordnung war. Die Freunde Nikolai's in Berlin setzten sich die Aufgabe, den letzten Rest des Aberglaubens (in Wahrheit meinten sie damit jede Spur des Christenthums), besonders unter den Protestanten auszurotten, um dadurch der Kirche der Zukunft, dem neuen Jerusalem, den Weg zu bereiten. Die bayrischen Illuminaten versuchten ähnliches unter der katholischen Bevölkerung, indem sie einen Orden stifteten zur Beförderung der Aufklärung. Ihr Gründer Weißhaupt lehrte, da Freiheit und Gleichheit wesentliche Bestandtheile der Vollkommenheit seien, die der Mensch als Mitgabe von der Natur empfangen habe, sei der Begriff des Eigenthums das erste Vergehen gegen die Gleichheit, und die Gründung politischer Gemeinwesen der erste Angriff auf die Freiheit gewesen. Weil nun die einzigen Stützen des Eigenthums und des Staats die bürgerlichen und religiösen Gesetze seien, müsse man, um den Menschen wieder in seine ursprünglichen Rechte einzusetzen, zuerst die Religion, dann den Staat und endlich allen Besitz aufheben. Obgleich nicht ganz so verneinend, waren die Grundsätze der Freimaurer durch ihre Forderung vollkommener Gleichheit für Alle, und durch ihren Anspruch auf übernatürliche Erkenntnißquellen, doch ebenso unverträglich mit dem Christenthum und den bestehenden Einrichtungen, wie die der Illuminaten. Den Fürsten entgieng nicht lange die Gefahr, mit der diese Verbindungen sie bedrohten. Wenn einige von ihnen, wie Friedrich II. nach dem schlesischen Krieg, und der Herzog von Orleans in Frankreich den Vorsitz in den Freimaurerlogen anstrebten, so bewog sie dazu der Wunsch, entweder in das feindliche Lager einzudringen um es zu beherrschen, oder aber sich um jeden Preis eine sehr gefährliche Popularität zu sichern. Die bayrischen Illuminaten ließen keine Fürsten in ihren Orden ein; sie wurden seit 1786 als staatsgefährlich verfolgt, und doch zählten sie noch 1789 die meisten deutschen Staatsmänner in ihren Reihen: so hoch war damals die Verwirrung gestiegen.

Von jeher war Skandinavien ein besonders empfänglicher Boden für alles Wunderbare. Der Einfluß einer ernsten, großartigen Natur und die Betrachtung eines oft von seltsamen Lichterscheinungen gerötheten Himmels eröffnet dem Spiel der Einbildungskraft ein ebenso weites Gebiet, als dem stillen Nachsinnen des Gemüths. Es haben sich daher auch in Schweden oft in denselben Männern zwei Eigenschaften vereinigt, die einander völlig auszuschließen scheinen, ernste Wissenschaftlichkeit und ein Hang zur Nachtseite der Natur. So war Swedenborg auch Naturforscher, und sein Zeitgenosse Linné gab sich neben der aufmerksamsten Beobachtung der Natur viel mit Träumen und Vorbedeutungen ab, die in seinen Augen untrügliche Zeichen des fortwährenden Eingreifens Gottes in das menschliche Leben waren.

Der damalige König von Schweden nun, Gustav III., war viel zu sehr ein Kind seiner Zeit, als daß er nicht mit vollen Segeln den Klippen entgegengeschifft wäre, die in diesen Verhältnissen für ihn lagen. Schon seine Mutter, eine Schwester des großen Friedrich, hatte ihn dem Glauben entfremdet; als sie (Juli 1782) auf dem Sterbebett lag, verschmähte sie allen geistlichen Zuspruch und verlangte Gift von den Aerzten, „um bälder fertig zu werden." Auch ihr Sohn rühmte sich, ein Freigeist zu sein, und entbehrte auch wirklich jedes Haltes durch eine feste religiöse Ueberzeugung; aber während er für die Aufklärung schwärmte und doch es mit seinen Regierungspflichten leicht nahm, war er zugleich gründlich abergläubisch. In müßiger Neugierde begab er sich mehr als einmal, seine königliche Würde und sogar die Sorge für seine Sicherheit völlig vergessend, in die Gesellschaft von Betrügern, hinter die sich später seine Feinde versteckten. Während seiner ganzen Regierung besuchte er oft Fräulein Arfvedsson, eine berühmte Wahrsagerin, die ihm im Kaffeesatz die Zukunft zeigte. Berief er einen Reichstag zusammen, oder sann er auf einen Krieg, so fragte er sie um Rath. Schauerliche Gesichte von Königsmord und andern Verbrechen, die er am meisten hätte für sich behalten sollen, erzählte er mit

Lust und als einer, der sie nicht von ferne bezweifelte. An den Freimaurerorden, der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts großen Eingang in Schweden gefunden hatte, hatte sich Gustav mit seinen Brüdern schon frühe angeschlossen, und zwar mit einem Eifer und einem Glauben an seine vorgeblichen Geheimnisse, wie ihn auch dessen treueste Anhänger kaum hatten. Mit tiefer Demuth ließ er sich in die verschiedenen Grade einweihen und hängte sich ein Goldbüchschen um den Hals, worin ein gewisses Pulver, das gegen böse Geister dienen sollte, aufbewahrt war. Einige leichtgläubige Menschen und eine größere Anzahl Schurken begeisterten ihn sodann mit leichter Mühe für das Lebenselixir, den Stein der Weisen und Todtenbeschwörungen ꝛc., Dinge, von denen sein Staatssekretär Schröderheim uns Wunderbares erzählt.

„An einem Charfreitag war's" — die heiligen Tage der Kirche mußten immer dem Aberglauben dienen, — „daß der König gegen 11 Uhr Nachts mit seinen beiden Brüdern, Karl und Friedrich, den berühmten Seher Plommenfelt besuchte, nachdem sie den ganzen Tag gefastet hatten. Erst um 12 Uhr aber trat Plommenfelt in sein Zimmer, geisterhaft aufgeregt, ein Krucifix in der Hand. Er zog einen Kreis mit Kohle, innerhalb dessen er sich vor einen Tisch stellte, $^3/_4$ Stunden lang mit Kreide Kreise beschrieb, einen Spiegel zu Rathe zog, und viel betete und murmelte. Plötzlich wird mit Macht an die Wände geklopft: „die Geister melden sich an." Allein sie können nicht erscheinen, „irgend eine unvergebene Sünde eines der Versammelten muß ihnen im Wege stehen." Da stürzt sich Prinz Friedrich weinend in die Arme des Königs, und bittet ihn um Verzeihung, daß er sich schon mehrmals gegen ihn habe einnehmen und gebrauchen lassen, er schwöre ihm hinfort brüderliche Freundschaft. Auch Herzog Karl drückt sich in ähnlicher Weise aus. Und so umarmt man sich endlich gegenseitig und trennt sich erst in früher Morgenstunde."

Aber der König will durchaus die Geister sehen. Er richtet sich im Palast ein Heiligthum zu: einen Schrank mit Krucifix, Weihrauchgefäß und Fackeln. Er erzählt selbst (25. Mai 1781), wie er um Mitternacht dort gearbeitet und sich abgemüht habe. „Trotz dreitägiger Heizung wollte das Zimmer nicht warm werden, und er hatte doch selbst geheizt. Er entkleidet sich bis auf's Hemd und betet; da bricht ein gewaltiger Schweiß an ihm aus. Eine Stunde lang beschwört er die Geister, zündet Weihrauch an, wascht sich, arbeitet, und doch will ihm nichts erscheinen; nur ein starkes Klopfen im Kamin kündigte einen Geist an. Der Diener, der ihm beistund, trug eine Halsentzündung davon; was das bedeuten möge, darüber will der König noch weiter meditiren."

Den rechten Führer in diese Geheimreligion fand Gustav erst auf einer seiner Reisen durch Deutschland in dem Freimaurer, Graf Zinnendorf. Derselbe verlangte vor Allem eine Generalbeichte. So bekannte denn Gustav, er habe die Irrlehren der französischen Encyclopädisten (Philosophen) angenommen; jetzt aber entsage er ihnen reuig, und erwarte alles Licht von der neuen Wissenschaft. Aber auch dieser Mann genügt ihm noch nicht. Gustav schickt den Oberst Toll auf eine Freimaurerreise, die natürlich auch dem großen Wunderthäter jener Zeit, dem berüchtigten Cagliostro, galt. Der Oberst fand endlich den Zutritt zu ihm in Paris, und Cagliostro läßt sich, vom Geist erfüllt, also vernehmen: „Ich weiß, du suchst die Wahrheit und das Licht, und du wirst sie finden. Schweden steht bei den Meistern der Wissenschaft in hoher Gunst. Schreibe Deinem König, daß ich ihm geben werde, wornach sein Herz dürstet, ja und noch mehr denn das. Ehe du noch deine Reise vollendet hast, wird Dir über meine Worte ein Licht aufgehen. Ich brauche nicht zu hören, wohin dich deine Reise führt; wo Du auch seist, werde ich dich zu finden wissen. Niemand außer dem König darf von dieser Begegnung hören. Ich bin kein Graf, ich heiße auch nicht Cagliostro; wer ich bin, wird sich schon eines Tags offenbaren." Und damit fieng er an die Hände zu falten und unter Thränen zu beten, daß Gott ihn selbst bald verwandeln und seinen Gast segnen möge. Der Oberst traf etliche Tage später am Rhein einen andern Erleuchteten, den großen Rauschenberg. Der lachte über Cagliostro und nannte ihn einen Charlatan; da sei doch er selbst etwas ganz Anderes. Toll schloß sich dem Verdammungsurtheil über Cagliostro an, ja rieth sogar dem Könige, dasselbe auf die beiden andern

Meister der Kunst auszudehnen. Ob aber Gustav sich enttäuschen ließ, wissen wir kaum ausfindig zu machen. Jedenfalls legte er großen Werth auf seine räthselhaften Freimaurernamen, und unterschrieb sich gelegentlich als: frater a corona vindicata („der Bruder der seine Kronrechte herstellte" — durch den Staatsstreich des Jahrs 1772), eques a corona murali, frater de sanguine puro, le père Gardien u. s. w.

Dazwischen hinein suchte der König dann auch die Freimaurerei zur Erreichung seiner politischen Zwecke zu benützen. Einmal im Jahr 1784, da er Italien durchreiste, besuchte er den letzten Stuart in Rom, und trachtete den Papst und andere Fürsten für dessen Wiedereinsetzung in seine Rechte auf Großbritannien zu begeistern. Man hatte ihn versichert, dieser Prinz sei der einzige, insgeheim noch anerkannte Großmeister der Tempelherren und der Deutschritter. Wie entzückte da den armen König die Aussicht auf glorreiche Thaten und auf unermeßliche Schätze! Er sah sich schon an der Spitze aller dieser geheimen Gesellschaften, und im Besitz ihrer vererbten Goldmacherkünste. Denn der Prätendent sollte ihn zum Coadjutor annehmen; dann wollte er seine Ansprüche auf Livland, als Erbe der Deutschritter weiter verfolgen. Das gäbe, dachte er, ein nettes Herzogthum für seinen Bruder Karl, und könnte ihn für die Hoffnungen entschädigen, welche durch die Geburt eines Kronprinzen vernichtet worden waren. Hiezu sollten nun die Freimaurer behilflich sein! Wie täuschte er sich in ihnen!

Betrüger und Betrogene, die sein blindes Vertrauen ermuthigte, und politische Verschworene, die mit Zaubereien und Beschwörungen ihre andern Bestrebungen maskirten, schaarten sich um Gustav. Und das willkommenste Werkzeug für ihre Pläne fanden solche Ränkemacher an seinem Bruder, dem Herzog Karl von Südermanland, damals Großadmiral der schwedischen Flotte, der während der Minderjährigkeit seines unglücklichen Neffen, Gustavs IV., Regent, und nach der Revolution von 1809 unter dem Namen Karl XIII. König von Schweden werden sollte. Schwach, charakterlos, mißtrauisch, von ebenso störrischem als kleinlichem Ehrgeiz, und zudem in einer Stellung, die ihm erlaubte, seine Schmeichler reichlich zu belohnen, war er ganz ein Mann, wie die Magnetiseure und Geisterbeschwörer ihn brauchen konnten. Zum Ordensmeister einer Freimaurerprovinz ernannt, trug er als Stellvertreter Salomo's eine roth und blaue Uniform, in der er sich selbstgefällig sogar in der Stadt und im Theater zeigte. Bei ihm hatten die geschicktesten Hellseher ihre Zusammenkünfte. Mit ihnen gieng er dann bei Nacht in ein einsames Haus oder in eine verlassene Kirche auf's Land hinaus, wo man seltsame Düfte einathmete und nach allerlei Zaubersprüchen wunderbare Gestalten, Irrlichter und Flammen auf den Grabsteinen gewahrte, während die Leiter des Ganzen Orakelsprüche preisgaben und wahrsagten. Auch in seiner eigenen Wohnung ließ Karl wieder und wieder Versuche anstellen, um seine unersättliche Neugier zu befriedigen. Viele dieser Scenen waren einfach lächerlich; bei andern aber kamen wirklich räthselhaft eintreffende Vorhersagungen vor. Trunkenen Ohrs hörte dann Karl zu, wenn ihm bei solchen frevlerischen Zusammenkünften prophezeit wurde: Herzog Karl wird die drei skandinavischen Kronen tragen; der König wird nicht alt werden; er wird unerwartet schnell sterben; die Königin wird kein Kind mehr haben ꝛc. Und das kam schon im Jahr 1783 vor. Später hat ein finnischer Lieutenant Ulfvenklou in einer jener übernatürlichen Sitzungen geradezu den Herzog gesalbt und in biblischen Worten ihm zugesprochen: er brauche sich nicht länger um seinen Bruder zu kümmern, den der Herr verworfen habe, sammt seiner Nachkommenschaft. Gustav habe sich andere Götter gemacht, daher werde er durch Menschenhand fallen. Karl solle seine Lenden gürten, weil er nun zum Fürsten seines Volkes erkoren sei; auch Norwegen werde ihm zufallen. „Du wirst noch fünfzig Jahre und drüber leben, denn du bist mein Auserwählter; in dir habe ich die Weisheit niedergelegt; du wirst ein zweiter Salomo, und die Geister und Engel werden dir dienen" ꝛc." Und in treulosester Weise suchte nun Karl selbst den Fall seines Bruders zu beschleunigen.

Schon im Oktober 1786 fangen die Großen an, den Herzog Karl zu bitten, er möchte doch die Regentschaft übernehmen und das Land von seinem Bruder, dem König, retten. Davon träumt er nun bei Tag und bei Nacht. Er läßt sich einmal (es war am Abend des 28. Febr. 1789)

durch einen Oberst Silfverhielm in magnetischen Schlaf versetzen, und was er in solchem ausspricht, muß sein Freund Reuterholm niederschreiben. Da weissagt denn Seine königliche Hoheit: „Das Verhängniß muß sich erfüllen. Die Erde muß gereinigt werden, und in jener Zeit werden alle Reiche verwandelt werden. Was in Schweden geschieht, wird bald in anderer Weise auch in Rußland geschehen. — Meine Freunde werden mir helfen, den Frieden des Reichs herzustellen und die Welt zu erleuchten. Besonders ist mir der Baron Reuterholm dienlich; mein Loos ist ganz mit dem seinen verknüpft 2c.“ Auch die Gemahlin des Herzogs unterschreibt diesen Aufsatz, der noch existirt. Alles träumte ja von einer Wiedergeburt der alten Welt durch das neue Licht, das sich in der Aufklärung und in den geheimen Gesellschaften ankündigte.

Da brach die Revolution in Frankreich aus. Reuterholm reist sogleich nach Paris, und besuchte die dortigen Seherinnen, deren eine, Labrousse (Nov. 1789), auf 1792 „eine grandiose Aderlässe“ weissagte. Der schwedische Gesandte, Baron von Staël, geht ganz auf die exaltirte Frömmigkeit der Verbündeten Reuterholm, Grabianka, Silfverhielm 2c. ein, und läßt sich von den Orakeln versichern: „Herzog Karl sei im Besitz der ganzen Wahrheit; wenn er sich nicht überhebe, werde er der Heiland Schwedens. Reuterholm solle darum über den Herzog wachen und für ihn beten, daß er nicht von dem Licht abweiche. Vom Könige verlaute ganz Bedeutendes, das sich aber nicht mittheilen lasse.“

Wir haben schon gesehen, wie eng verwoben in Frankreich und Deutschland die geheimen Gesellschaften der Mystiker mit der Demagogie waren. Auch in Schweden fieng man nun an, von einer allgemeinen Republik zu reden und zu schreiben, welche das Glück der Welt auf Weisheit und Tugend gründen werde. Ein Redakteur Thorild durfte offen drucken: „Welcher Tyrann sich dem Bau dieser Republik widersetzt, der ist dem Tod verfallen. Man wird die Städte verbrennen müssen, denn sie sind die Schulen der Tyrannei; und erst durch die Rückkehr in den Naturzustand wird das goldene Zeitalter anbrechen, das die französische Revolution verkündigt. Sie ist — seit der Sündfluth — die größte göttliche That, das Morgenroth des jüngsten Gerichts über die Tyrannen!“

Während so auf der einen Seite alles Bestehende frech untergraben wurde, auf der andern der Herzog von Südermanland seine Herrschaft vorbereitete, begieng Gustav III. eine Thorheit um die andere. Von immerwährenden Truggestalten geneckt, sah er entweder die Schlingen nicht, die ihn umgaben, oder stürzte er, um ihnen zu entgehen, einer andern Gefahr in die Arme. Durch seinen Haß gegen die französische Revolution reizte er die schwärmerische Demagogie, wie er früher den Adel erbittert hatte, indem er ihm die angemaßte Macht entriß. Bald kannte die Frechheit der um Karl versammelten Verschworenen keine Grenzen mehr; in ihren politischen und mystischen Flugschriften gebrauchten sie die Weissagungen ihrer Hellseher geradezu als Waffen gegen den König; ja sie schickten ihm direkt anonyme Warnungen zu, die ihn in apokalyptischer Bildersprache als vom Herrn verworfen bezeichneten, oder hielten sie ihm persönlich seine Verschwendung, seine Feste und seine Schauspiele vor, die ihn allerdings in eine furchtbare Schuldenlast gestürzt hatten.

Und in dieser bodenlosen Lage beschloß nun Gustav, dem französischen Königspaar, dem er ritterliche Zuneigung gelobt hatte, zu Hilfe zu eilen und an der Spitze des verbündeten Europa's die Revolution am Rhein zu bekämpfen. Er glaubte sich durch eine solche That herauszureißen; andererseits aber hatte er schon genug Gelegenheit zu hören, wie er Schweden fast bankrott gemacht habe, daher er auf keine Geldbewilligungen von den Ständen zu hoffen habe. So standen die Dinge, als am 25. Januar 1792 der Reichstag in Gefle zusammentrat, auf dem jedoch Gustav nicht wagte um das zu bitten, was er am nöthigsten hatte, um Geldbewilligung. Auch mit keinem Wort that er des Plans Erwähnung, durch den er in der Stille hoffte, der ihn zu Hause drückenden Verlegenheiten los zu werden, nämlich Theilnahme am Krieg der Deutschen gegen Frankreich. Auf andere Wünsche und Anträge fand er zwar kein Entgegenkommen, aber überraschender Weise forderte auch weder der Adel noch die Bürgerschaft seine Verzichtleistung auf die ungesetzliche Erweiterung der königlichen Macht seit dem letzten Reichstage.

Friede war aber deßhalb nicht. Jede Partei hatte sich vor dem Angriff gefürchtet, weil sie allzu heftigen Widerstand erwartete. Ehe ein Monat vorüber war, löste sich der Reichstag auf, aber der Haß gegen Gustav III. wurde nun von allen Seiten geschürt.

Welcher der fünf Hauptverschworenen, Ankarström, Ribbing, Horn, Liliehorn oder Pechlin zuerst den Gedanken aussprach, daß die gewünschte Revolution nur durch die Ermordung des Königs erreichbar sei, ist eine noch unentschiedene Frage. Ankarström, ein unzufriedener Edelmann, dachte, es sei jedenfalls erlaubt, wenn nicht Pflicht, einen Tyrannen aus dem Wege zu räumen, der seinen dem Volke geleisteten Eidschwur nicht halte; um Weihnachten 1791 beschloß er, sich für's Beste des Landes zu opfern. Graf Ribbing hatte schon von des Königs schlimmer Mutter allerhand Vorurtheile gegen ihren Sohn eingesogen; dann schwärmte er für die Revolution und haßte Gustav, weil er ihm die Hand einer reichen Erbin versagt hatte. Der junge Graf Horn war ein verhältnißmäßig gutmüthiger Schwärmer, der nach der That seine Theilnahme am Königsmord bitter verwünschte, als sei er „von den bösen Geistern verführt“ worden. Die Seele des Komplotts aber war wohl der alte Baron Pechlin, ein 72jähriger Republikaner, der schon für den Fall des Gelingens eine neue Constitution ausgearbeitet hatte. Baron Bielke hatte gleichfalls Theil an der Verschwörung, vergiftete sich aber sogleich nach dem Königsmord. Noch mehrere Edle wußten um die Sache, oder billigten in der Stille, was allerhand Anzeichen sie ahnen ließen. Ob der Herzog von Südermanland um den Plan gewußt habe oder nicht, läßt sich jetzt nicht mehr entscheiden. Jedenfalls aber hatte er durch seine magnetischen Träume und seine Geisterbeschwörungen sich selbst und seine Umgebungen sehr mit dem Gedanken an einen nahen, gewaltsamen Tod des Königs vertraut gemacht; auch fand man ihn, als man in der Nacht des 16. März 1792 ihm die Nachricht von demselben brachte, in großer Gala, das Schwert an der Seite und ganz bereit, zu Pferd zu steigen.

Der letzte Maskenball des Winters, der am 16. März im Theater stattfinden sollte, erschien den Verschworenen als die passendste Gelegenheit zur Ausführung ihres Verbrechens, weil sich bei solchen Anlässen Gustav unvorsichtig in das Gedränge zu mischen pflegte, und es dem strengen alten Adel fast als eine gerechte Strafe des Himmels erscheinen konnte, wenn der Fürst einem jener tollen, sittenverderbenden Abende, die er aus dem leichtsinnigen Ausland nach Schweden verpflanzt hatte, zum Opfer fiel. Ein schwarzer Domino sollte die Verschworenen einander kenntlich machen; so wurde an Pechlins Tafel, wo sie zusammen speisten, ausgemacht, und jedem seine Rolle zugetheilt.

Der König speiste mit dem Baron Essen allein zu Nacht in einem kleinen Zimmer, das er sich im Theatergebäude zu eigenem Gebrauch vorbehalten hatte. Da erhält er um 10 Uhr Nachts ein in französischer Sprache mit Bleistift geschriebenes anonymes Billet, in dem er gebeten wird, wenn er Mörderhänden entgehen wolle, den Ballsaal nicht zu betreten; es sei kein persönlicher Freund, sondern nur ein Mann von Ehre, dem vor dem Verbrechen des Königsmords graue, der ihm diese Warnung ertheile. Sie kam vom Hauptmann Liliehorn, der zu spät bereute, sich in die Verschwörung eingelassen zu haben. Gustav liest dieses Billet zweimal, ißt ruhig weiter und begibt sich dann mit dem Baron Essen in seine Loge, wo er von allen Anwesenden gesehen werden kann. Dort erst gibt er seinem Begleiter das Billet zu lesen; dann steigt er, ohne auf dessen dringende Vorstellungen zu hören, daß er sich doch nicht unnöthig der Gefahr aussetzen möchte, mit ihm auf die Bühne hinab, verspricht ihm, ein andermal ein Panzerhemd anzulegen, und sagt, indem er ihm den Arm reicht: „Laßt sehen, ob sie's wagen werden, mich zu ermorden.“

Der Tanz hatte schon begonnen, als sie eintraten. Obgleich Gustav in einem Seitengemach noch einen Domino umgeworfen hatte, hörte man doch, wo er sich zeigte, flüstern: „Der König.“ Er machte langsam die Runde des Saals, trat dann einen Augenblick in die Wärmstube und wollte eben auf die Bühne zurückkehren, als er sich plötzlich von einer Gruppe schwarzer Dominos umringt sah. Einer derselben, es war der Graf Horn, legte ihm die Hand auf die Schulter mit den Worten: „Guten Tag, schöne Maske.“ Im gleichen Augenblick

hörte man den dumpfen Knall von Ankarströms wolleumwickelter Pistole. Der König rief: „Ich bin verwundet, nehmt ihn fest!“ Aber das Geschrei: „Feuer! Feuer! rettet Euch!“ das jetzt an verschiedenen Enden des Saals erscholl, brachte eine solche Verwirrung hervor, daß die Mörder im Gedränge unbemerkt entkommen wären, hätte nicht der Baron Armfelt Befehl gegeben, die Thüren zu schließen, und allen Anwesenden die Masken abzunehmen. Für den Augenblick zwar rettete sie dennoch die Keckheit ihres Benehmens, die z. B. Ankarström dem Offizier, dem sich der Reihe nach alle Gäste vorzustellen hatten, in leicht hingeworfener Weise sagen ließ: „Nun, mein Herr, auf mich werden Sie keinen Verdacht haben.“ Nachher aber führte doch Ankarströms Betroffenheit über die unerwartete, aber nicht ernsthaft gemeinte Entgegnung jenes Offiziers: „Sie irren sich, mein Herr, ich glaube, daß gerade Sie der Schuldige sind,“ auf die rechte Spur.

Am folgenden Tag hatte eben der Graf Ribbing in einer Adelsversammlung im Schlosse geäußert: „Man gibt sich jetzt viele Mühe, den Mörder unter den schwedischen Edelleuten zu suchen, während es doch wahrscheinlich irgend ein französischer Schurke ist,“ und von Armfelt, dem Freunde Escars, eines dem König treu ergebenen Emigranten, die Antwort erhalten: „Und ich fürchte vielmehr, daß es ein Schurke von einem schwedischen Edelmann ist,“ als die Thüre aufgieng, und der Polizeiagent die Verhaftung des Mörders Ankarström ankündigte. Ribbing erwiederte kein Wort, sondern fuhr fort, sich am Kamin zu wärmen. Ankarström war auch der einzige der Verschworenen, der für seine That auf dem Schaffot büßte.

Gustav allein hatte bei seiner Verwundung seine volle Geistesgegenwart bewahrt. Er war es, der auf einem Sopha liegend seinen Begleitern Muth einsprach und die ersten Sicherheitsmaßregeln anordnete. Sobald ihm die Aerzte den ersten Verband angelegt hatten, wurde er in das Schloß gebracht, wo er bis zu seiner Wiederherstellung die Regierungsgeschäfte seinem Bruder, dem Herzog von Südermanland übertrug. Als sich ihm der treue Escars näherte, sagte er: „das ist ein Streich, der Eure Jakobiner in Paris freuen wird; aber schreiben Sie den (französischen) Prinzen, daß, wenn ich davon komme, das an meinem Eifer für ihre gerechte Sache nichts ändern wird.“ In den dreizehn Tagen, die er noch lebte, schien die Erinnerung an die vielen Fehler, durch welche er sich die allgemeine Unzufriedenheit zugezogen hatte, ganz aus den Herzen seiner Unterthanen verschwunden zu sein. Man mußte die Familien der Mörder vor dem Volkshaß schützen; die Bürgerschaft schickte Ergebenheitsadressen in's Schloß, und viele der angesehensten Edelleute betheuerten ihren Abscheu vor der Verschwörung dem König persönlich. Zu einer Revolution, wie die geheimen Gesellschaften sie gehofft hatten, kam es daher nicht. — Was von edleren Zügen in Gustav vorhanden war, das zeigte sich Alles bei dieser Gelegenheit. Er empfieng mit dankbarer Wärme die, welche sich nach längerer Entfremdung ihm wieder nahten, wollte die Namen der nachher noch entdeckten Mitverschworenen nicht wissen und sprach den Wunsch aus, daß, wenn auch der Mörder fallen müsse, doch die andern alle begnadigt werden möchten.

Bis zum 25. März schien die Genesung rasch vorzuschreiten; dann trat plötzlich eine bedenkliche Wendung ein, die in dem Arzt Dalberg den Verdacht eines neuen Verbrechens weckte. Kaum läßt sich ganz nachfühlen, in welch trostloser Verlassenheit der arme Gustav seine letzten Tage verlebt haben mag, als er seinen unmündigen Sohn dem Bruder übergeben mußte, in dem er mit nur zu gutem Grund seinen gefährlichsten Feind vermuthete, und sein Günstling Armfelt ihn jeden Tag mit dem Bericht von angeblich neuen Verschwörungen marterte. Seine Gattin und sein Sohn erschienen kaum an seinem Bette; hatte doch auch er sie vernachlässigt. Er hatte noch nicht die Augen geschlossen (29. März), als die Nachricht vom Tode des Kaisers Leopold in Stockholm eintraf, begleitet von einer Depesche des Grafen Kaunitz, die nicht undeutlich merken ließ, daß auch in Wien an Vergiftung gedacht wurde. Man fieng an sich zu fragen: ob eine geheime Propaganda denn nach einander alle Fürsten Europa's opfern wolle? Was man aber bereits mit einiger Gewißheit voraussehen konnte, war das blutige Ende Ludwig XVI. und Marie Antoinettens; ihnen helfen zu wollen, schien nur das Zeichen zum eigenen Untergang zu geben.

Ein Vikarsleben.

Erstes Kapitel.

Unser Vikar ist ein Unbekannter, der einst als kleiner, hilfloser Knabe durch die Welt wanderte, bis zum sechsten Lebensjahre mehr als zehn Mal die Heimat wechselte, eigentlich ohne jede Heimat immer unstät auf der Wanderfahrt begriffen war. Doch hat sich über seine Lebensführung ein Licht um das andere verbreitet; er sitzt jetzt in einer einsamen, vom Weltgeräusch ganz entlegenen Pfarrhausstube. Er will uns schildern, wie er von der Universität in's praktische Leben übergieng.

Unter strömenden Regengüssen hatte ich Abends zu später Stunde meinen bescheidenen Einzug in das Dörflein J. gehalten. In dem benachbarten Städtchen im Lauf des Nachmittags angelangt, war mir ein nicht allzu gastlicher Empfang bei dem dort wohnenden reichen evangelischen Pfarrer zu Theil geworden. Bei ihm hatte ich mich als dem provisorischen Präses Presbyterii der Gemeinde J. zu melden. Freilich mochte dem, in allem behaglichen Comfort lebenden Bruder, dessen vornehme Hausfrau auch einen überwiegenden Einfluß auf ihn zu üben schien, meine unbedeutende Erscheinung etwas abschreckend vorgekommen sein. Ich kam von sehr schmutzigen Wegen, in ziemlich unsauberem Aufzuge an, fast schon bei hereinbrechender Dunkelheit. Die Hast, mit der er mir sogleich nach meinem Eintritt in dem Küster der Gemeinde einen Führer nach dem eine Meile entfernten J. besorgte, hatte etwas Komisches. Da waren wir doch seiner Zeit als Studenten bei den sächsischen Pfarrern freundlicher aufgenommen worden. Kaum ward mir zu einer kurzen Erholung Zeit gelassen, so giengs durch die Nacht mitten im Regen weiter nach J.; auch die dortige Pfarrfrau schien von meiner Ankunft anfangs nicht allzusehr erbaut. Doch änderte sich das bald, und wir wurden noch selbigen Abend gute Freunde. Es waren augenblicklich nur zwei Kinder im Hause, die andern bereits auswärts, theils in Schulen, theils in kaufmännischer Ausbildung begriffen.

Ich erfuhr sehr bald die näheren Angelegenheiten der Familie. Es war ein besonderes Stück Leid, wie es im Verborgenen so manches häusliche Glück zerstört, nachdem lange Sonnenschein darüber geleuchtet hat. Eine Reihe von Jahren war es den Pfarrersleuten sehr wohl gegangen. War auch die Stelle merkwürdig gering, die Gemeinde inmitten einer durchaus katholischen Bevölkerung winzig klein, kaum 150 Seelen zählend, die Leutchen waren doch vor 22 Jahren froher Hoffnungen voll dort eingezogen, und hatten im Lauf der Zeiten auch viel Gutes und Freundliches in dem stillen Pfarrhause erleben dürfen. Wohl mags dem damals in sonderlich frischer Körper- und Geisteskraft stehenden jungen Pfarrer nicht geträumt haben, daß seinem Einzug in dieß stille und unscheinbare Amtsleben kein anderer Auszug als der zum Grabe folgen werde; aber es war ihm doch auch diese Stätte, wie so manchem andern kleinen, aus dem Getümmel des großen Weltmarkts verschollenen Pfarrer, ein Schauplatz hundertfacher Erfahrungen der Freundlichkeit und Güte Gottes geworden. Die kleine Gemeinde selbst zwar bot ein geringes Arbeitsfeld. Alle Jahre drei bis vier Taufen, alle zwei Jahre ein Begräbniß, noch seltener eine Trauung; die umwohnenden Amtsbrüder, bis auf zwei alle mindestens zwei Meilen entfernt, kaum hie und da ein Krankenbesuch — was hätte der jugendfrische Mann auf solchem Ruheposten beginnen sollen, wenn sich nicht aus seinem frühern Hauslehrerleben noch ein anderes lohnendes Arbeitsfeld aufgethan hätte. Er brachte aus der Familie, deren Hauslehrer er gewesen, gleich zwei Knaben zu weiterer Ausbildung mit, und siehe da, aus diesem Anfange entwickelte sich rasch eine ganz ansehnliche Erziehungsanstalt. Da er die Gabe hatte, mit der Jugend sehr heiter und munter umzugehen, sich mit seinen Knaben herumtummelte, turnte, badete, Schlittschuh lief — auch dabei mit Erfolg unterrichtete, so kam sein Haus bald in einen gewissen Ruf, von allen Seiten sandte man ihm

Zöglinge zu und mancher Sohn aus reichen Häusern hat in dem stillen und abgelegenen J. seine Erziehung empfangen. So wurde das unbekannte Dörflein allmählich laut und lebendig durch eine fröhliche Knabenschaar. Oft sah man sie alle unter Anführung des Pastors über Berg und Thal schweifen, die Luft mit ihrem lauten Gesange erfüllend; bald trieben sie sich schwimmend und plätschernd unter desselben Pastors Anleitung in den tiefern Gewässern des anmuthigen Flüßchens umher, das sich in tausend kurzen Windungen durch den reizenden Thalgrund an Wiesen und Weidenbäumen hinschlängelte. Im Frühjahr, wenn durch wehenden Thauwind selbst die kleinen Bächlein zu gewaltigen Wassern anschwollen, sollen sie mit großem Erfolg Angel und Netz ausgeworfen haben in dem außerordentlich fischreichen Flüßchen, ja nicht selten seien sie mit Hechten bis an 12 Pfund schwer im Triumph nach Hause gekommen zum großen Wohlgefallen der Hausmutter, die ihnen alsdann ein leckeres Abendbrot daraus bereitete. In Massen werden auch jetzt noch gar kleine Fischlein dort gefangen, Rümpchen genannt, kaum einen Zoll lang, die mit Essig und Oel bereitet einen ganz vortrefflichen Salat geben, und die man in Baumrinde pfundweise verpackt, als Delikatesse in's Weite sendet.

Das ganze Dorf ward von dem fröhlichen und heitern Treiben im Pfarrhause angesteckt. Die trockene, engherzige Weise des bäurischen Wesens verlor sich mehr und mehr; die Alten sandten mit einer Art von Befriedigung ihre Jungen „in die Lehre" zum Pastor und so kam es, daß in der That sich ein Bildungsstand dort entwickelte, wie man ihn selten in Dörfern findet. Es wurde selbst in Bauernhäusern ein ganz richtiges Deutsch geredet, man war in der Politik vortrefflich zu Hause, die schwebenden Tagesfragen fanden in fast allen Häusern ein lebhaftes Interesse, und, was auf dem Lande gewiß ein seltener Fall sein mag, mancher Bauernsohn ist in Folge dieser Betheiligung an dem Unterricht im Pfarrhause in einen höhern Lebenskreis gerückt worden. Es sind manche Kaufleute, Techniker, selbst Fabrikbesitzer aus diesen Bauernsöhnen hervorgegangen. Freilich zeichnete sich diese so kleine und winzige Gemeinde auch durch die verschiedensten freireligiösen und extravaganten politischen Richtungen aus, die unter ihren Mitgliedern im Schwange giengen. Es war zum Erstaunen, was man da Alles zu hören bekam, und welche seltsamen Erfahrungen auch ich in dieser Beziehung gemacht habe; ich werde darauf noch zurückkommen. Wahre Gottesfurcht, Demuth und Gehorsam gegen das göttliche Wort, besondere Heilserkenntniß habe ich wenig in der Gemeinde gefunden, wohl aber merkwürdigerweise viel Aufklärungssucht und prahlerisches Liebäugeln mit dem modernen Unglauben.

Mit all diesen Dingen wurde ich im Pfarrhause bald bekannt gemacht. Ein gut Theil davon erfuhr ich noch an demselbigen Abend, nachdem ich es mir etwas bequem gemacht und in Ermanglung meiner eigenen, noch nicht angekommenen Effekten, ein Paar Kinderschlafschuhe, so gut es gehen wollte, an die Füße gezogen, auch der Pfarrerin Herz durch entgegenkommende Freundlichkeit mir geöffnet hatte. Sie hatte, nebenbei gesagt, in ihrer Jugend mit dem bekannten Romanschreiber Hackländer, der bei einer Tante von ihr wohnte, in einem Hause zusammengelebt und ihm, der damals ziemlich knapp gehalten wurde, wie sie mit Wohlgefallen erzählte, oft im Stillen zu einem extra Butterbrot verholfen.

Aber ich erfuhr auch noch mehr aus ihrem nun mittheilsam gewordenen Munde, ich erfuhr die erschütternde Veranlassung der Gemüthskrankheit ihres Mannes, und das ist die traurigste Seite dieses Kapitels. Nachdem sie so eine Reihe von Jahren in ganz heitern Verhältnissen gelebt, ja zu einem gewissen Wohlstande sich erhoben hatten, wovon die reiche Ausstattung des Hauses, die mit Silber, Krystall, feinem Porzellan ꝛc. gefüllten Schränke und Kästen zeugten, trat, wie ein Blitz aus heitern Höhen, eine schwere Zeit von Familienstürmen ein. Die meisten Söhne waren herangewachsen. Der älteste, ein gewandter stattlicher Jüngling war mit dem besten Erfolge in die kaufmännische Carriere getreten, und bereits, kaum 17 Jahre alt, als vielversprechender Reisender bei einem sehr bedeutenden Hause angagirt, dessen Chef dem Vater intim befreundet war. Alles war vortrefflich gegangen, die

Prinzipale waren sehr zufrieden mit den Leistungen des jungen Mannes und erstaunten über die Masse von Kommissionen, die er stets einsandte. Die Folge war ein immer größeres Vertrauen, ein offener Kredit, uneingeschränkte Reisespesen, ja selbst die Aufmunterung zu glänzendem Aufwande, da es die Würde des Hauses fordere. Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Er ließ bei seinen Reisen ein weidliches drauf gehen, und hin und wieder kamen selbst von anderer Seite her Gerüchte über den Luxus und die verschwenderische Lebensweise, die er führe. Da aber die Geschäfte sehr gut giengen, und andererseits von verschiedenen Seiten lobende Aeußerungen über das feine, artige und gewandte Auftreten des Reisenden einliefen, so ließ man das Ding gewähren. Auf einmal aber blieben die Berichte des Reisenden aus. Man wußte, daß er in der Nähe von Frankfurt war, aber seit acht Tagen hatte man nichts von ihm gehört. Das Vertrauen war so groß gewesen, daß man ihm sogar das Inkasso ausstehender Gelder überlassen hatte. Diese waren auch stets pünktlich und richtig eingeliefert worden. Nun war man auf einmal voller Unruhe, voll peinlichster Besorgnisse.

Da bekam der Pfarrer einen Brief, datirt aus einem Dorfe in der Umgegend von Homburg. Der Sohn schreibt in Verzweiflung: er wage sich nicht an's Tageslicht; er habe eine schwere Schuld auf dem Gewissen, die er nicht sühnen könne. Er habe das anvertraute Gut seines Herrn in großartigem Maßstabe veruntreut. Das viele Geld, das er täglich in Händen gehabt, habe ihn verblendet. Ein allzu flottes Leben habe ihm doch bange gemacht, ob er die hohen, verschwendeten Summen vor seinem Chef vertreten könne; da sei er einer Versuchung des Bösen erlegen, die schon oft an ihn herangetreten wäre. Er sei dem Spielteufel zum Opfer gefallen. Grade in der Nähe von Homburg habe er mehrere tausend Thaler einkassirt. Der Versucher habe ihm zugeraunt: auf, probire dein Glück! Du kannst es, hast es gerade in der Hand. Vielleicht gewinnst du mühelos die Summen, die du zur Gründung eines eigenen Geschäfts bedarfst; wie schön, wie herrlich wäre das. Auch der Eltern Bild habe ihm der Versucher vorgehalten; wie um das mahnende Gewissen zu stillen, hätte er sich eingeredet: „wer weiß, ob es dir nicht beschieden ist, ihnen und selbst den andern Geschwistern zu einem sichern und unabhängigen behaglichen Leben zu verhelfen." Thu's nicht, habe wohl eine andere Stimme ihm zugerufen, es ist dein Verderben, dein Fall! Und mehrmals sei er an den Thoren der lockenden Spielhölle vorübergegangen, deren Glanz und Lichterpracht seine Seele berückt; aber der von Innen heraus tönende Goldesklang habe ihn nicht losgelassen. Endlich, wie von eisernen Krallen gepackt, sei er unwiderstehlich hineingezogen worden. Einmal vor den grünen Tischen, hätte sich eine dichte Decke über seine Sinne gelegt; taumelnd, schwindelnd, seiner Gedanken kaum mächtig, hätte er seine Einsätze gemacht. Mit eisiger Kälte, seinen Zustand wohl erkennend, hätten die Croupiers ihn angeblickt. „Messieurs, faites votre jeu!" hätte es eintönig immer auf's neue geklungen. Kein anderer Ton mehr zu hören, kein Anderer kümmert sich um ihn. Eine zeitlang bei mäßigen Einsätzen habe das Glück hin und her geschwankt, dann sei es ihm günstig gewesen, und der Geldhaufe vor ihm habe sich vergrößert. Da sei ihm plötzlich der Gedanke gekommen: „nimm deinen sichern Gewinnst, und fliehe von dannen; noch ist es Zeit." Einen Augenblick habe er der Regung nachgegeben, sei er hinausgeeilt. Die scharfe Nachtluft habe sein brennendes Antlitz gekühlt. Bei hastiger Zählung habe er gefunden, daß er hundert Louisdors gewonnen. Aber nun gerade habe es ihm keine Ruhe gelassen. Mit dämonischer Gewalt sei des Versuchers Stimme ihm in's Ohr gedrungen: „du Thor, warum hast du jetzt gerade aufgehört! Weißt du nicht, daß du das Glück gefesselt hättest?' Es wäre dir der Reichthum in den Schooß gefallen und mit ihm ein herrliches, glänzendes Leben, mit allen Genüssen und Freuden." — „So spiegelte mir," schreibt der Unglückliche, „der Teufel in glühenden Farben die verlockendsten Bilder vor die Seele. Ich stillte die neuerwachenden Gewissensmahnungen mit trüglichen Gedanken: „du hast ja nichts zu riskiren; kannst ja mit dem gewonnenen Gelde das Glück versuchen. Ist es dir nicht treu, so hörst du zur rechten Stunde auf und eilst schleunig von dannen, so wie du es jetzt mit dem Gewinn

gemacht.“ Ich war besiegt, überwunden, eine Beute des arglistigen Versuchers. Bald stand ich wieder vor dem Dämon; die Kugeln rollten, in ewig gleicher Gefühllosigkeit wurden von den Bankhaltern die Summen hin und her geschoben. Anfangs blieb bei mir Gewinn und Verlust ziemlich gleich. Meine furchtbare innere Spannung ließ aber eine lange Unentschiedenheit nicht zu. Die Hoffnung, auf einen Schlag ein reicher Mann zu sein, trieb mich zu tollkühnem Wagen. Ich setzte die ganze gewonnene Summe auf eine Karte, im nächsten Augenblick war sie verloren. Einen Dolchstich fühlte ich im Herzen; aber meine Pläne und Vorsätze waren im Winde verweht. Eine verzweifelte, kalte Entschlossenheit kam über mich. Ich wollte es zwingen, das Glück. Eine zweite, gleiche Summe war eben so rasch verloren. Noch eine und noch eine. Kalter Angstschweiß auf der Stirne, Vernichtung im Herzen; aber wüthende Entschlossenheit zugleich, ließ mich im rasenden Taumel alles an alles setzen. Die nächste Minute war alles verloren, ich mit meiner Verzweiflung draußen in der kalten Nacht. — Die Augenblicke, die ich da verlebte, waren bitterer als der Tod. Was ich wollte, ich wußte es nicht. In sinnlosem Taumel stürmte ich auf der Landstraße dahin. Meine frevelhaft zerstörte Zukunft, die Schmach, die auf mich, auf Euch fallen mußte; Euer Schmerz und Eure Vorwürfe; die Vergeltung, die von Seiten meines Prinzipals mich treffen werde, wenn er die Strenge des Gesetzes gegen mich anwenden wollte; alles das gieng mir wirbelnd, dröhnend im Kopf herum. Zuweilen fuhr ich zitternd, erschreckt zusammen; ich glaubte das Hohnlachen des Versuchers hinter mir zu hören. So gerieth ich zu später nächtlicher Stunde in das Dorf, von wo ich schreibe. Bei dem armseligen Wirth habe ich mich einquartirt. Ich wage mich nicht an's Tageslicht, es ist mir unmöglich, an Herrn Sch. zu schreiben.“

So lautete das Bekenntniß des verirrten Jünglings. Wie Schwerter schnitt es den Eltern in's Herz. So schwer es den Vater ankam, er machte sich doch sogleich auf den Weg zu dem Prinzipal seines Sohnes, theilte ihm den schweren Fall desselben mit und bat ihn, so weit es möglich, den Unglücklichen milde zu behandeln. Ueber Erwarten wurde diesem Wunsche entsprochen. Der Prinzipal, der sich auch wohl nicht ganz frei fühlte von Schuld, da er dem noch allzu jungen Menschen zu viel Freiheit eingeräumt, ihn gewissermaßen durch den zu reichlichen Geldkredit in schwere Versuchung geführt, versprach die Sache geheim zu halten, ja gieng in seiner Großmuth so weit, die ansehnliche Summe, die im Spiel verloren war, niederzuschlagen. Doch aber könne der Sohn selbstverständlich nicht in seinem Geschäft bleiben. Er rieth, ihn gleich beim Militär eintreten zu lassen zum einjährigen Dienst. Habe er dann später entschiedene Proben eines festern Charakters gegeben, so sei er bereit, ihm wieder eine Stellung zu geben. Das war sehr edel gehandelt, und der Vater eilte mit leichterem Herzen nach dem Dorfe, wo sich sein Sohn verborgen hielt. Es war ein ernstes, trauriges Wiedersehen, und obgleich die äußern Folgen dieser Verirrung ausblieben, die innern, für den schwer betrübten Vater kamen doch nach.

Es war nicht lange nachher, da stellte sich ein ernster Trübsinn bei dem Vater ein. Den Makel, der durch des Sohnes Vergehen doch mehr oder weniger mit auf die ganze Familie fiel, war er nicht im Stande zu überwinden. Es stellten sich Zustände der tiefsten Niedergeschlagenheit und Melancholie ein. Das Seelenleiden, das ihm bereitet war, hatte die Ausbildung der merkwürdigsten Ideen in seinem Geiste zur Folge. Er kam sich oft selbst vor wie ein Verbrecher, erschrack bei jedem Geräusch auf der Straße, sprang oft mitten in einem Gespräch, oder bei Tisch auf, mit dem Schrei: „jetzt wird man mich holen, in's Gefängniß bringen und richten.“ Trat zufällig ein Fremder in's Haus, so sah man ihn oft kreideweiß werden, aufspringen und den Versuch zur Flucht machen. Man war dann auch nicht im Stande ihn zu beruhigen. Er quälte sich wohl ab mit Rechnungen, die er angefertigt, rechnete und zählte, fand immer ein großes Deficit, über das er glaubte zur Verantwortung gezogen zu werden. Und während dieses Zustandes predigte er noch eine längere Zeit. Aber im Gottesdienst selbst machte sich die Störung des Geistes mehrmals in so auffallender Weise geltend, daß endlich ernstlich daran gedacht werden mußte, ihn in besondere ärztliche Pflege zu nehmen. Zwei

seiner vielen, reichen Freunde erboten sich, die Mittel zu einem längern Aufenthalt in einer Privatanstalt für Geistesstörungen herzugeben. Aber das Schwierigste war, ihn unter irgend einem Vorwand zu bewegen, daß er mitgehe und sich freiwillig an einen solchen Ort bringen lasse, ihn, der gegen nichts heftiger protestirte, als daß die Klarheit seines Geistes nicht völlig mehr vorhanden sei. Doch gelang es einem altbewährten Freunde des Hauses, ihn zu überzeugen, daß er einer Erholung dringend bedürfe. Er folgte dem Freunde willig an den Rhein. Als er aber aus der Ferne die Thürme der Irrenanstalt zu S. ansichtig wurde, hat ihn doch eine furchtbare Erschütterung ergriffen; unter keiner Bedingung werde er weiter folgen, falls man die Absicht habe, ihn dorthin zu bringen. Die Reise gieng indessen nach B. Als man aber durch das Thor der Anstalt schritt, sprach er laut und bestimmt seine Ueberzeugung aus, daß dieser Weg ihn in's Gefängniß führe; es werde das Thor sich hinter ihm auf immer schließen, er selbst werde dort gerichtet in sehr kurzer Zeit das Schaffot besteigen. Furchtbare Umkehrung des Fluches: „Ich will die Missethat der Väter heimsuchen an den Kindern!“ Hier wurde auf die erschütterndste Weise die Sünde des Kindes am Vater heimgesucht; von der Idee, daß er im Zuchthaus sich befinde, konnte man ihn in der ersten Zeit durchaus nicht abbringen. In's Zimmer des vorstehenden Arztes tretend, erklärte er denselben sogleich für den Kerkermeister, und auf eine zufällig dahängende rothe Flanelljacke hinweisend, führte er dieselbe als unwiderlegliches Zeugniß für seine Behauptung an: „es sei ja der rothe Scharfrichtermantel.“ So hat der Arme ein qualvolles Jahr durchlebt; und gerade um die Hälfte dieser Zeit war es, als ich im Spätherbst meinen Einzug in das seines Pfarrers entbehrende Haus hielt. Eben hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der leidende Pfarrer wohl nimmer wieder zur vollen Geistesklarheit zurückkehren werde.

Das Alles erzählte mir die betrübte Frau, in der ich aber bald ein Weib von starker Kraft und ausdauernder Geduld erkannte. Der Sohn hatte sich sehr brav gehalten, auch die Größe seiner Schuld eingesehen und mußte nun den bittern Schmerz tragen, wenigstens nach menschlichem Ermessen die Ursache der Leiden des Vaters zu sein. Natürlich schnitt dieser Gedanke auch der Mutter tief in's Herz; obwohl sie den Sohn, mit Ausnahme dieses einen schweren Fehltritts, als sehr brav und mit kindlicher Liebe am Vater hangend, in Schutz nahm.

Zweites Kapitel.

Wieder war ich um eine ernste, ergreifende Erfahrung mit dem Eintritt in ein neues Verhältniß reicher. Fast alle meine Verhältnisse von Jugend auf hatten mich mit besondern Menschen in nächster Nähe zusammengeführt. Wo ich nur meinen Wanderstab auf eine Weile niedersetzte, trat wenigstens *ein* besonders markirtes Menschenbild mir entgegen, entweder Menschen mit besonderes verkehrtem natürlichem Sinn, oder hervorragende Gläubige mit reicher Kraft in der Nachfolge des Herrn, oder merkwürdig angelegte Naturen, bei denen die eine oder andere Charaktereigenthümlichkeit in scharfer schneidender Weise hervortrat, oder in besonders überraschenden Erfahrungen sich ausprägte. So war es bisher gewesen, so erfuhr ich es auch ferner. Doch war mir, wenn ich, wie auch an diesem ersten Abend, als ich in später Stunde auf meiner Schlafstube allein mich befand, vergleichend all die verschiedenen Gestalten an mir vorübergehen ließ, das Eine auf's Neue klar und gewiß geworden, daß nur der im lebendigen und seligen Glauben an den Herrn Stehende dem Jammer und Schmerz dieses Lebens, der Macht und dem Unheil der Sünde siegreich zu widerstehen im Stande sei; ein völlig in Glaubensgemeinschaft mit dem in Christo geoffenbarten Gott stehendes Herz kann nicht überwunden werden, auch durch die schwersten Bitterkeiten nicht. Es ist ganz gewiß stets nur der mangelhafte, oder fehlende Glaube, der zu Schanden wird und dem Feinde erliegt.

Des andern Morgens erst sah ich das niedliche Kirchlein am Ufer des Flüßchens stehen. Es war klein, aber für mich immer noch groß genug, und wahrlich, so gering die Zahl der versammelten Gemeinde sein mochte, es waren doch, wie ich bald erfahren sollte, die verschiedensten Herzensstellungen in ihr vertreten; krasser

Unglaube, Stumpfsinn, Hinken auf beiden Seiten, Weltlust, Fleischeslust, gewöhnlicher Rationalismus, Mammonsdienst, Geiz und Habsucht, ja selbst Verehrer von Feuerbach und Consorten, von Uhlich und Wislicenus. Es klingt sonderbar, aber es war so. Nur Eins fand ich nicht, wenigstens ist mir kein Exempel vorgekommen; ich fand keinen einzigen im lebendigen Besitz des Heilandes gläubigen Christen. Wir sind keine Herzenskündiger, es mag sein, daß vielleicht auch hier verborgen und ungeahnt ein Licht des Lebens brannte, aber ich habe es nicht herausfinden können; und es ist immerhin ein furchtbarer Zustand, wenn von einer auch noch so kleinen Christengemeinde gesagt werden muß: Es ist nicht Einer zu finden, der seines Glaubens lebte. Von wie vielen ähnlichen Gemeinden mag das gelten?

Die Mitglieder des Kirchenvorstandes begrüßten mich sehr bald auf's Artigste. Drei Bauern und ein Fabrikbesitzer, in denen sich der Typus der Gemeine ziemlich treu abspiegelte, wie ich später bemerken konnte. Von allem wurde geredet, nur nicht von wirklich kirchlichen Dingen. Von ernster Theilnahme an dem traurigen Geschick ihres Pfarrers war nicht viel zu merken. Uebrigens hielten sie, namentlich der Kirchmeister, dem überhaupt ein nicht zu verkennender ästhetischer Zug innewohnte, viel auf die Ausschmückung und Verschönerung ihres Kirchleins, das sich mir auch wirklich, als ich hineintrat, wie ein kleines Schmuckkästchen darstellte.

Mein Eintritt geschah in einer für Anfänger ziemlich schwierigen Zeit. Beim Beginn der Adventswochen, an die sich eine dreitägige Weihnachtsfeier anschloß, der wiederum ein Sylvesterabend mit zwei Feiertagen folgte, war es wirklich keine Kleinigkeit für mich, so viele Predigten kurz hinter einander zu halten. Aber ich kann nicht sagen, daß so häufiges Predigen wirklich eine Last zu werden braucht. Es läßt sich doch das Nöthige auch für einen Kandidaten von dem treuen Herrn aus seiner reichen Fülle, aus dem unerschöpflichen Schatz seines Worts erbitten. Nach meiner Erfahrung muß es doch immer als ein wesentlicher Mangel angesehen werden, wenn uns das häufige Predigen matt, muthlos und dürre macht. Ich möchte im Gegentheil sagen, daß selteneres Predigen dieser Gefahr viel näher bringt; kann mir auch nicht gefallen lassen, daß man den Vorwurf der Seichtigkeit, Oberflächlichkeit und Einerleiheit so leicht gegen das häufige Predigen erhebt. Es ist gewiß nicht nöthig, und geschieht auch gewiß nicht bei einem treuen Diener des Herrn, der die Seelen seiner ihm anvertrauten Gemeinde sucht, daß je sein Wort ohne irgend einen Segen, ohne die rechte Kraft und Salbung sei. Ja, wenn man viele Künste sucht, wenn's in der Eleganz, der wohlgeordneten Arbeit, der Feinheit und Präcision der Gedanken, der Feilung und Abrundung der Predigt liegen soll, dann freilich kommt man oft zu kurz und möchte schier verzweifeln. Aber wird das vom Herrn bei seinen Boten als das Unerläßliche gefordert? Worauf kommt es wirklich an? Daß das Herz zum Ersten wirklich selbst habe an ihm die Erlösung durch sein Blut, Leben, Friede, Gnade, Gerechtigkeit, das himmlische Kleinod, die Hoffnung ewiger Herrlichkeit und Errettung, so daß man darin lebt und webt Tag für Tag, daß Nichts groß und reich sei, neben dem Einigen, Größten; daraus müßte dann, meine ich, zum Zweiten folgen, daß man auch immer bereit und fertig sei, des Evangeliums zu warten, zu reden zur Zeit oder Unzeit, daß man es ja nicht lassen kann, zu zeugen von dem, was man selbst gesehen, gehört und erfahren hat. Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über; und ich muß es bekennen, die schwersten, arbeitsreichsten Festzeiten sind mir immer eine Ursache zu besonderer Kraft und Freudigkeit im Amt gewesen, und die letzten Predigten sind mir wohl leichter geworden wie die ersten. Aber an gewöhnlichen Sonntagen, wo ich die ganze Woche hindurch nur an eine Predigt zu denken hatte, ist es mir oft am Sauersten geworden; da habe ich mich allerdings nicht selten träge, matt und leer gefühlt. Es liegt doch gewiß darin: je fleißiger man sich mit dem Wort beschäftigt, je mehr man lebt und webt in den reichen Schätzen des Heils, je mehr muß auch des Wortes Geist und Kraft über uns kommen, und wir wissen ja, daß dieses Wort unerschöpflich ist in seiner Länge, Breite, Tiefe und Höhe. Aller Weisheit höchste Fülle in ihm ja verborgen liegt, warum sollte das Zeugniß des Worts uns zu viel werden können? Und mag es auch noch so schlicht und einfältig geschehen, mag es auch mangeln an überraschender Vielseitigkeit und Gedankenreichthum: „daß ich Euch immer einerlei schreibe," sagt der Apostel Paulus, „verdrießt mich nicht, und macht Euch desto gewisser." Sein Ziel trifft auch das einfachste Wort, wenn es vom rechten Geist bewegt ist und aus der Wahrheit stammt. Fast jedes Schriftwort führt doch auf eine andere Reihe von Gedanken, zeigt eine andere Seite der göttlichen Heilsgedanken, der Erkenntniß, des Reichthums seiner Gnade, oder der menschlichen Sünde, Thorheit, Heilsbedürftigkeit. Das ist ja das Wunderbare und Geheimnißvolle im göttlichen Wort, daß es uns nie im Stiche lassen kann, so wir nur in des Wortes Wesen stehen.

Ich wurde zu diesen Aeußerungen durch die lauten Klagen mehrerer Amtsbrüder veranlaßt, die bei bestem Willen ein großes Leiden an dem vielen Festpredigen hatten. Ja, wenn ich an jede Predigt die Anforderung eines Kunstwerks mache, nach dem Geist dieser Welt, dann ist es etwas anders. Dann strecke ich zu allererst die Waffen, denn ich bin nicht im Stande, eine einzige Predigt zu einem Kunstwerk zu machen. Aber zu meinem Trost haben die ersten Boten des Herrn darnach auch nicht gefragt, ja der Herr selbst hat sich nicht viel um die Regeln der menschlichen Logik zu moderner Kunst gekümmert. Man mag sich abmühen, so viel man will, die von unsern Philosophen und Gelehrten aufgestellten Gesetze der logischen Rede lassen sich unmöglich an den Worten der Schrift, an den Zeugnissen des Herrn und der Apostel zur Anwendung bringen. Wie oft durchbrechen diese Worte die angefangene Gedankenreihe, und gehen blitzartig auf einen andern Gegenstand über. Wie oft sind wir versucht, nach unsern armen, künstlich aufgestellten Denkregeln zu sagen: hier hätte eigentlich dieß und das folgen müssen, hier ist ein Gedanke ausgelassen, der ergänzt werden muß 2c. Aber des Herrn Worte sind Geist und Leben, regelrecht oder nicht, er trifft unter allen Umständen die Wahrheit, nichts ist vergeblich, wirkungslos geredet. Das ist's, worauf es ankommt. Wir dürfen unsere geistige Mattheit und Trägheit nicht fragen, wie wir uns dabei fühlen, darauf kommt nichts an; und es ist wahrlich ein Zeugniß gegen uns, gegen die Wärme unseres Glaubensstandes, und für den Mangel an herzlicher, erbarmender Liebe, wenn wir aus allerlei vernünftigen, und wie wir meinen, schlagenden Gründen uns dem häufigen Predigen entziehen möchten. So oft mich der Herr zum Zeugniß auf die Kanzel stellt, oder in das einzelne Haus (denn das ist eigentlich egal), habe ich es ihm zu danken, daß er mich zu solchem heiligen Werk berufen. Wenn ich die Menschenkinder alle Tage unverdrossen und eifrig ihre arme, vergängliche Tagesarbeit verrichten sehe, warum sollte ich die Arbeit für die Ewigkeit, die unvergängliche, heilige, nicht mit weit größerem Eifer treiben?

Oft wird ein besonderer Ruhm darin gesucht, daß man die vielen Predigten alle überstanden; und daß der Herr in Gnaden durchgeholfen, das Nöthige gegeben, wird oft gar nicht betont. Darin liegt aber auch der wahre Grund aller Predigtnoth, man läßt sich's nicht vom Herrn geben, man gibt lieber das Eigene, und das reicht freilich nicht immer weit. Da gibts denn ein sich mühen, abquälen, der Ehrgeiz will zu seinem Recht kommen, in schönen Formen und überraschenden Wendungen; es lauscht und horcht, wir wissen es ja, der Fleischeskitzel nach jeder Predigt, ob sie auch eine fulminante Wirkung gehabt; ach, fast theatralisch, lächerlich wird durch solch Gebahren gar oft das theure, göttliche Amt — da ist es denn kein Wunder, daß man nicht oft predigen mag, und die Wände der Studierstube haben wohl kaum je etwas von ernstem Seufzen und Ringen mit dem Herrn um seine Gaben vernommen. Danken wir dem Herrn, daß wir noch den Mund aufthun können, noch zeugen können, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann. Das lebendige, von Herz zu Herzen gehende Wort bleibt doch bei uns Evangelischen die Hauptsache; kein liturgisches Element, keine Ausschmückung und Komplicirung des Gottesdienstes, durch viel Formel und responsorischen Gesang wird die gewaltige Kraft des freien Worts je ersetzen, wenn es nur aus der Wahrheit und dem Geist geboren ist.

Mir nun wurde es auch gewaltig schwer, und meine Seele war voll Bangens, als ich mich so plötzlich aus dem akademischen Leben fast selbständig als Prediger und Seelsorger in eine, wenn auch kleine Gemeinde versetzt sah,

und meine stille Stube weiß zu erzählen von viel harten Kämpfen, bittern Tagen, geistiger Angst und Noth. Es ward mir gleich anfangs zu Theil, worüber mancher erfahrene Geistliche in späteren Jahren noch klagt, daß ich in acht Tagen 6—7 Predigten zu halten hatte; sie mögen auch darnach ausgefallen sein! Ich bekenne gern, daß ich damals noch ein Gebundener war, dem Alles lag an Menschengunst und Lob; daß ich die Hoheit und Herrlichkeit des Vorrechts, ein Zeuge seiner Wahrheit und Barmherzigkeit zu sein vor dem Volk, noch sehr wenig erkannt hatte, noch viel weniger aber das Geheimniß der einfältigen, thörichten und doch seligmachenden Predigt, die aus dem vollen unmittelbaren Lebensstrom des Geistes Gottes jederzeit nimmt, was sie bedarf.

Es fehlte mir nun freilich an aller praktischen Erfahrung, in jenem buntgemischten, aus allen möglichen Farben und Tönen zusammengeworfenen Gemeindebilde mich seelsorgerisch, und mit wirklich gesegnetem Erfolge zurecht zu finden. Ein gewisses, wie soll ich sagen, wohlwollendes, ritterlich-nobles Gefühl ließ mich, den fremden Kandidaten, ja auch einen Vertreter der Intelligenz, die man dort, wie gesagt, so sehr zu schätzen wußte, in allen Häusern eine sehr freundliche Aufnahme finden, und sonderbar, meine erste Predigt ward, so weit mir das Urtheil bekannt wurde, von Allen gleich günstig beurtheilt; man schien den entschiedenen Ton derselben gar nicht zu mißbilligen, wenn auch Abends im Wirthshause verschiedenes bespöttelt und bekrittelt worden sein soll. Trotz der scheinbaren Vielköpfigkeit der Gemeinde kamen sie doch alle ohne Ausnahme zur Kirche; dieser, in unsern Tagen, wo so Viele kirchenflüchtig werden, nicht hoch genug anzuschlagende Vorzug war mir eine große Ermunterung und Stärkung im Amt. Mochte es Gewohnheit, hergebrachte Form ohne irgend ein tieferes Bedürfniß sein, was die Leute zog, genug, ich hatte sie doch, sie waren versammelt, ihr Ohr war möglicherweise doch offen, und nur von der Kraft, die der Geist Gottes gibt, hieng es ab, sie zu gewinnen, oder wenigstens ein Samenkorn in des Einen oder Andern Seele zu streuen, irgend eine Saite zur Erweckung, Erschütterung zum geistlichen Aufraffen anzuschlagen, die nur darum bisher vielleicht noch nicht erklungen war, weil sie noch nicht berührt worden. Man war, wie ich bald merkte, mit meinem Predigen überhaupt zufrieden; selbst die innerlich dem Evangelium feindlich gesinnt waren, ließen sich anfangs nichts davon merken. Alle stellten sich außerordentlich freundlich zu mir und bald war ich auch mit den Einzelnen bekannt.

Aber gerade dieß freundliche Entgegenkommen erschwerte mir, wie ich bald merkte, am allermeisten den rechten Ernst, die jedem Anfänger doppelt nöthige Entschiedenheit im Wirken. Wohl suchte ich mit bestem Willen auch an die Einzelnen heranzukommen, knüpfte allerlei Veranlassung benützend, wenn ich allein mit ihnen war, ernste Gespräche an, sprach von der Vergänglichkeit, der Unbeständigkeit, den Gefahren alles irdischen Lebens und Besitzes; von der Thorheit des Menschenherzens, das sich den ernsten Gedanken absichtlich entziehe, obwohl sie so nahe lägen; Niemand wolle sich gern seiner Pilgerstellung, seiner Wanderschaft einer entscheidenden Ewigkeit entgegen, recht bewußt werden. Die Meisten machten es wie jener thörichte Vogel, der während die Verfolger ihm auf der Ferse säßen, den Kopf in den Sand stecke, meinend, weil er sie nicht sähe, giengen auch die drohenden Gefahren unschädlich an ihm vorüber. Ich meinte, solche Hinweisungen müßten Eindruck machen; die Leute müßten in sich gehen und bald erschüttert fragen: was sollen wir denn thun? Auf solche Fragen wollte ich ihnen dann das Heil, das Evangelium zur Seligkeit freudig und voll Eifers verkündigen; zeigen, daß die Offenbarung unsers Gottes in Christo Jesu alle Räthsel löse, den Weg bahne, den Himmel öffne, das dunkle Sehnen, die Unruhe des Herzens stille, im Leiden getrost mache, in der Versuchung stärke zum Ueberwinden, in die Anklagen des Gewissens den Balsam der Vergebung gieße; und es sollte so die heilige Gestalt des Gottmenschen leuchtend vom Himmel her, und uns doch so nahe, da er als unser Bruder auf Erden unter uns gewandelt, der Mittelpunkt sein, um den sich alles Erkennen, alles Suchen und Fragen, alles Sehnen und Hoffen, alle Kraft zum Leben, Lieben und Sterben, wie in einem Brennpunkt vereinigte, und von dem wiederum Alles ausgienge. Aber so leicht bekehrt sich kein Menschenherz. Man kam mir, auch wenn ich auf ernstere Dinge lossteuerte, artig und freundlich, fast nie verlegen oder ablehnend entgegen, gab meist zu, was ich sagte, fand es gar nicht überraschend oder befremdend — aber damit hatte es sein Bewenden. Es ist furchtbar schwer, einen Menschen in heitern, sturmfreien Tagen zum ernsten Fragen nach seiner Seligkeit zu bringen. Wenn nicht das gewaltige Mittel der Kreuzesschule wäre, ach, wie wenige möchten dann wohl das Leben finden. Ich wage es kaum zu sagen, daß es meist die Selbstgerechtigkeit ist, die sich in falscher Selbstberuhigung als brav und gutgesinnt weiß, so daß man, falls wirklich seinerzeit ein Gericht bevorstehe, wohl bestehen werde. Ach, im Allgemeinen fühlt man's den Leuten doch ab, daß sie ihrer Fleckenlosigkeit nicht recht trauen, wenn sie auch den Schein retten. Das verborgene Leben der natürlichen Menschen hat, wie unzählige Fälle zeigen, auch fast immer noch bei Jedem seine besondern und verborgenen Sünden, die Niemand besser weiß als sie selbst. Aber sie glauben nicht an die weltüberwindende Macht des Sohnes Gottes, daß es ein Wunder der Bekehrung und Wiedergeburt durch seinen Geist gibt. Sie glauben nicht mehr wirklich an das persönliche Leben des Gottmenschen, an die Ströme des lebendigen Wassers, die von ihm ausgehen. Mit diesem Glauben aber steht und fällt auch das Wunder der Wiedergeburt, und alles Flicken und Reden aus nur menschlicher Vernunft heraus kann es nicht zu Stande bringen. Ja, der stille oder ausgesprochene, bewußte oder unbewußte Unglaube brach auch hier allem Andringen auf das Herz die Spitze ab. Es ist unsäglich, wie der Unglaube das göttliche Leben inmitten der christlichen Gemeinden ertödtet hat. Ueber der ganzen christlichen Welt leuchtet der Name Jesu Christi, alle ihre Kirchen sind in Kraft dieses Namens erbaut, jeder Einzelne wird an der Schwelle seines Lebens in den Kreis dieses Namens gezogen; die ganze, weite Christenwelt hat das Recht ihrer Gemeinschaft und ihres Bestehens nur durch seinen Namen; er ist zugegen nach seiner Verheißung, alle Tage bis an der Welt Ende, zugegen in den Anstalten seines Reichs, zugegen in Wort und Sakrament — und es gibt Tausende und aber Tausende, ganze Gemeinden, Schaaren von Gemeinden, in denen es selbstverständlich als ausgemacht gilt, daß man Den, dessen Namen man trägt, gar nicht kenne, auch nicht brauche, auch seine ganze Religionsanschauung, viel besser und leichter ohne ihn zu Stande bringe, als mit ihm.

So war es auch hier. In der That war der Glaube an das Wunder des erschienenen Gottmenschen, an das Wunder überhaupt, daher auch an das Wunder einer wahrhaften Bekehrung vom Tode zum Leben, von der Sünde zur Gerechtigkeit, vom Götzendienst des Fleisches, zur seligen Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit — verloren gegangen und erloschen. Keiner stand noch in der Kraft dieses Wunders, und doch hörten sie fort und fort dessen Verkündigung. Alles geredete Wort war auf der Grundlage und der Voraussetzung dieses Wunders gebaut; es lag so nahe, daß all ihr Kirchenthum und Christenthum mit der Darangabe dieses Wunders falle, dieß Kirchenthum, an das sie sich doch klammerten, als ihren unveräußerlichen Besitz — und doch kamen sie nicht darauf, ihren Stand ernstlich zu prüfen, um sich klar zu werden, ob wohl der Glaube an den Sohn Gottes zu retten sei.

Gerade dieser entsetzliche Zustand der Neutralität in einer Gemeinschaft, wo Alles zum ernsten Ringen nach Klarheit auffordert, war für mich das Unerträglichste. Wäre man mir offen und scharf entgegengetreten, es wäre mir weit lieber gewesen; denn wo Kampf ist, da ist Hoffnung zum Leben. Auch war es für den Anfänger sehr hart, daß damals nicht eine Seele sich fand, die sich als in gleicher Gemeinschaft des Geistes stehend ihm geoffenbart hätte. Vollkommen einsam und allein stand ich mit meinem Glauben, und ich habe es damals erfahren, daß es doch sehr schwer ist, in solcher Einsamkeit ohne allen Rath und Zuspruch der Brüder auf der Warte zu stehen, und das eigene Licht vor dem Erlöschen zu bewahren. O, wie schwand mein Ideal von der Herrlichkeit eines evangelischen Predigers dahin. Ich kann es nicht verschweigen, daß damals auf mich Anwendung fand das Wort: „Isaschar lagert zwischen den Grenzen! Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten!" Gab ich auch auf der Kanzel das Kleinod nicht preis, im Verkehr mit den

Leuten, namentlich mit Einzelnen, die mir gar besonders freundlich entgegen kamen, habe ich das Licht doch oft unter den Scheffel gestellt.

Da spricht man so viel von der Weisheit und Vorsicht, die man im Amt gegenüber den Vornehmen und Geistreichen in Anwendung bringen müsse, daß man gerade sie, die der Kirche am Meisten entfremdet wären, durch Akkommodation und Freundlichkeit wieder gewinnen müßte; durch den zelotischen Eifer mancher Prediger würden gerade diese zurückgestoßen rc. Ja, ich habe an mir erfahren, daß sich hinter dieser Rede gewöhnlich die Lust, mit diesen Leuten sich zu vergnügen, an ihnen zu haben, was man namentlich auf dem Lande an vielen Andern nicht hat, verbirgt. Das Bedürfniß nach gebildetem Umgang, das man auf dem Lande in jenen Kreisen der Gesellschaft am leichtesten befriedigen kann, verleitet sehr leicht, sich in christlichen Fragen neutral und passiv zu halten, ja, sprechen wir es aus, sogar, wenn man überrumpelt wird, hie und da das Heiligthum preis zu geben, und sich nachher zu überreden: „man muß nicht mit der Thür zum Hause hineinfallen; hättest du in diesem oder jenem Punkte dich zu sehr vorgewagt, deine Meinung zu deutlich und rücksichtslos ausgesprochen, es würde mehr geschadet, wie genützt haben; die Leute wären abgestoßen worden, vielleicht würden sie sich ganz zurückgezogen haben, und du hättest gar keinen Einfluß mehr gehabt." Und dann überredet man sich, es wäre weise und richtig gehandelt, man verhindere doch durch seine Gegenwart oft allzu weltliche und lustige Ausbrüche, habe hie und da Gelegenheit, berichtigend und sittlich einwirkend auf das Urtheil zu influiren, und was des Zeuges mehr ist. Man könne es namentlich feineren und scharfsinnigeren Leuten nicht verdenken, wenn sie nicht alsobald auf den Glauben an die Wahrheiten der Schrift eingiengen; es biete sich ja auch für die ernstere und besonnene Kritik so viel Schwieriges und scheinbar Unüberwindliches darin, daß man mit großer Vorsicht und gründlichem Eingehen auf ihre Bedenken ihnen gegenüber treten müsse. Ja, wo diese wirklich und in einer würdigen Weise ausgesprochen werden! Aber, wie selten kommts nur dazu, gerade bei Leuten des erwähnten Schlages. Wo ich solche hohe Fragen, wenn auch im Tone des Zweifels und schwerer Bedenken überhaupt nur angeregt finde, o wie leicht und mit wie herzlicher Wärme läßt sich da gerade mit geistig geübteren Menschen davon reden. Wie innig überzeugend kann man da den Zusammenhang des tiefern Bedürfnisses, des sehnsüchtigen Verlangens im Menschenherzen nach Licht, Frieden, Klarheit, Wahrheit mit der einzigen Thatsache der übernatürlichen Offenbarung nachweisen und in's Licht stellen, die in dem ganzen Lauf der Weltgeschichte unaussprechlich einzig dasteht, die allein im Stande ist dieß Bedürfniß zu stillen, wenn man ihr treu sich hingibt. Aber wie selten geht in solchen weltlichen Kreisen zu solchen Gesprächen der Anstoß aus. Wie leicht ist man gebunden und gefesselt, wenn mans von jener Seite darauf ankommen läßt, wie bald ist man in den Netzen und Formen des gesellschaftlichen Etikettenwesens gefangen und entmuthigt, wenn man ihm einmal sich hingegeben und ihm die Wahrheit, wenn auch nur durch Schweigen, geopfert hat. Schon das Unterlassen des Tischgebets, eine Unsitte, die man ja fast in allen sogenannten feineren Gesellschaften findet, muß das Verhältniß des gläubigen Geistlichen hier zu einer Entscheidung bringen. Kann ers unterlassen, wo es beseitigt ist, vielleicht in Gegenwart von Kindern, die er im Religionsunterricht auf den Ernst des Gebets, seine Nothwendigkeit, seinen Segen, seine hohe Würde hinweist, dieß zu tadeln? Ich meine, trotz aller Scheingründe dagegen: Nein! Es würde doch ein sehr trauriges Zeichen von Schwäche oder Feigheit sein, wenn der Prediger sich hier dem Brauch des Unglaubens anschließen, oder auch nur möglichst unbemerkt für sich beten wollte. Man weiß, was solches Gebet gewöhnlich für einen Werth hat, daß es meist nur eine gedankenlose Pantomime ist, die man so rasch wie möglich beendigt. Oder, wenn in solch weltlicher Gesellschaft das Herz wirklich warm und innig mit seinem Gott sprechen kann, warum sollte da nicht auch der Muth vorhanden sein, die Andern freundlich zu dieser so natürlichen Christenpflicht aufzufordern?

Man mag also, besonders wenn man als Fremdling in eine Gemeinde tritt, ohne Ausnahme Alle besuchen, gegen Jedermann freundlich sein, auch ihrer besondern Stellung im Leben

Rechnung tragen — aber es gerade im Anfang mit dem heiligsten Ernst bedenken, daß man gerade den Reichen und Vornehmeren gegenüber durchaus keinen Zweifel darüber läßt, weß Geistes Kind man ist. Werden diese dann auch abgestoßen, treten sie uns auch dann kalt und wenig ermunternd gegenüber, der Segen ist doch ein großer, der in solchem Bekenntniß liegt, und der innere Friede, der sich durch das treue Zeugniß in die Seele ergießt, ist unendlich mehr werth, als eine falsche Freundschaftsstellung mit diesen Häusern. Auch bringt die rechte, nicht zudringliche Entschiedenheit immer eine innerliche Frucht hervor, wenn sie gleich nicht äußerlich bemerkbar wird, sondern sich mit den Formen der Etikette umpanzert; es ist die unzweifelhafte Anklage über den Weltsinn, die geistliche Zerfahrenheit, in der sie leben, die einem ernsten, treuen Zeugen Jesu Christo gegenüber ganz gewiß im Herzen aufsteigt. Ich habe es nie bereut, wenn mir die Gnade zu Theil ward, also bekennen zu dürfen. Ich habe aber jedesmal eine bittere Frucht davon geerntet, wenn ich in den Ton der Kinder dieser Welt eingegangen bin; meine Kraft ist dadurch gelähmt, meine Freudigkeit gebrochen worden, auch bei den Zeugnissen auf der Kanzel. Welch eine schreckliche Lage, wenn man solche Leute, mit denen man vor wenig Tagen oberflächlich in falscher heiterer Stimmung zusammengesessen beim Weinglase, bei ihren Delikatessen, und nichtige Dinge geplaudert hat, vor sich in der Kirche sitzen sieht, und man soll nun von Bekehrung und Wiedergeburt, von dem Leben, das aus Gott kommt, reden, soll reden von der Selbst- und Weltverleugnung, von dem Herrn, der die Mühseligen und Beladenen, die Armen und Elenden zu sich ruft. Das ist ein Mißklang, eine Dissonanz, die sich nicht lösen läßt, und jene wissens und fühlens auch, und halten dem Prediger selbst eine scharfe und entschiedene Predigt zu Gute, wenn sie in ihren Privatzirkeln nur Ruhe vor ihm haben.

Leichter läßt sich's mit den Landleuten umgehen. Sie sind im Allgemeinen noch nicht von dem Gift des Unglaubens angefressen. Sie halten zäh am alten, von den Vorvätern Ueberkommenen und darum auch an dem ererbten Glauben fest. Wie sie hier zu Lande noch ziemlich-treu und regelmäßig zur Kirche kommen, so hören sie durchweg auch das lautere Wort Gottes gern, sogar mit seinen Hammerschlägen, mit seiner weckenden und einschneidenden Kraft. Nur selten möchte es in unsern Bauerngemeinden vorkommen, daß bei einer Generalvisitation auf die Frage des Generalsuperintendenten, warum doch so wenig Gemeindeglieder anwesend seien, nach längerem Zögern Einer sich das Herz nahm und laut erklärte: „der Herr Superintendent möge von der geringen Versammlung keinen Schluß auf den unchristlichen Geist der Gemeinde machen. Allein wenn der Pfarrer so unchristlich predige, immer vom Teufel und großen Sündern spreche, — denn schlecht machen oder gar mit dem Teufel in Verbindung bringen lasse sich Keiner gern, — so könne man es den Leuten nicht verdenken, wenn sie weg blieben." Auf die Belehrung des Visitators, daß unser Herr und Meister Jesus Christus das doch auch thue, und sehr ernstlich vor dem Teufel warne, und daß alle Menschen, auch die frömmsten, nicht nur in Sünden empfangen und geboren wären, sondern auch, wie der Katechismus sage, vielfach wider Gottes Gebote gesündigt hätten, war der Mann hoch verwundert und trat unter Kopfschütteln zurück. Aber obwohl sie das Wort Gottes in seiner Schärfe vertragen und es gern sehen, wenn es auf der Kanzel lebendig und eifrig zugeht, nirgend fällt es wohl auf einen härtern Boden, als bei den Bauern. Gerade sie kommen zu allerletzt darauf, das Wort ernstlich auf sich anzuwenden; nirgends ist die Selbsterkenntniß schwerer, als bei ihnen. Ist von den besonderen Sünden die Rede, die unter den Landleuten im Schwange gehen, faßt man sie bei ihrer Achillesferse, bei dem Geiz, der Habsucht an, so geben sie die Sünden im Allgemeinen wohl zu, denken aber dabei flugs an diesen und jenen Nachbar, freuen sich, daß dem endlich die Wahrheit gesagt sei; an sich selbst aber lassen sie es glatt vorüber gehen. — Niemand hält in allen Dingen mehr auf die kirchliche Form als der Bauer. In Krankheiten eilt man sogleich zum Pfarrer; daß der am Krankenbette gesessen habe, ist von der größten Wichtigkeit, und das beste Beruhigungsmittel für die Umgebung. Selbst ein Gebet am Krankenlager sehen sie sehr gern, es kommt aber

weiter nicht viel drauf an, was es für einen Eindruck mache. Einen Kranken sterben zu lassen, ohne daß der Pastor bei ihm gewesen, würde man für ein großes Unglück halten. Aber Niemand scheint mir für wahre Herzensbekehrung schwerer zugänglich, als unser Bauer. Gerade, weil es eine Aufgabe der höchsten Selbstverleugnung ist, eine Hingabe des eigenen selbstsüchtigen Lebens, geht es dem Bauer so hart an; denn ihm ist die Liebe zum Mammon, das Anklammern an die Scholle, die er sein nennt, in Fleisch und Blut gewachsen, schon, weil er seinen Besitz meist im Schweiß des Angesichts erworben hat und erhalten muß.

Diese Erfahrung habe ich auch in J. bei den wenigen Bauern, aus denen die Gemeinde bestand, reichlich machen müssen, selbst bei denen, die einen Anfang von tieferer Erkenntniß, einen gewissen Respekt von dem Worte Gottes hatten. Wie schwer hielt es, sie zu einem Opfer für das Reich Gottes zu überreden. Wie wenig hatten sie einen Begriff von ihrer Pflicht, der Mission zu helfen; sie konnten gerührt sein bis zu Thränen von einer Heidenbekehrung, von der Noth der Heiden, — aber nun thatsächlich dieser Empfindung einen Ausdruck zu geben durch ein Geldopfer, darauf kamen sie nicht, und wenn man sie dazu mahnte, dann war es mit der Rührung bald vorbei. Ich habe es nicht überall so gefunden, und namentlich in meiner gegenwärtigen Gemeinde habe ich liebliche Erfahrungen gemacht, wie auch das Herz eines Landmanns, wenn es sich der Wahrheit erschließt, Blüthen treiben und Früchte entfalten kann, worüber die Engel Gottes sich freuen; aber jene Bauern hatten bei allem äußern Anstand einen kalten, selbstsüchtigen Geist und eine furchtbare Stupidität des innern Lebens, die alles Andringen des Worts an sich vorübergehen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Abencerage.

Nach einer spanischen Geschichte von Fr. P.

Lange hatten die Kämpfe zwischen Saracenen und Christen im südlichen Spanien hin und her gewogt, bis endlich der Besitz der Ungläubigen auf Granada eingeschränkt wurde. Dieses maurische Königreich Granada war ungemein stark bevölkert und ganz bedeckt mit Städten und festen Burgen. Hier waren Ackerbau und Industrie hoch ausgebildet und es herrschte zugleich im Volk ein so ritterlicher Geist, daß der König 100,000 tapfere Krieger in's Feld stellen konnte. Man hatte sich hier von spanischer und maurischer Seite in den Sitten einander ziemlich genähert, daher auch lange im Frieden gelebt. Einigemal schon, zuerst im Jahr 1245, war Granada dem mächtigen Castilien tributpflichtig geworden. 1481 forderten Ferdinand und Isabella vom König Muley einen neuen Tribut. Er antwortete stolz: „in seiner Münze werde nicht mehr Gold, sondern Stahl geprägt." — Da begann der Krieg, zuerst mit wechselndem Glück, bis unter den Fürsten der Mauren innere Streitigkeiten ausbrachen. Da stieg die Verwirrung so hoch, daß ein saracenischer Herr um den andern es fürs wünschenswertheste fand, christlicher Vasall zu werden. Nur in Granada selbst und in dem burgenreichen Gebirgskranze um die Stadt wohnten noch die freiheitsliebendsten Saracenen. Gegen sie rückte ein bunt zusammengewürfeltes Kreuzheer mit einer überwältigenden Artillerie heran, zermalmte die Mauern der Burgen und Städte und führte die Bevölkerung in die Sklaverei. Die Eroberung schritt zwar langsam, aber unaufhaltsam voran; Ferdinand und seine

Gemahlin führten zuletzt 40,000 zu Fuß und 10,000 zu Roß in das herrliche Thal und umzingelten die Hauptstadt Granada. Die Mauren wehrten sich gut und lange und die Zelte der Christen geriethen in Brand. Da ließ Ferdinand seinem Kriegsheer feste Häuser bauen, denn er war entschieden, nicht mehr von der Stelle zu weichen; und so entstand gegenüber der alten Stadt Granada die neue Stadt Santa Fé (der heilige Glaube). Endlich am 2. Juni 1492 unterwarf sich Abdallah dem Sieger.

Um nicht spanischer Unterthan zu werden, wandte er sich zunächst nach den Alpuxarras zurück; oben auf dem Berge Padul beseufzte er das Land, welches er, wie seine Mutter sagte, nicht mannhaft zu vertheidigen gewußt. Dann nahm er seine Zuflucht nach Fez, und die meisten der übrigen Maurenhelden schifften sich mit ihm nach Afrika ein und zerstreuten sich dort. Die Abenceragen, welche nach der ungeschichtlichen Weise der Morgenländer sogar einen Hannibal unter ihren Ahnherrn aufzählten, bauten ihre Hütten in Karthagos Trümmerhaufen, indeß ihre Anhänger in der Nähe der Ruinen eine Colonie bildeten, welche sich noch heutzutage durch ritterliche Sitten und die Milde ihrer Gesetze auszeichnen soll.

Sie alle nahmen ihre Liebe für ihr altes Vaterland mit in die neue Heimat; das Paradies von Granada lebte fort in ihren Liedern, und alle fünf Tage vereinigte man sich in der Moschee, um die Rückkehr in die Alhambra zu erflehen. Vergeblich breitete Afrika seine herrlichen Bäume und köstlichen Früchte, seinen dunkeln, blauen, strahlenden Himmel vor den Verbannten aus; wer ihnen die herrliche Ebene Bagrada pries, dem entgegneten sie seufzend: „O Granada!" Und diesem verzehrenden Heimweh hiengen die Abenceragen am meisten nach; sie hatten freilich auch am meisten verloren, als sie den Schauplatz ihrer Thaten und ihres Muthes verlassen mußten, und da sie es unter ihrer Würde hielten, den Pflug zu führen, oder ein Wüstenleben zu führen, widmeten sich die Söhne dieser Familie meist dem, bei den Arabern so hoch geachteten Beruf des Arztes.

Trat man ein in die ärmliche Hütte, so erblickte man an den Wänden den Schild aus Löwenhaut, in dessen Mitte auf azurblauem Felde das Wappen der Abenceragen: zwei Männer, welche mit einer Keule in die Mauer einer Stadt einzudringen sich mühen, darunter den Wahrspruch der Familie: „Es ist mir ein Geringes!" Daneben hiengen Lanzen mit blau und weißen Wappenschildern verziert, Streithandschuhe von gestepptem Atlas, glänzende Degen und Dolche, manch goldener Steigbügel und reich mit Edelsteinen verziertes Gebiß, manch Degengehänge, welches einst von zarter Fürstin Hand gestickt worden war, und goldene Sporen, welche in glücklicheren Tagen die Braut dem Verlobten angeschnallt, ehe er in die Schlacht zog.

Unter diesen Trophäen des Einst breiteten sich auf langen Tischen die Sammlungen der vereinsamten Gegenwart aus: Pflanzen, gepflückt auf dem Gipfel des Atlas oder in der Wüste Sahara; einige wenige, durch Glücksfall in die Hände ihrer jetzigen Besitzer gekommen, waren in Granada's Ebenen erblüht. Die einen dieser Pflanzen sollten leibliche Krankheiten, andere das Siechthum der Seele heilen; die Fürstensöhne suchten besonders ein Kräutlein, welches das vergebliche Sehnen und Haschen nach dauerndem irdischem Glück stillen könne; aber sie fandens nicht.

So waren 24 Jahre seit Granada's Fall verflossen, und indeß waren 14 Söhne der Abenceragen dem Einflusse des neuen Klima's, der so veränderten Lebensweise und dem Grame erlegen. Die ganze Hoffnung der Familie beruhte noch auf einem einzigen Sprößlinge. In Aben-Hamed vereinigte sich Schönheit, Tapferkeit und Großmuth mit dem Ausdruck stiller Trauer und tiefen Leids, unter dem er hingieng. Als er 22 Jahre alt war, verlor er seinen Vater, und er beschloß nun, unter dem Gewand eines Kräuter suchenden Arztes sich in das Land seiner Väter zu stehlen. Warum er dorthin reise, das blieb sein Geheimniß, auch seiner zärtlich geliebten Mutter gegenüber.

Silberrein und klar lagen nach wenig Tagen die Säulen des Herkules, welche Europa und Afrika scheiden, vor Aben-Hamed, die düstern Spitzen beider Welttheile spiegelten sich in der Fluth. Bald aber erhob sich ein heftiger Sturm und hielt das Schiff mehrere Tage im Hafen von Gibraltar gefangen; die Werke seiner Ahnen traten damit in staunenerregender Größe vor seine Augen. Die Mauren hatten frühe schon den Felsen als ein wichtiges Bollwerk

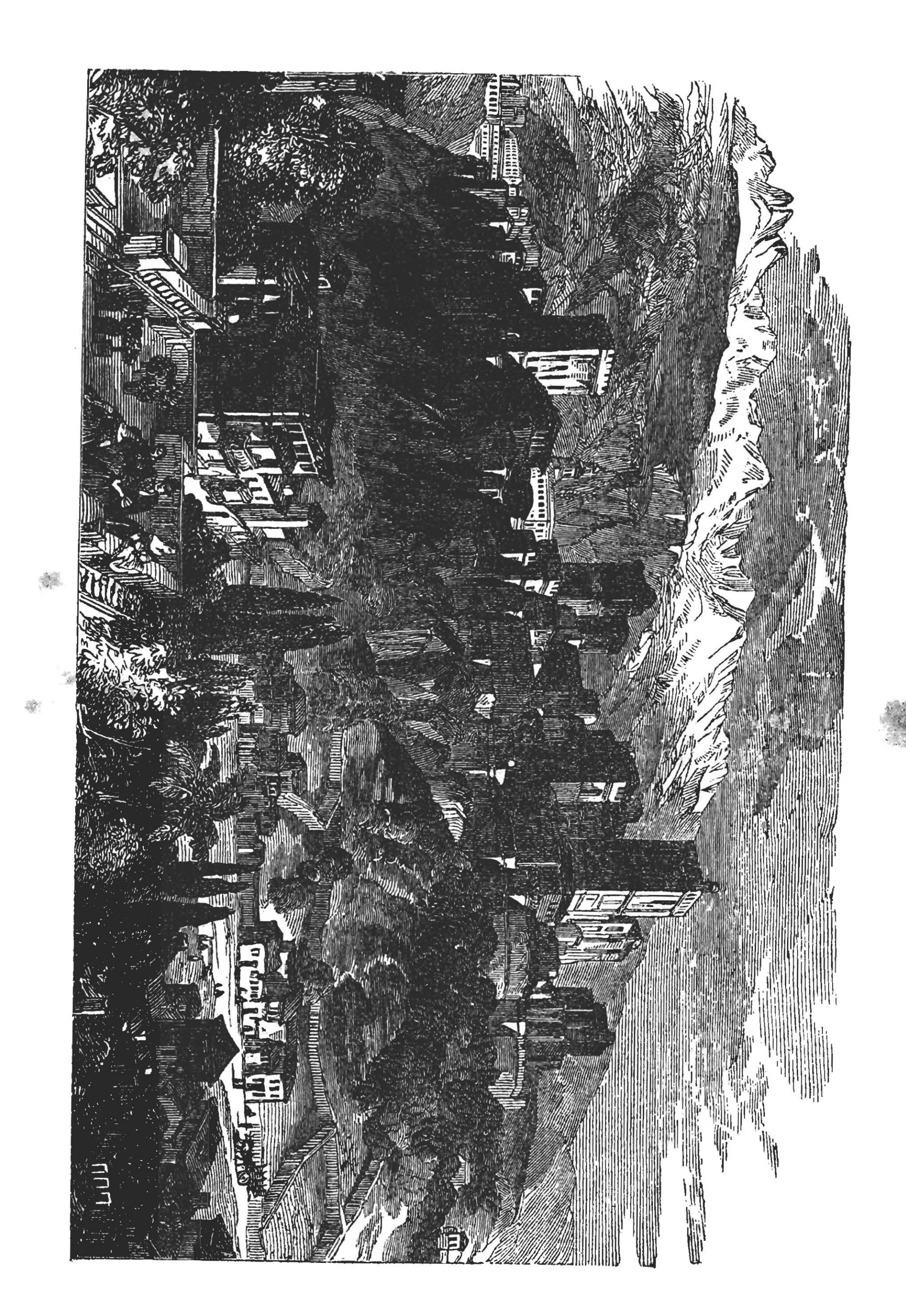
mitten im Meere erkannt und der tapfere Saracenengeneral Tarek baute im achten Jahrhundert das Castell, dessen Reste noch als der Kern der Befestigungen Gibraltars bewundert werden. Mit tiefem Schmerz verglich der Abencerage die Heldenzeiten seiner Vorfahren und die Unthätigkeit, zu welcher er verurtheilt sei. Er besuchte die Höhle, deren zerrissenes Felsendach von Natursäulen wunderbarer Schönheit getragen wird, und ließ sich an Seilen weit hinab in die Tiefe, in welcher noch Niemand Grund gefunden hat. Eine uralte Tradition läßt in dieser Höhle eine unterseeische Verbindung mit Afrika vermuthen, als ob die zahlreichen Affen des Gibraltarfelsens, die oft wie verschwunden scheinen, auf diesem Wege nach Ceuta auswanderten!

Doch eines Morgens lag Malaga vor den Augen der Reisenden. Aben-Hamed war so glücklich, hier, wo ihn nichts hielt, bald einen Maulthiertreiber zu finden, welcher eben die Küste verlassen und das Gebirge passiren wollte. Er achtete nicht der Mühen der beschwerlichen Bergreise, noch der herrlichen Blicke, welche sich oft bei einer neuen Wendung des Weges ihm eröffneten. — Ein langsames Maulthier trug ihn über die Pfade, auf denen seine Ahnen einst auf muthigen Rossen dahingeflogen waren; sein Führer trieb zwei andere Maulthiere, geschmückt mit Glöcklein und bunten Tuchstücken. Darauf durchzog er die langen Haiden und die Palmenwälder des Fürstenthums Murcia; aus dem Alter der Bäume schloß er, daß dieselben von seinen Vätern gepflanzt seien; dort erhob sich ein Thurm, wo während der Kriege zwischen Saracenen und Christen der Wächter gestanden hatte, hier trat eine Ruine von maurischer Bauart hervor, und Aben-Hamed, welcher seinen Schmerz nicht länger zu bemeistern vermochte, stieg ab, als wollte er Pflanzen sammeln, und ließ seinen Gefühlen freien Lauf. Trauernd zog er endlich weiter, indeß sein Führer heitere Liedchen sang oder seinen Maulthieren mit vielen Worten bald drohte, bald schmeichelte.

Die großen Schafheerden, welche die Hirten in den gelben, unfruchtbaren Ebenen waideten, wie die einzelnen Reisenden, welche ihm begegneten, ließen Aben-Hamed die Gegend nur noch trauriger erscheinen; es waren ja fremde, kalte Gesichter auf dem heimatlichen Boden, — von ihrem Gruß verstand er nur die Worte: Gott — Herr — Ritter. Endlich betrat er Granada's Boden, — die prachtvolle Ebene Vega, vorerst das Soto de Roma, das schönste Gehölze der Welt, dessen glänzende Eichen, Castanien, Weißpappeln und Ulmen die Hügel krönen und die reichen Felder beschatten. Dieser prächtige Wald war der Landaufenthalt der maurischen Könige; die überreifen Aehren der Kornfelder zogen sich dazwischen in unendlich langen Streifen gleich goldenen Brücken über den grünen Teppich, welchen die reichste Vegetation, der fruchtbarste Boden gebildet. Die zierlichsten Gruppen von Citronen, Orangen, Granaten, Feigen und Mandelbäumen bedecken die üppig blühende Ebene, die der klare Xenil gleich einem glänzenden Bande durchströmt. Reben ziehen sich gleich Guirlanden in Lauben und Säulengängen geformt, an den hohen in Absätzen emporsteigenden Schwarzpappeln fort, und in Silberpappeln und Eichen vergraben, glänzen Winzerwohnungen und Landhäuser aus dem grünen Meere hervor. Vier Flüsse und unzählige in arabische Kanäle geleitete Gebirgswasser durchziehen diese Vega de Granada, die 30 Stunden im Umfang hat und durch beständigen Ueberfluß an Wasser jenes ewig frische, blühende und glänzende Ansehen erhält, das man in der Ebene von Damaskus so sehr bewundert.

Hinter diesem grünen Sammtteppich, mit seinen majestätischen Felsenmauern, erheben sich in sanftem Ansteigen die unter sich getrennten, von Thälern durchschnittenen eigenthümlichen Berge, die Granada und seine Chalifenburg tragen. Gegen Osten schließt sich der Horizont durch eine breite Wand, die schauerliche Gebirgskette der Sierra Nevada, welche bis über die Alhambra hereinragt, und theilweise mit ewigem Schnee bedeckt ist. Unter dem starren Haupte des Mulahacen trat Granada dem Araber entgegen, und als auch die Alhambra vor ihm auftauchte, da schlug sein Herz so heftig, daß er sein Maulthier anhielt.

Granada liegt auf dem sanft abfallenden Fuße des schönen Helenagebirges, welches einen Ausläufer der Sierra Nevada bildet. Aus zwei finstern Schluchten dieser Sierra stürzen sich der Xenil und Durro hervor, von denen der eine



Gold=, der andere Silberstaub mit sich führt. Nachdem sie den Fuß der beiden Hügel bespült, auf deren Abhang Granada so gebaut ist, daß die Stadt die Form einer halboffnen Granate hat, (daher ihr Name) münden die beiden Flüsse ineinander, um die Vega zu durchströmen. Der wunderbar schöne Anblick wirkt selbst auf diejenigen Reisenden überraschend, welche aus der Ebene von Damaskus kommen. Welch eine Wirkung mußte er erst auf Aben=Hamed ausüben, welcher die Arme über der Brust gekreuzt, stumm neben seinem Maulhier einhergieng! Ueberrascht schaute der Führer nach dem Jüngling, ahnend, daß der Maure das Land als Verbannter wiedersehe, noch ehe Aben=Hamed also zu ihm sprach: „Mögest du glücklich sein, Führer! Verbirg mir die Wahrheit nicht, — was sind das für Thürme, die dort wie Sterne hinter dem Walde glänzen?"

„Es ist die Alhambra!" entgegnete der Führer. — „Und dieß andere Schloß auf dem andern Hügel?" fragte Aben=Hamed.

„Das ist der Generalif, weiter hinten der Albaizin, und näher herzu der röthliche Thurm," antwortete der Führer.

Wie schmerzlich ist es, aus dem Munde eines Fremden sich in der Heimat orientiren zu lassen, von Gleichgültigen die Geschichte der eigenen Familie erzählt zu hören! Der Führer unterbrach das tiefe Sinnen Aben=Hameds mit den Worten: „Vorwärts, Señor Maure. — Gott wollte es so! Fasset Muth! Heutzutage ist selbst Franz I. Gefangener in unsrem Madrid. Gott wollte es!" Er nahm den Hut ab, machte das Zeichen des Kreuzes, und hieb auf seine Maulesel ein. Der Abencerage trieb den seinen gleichfalls an, rief: „So stand es geschrieben!" und immer mehr näherten sie sich Granada.

Vorüber an der Esche, welche durch den Kampf zwischen Musa und dem Großmeister von Calatrava berühmt ist, vorüber an der Kapelle, welche an der Brücke des Xenils von Ferdinand und Isabella errichtet ward, betraten sie die Stadt durch das Thor Elvira, und damit den Stadttheil von rein maurischer Bauart und stiegen in einem Khane ab, welcher von afrikanischen Mauren besucht wurde, wenn sie der Seidehandel in die Vega führte.

Die Heimatluft scheuchte den Schlaf von Aben=Hameds Augen, er stund wieder auf von seinem Lager und irrte in den Straßen seiner Vaterstadt umher, ob er nicht mit den Händen wenigstens eines der Denkmäler seiner Vorfahren erfassen oder beim blassen Scheine des Mondes den Ort erkennen könne, wo die Seinen sich im muntern Spiele des Turniers getummelt oder seine fürstlichen Schwestern, die Krieg und Jammer hingemordet, einst gelustwandelt hatten. Aber alles war stille und Aben=Hamed überkam ein tiefes Gefühl nicht nur von der Vergänglichkeit alles Irdischen, sondern auch eine flüchtige Ahnung von einem bessern Leben, welches auf dieses vergängliche Erdentreiben folge. Doch die sich drängenden Bilder verscheuchten gar bald jeden Blick in eine glücklichere Zukunft, und über Plänen, wie sich die Absicht, welche ihn nach Granada geführt, am besten ausführen lasse, verstrich die Nacht und graute der Morgen. Der Abencerage irrte weit von seinem Khane entfernt in den Vorstädten der Stadt umher und fand sich nicht mehr zurecht. Alles schlief, alle Fenster und Thüren waren geschlossen, nur hin und wieder verkündete das Krähen eines Hahnes in der Wohnung des Armen die Rückkehr der Mühe und Arbeit. Endlich gieng eine Thüre auf und ein junges Mädchen in spanischer Tracht trat heraus, gefolgt von einem Diener, welcher ihr Gebetbuch trug. Zwei in ihre Farben gekleidete Pagen folgten ihr zur benachbarten Kapelle, deren Glöcklein zur Frühmesse läutete.

Aben=Hamed glaubte zu träumen, als sich die glänzendschwarzen, freundlichen Augen auf ihn hefteten, und ebenso überrascht blickte die junge Spanierin ihn an; sie faßte sich aber schnell, näherte sich ihm und sagte: „Señor Maure, Ihr scheinet noch fremd in unsrem Lande zu sein; solltet Ihr verirrt sein?"

„Königin der Blumen," entgegnete Aben=Hamed, „du hast es errathen; inmitten dieser Paläste verirrt, vermag ich den Khan der Mauren nicht wieder aufzufinden. Möge Muhammed deinem Herzen wohl thun und deine Freundlichkeit lohnen!"

„Die Mauren," sagte die Jungfrau, „sind durch ihre Höflichkeit berühmt; indeß bin ich weder die Königin der Blumen, noch mag ich Muhammed befohlen sein. Folge mir, Herr Ritter, ich will euch zum Khan der Mauren führen. Leichten Schrittes geleitete sie Aben=Hamed zu seiner Herberge, wies ihm dieselbe mit der Hand und verschwand hinter einem Palaste.

Freundlichkeit und Wohlwollen in der Stadt zu finden, in welche er mit den bittersten Rachegedanken gekommen war, entwaffnete den Jüngling wunderbar; es war sein heißer Wunsch, seiner freundlichen Führerin noch einmal zu begegnen, aber lange suchte er vergeblich. Da folgte er eines Tages pflanzensuchend dem Laufe des Durro. Er schaute dem Spiele der Wellen zu, wie sie bald muntere Mühlen trieben, bald römische oder maurische Brückenbogen umtosten; aus einem Garten aber drangen zuweilen die Klänge einer Guitarre und des Gesangs herüber zu dem Fremdlinge. Er achtete erst darauf, als er in einem der Lieder eine Romanze erkannte, welche die Geschichte der Abenceragen und der Zegri enthält. Aben=Hamed näherte sich der Terrasse, auf welcher eine Gesellschaft junger Mädchen dem Gesange ihrer Gespielin lauschte, und der Jüngling erkannte in derselben die Jungfrau, welche ihm so freundlich zuerst begegnet war. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, trat er in den Garten ein. „Da kommt ja der Maure!" — mit diesen Worten stellte die Sängerin den Fremden vor, und sagte ihm, daß sie in der Erinnerung an ihn die Romanze gesungen; denn seit sie ihn gesehen, habe sie ein bestimmtes Bild von maurischen Rittern.

Es wäre Aben=Hamed in diesem Augenblick froher Erregung leicht gewesen, zu sagen, daß er der letzte Abencerage sei, aber die Klugheit hieß ihn schweigen. Eben kam auch Donna Blanca's Vater, der Herzog von Santa Fé, und auch ihm ward der Fremdling mit den Worten vorgestellt: „Mein Vater, das ist der Señor Maure, von welchem ich Ihnen sprach, und der mir nun danken will, daß ich ihm den Weg gezeigt."

Der Herzog von Santa Fé war ein Nachkomme des großen Cid von Bivar. Nachdem jenes Helden Nachkommen in so bittere Armuth und Vergessenheit gesunken waren, daß man die Familie erloschen geglaubt hatte, zeichnete sich zur Zeit der Belagerung Granada's einer ihrer Sprößlinge so sehr durch Muth und Tapferkeit aus, daß er nach dem Sturze der Ungläubigen mit vielen ihrer Güter belehnt und zum Herzog von Santa Fé ernannt wurde. Sein einziger Sohn war der Vater Donna Blanca's und ihres älteren Bruders Don Karlos, welcher schon im 14. Lebensjahre Cortez nach Mexiko begleitet und dort den Sturz des Aztekenkönigs miterlebt hatte. Drei Jahre später hatte Don Carlos bei Pavia mitgefochten, darauf war in seiner Familie und auf großen Seereisen die Vergänglichkeit alles Irdischen so vielfach an ihn herangetreten, daß er in den religiösen Ritterorden von Calatrava eintrat und damit trotz aller Bitten seines Vaters auf jede Heirath verzichtete; so war er denn auch gerade eben im Auftrag seines Ordens wieder auf lange Zeit abwesend.

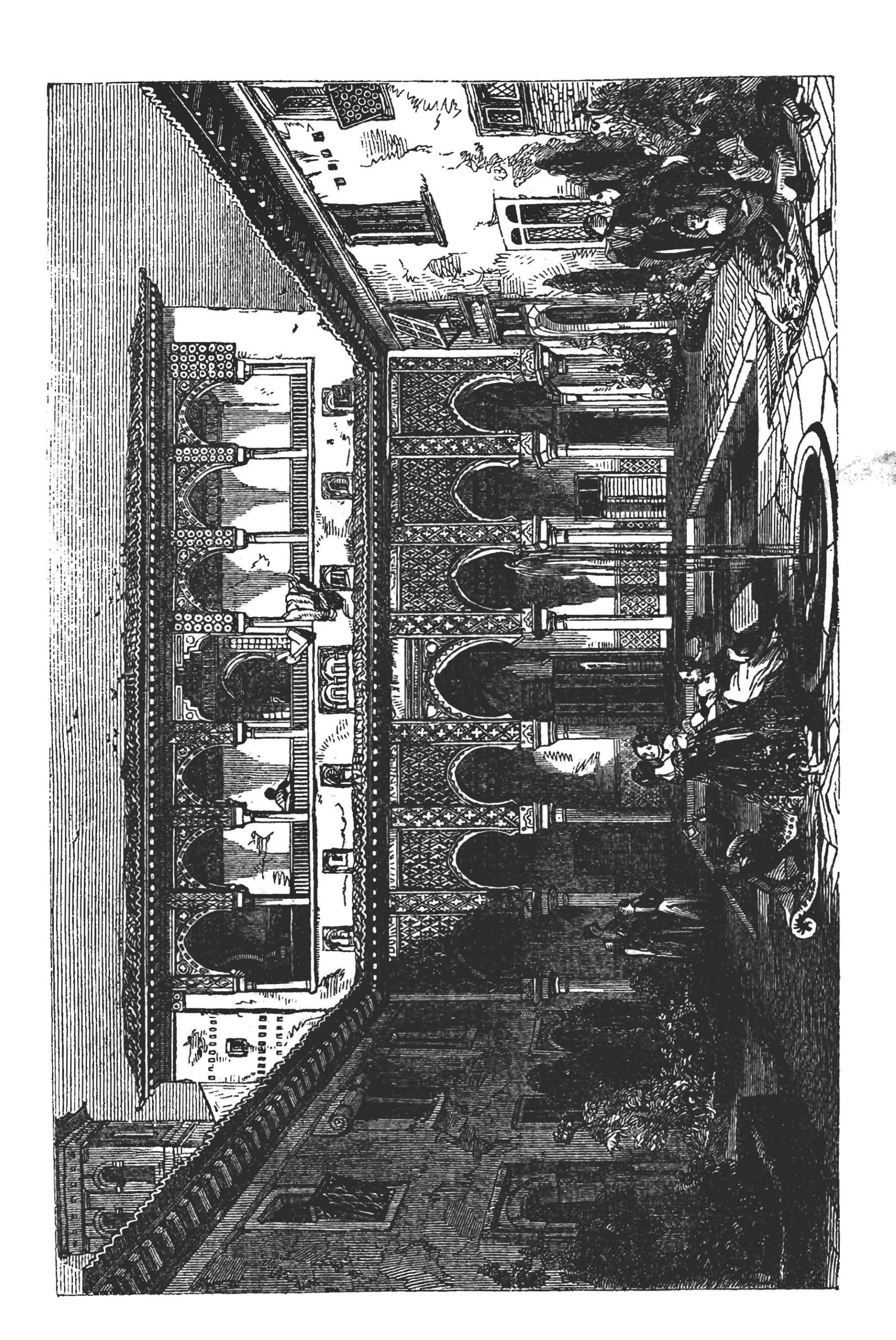
Der Herzog von Santa Fé lud Aben=Hamed ein, den Abend in der Tertulia (Gesellschaft) zu bleiben, frug nach seinem Lande und seiner Familie und fühlte sich so sehr zu dem Fremdling hingezogen, daß er ihn beim Abschied bat, oft wiederzukehren, eine Aufforderung, welcher der Maure mit Freuden folgte.

„Ihr habt die Alhambra noch nicht gesehen," sagte einst Donna Blanca. „Habe ich Euch recht verstanden, so stammt Eure Familie aus Granada, und so werdet Ihr gerne das Schloß Eurer Könige besuchen. Wollt Ihr, so führen wir Euch dorthin."

Aben=Hamed schwur bei seinem Propheten, daß ihm nichts lieber sein könne, und fröhlich traten sie am Abend den Weg dorthin an, Blanca auf weißem Maulthier, das leicht wie ein Reh die Felsen hinanklomm, Aben=Hamed und der Herzog auf stolzen andalusischen Rossen.

Die Wucht der Erinnerungen und Schmerzen stürmte mächtig auf den armen Königssohn ein. Indeß er nun mit blutendem Herzen im Schloß seiner Väter umherstreift, betreten wir das Wunderwerk der Baukunst an der Hand eines Reisenden unsres Jahrhunderts.

Unmittelbar nachdem man die Stadt durch das große Thor verläßt, welches Granada und die Alhambra trennt, und dessen zwanzig Fuß dicke Mauren die jähen Abfälle des Berges stützen, tritt man in den Park, der die Alhambra selbst in zwei Theile scheidet. Breite Gänge mit Rosenspalieren, Ruhebänken und Springquellen ziehen sich über die hügeligen Absätze hin, durch einen dichten, stets Schatten bietenden Wald hoher uralter Platanen, Lorbeerbäume, Castanien und Eichen, die hier gegen ihre Na-



tur fest zusammen stehen, und ihr ansehnliches Contingent zu den natürlichen Laubgallerien stellen. Nachdem man die letzte, steile Höhe im Park hinaufgestiegen, wendet ein Weg links, und durch das hohe Araberthor und seine unbedeckten Gänge gelangt man auf die große Plattform, welche die alte Maurenburg und die castellartig abgeschlossenen Thürme zur Einfassung hat, und einen großen freien Platz mit einer erstaunlichen Aussicht bietet. Links vom Eintritt in diesen Platz stehen zwei hohe, viereckige Thürme, umgeben von dicken unzerstörbaren Mauern aus Backstein und Felskieseln. Der Berg der Alhambra ist ganz isolirt, und von allen Seiten, besonders gegen die Stadt und die nördliche, weit überragende Höhe, worauf der Albaizin und Generalif stehen, steil abfallend. In dichtem Gebüsch reizend versteckt, durch eine schmale Schlucht von der Alhambra getrennt, steht oder hängt das Sommerschloß der Chalifen, und weiter zurück, jenseits des engen Thales, welches sich von der Stadt hineinzieht, erhebt sich das Campo sacro über den Felsen. Ueber die steilen Höhen des jenseitigen Berges, an welchen sich die Stadt hinauf ausbreitet, spannt sich in Form eines Bogens die Saracenenmauer. Das Schloß, welches Karl V. mitten in die Araberbauten hineinfügte, wurde durch Erdbeben beinahe ganz zerstört und begrub die Hälfte des Schlosses unter seinen Trümmern, nur das Sommerquartier der Mauren wurde gerettet. Man betritt dasselbe durch die überaus zierliche Gallerie des Myrtenhofes, deren oberer Säulengang allein von der ganzen Alhambra von außen sichtbar wird. Gleich der Hausfrau, welche den Familienschmuck im sicheren Schrein den lüsternen Blicken entzieht, bargen die kunstschaffenden Chalifen ihr edelstes Kleinod in festen Thürmen und hinter unbezwinglich scheinenden Mauern. Den Myrtenhof selbst betritt man durch eine unscheinbare Pforte. Er enthält ein längliches Bassin, das rings mit Gebüsch leicht und gefällig umgeben ist, und um welches ein Säulengang herumläuft. Die Nischen dieses Vorhofes sind wie überall mit Lasurmosaik ausgelegt und für den orientalischen Zweck des Pantoffelablegens bestimmt. — Die Fußböden und Säulen hier wie in der ganzen Alhambra sind von edlem, weißem Marmor. Die so unnachahmlichen arabischen Bögen ruhen auf leichten Pfeilern, die Wände von durchbrochenem Stucco bilden über den Fenstern und Bögen Blätter und Blumen nach. Verzierungen von arabischen Buchstaben und Sprüchen schlingen sich durch das geschmackvolle Gewebe. Die gewölbten Plafonds sind zum Theil mit den einer Tropfsteinhöhle nachgebildeten herabhängenden Stalaktiten verziert.

Aus einem Thor des Myrtenhofes tritt man durch drei aufeinanderfolgende Bögen in den Löwenhof. Die arabischen Bögen zeichnen sich durch ihre hufeisenartige obere Wölbung aus, und alle Thore sind ohne Thüren, was ihnen ein besonders leichtes Aussehen und dem Ganzen einen Zusammenhang gibt, wie wenn der Palast nur Eine Wohnung ohne alle Absonderung darstellt. Der Löwenhof ist ein längliches Viereck, und hat etwa 120 Fuß Länge und 70 Fuß Breite. Ringsum führen bedeckte Gallerien, deren gewölbtes Dach von 128 weißen Marmorsäulen getragen wird. Der Hof selbst ist offen; zwei elegante Kuppelpavillone reichen auf jeder der schmalen Seiten in den Hof hinein; die Kuppeln derselben stützen sich auf 24 Säulen und ihre Bögen. In solcher Anzahl und Eintheilung tragen sie ungemein zu dem Effekt dieser außerordentlichen Schöpfung bei, und dieser kann vor Zeiten beinahe nicht stärker gewesen sein, da besonders der Löwenhof gut erhalten ist und Gold, Email und Deckenmalerei, sowie das Blau in den Bögen wenig von ihrem einstigen Glanze verloren haben.

Der überall herrschende Ueberfluß an klaren Quellen bringt Leben und Frische in sämmtliche Räume. Vier breite Wege führen nach der Mitte des Patio's, der in ebenso viele Rosen- und Oleanderfelder eingetheilt ist. Wo diese Wege zusammentreffen, steht die große Alabastervase, sechs Fuß im Durchmesser, die auf dem Rücken von 12 wasserspeienden Löwen ruht. Eine hohe, dicke Springquelle erhebt sich über Säulen und Dächer und stürzt als Staub wieder herab. Jene Löwen und Quellen aller Art ergießen in wohlerhaltenem Wasserspiele das erfrischende Element über den ganzen Garten in krystallenen Fächern. Die große Alabastervase ist zwölfseitig und trägt ringsum Inschriften aus dem Koran. Gegenüber dem

Hauptportale führt ein Säulenpavillon in den Gerichtssaal, in welchem die maurischen Fürsten täglich summarische und executive Gewalt übten. Der Saal besteht aus fünf offenen Abtheilungen, goldene Stalaktiten bilden die Kuppel, und sogar die Friese, die Goldverzierungen und gemalten Arabesken, wie die arabischen Sprüche bekunden seine Bestimmung. In der ovalgewölbten Decke der Mittelnische sind 10 Figuren in einer Art Berathung vereint, mit lebhaften Farben gemalt, Kleidung und Physiognomie arabisch und jede die Hand an's Schwert gelegt. Gegen Westen führt aus dem Löwenhof ein großes Thor mit Ovalbögen in den Saal der Schwestern, so genannt von den zwei kolossalen Marmortafeln, welche den Boden des Hauptsaales decken und von denen jede 13 Fuß Länge und 7 Fuß Breite hat. Das Wappen des Erbauers dieses Saales, Muhammed Abu Abdallah, seine Waffenschilde und sein Wahlspruch: „Nur Gott ist Sieger," sind überall an den Wänden in Gold angebracht. Von hier gelangt man durch einen der reichverzierten Bögen auf das Belvedere der Lindaroxa, die rings um den Garten läuft und von 15 arabischen Säulen getragen wird. Der dorthin führende Bogen ist mit zweifachen Festons von vergoldeten Weinreben und Rebenblättern umgeben. In der Mitte desselben ist ein Ajimez, oder arabisches Bogenfenster mit prachtvoll eingelegter Arbeit, der Plafond besteht aus höchst graziösem Gitterwerk. Im Souterrain des Schwestersaales, dem Saal des Geheimnisses findet man ein akustisches Wunder: in den entgegengesetzten Ecken befinden sich Maueröffnungen, die dem Ohre, das sich an die eine legt, laut wiedergibt, was der Mund in die andere flüstert. Aus dem Schwestersaale tritt man in den Saal der Königinnen, dessen Pracht und Reichthum zu beschreiben bisher weder dem Schriftsteller noch dem Maler gelingen wollte; die Photographie müht sich nun, ein treues Bild davon zu geben. Wie im Toilettezimmer der Königin, dem Belvedere, sind auch hier überall unzählige kleine Oeffnungen in den Wänden zum Einströmen von Wohlgerüchen der Spezereien, die außen verbrannt wurden.

Der Thronsaal besteht in einem hohen gleichseitigen Viereck und vereinigt allen Wandschmuck, welcher die Alhambra ziert. Schon der Vorsaal zeigt eine Masse von Schönheit, zu deren wahrem Sitze er uns als bloße Vorhalle führt: Ein hohes Thor mit den sich frei und zierlich selbst tragenden Bögen, Nischen und Höhlen, die Gürtel afrikanischer Schrift, die prächtige Holzschnitzarbeit, die Nischen mit vergoldeten Inschriften, die Lasurtapissericen, immer wieder durchzogen von dem Refrain: „Es ist nur Ein Gott und Muhammed ist sein Prophet." Das vaterländische, theure Lotusblatt, überall hereingeflochten, aber immer neu gestellt zieren beide Säle. Die grandiose Decke des Thronsaales schimmert in den verschiedensten Farben, und versilberte oder vergoldete, mit Elfenbein, Perlmutter und Speckstein ausgelegte Kreisformen stellen in Kronen, Flammen und Gestirnen das Bild des Sternenzeltes dar. Neun Doppelfenster umgeben diesen Prunksaal; sie reichen bis auf den Boden und führen auf Balkone, die auf die schwindelnde Höhe hinausführen. Eine glückliche Vertheilung des Lichtes ließ bei Tage die Strahlen der Sonne auf dem Throne des Herrschers zusammenfallen, und aus den Fenstern schweift der Blick in drei Richtungen über die entzückendsten Partieen der Vega. Es scheint ein Luftbild aus der grünen See der üppigen Flur emporzusteigen, ein Traum aus unbekannter Welt.

Der so oft besungene Generalif liegt auf dem nächstgelegenen, nur durch eine schmale Schlucht getrennten höheren Berge; sein Baumeister schien es sich zur Hauptaufgabe zu machen, nichts zu vergessen was auch die glühendste Hitze erträglich machen kann: natürliche Terrassen mit Springbrunnen reichen schon von unten herauf erquickende Kühle nach den Balkonen, die um den Vorsprung des Bergkammes sich herumziehen und wunderschöne Aussichten bieten. Die offenen Gallerien sind wie in der Alhambra von weißem Marmor. Ein Kanal mit hohen Springbrunnen läuft mitten durch den Garten und über ihn wölbt sich eine Kuppel von Rohrgeflecht, ähnlich einem indischen Tempel, und gleich dem ganzen Garten und Berg mit Rosen von Granada, „den schönsten der Welt," übersät; das Aroma, welches sie hier ausströmen, durchdringt die ganze Atmosphäre. Und immer höher führen die Stufen und Terrassen, und durch überwölbte Laubgänge gelangen wir an eine Treppe, deren

hohe Spaliere von dichtem Weinlaub gebildte sind, und auf deren Geländen offene Röhren von breiten, gehöhlten Lazursteinen die frischen Quellen von den Spitzen des Berges herab in die Bassins lenken. Die Farbenfrische aller Gewächse, die Kühle der Luft, welche durch das viele, rasch bewegte Wasser erzeugt wird, sind unbeschreiblich erquickend. Der Blick ist hier nach drei Seiten hin unbeschränkt und die Lage so hoch, daß man über die ganze Alhambra weg nach der herrlichgrünen Vega hinüber sieht, ja bis zu der Region der Schneeberge, welche gleich einer riesigen weißen Wolke ewig den azurblauen Himmel streifen.

Von diesem Zauberberge, der Alles bietet, was Natur und Kunst Reizendes zu schaffen vermögen, steigt man tief herab in den jähen Abgrund, durch den sich mühsam ein schmaler Fußweg zwingt, der an den hohen Mauern der Alhambra sich hinanzieht. Auf diesem Wege brachten die Chalifen durch eine feste Eisenpforte hindurch ihre Schätze nach dem Generalife.

Wie viel Aben-Hamed von diesem Allem, was wir nun betrachtet, gesehen, wissen wir nicht. Die Nacht sank hernieder; die Freunde fanden sich wieder in einem kleinen Gemach, dessen Pracht alle anderen überbot; das krystallhelle Wasser eines Springbrunnens sprudelte hoch empor bis an die in Gold und Azur gemalte Wölbung der Decke und fiel in ein mächtiges Becken von Alabaster zurück. — Hier waren auf dem weißen Marmor noch die Blutspuren der bei den einstigen Familienzerwürfnissen durch Abdallahs Mißtrauen gemordeten Abenceragen.*) Aben-Hamed kniete nieder und küßte die Spuren. Endlich erhob er sich und sagte: „Der Koran spricht: ‚Vergib dem Unglücklichen, was er an Dir gesündigt hat.‘" Er war tief bewegt; die Freunde giengen noch lange mit einander in den Vorhöfen der Alhambra umher; endlich brach Aben-Hamed das Schweigen.

„Jungfrau," sagte er, „ich bin edlen Geschlechtes, du würdest nicht erniedrigt, wenn du ein Glied meiner Familie würdest. Allah ist mächtig. Muhammed! lehre die Christin deine Gebote, und . . ."

„Schweig." rief Donna Blanca, „du lästerst Gott, — höre mich an! Nie werde ich das Weib eines Ungläubigen und ebensowenig folge ich einem Manne, der um eines Mädchens willen ein Christ würde. Gefällt es aber Gott, dich zum Glauben zu führen, so folge ich dir, wohin es auch sei! Indeß laß uns Freunde bleiben und alles Weitere Gott befehlen!" Aben-Hamed drückte ihr stumm die Hand zum Zeichen des Einverständnisses.

In Granada erwartete ihn die Nachricht, seine Mutter sei dem Tode nahe und wünsche ihn noch zu sehen. Kaum blieb ihm Zeit, seinen Freunden Lebewohl zu sagen und Donna Blanca zu versprechen, in jedem Jahre einige Wochen nach Spanien zu kommen. Seine Mutter war gestorben, als er Afrika's Boden betrat, und an der geliebten Leiche schwand jeder andere Gedanke vor dem heißen Wunsch: „Rache! Rache an denen, die das edle Leben durch Jammer gekürzt!" Aber die Zeit milderte den Schmerz und stillte die Rache, und als das Jahr um war, da streifte Aben-Hamed oft in die Wüste oder auf die Berge. Endlich bestieg er ein Schiff, welches ihn glücklich nach Malaga brachte, wo Blanca mit ihrem Vater des Freundes harrte. Zwei schwarze Sklaven folgten dem Abenceragen, als er die Barke verließ, und brachten vorsichtig ein prachtvoll gefleckte-, arabisches Pferd an's Land; statt des Sattels war ihm das Fell eines Löwen aufgelegt, welches durch eine breite goldene Spange festgehalten wurde. Andere Sklaven brachten einen Korb, darin auf Palmblättern eine Gazelle ruhte, deren schlanker Hals von einer kostbaren Halskette umschlossen war. Das Thier vermochte nach der langen Seereise sich kaum auf den Füßen zu erhalten und schmiegte sich traulich an Blanca an, welche ihm frische Datteln reichte; es war ein fröhliches Wiedersehen. Zusammen giengs nun nach Granada, wo die Wochen rasch enteilten. Noch einmal bat Aben-Hamed: „Werde Muhammedanerin!" und noch einmal sprach Donna Blanca die Hoffnung aus, der Ungläubige werde gläubig werden.

Wieder kam der Tag der Trennung, und wieder nach einem Jahre kehrte der Maure nach Spanien zurück. Donna Blanca war dießmal nicht in Malaga; als Aben-Hamed in Granada einzog, stürzte der Regen vom Himmel und tobte der Sturm. Der Herzog war in Madrid und sein Sohn, der düstere Calatravaritter, trat dem Mauren im Palast entgegen; unter dem rothen Kreuz auf seinem Mantel standen die Worte: „Für das Kreuz und meinen König." „Herr Maure," war der Gruß des Ritters, „die Meinigen haben mir von Euch gesprochen; Ihr sollet von edlem Geschlechte sein, und da König Karl, mein Herr, den Krieg mit Tunis bald beginnen wird, hoffe ich, wir werden uns dort auf dem Feld der Ehre begegnen!"

Aben-Hamed verbeugte sich stumm, begrüßte Donna Blanca, setzte sich nieder und verließ bald wieder die Geschwister. Es waren peinliche Wochen, welche nun folgten. Der Spanier begegnete dem Mauren mit verächtlichem Hasse, und es entgieng Aben-Hamed nicht, daß auch die Geschwister uneins waren und wie viel Donna Blanca darunter litt. Oft war er im Begriffe abzureisen, und doch blieb er immer wieder. Er besuchte selbst die Kirchen, um etwas vom Christenglauben zu hören; aber die todten Ceremonien rührten ihm das Herz nicht.

Einst gab ein Freund des herzoglichen Hofes ein Fest in der Alhambra und Aben-Hamed war auch geladen. Er glaubte nicht ausweichen zu können, und fand sich in dem Saale ein, in welchem seine Vorfahren so oft Tafelrunde gehalten. Nun hiengen an den Wänden die Porträts der Hauptkämpfer gegen die Mauren, und unter dem des Cid hieng König Abdallahs Schwert. Aben-Hamed vermochte den Blick nicht davon abzuwenden, und der feine Gastgeber näherte sich ihm theilnehmend. „Señor Maure," sagte er, „ich bedachte nicht, wie wehthuend Euch diese Trophäen sein müssen. Man verliert einen Degen leicht, hat doch neulich der tapferste König den seinen dem glücklicheren Feinde aushändigen müssen." Aben-Hamed bedeckte sein Gesicht mit dem Ende seines Mantels und sagte: „Ein Mann mag seinen Degen wohl verlieren wie König Franz I. aber nicht wie Abdallah."

Als die Nacht einbrach und Fackeln angezündet wurden, bat die Gesellschaft Don Karlos, von seinen Reisen in Mexiko zu erzählen. Er entsprach der Bitte mit der den Spaniern eigenen pompösen Beredsamkeit und erzählte von Montezumas Unglück, von den Sitten der Amerikaner, von den Wundern der Tapferkeit der castilianischen Ritter, selbst von den Grausamkeiten der Spanier, ohne sie darob zu loben oder zu tadeln. Darauf kam die Reihe des Erzählens an Aben-Hamed und er entwarf ein glänzendes Bild von dem auf den Trümmern Constantinopels neu gegründeten osmanischen Kaiserreich, während Lautrec, der französische Ritter, mit Feuer und Liebe vom Königshofe Franz I. und von dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften in Frankreich sprach, wobei er besonders die Macht des Gesanges hervorhob. Um ein Lied seiner Heimat gebeten, ergriff er eine Guitarre und sang eines der Lieder der Troubadours; und Aben-Hamed mußte ein arabisches Volkslied anstimmen. Nun ward das Instrument Don Karlos gereicht, und dieser, obwohl ihn die Wehmuth des Arabers einen Augenblick bewegt hatte, nahm keinen Anstand, sein Lieblingslied zu singen.

Gen Zamora, wo der König
Eben Hof hielt, mit den Edlen,
Kamen Maurische Gesandte
Zum Rodrigo von Bivar.

Von fünf Königen der Mauren,
Die er einst in Pflicht genommen,
Waren sie die Abgesandten,
Ihm zu reichen den Tribut.

Hundert Pferd, Araber Stammes,
Edle Rosse, drunter zwanzig
Weiße, zart, wie Hermelin,
Zwanzig apfelfarben graue,
Dreißig rothe, dreißig braune,
Allesammt mit reichen Decken
Ueberlegt und stolz gezäumt.

Für Donna Ximene brachten
Reichen Schmuck sie an Juwelen,
Zwei kostbare Hyacinthen;
Auch zwei Kisten Seidenstoffe
Ihren Knappen zur Livrei.

Ehrerbietig, wie Vasallen,
Naheten sie ihrem Leh'nsherrn,
Nannten ihn Gebieter, Cid.

„Freunde," sprach der Cid, „ihr irret!
Wo mein Herr, der König, Hof hält,
Bin ich selber ein Vasall."
„Sagt," erwiederte der König,
„Euren Herren, daß ihr Lehnsherr

*) Man zeigt diese Blutspuren noch heutzutage, es sind jedoch nur die rothen Flecken des Marmors.

Kein Monarch zwar sei, doch leb er
Mit Monarchen. Ich besitze
Nichts, was ich ihm nicht verdanke,
Meinem Feldherrn, eurem Cid."

Also kehrten die Gesandten
Rückwärts, ohne recht zu wissen,
Wer Vasall, wer König sei.

Der Abencerage war bleich geworden beim Namen des Cid. „Dieser Ritter," sagte er, „welcher bei den Christen als die Blüthe der Ritterschaft gilt, heißt bei uns der Schreckliche."

„Seine Großmuth," sagte Don Karlos heftig, „überbot nach seinen Muth, und nur Mauren vermögen den Stammvater meiner Familie zu beschimpfen." „Was sagst du?" rief Aben-Hamed, und schnellte von dem Kissen auf, auf dem er gelegen, „Cid war dein Ahnherr?"

„Sein Blut rollt in meinen Adern," entgegnete Don Karlos, „und ich fühle dieß edle Blut nie mehr, als bei dem Haß gegen die Feinde meines Gottes."

„So gehört Ihr denn der Familie auch jenes Bivars an, welcher bei der Eroberung Granadas das Schloß der Abenceragen zerstört und einen alten Ritter mordete, der seiner Väter Grab beschützen wollte?"

„Maure!" rief Don Karlos wüthend, „ glaubst du, ich lasse mich von dir ins Verhör nehmen? Gehört das Besitzthum jener Familie heutzutage mein, so haben meine Ahnen es sich mit ihrem Blut und ihrer Tapferkeit erkauft!"

„Nur noch ein Wort, Spanier," bat Aben-Hamed, „es blieb uns in der Verbannung unbekannt, daß die Bivars den Titel eines Herzogs von Santa Fé tragen; so konnte ich nicht ahnen, daß der Cid der Ahnherr Eurer Familie sei."

„Eben dem Besieger der Abenceragen ertheilte Ferdinand der Katholische jenen Titel."

Aben-Hamed neigte den Kopf tief auf die Brust und eine Thräne um die andere fiel auf den Dolch an seiner Seite. „Vergebt mir," sagte er endlich, „ich weiß, der Mann soll nicht weinen, und auch meine Thränen werden nicht mehr vor den Augen Anderer fließen, obwohl ich fortan viel weinen werde. Wisset: Ich bin der letzte Abencerage! Der Greis, welchen dein Großvater tödtete, als er das Grab seiner Väter vertheidigte, war der Vater meines Vaters, und der Grund, warum ich das erste Mal Spanien besuchte, war der Durst nach dem Blute eines der Nachkommen jenes Bivar!"

„Der letzte Abencerage!" so flüsterte man rings durch den Saal. „An was kann ich dich als den erkennen, für den du dich ausgibst?" frug Don Karlos bewegt.

„An meiner Stammesart," entgegnete Aben-Hamed, „und hier, wenn es noch etwas bedarf, ist ein Zeichen." Dabei zog er den Erbring der Abenceragen hervor, welchen er an einer goldenen Kette um den Hals trug.

Don Karlos reichte ihm die Hand. „Herr Ritter," sagte er, „ich halte Euch für den wahren Sohn von Königen, und nehme den Kampf an, um deßwillen Ihr nach Spanien gekommen seid. Falle ich, so gehören alle einstigen Güter Eurer Familie hinfort Euch, und werdet Ihr Christ, so werbe ich selbst für Euch um meine Schwester."

Die Versuchung war groß. „Blanca, was soll ich thun?" frug der Abencerage.

„Aben-Hamed!" sagte die Jungfrau, „um meinetwillen sollst du nicht deiner Religion und deiner Familie untreu werden. Laß uns Freunde bleiben, und muthig den Kampf, nicht mit einander, aber mit dem Leben aufnehmen! Kehre nach Afrika zurück."

Aben-Hamed reichte ihr und ihrem Bruder stumm die Hand, und trat noch in der Nacht die Rückreise an. Und die Christin nahm den Kampf mit dem Leben auf. Als sie in hohem Alter unvermählt starb, beweinten Tausende sie als Wohlthäterin und Mutter, und ihre Freunde wußten, wie oft sie sich die glückliche Unglückliche genannt hatte. Ihre reichen Güter vermachte sie nicht der Kirche, sondern dem Wohl der Armen.

Aben-Hamed war nach Mekka gepilgert und hatte dann noch eine Weile in der Hütte getrauert, in welcher alle die Seinen dem Jammer erlegen waren. Sonst erfuhr man nichts von ihm; in der Nähe von Tunis aber zeigt man heutzutage noch ein mit einfachem Steine bedecktes Grab, als die Ruhestätte des letzten Abenceragen.

Vor Zeiten.

(Fortsetzung.)

Die Bildungen der alten oder paläozoischen*) Zeit.

Einmal im Verlauf der Zeiträume, welche zur Bildung der Erde und ihrer Schichten nöthig waren, muß der Zeitpunkt dagewesen sein, da das erste organische Wesen auf der Erdoberfläche durch das Wort des Schöpfers ins Dasein gerufen wurde. Es war ein wichtiger Act, dieses erstmalige Erscheinen eines lebenden Wesens, war es auch zunächst nur eine niedrige Meerpflanze, welche den Reigen eröffnete. Denn es wurde eben damit eine neue Kraft geschaffen, welche in den Gesteinen und den unbelebten Gewässern noch nicht vorhanden gewesen war, ja welche geradezu den in letzteren herrschenden Naturgesetzen bis auf einen gewissen Grad als Gegensatz gegenüber steht. Denn um aus der Kohlensäure der Luft oder des Wassers den Sauerstoff in Freiheit zu setzen, also einen chemischen Vorgang zu bewerkstelligen, welcher das Gegentheil ist von dem wichtigsten Prozeß in der ganzen Chemie, dem Verbrennungs- oder Oxydationsprozeß, dazu gehört eine Kraft, welche kein unorganischer Stoff besitzt. Und nun vollends die Thierwelt! Wenn es denkbar wäre, daß ein Mensch dem allmählichen Werden der Erdrinde und ihrer Bekleidung zugesehen hätte, wie hätte der gestaunt, nun auf einmal große und kleine Wesen sich nach ihrem eigenen Willen regen und bewegen zu sehen, während er zuvor nur die Anziehungskraft der Erde, den Wind, die Strömung der Gewässer und ähnliche Vorgänge und Kräfte als Ursachen der Bewegung auf der Erdoberfläche beobachtet hatte.

Ob wir von jenen Erstlingen der Pflanzen- und Thierwelt die allerältesten und ursprünglichen Formen kennen, wissen wir nicht; oder vielmehr es ist höchst wahrscheinlich, daß wir sie nicht kennen. Wir können deßhalb nur diejenige Stelle in der Aufeinanderfolge der Gesteinsschichten angeben, welche den Anfangspunkt der als solche bekannten, versteinerungsführenden Schichten bezeichnet. Dieser Anfangspunkt hat natürlich nur für den gegenwärtigen Augenblick seine Bedeutung; denn sobald man noch ältere Schichten findet, die ebenfalls Reste von Organismen einschließen, so muß dieser Punkt noch weiter zurück verlegt werden. Noch vor Kurzem hat man den Serpentin und die mit ihm verwandten Felsarten ohne Bedenken dem „azoischen" Urgebirge, also denjenigen Gesteinen, welche keine Reste lebender Wesen einschließen, beigezählt; nun sind aber neuerdings in hieher gehörigen Gesteinen aus verschiedenen Gegenden Amerika's und Europa's eigenthümliche Formen entdeckt worden, die man für Reste eines freilich sehr unvollkommen organisirten organischen Wesens (Eozoon) hält.

Ist somit der Anfangspunkt der Bildungen der alten Zeit ein nach dem jeweiligen Zustand der geologischen Wissenschaft wechselnder, so ist dagegen der Endpunkt derselben um so bestimmter. Man kann freilich bis auf einen gewissen Grad willkürlich die Grenzscheide zwischen der alten und mittleren Zeit hinstellen, wohin man will; haben wir aber einmal ausgesprochen, daß wir diejenigen Schichten, die man unter dem Namen der Dyas zusammenfaßt, noch zu den Bildungen der alten, die Trias dagegen zu denen der mittleren Zeit rechnen wollen, so ist damit die alte Zeit nach dieser Seite hin sehr scharf abgegrenzt und wir wollen nun sehen, welche Beiträge zu der Geschichte jener Periode uns die aus derselben stammenden Gesteinsschichten liefern. Am wichtigsten sind in dieser Beziehung natürlich die versteinerten Reste, und da wir hier zum ersten Mal im Einzelnen auf dieselben zu sprechen kommen, so dürfte es wohl am Orte sein,

*) Vom griech. palaios, alt, und zoon, Thier, lebendes Wesen.

hier einige Worte über den Vorgang des Versteinerns selbst und über die Erhaltung der Formen längst ausgestorbener Geschöpfe einzufügen. Vielleicht ergeht es dem einen oder dem andern Leser ähnlich, wie es mir ergieng, als ich zum ersten Mal Versteinerungen sah; es giengen mir die wunderlichsten Ideen von der Umwandlung eines Thier- oder Pflanzenrestes zu Stein in den Tiefen der Erde durch den Kopf. Daß es sich hier nicht um Verwandlungen handeln kann, wie sie Ovid in seinen Metamorphosen beschreibt, wird wohl von vornherein klar sein; vielmehr geht hiebei Alles mit ganz natürlichen Dingen und noch dazu langsam und deutlich zu.

Wenn man einen Blumenstrauß, einen Krebs oder sonst einen Gegenstand in die heißen kalkhaltigen Wasser des Karlsbader Sprudels legt und dort mit einem Kalküberzug sich bedecken läßt, der zuletzt den ganzen Strauß oder Krebs in eine dicke Kruste einhüllt, so nennt man das manchmal auch einen versteinerten Blumenstrauß, einen versteinerten Krebs. Aber eigentlich ist das doch keine Versteinerung, wenigstens keine Umwandlung in Stein; denn man kann die ganze Kruste wieder abbröckeln und mit dem Einschluß ist keine wesentliche Veränderung der Substanz vorgegangen. Es wäre auch nicht möglich, daß der Versteinerungsprozeß, zu dem bei den eigentlichen Petrefakten viele Jahrhunderte und Jahrtausende nöthig sind, sich hier innerhalb weniger Tage oder Wochen vollzöge. In der That findet man auch in den jüngsten Erdschichten schon keine eigentlichen Versteinerungen mehr; denn die Mammuth- und Höhlenbärknochen, die man aus dem Lehm oder aus den Höhlen des schwäbischen und fränkischen Jura hervorzieht, sind nicht wirklich in Stein verwandelt, petrificirt, sondern sie bestehen noch aus demselben phosphorsauren Kalk, der zu Lebzeiten jener Thiere ihre Substanz ausgemacht hat; höchstens ist die Leimsubstanz, welche die frischen Knochen enthalten, und auch diese öfters nur theilweise, ausgewaschen. Ja, die Schneckenhäuser und Muschelschalen, welche man z. B. bei Paris aus dem dortigen tertiären Grobkalk ausgräbt und welche noch viel älter sind als Mammuth und Höhlenbär, haben großentheils noch ihren schönen Glanz, wenigstens auf der Innenseite, erhalten.

Wollen wir von eigentlichen Versteinerungen reden, so müssen wir etwa an verkieselte Holzstämme, wie sie in unserer schwäbischen Keuperformation vorkommen, oder an die Ammonshörner denken, welche sich in so großer Zahl und Mannigfaltigkeit in den Gesteinen des schwäbischen Jura finden. Nehmen wir z. B. ein solches Ammonshorn oder das Gehäuse einer Muschel und gehen wir von dem Augenblick aus, wo das Thier aus irgend einer Ursache eben verendet ist und jetzt sammt seinem Gehäuse todt auf dem Meeresgrunde liegt. Aus dem Gewässer setzt sich allmählig ein Niederschlag ab und so wird das Thier in den Thon-, Kalk- oder andern Schlamm begraben. Gleichzeitig gehen die weichen Theile nach und nach in Fäulniß und Verwesung über und wir finden deßhalb immer nur das leere Gehäuse von der Gesteinsmasse umschlossen, welche durch allmähliche Erhärtung aus dem Schlamm entstand. Uebrigens bleibt auch von den Vermoderungsproducten der weichen Theile oft, besonders wenn der Schlamm thonig ist, noch etwas in dem letztern zurück; denn der Thon erschwert die rasche Cirkulation des Wassers und damit die alle organischen Substanzen schnell zerstörende Wirkung des in letzterem aufgelösten Sauerstoffgases. Daher kommt es, daß die Gesteine, besonders Kalksteine und Thonschiefer oft durch den letzten Rest der vermoderten Thier- und Pflanzenleiber nicht blos schwarz oder blaugefärbt erscheinen, sondern denselben nicht selten beim Zerschlagen oder Reiben an dem sogenannten „bituminösen," erdpech- oder erdölartigen Geruch erkennen lassen. Der Gehalt der Oelschiefer an Schieferöl verdankt ja seine Entstehung keinem andern Umstande.

Wirklich leer war übrigens das Kalkgehäuse des Muschel- oder Ammonitenthieres nur im Anfang, unmittelbar nach der Verwesung der fleischigen Theile. War es nach einer oder mehreren Seiten hin offen, so drang der Schlamm herein und füllte den innern Raum ganz oder theilweise; ist dagegen der innere Raum, wie dieß bei den Ammoniten der Fall ist, nach außen durch Scheidewände abgeschlossen, so blieben vor der Hand jene inneren Kammerräume noch leer, aber auch nur eine gewisse Zeit lang. — Nicht nur der Schlamm, so lang er den Grund eines Meeres oder süßen Gewässers bildet, sondern auch das Gestein, das längst aus dem Wasser

emporgehoben ist und vielleicht hohe Gebirge zusammensetzt, ist im Innern seiner Masse noch immer mit Wasser durchdrungen, welches, von oben durch den niederfallenden Regen beständig erneuert und von dem Erdinnern angezogen, in rastloser Bewegung der Tiefe zu begriffen ist. Dieses Wasser nimmt überall, wo es lösliche Stoffe findet, solche auf, um sie an andern Stellen wieder abzusetzen; und so kommt es, daß nach und nach auch die kleinen und kleinsten Räume zwischen den einzelnen Partikeln des Kalk-, Sand- oder Thonschlammes immer vollständiger ausgefüllt werden und der Schlamm in ein weiches Gestein, dieses in eine immer festere und festere Felsmasse sich umwandelt. Auch die Muschelschalen sind nicht undurchdringlich für diese Feuchtigkeit; diese gelangt deßhalb sammt den Substanzen, welche sie im aufgelösten Zustand mit sich führt, sozusagen filtrirt durch die Schale, in das Innere des Gehäuses und hier werden jene im Wasser gelösten Mineralstoffe nicht selten in prächtigen Krystalldrusen abgesetzt. Man findet Bergkrystall, Schwerspath, Cölestin, vor allem Kalkspath oder kohlensauren Kalk in den schönsten Krystallen, welche die inneren Wände der Gehäuse, besonders der Ammonshörner auskleiden. Zuletzt füllen sich aber die innern Hohlräume vollständig aus und was im Leben ein leichtes luftiges Schneckenhaus war, das findet man in den Gesteinen, wenn der Hammer des Geognosten es herausschlägt, als schweren massiven Körper. Um so vollkommener und bequemer lassen sich aber jetzt die Formen studiren, besonders wenn man die Schale selbst absprengt und den Abguß des inneren Hohlraums nun als sogenannten Steinkern erhält. Besonders schön sind diese Steinkerne, wenn sie aus Schwefelkies bestehen, einem schweren metallglänzenden Mineral von der Farbe des Messings, welches freilich nicht als solches in der Feuchtigkeit enthalten war, die es im Innern des Kalkgehäuses absetzte, sondern erst im Moment der Abscheidung aus dem Wasser durch chemische Umsetzung aus den im Wasser gelösten Stoffen entstand.

Wir sind aber noch nicht zu Ende mit der Entstehungsgeschichte der Versteinerungen. Denn bis jetzt haben wir noch immer keine eigentlichen Petrefakten, sondern nur Abgüsse der innern Form entstehen sehen. Der letzte und hauptsächlichste Act bei der wirklichen Versteinerung ist nämlich der, daß nach der äußern und innern Umhüllung die Schalensubstanz selbst, aus der das Gehäuse besteht, durch die Feuchtigkeit allmählich aufgelöst und gleichzeitig neue Substanz an deren Stelle abgesetzt wird. So entstehen z. B. aus ursprünglichen Kalkschalen Versteinerungen, die aus Kieselerde gebildet, „verkieselt" sind u. s. w. Dabei ist es aber natürlich, daß man das Wort Versteinerung nicht immer im buchstäblichen Sinn verstehen kann; denn man sieht es oft einem solchen Rest nicht an, ob er wirklich und vollständig versteinert ist; vielmehr stehen die meisten organischen Reste, die man findet, auf irgend einer Stufe der Umänderung, welche wir soeben in ihren einzelnen Stadien beschrieben haben; und dennoch nennt man im Allgemeinen alle mit einander Versteinerungen. Und was wir speciell von Muschel- und andern Schalen gesagt haben, das gilt in entsprechender Weise auch von den Knochen und Zähnen der höheren Thiere, von den Pflanzenstämmen u. s. f. Nur widerstehen manche Theile, wie besonders die Zähne der Wirbelthiere wegen ihrer kompakten Beschaffenheit viel länger als andere der verändernden Wirkung der Feuchtigkeit, so daß jene Schichten, die man wegen der Häufigkeit der darin liegenden Knochen, Zähne, Fischschuppen u. dgl. bonebeds (engl. = Beinbette) oder Knochenlager nennt, selbst wenn sie aus sehr alter Zeit stammen, noch immer reich genug sind an phosphorsaurem Kalk, dem Hauptbestandtheil der Knochen und Zähne, um als werthvolles Düngmittel gleich dem Guano oder Knochenmehl dienen zu können. Auf der andern Seite lassen solche Reste, welche ein lockeres Gewebe und zugleich einen geringeren Gehalt an Mineralstoffen (sogenannten Aschenbestandtheilen) besitzen, eine besonders vollkommene Umwandlung in eine fremde Steinmasse zu, wie namentlich die Pflanzenstämme, welche, vollständig in Quarz (Kieselerde) umgewandelt, öfters noch eben so vollkommen ihre Jahresringe, ja die einzelnen Zellen und Gefäße erkennen lassen, wie im lebenden Zustand, nur daß die letzteren jetzt nicht mehr hohl, sondern von Quarzsubstanz erfüllt sind.

Aber wir sind viel zu weit vorausgeeilt und

haben von Thieren und Pflanzen und deren Resten gesprochen, an deren Lebenszeit wir noch lange nicht kommen. Wir kehren zurück zu dem Augenblick, da der erste Organismus, jedenfalls eine Pflanze, das Licht der Welt erblickte oder wenigstens unter dem Einfluß des Lichtes, das die Erde bestrahlte, anfieng die neuen Kräfte zu entwickeln, die der Schöpfer in ihn gelegt hatte. Wie gesagt, die ersten Organismen kennen wir ohne Zweifel noch nicht; wir können aber vermuthen, daß sie niedrig organisirte Geschöpfe waren; denn aus dem ganzen ersten Abschnitt der alten oder paläozoischen Zeit kennen wir fast keine andere als niedrige meerbewohnende Pflanzen und, wie wir schon oben ausgeführt haben, offenbart sich auch in der Reihenfolge der Geschöpfe, wie uns dieselben aus den Erfahrungen der Geologie und Paläontologie bekannt sind, jenes Grundgesetz, welches wie in der Natur, so auch im Reich des Geistes erkannt wird, daß alles Große und Herrliche einen kleinen und unscheinbaren Anfang nimmt.

Ueberschaut man die ganze Reihe von Thierformen, welche man in den vier Abtheilungen der Bildungen der alten Zeit findet, nämlich

1) in der Silurformation,
2) in der Devonformation,
3) in der Steinkohlenformation,
4) in der Dyasformation,

und vergleicht man diese Geschöpfe mit der heutigen Thierwelt, so bemerkt man fast durch alle Thierklassen hindurch einen auffallenden Unterschied. Von Säugethieren und Vögeln ist vom Anfang bis zum Ende der ganzen Periode noch keine Spur gefunden worden; die Reptilien erscheinen erst in der zweiten Hälfte der hieher gehörigen Bildungen und zwar in Formen, die sich kaum in die Ordnungen der heutigen Reptilien einfügen lassen. Auch die Fische fehlen wenigstens bis jetzt noch in der untersten Abtheilung (der Silurformation); und unter den ersten Fischen, welche in der zweiten (devonischen) Formation auftreten, findet man so abenteuerliche Gestalten, daß man nach der Vorstellung, welche man sich gewöhnlich und nach den heutigen Formen von dieser Wirbelthierklasse macht, sie nicht hieher zählen, eher für eine Art von Mittelform zwischen Fischen und andern Thierklassen erklären würde. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Gliederthieren; gleich in den untersten petrefaktenführenden Schichten kommt eine Krebsform zum Vorschein, die in der untern Hälfte der Bildungen der alten Zeit einen enormen Reichthum der mannigfaltigsten Gestalten entwickelt; aber weder in den späteren Formationen noch in der heutigen Welt findet man auch nur annähernde Formen, so daß man sie nur in einem weiteren Sinn den heutigen Krebsthieren beizählen kann. Am meisten noch schließen sich die Weich- und Strahlthiere an die späteren Repräsentanten ihrer Klassen an, wiewohl auch unter ihnen viele Formen der alten Zeit und ihren Formationen eigenthümlich sind.

Während in den ältesten Schichten unserer Periode die Pflanzenbevölkerung ausschließlich dem Meere angehört, so treten in der zweiten (devonischen) Formation vereinzelte Landpflanzen auf, die sodann in der Steinkohlenzeit eine so überaus wichtige Rolle spielen.

Eine Art von Entwicklung vom Niedern zum Höheren, nicht blos in der Pflanzen- und Thierwelt, sondern auch in der übrigen Natur, kann man nicht verkennen bei der Betrachtung dessen, was die vier einzelnen Abtheilungen der Bildungen der alten Zeit umschließen. Den Anfang macht eine fast ausschließliche Meeresbevölkerung, woraus man schließt, daß zur Zeit der ersten Organismen der größte Theil der Erdoberfläche noch gleichmäßig mit Wasser und zwar mit Meerwasser bedeckt war. Nach und nach stellen sich mehr und mehr auch Angehörige der süßen Gewässer und des festen Landes ein, und hiemit ist der Anfang gemacht zu der Verschiedenheit der climatischen Verhältnisse in verschiedenen Gegenden der Erde.

Und nun betrachten wir die einzelnen Formationen!

(Fortsetzung folgt.)

Auf den Strand.

„Da ist sie, Herr! Gerade über jenem Punkt. Und sie kommt heran mit dem Hintertheil voran. In einer halben Stunde ist sie auf dem Bunksand, oder ich will ein Holländer heißen."

Ein Britte war's, der mir das sagte, dort am Ufer von Baythorpe, ein alter wettergebräunter Matrose, dessen Theerhut im schauerlichen Winde beständig die spärlichen grauen Locken peitschte, die ihm um den Nacken spielten.

Der Abend kam heran, als plötzlich ein schwacher Lichtstrahl mir den Punkt zeigte, auf den des Seemanns Auge unverrückt gerichtet war. Wie ferner Donner traf mich der Schall des Kanonenschusses, und schon standen wohl Hunderte am sturmgepeitschten Strande, unbekümmert um den Regen und Gischt, der uns in's Gesicht schlug. „Ein Dreimaster ist's!" hatte man durch's ganze Dorf vernommen.

Stranden ist ein schwaches Wort für den Binnenländer; aber was bedeutet es? Das edle Schiff kämpfend im gebrochenen Wasser, jetzt tief im Wellentrog, jetzt korkähnlich auf die weißen Säume steigend, und dann ein Stoß, daß es unbeweglich scheint; ein Zittern und Beben durch Balken und Planken; dann Mast um Mast am Deck abgeknickt, wie dürre Zweiglein vom todten Stamm; mächtige Taue wie angebrannter Bindfaden reißend; und das festgebannte Fahrzeug wieder gelüpft und auf den Sand gestoßen, und wieder, bis es in der Mitte zerbricht; Tonnen und Tonnen Wassers über das Deck gewaschen; ein wilder Hilferuf und dann das Ufer mit Scheitern, Fässern und Leichnamen bestreut, mit denen die Wogen spielen, jetzt auf den Sand werfend, dann wieder zurückziehend, was sie einmal als ihr Eigenthum zu betrachten scheinen.

„Sie hörten das Signal?" fragte mich der alte Seemann. — Ich nickte.

„Hier wieder eins!" fuhr er fort, und ich hörte einen dumpfen Knall, — „Sie sehen sie doch jetzt?"

Ich hatte keine seegewohnten Augen, und mit dem blendenden Flugwasser, das uns gerade in's Gesicht getrieben wurde, ließ sich ein ferner Gegenstand nur schwer unterscheiden. Doch sah ich jetzt einen dunkeln Punkt in den siedenden Wellen, und mich schauderte beim Gedanken an die Mannschaft.

„Sie muß heran, 's hilft nichts," sagte der Mann „und dort wird sie feststecken"; und damit deutete er auf eine Stelle, wo die Wogen am heftigsten zu kämpfen schienen — „noch eine Viertelstunde, und dann genade ihnen Gott der HErr. Amen". Sprach's und nahm ehrerbietig den klapsenden Theerhut vom Haupte, während der Sturm die grauen Lockenreste zerzauste.

„Ist keine Aussicht für sie da?" schrie ich ihm zu. Er schüttelte den Kopf: „Blutwenig; außer die Jungens bringen das Rettungsboot herab. Aber wer wird hinaus wollen?"

Es sah einem verzweifelten Wagestück gleich, ein Boot in eine solche See stechen zu lassen; ich wußte nichts zu sagen, hielt die Hände über die Augen und starrte in die See hinaus.

Bum! knallte ein weiteres Signal zu uns herüber; und da der Schleier von Gischt sich eben einen Augenblick klärte, sah ich nur 500 Schritte vom Land einen großen Dreimaster. Er senkte sich gerade von einem Wellengipfel, so daß ich das Verdeck überschauen konnte, wie es mit Menschen wimmelte. „Gott helfe ihnen," seufzte ich.

„Amen!" sagte der Alte. — „Hurrah" rief die Zuschauermasse; denn eben kam das Rettungsboot mit zwei starken Pferden angefahren, während ein tüchtiger Schuß vom Schiff zu sagen schien: „Schnell oder nimmer!"

Mit verdoppelter Macht heulte — nach kur-

zer Unterbrechung — der Sturm um unsere Köpfe und schmiß mir den salzigen Gischt in's Gesicht, daß mir's fast in's Fleisch zu schneiden schien. „Die fahren nicht zu ihr hinaus," schrie mir der Alte in die Ohren; dann packte er mich am Arm: „Sieh dort; sie greifen nach einem Strohhalm; ein Boot voll — ah, jetzt auf der Rollwelle dort."

Ich sah wirklich ein kleines Boot, und eine mächtige Welle umschlang es, bis ich nichts mehr sah. — „Hin!", sagte der Alte, „ich wußte es; nichts könnte in diesem Sturme sich durchschlagen."

„Wir wollen an's Rettungsboot, und sehen ob es in See sticht", sagte ich, aber der Alte schaute angestrengt in die See hinaus.

„Da, wie ich sagte", schrie er heiser, „gerade an dem Fleck. Sie sitzt". Und über dem Geheul des Sturms drang mächtig an uns ein Krachen und Weheruf, der mir in stürmischer Nacht noch jetzt durch alle Nerven dringt, mitten im Binnenlande.

„Jetzt oder nie!" sagte der Greis, indem er rasch zum Wagen hinabschritt, auf dem das Rettungsboot stand, umgeben von Männern, an welche sich flehende Weiber hängten.

Hatte die See schon von unserem höheren Standpunkt aus einen fürchterlichen Anblick dargeboten, so sah sie noch viel gräßlicher aus, wo wir jetzt standen, zunächst der tosenden Brandung. Das Rettungsboot abzustoßen schien rein unmöglich; so dachten augenscheinlich auch die Männer, die es umstanden. Ein stämmiger Matrose schrie: „Kameraden, ich bin bereit, wenn ihr geht", ohne daß eine Antwort darauf folgte.

Eben erhob sich über den Nebel ein blaues Licht, als steige ein matter Stern über die Gewässer; noch bewegte sich keine Hand. Plötzlich aber ergriff mich der Alte am Arm und bat: „Helfen Sie mir hinauf, Herr!" und ehe ich recht wußte, was er wollte, war er mit meinem Beistand in's Boot gestiegen. „Nun denn, Jungens!" schrie er mächtig, „ich halt's nicht aus! Macht etwas Platz und laßt einige von den Alten herein!"

Der Zauber war gebrochen. Die Weiber wurden rasch auf die Seite gedrückt, und eine Bootmannschaft hatte sich zusammengefunden, unter lautem Wehklagen der Frauen und Mädchen, die händeringend am Ufer hin und her rannten.

„Hurrah dem alten Marks!" jubelte eine Stimme hinter mir, und alles Volk stimmte ein. Die Ruder waren befestigt, und der Greis faßte das Steuerruder und stand da, den Rettungsgürtel um den Leib befestigt, der Hut fortgeblasen, er selbst fest wie ein Held.

„Nun, alle fertig?" schrie er. „Nein, noch nicht", erscholl's und zwei Männer flogen vom Boot herab, zogen ihre Rettungsgürtel aus, warfen sie hin und sprangen die Sandbank hinauf, wo sie verschwanden.

„Zwei weitere!" herrschte der alte Marks; etliche Augenblicke regte sich keine Seele; dann aber liefen zwei Jünglinge dem Boote zu, verfolgt von einem riesigen älteren Mann.

„Haltet sie zurück," rief er: „Knaben, ihr dürft nicht gehen." Er traf sie am Boot, eben da sie hineinstiegen, und suchte sie zu packen. Aber auch er wurde von vier kräftigen Armen gepackt, und die zwei letztgekommenen waren in einer halben Minute gewappnet für den Todeskampf, der ihnen bevorstand.

„Laßt mich," rief wüthend der alte Vater; aber er wurde festgehalten, bis das Zeichen gegeben war, der Wagen im rechten Moment rückwärts hinabgestoßen und mit einem wilden Hurrah das Rettungsboot in die Wellen geworfen wurde.

Gerade in dem Augenblick, da es seinen Wagen verließ, stieß ein Nebenmann heftig gegen mich; ich sah ihn noch, wie er die Bootseite packte, dann blendete mich wieder das Flugwasser, jetzt aber steigt der Kahn über eine Welle und dann verschwindet er in Nacht und Nebel. Neben mir stand der Vater; er meinte, ich habe eine Frage an ihn gerichtet, und rief mir zu: „Ueber siebzig Jahre, Herr. Alter Kriegsschiffsmann; war in manchem Sturm, aber der ist zu arg."

Er war arg in der That; seit vielen Jahren hatte man keinen ähnlichen an der Küste erlebt. Manches Auge schaute hinaus in das Dunkel, man schüttelte die Köpfe und schrie einander in die Ohren.

Es schien mir eine unerträglich lange Pause, in der jeder Ton des kreischenden Windes so oder so gedeutet wurde, bis plötzlich Alles zusammen jauchzte: „Da kommt's"; noch eine Minute und der Steuermann hatte die Ruderschläge so fein berechnet, daß das schwerbeladene Boot auf der Spitze einer Riesenwelle richtig hergeschoben wurde, wo zwanzig willige Hände es an den Seiten ergreifen und stracks auf den Sand hinaufschalten konnten. Fünfzehn zitternde halbertränkte Mitmenschen wurden herausgehoben und in die Häuser getragen und geleitet.

„Frisch, meine Jungen", schrie der alte Marks, „hinauf mit ihr auf den Wagen und dann wieder hinaus!" Das Boot war bald wieder auf dem Schleppwagen und jeder an seinem Posten. Der Vater jener beiden Jünglinge nahm seinen Platz neben dem greisen Steuermann ein, den er gern ersetzt hätte; aber kein Zureden vermochte Marks zu einem Tausche zu bewegen.

Unter lautem Zujauchzen ging's wieder in die Brandung hinein, die den schwachen Kahn im Nu umkräuselte, als wollte sie ihn verschlingen. Bald war er in der schwarzen Nacht verschwunden.

Um Alles nicht hätte ich den Platz jetzt verlassen können. Ein düsteres Licht erhob sich auf der Bank; man hatte Stroh gebracht und angezündet, und getrockneten Seetang und Holzstücke drauf gehäuft, so daß die Flamme bald die ganze wilde Scene beleuchtete. Die meisten schauten gierig nach der Richtung hin, von wo das Rettungsboot kommen mußte.

Ein Ruf: „Da kommt's" — aber er geht in einen verzweifelnden Jammerschrei über; denn das Boot kommt mit der breiten Seite heran, kämpft noch einen Augenblick und wird, umgeworfen, mit dem Kiel nach oben, auf den Sand geschmettert.

Alles stürzt in die Brandung, den ringenden Männern heraus zu helfen. Hier kriechen einige heraus, dort zieht man sie hervor; die Unterströmung saugt mehrere zurück, aber die Rettungsgürtel tragen sie empor; zuletzt bringt man doch, mehr oder weniger verletzt, alle an's Ufer; doch drei werden bewußtlos in's Dorf getragen.

Ich hörte nun, wie etwa auf dem halben Wege zum Schiff des Steuermanns Ruder zerbrach und das Boot in den Trog der Wellen sank; wie man kämpfte, es zurecht zu bringen und zwei weitere Ruder entzwei schnappten; eine überstürzende Welle wusch zwei Männer von ihren Sitzen; doch gewannen sie ihre Plätze wieder, aber Todesangst machte jetzt die Leitung des Boots unmöglich; der alte Steuermann gab wohl den Takt an, allein die Mannschaft ruderte, von Furcht überwältigt, auf Gerathewohl! —

Und schon zeigte die lodernde Flamme, wie der ganze Strand mit Wrackstücken bestreut wurde. Sparren, Balken, Fässer und Planken, mit Tauen verstrickt, wurden in den Sand gestoßen und gerührt; und zweimal zog man was heraus und trug es fort, was mich durch und durch erschütterte. —

Herzmüde und gebrochen wandte ich mich endlich ab und fragte, wo die Bootmannschaft sei und wer am meisten mitgenommen scheine. Da vernahm ich zu meinem Leidwesen, daß der alte Marks der einzige schwer Verletzte sei. Ich fand bald das Häuschen im Dorf, wo man ihn niedergelegt hatte, und setzte mich an sein Bett. Er war bei sich, ganz ruhig, aber merkwürdig verändert in den Gesichtszügen. Er lächelte, als er mich erkannte, flüsterte: „Ist sie in Stücke gegangen?" und wischte dann das Blut von seinen Lippen.

„Ich fürchte, ja! Der Strand ist mit Wrack bedeckt."

„Ich wußte es" keuchte er. „Arme Dinger! Wie viele haben wir gelandet?"

Ich sagte ihm: „Fünfzehn." — Er ächzte: „nicht genug, nicht genug!"

„Aber", sagte ich, „es war eine kühne That, und ohne das Mißgeschick hättet ihr noch mehr gerettet. Wo sind Sie verletzt? doch nicht gefährlich?"

„Gefährlich?" flüsterte er, wehmüthig lächelnd. „Nein. Ich bin allein getroffen, und meine Zeit ist alle, schon vier Jahre drüber. Gefährlich ist das nicht."

„Wo sind Sie verletzt?" fragte ich.

„Die Rippen alle eingestoßen," flüsterte er; „ich kam unter den Rand des Boots, und so ist's aus. Ich sah es den Augen des Doktors ab." Ein Blutstrom unterbrach seine Rede, und ich wagte nicht, ihm einen Trost einzusprechen, der mir nicht von Herzen gieng. Fast eine halbe Stunde lag er mit geschlossenen Augen da;

dann flüsterte er: „Es ist recht so, eine alte Theerjacke kann nicht besser sterben, als im Thun ihrer Pflicht. Ich erwartete es kaum mehr, ist mir aber lieb so. Wünschte nur, es wären mehr gewesen."

„Mehr was?" sagte ich.

„Mehr Gerettete! Sehen Sie, ich war oft im Treffen, und der Himmel allein weiß, wie Vielen ich den Garaus gemacht habe. Da wünschte ich gern, mehr gerettet als niedergemacht zu haben. Es könnte der schlimmen Wagschale aufhelfen."

„Nun, jenes geschah ja auch im Weg der Pflicht."

„Pflicht! ach! freilich Pflicht," fuhr er fort. „Ich suchte sie zu thun, wenn es galt, Leben zu retten. Aber bitten Sie doch die fünfzehn, für den alten Mann ein Gebet aufsteigen zu lassen. Ich bin halt ein alter Matrose, und an meinem Leben ist nichts zu rühmen."

„Haben Sie keine Verwandte, keine Freunde, die Sie noch sehen möchten?"

„Weit weg, — weit weg," erwiederte er und schüttelte schmerzlich den Kopf, „und einige warten auf mich. Verlassen Sie mich nicht, Herr!"

Ich versprach ihm, zu bleiben, sagte ihm einige Sprüche vor, und betete an seinem Bette. Er athmete schwer und schien meist betäubt, stöhnte zu Zeiten und bewegte den Kopf auf dem Kissen, murmelte auch einzelne gebrochene Worte. Der Sturm ließ nach. Um drei Uhr zog ich den Vorhang vom Fenster und schaute auf die See, die noch gewaltig kochte; über ihr aber war alles mild und ruhig, ein dünnes Wölkchen segelte gerade über den hellen Mond. Fast träumend schaute ich an den heitern Himmel hinauf, verwundert über den raschen Wechsel, als mich eine laute Stimme erschreckte, die ausrief: „Morgenwache. Nur den Mond hereingelassen!"

Zitternd befolgte ich die Weisung des sterbenden Seemanns, der aufrecht im Bett saß. „Hörst du's?" sagte er, meine Hand ergreifend, „man pfeift mir zu meiner ewigen Wache. Aufgepaßt! Brandung vornen! Es geht an's Jenseitsufer. Das alte Schiff steckt fest und berstet in Stücke. Adieu, Kameraden, noch ein nasses Bad und kurzer Kampf, und Hoffnung im Herzen! Frisch durch die Brandung! Da rauschen die dunkeln Wasser heran, blendend und betäubend, aber vorwärts! Genad uns Gott! ich fahre auf den Strand."

Einige Minuten saß ich wie festgebannt; des Greisen Auge leuchtete, als er zum mondhellten Himmel ausschaute. Laut verklang sein letztes Wort; dann sank er auf das Kissen zurück, das jetzt mit seinem Herzblut sich färbte. Ich wußte, daß auch seine Lebensbarke nun „strandete," und der Doppelsinn des Wortes bewegte mich zu heißem Gebet für ihn und mich. Freilich, zuletzt geht's auf den Strand; alles zerstückt und verloren, was auf der Fahrt von Gütern erworben ward! — Wenn nur die lang herumgetriebene Seele durchkommt, selig an's sichere Ufer!

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

April 1867.



Im Frühling.

Von Juven.

Frühlingslüfte weh'n; „es werde!"
Ruft der Herr vom Himmelszelt;
Holden Schmuck empfängt die Erde,
Neu vom Sonnenlicht erhellt.
Schau, wie glänzt sie neubekleidet
Auf den Höhen und im Thal,
Gleich der Braut, die sich bereitet
Auf den Gang zum Hochzeitssaal.

Rasch aus dunkler Grabeshülle
Ringt die Knospe sich empor,
Und in wunderbarer Fülle
Prangt der üpp'ge Blumenflor.
Ja, es steht gleich einem Tempel
Weithin die Natur geschmückt,
Drauf der König seinen Stempel
Majestätisch eingedrückt.

Und beim Feste darf nicht fehlen
Eine muntre Sängerschaar;
Horch! sie bringt aus tausend Kehlen
Gott ein Lob mit Freuden dar.
Eh' vom Thurm die Morgenglocken
Hallen das Gefild entlang,
Singt das Vöglein mit Frohlocken
Seinen hellen Festgesang.

Ich bin auch zum Fest geladen,
Neu ertönt der Liebe Ruf:
„Rüste dich am Tag der Gnaden
Für den Herrn, der dich erschuf!"
Ja, das Alte soll vergehen,
Schwinden alle Todesspur
Und mit Christo soll erstehen
Eine neue Kreatur.

Ein Vikarsleben.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Ich habe wenig bemerkenswerthe Erfahrungen in der kurzen, kaum siebenmonatlichen Amtszeit zu J. gemacht. Die wichtigste, aber auch traurigste war die, daß ich keine gläubige Seele fand, und daß, wie ich mit schwerem Herzen bekennen muß, so weit meine Erfahrung reicht,

auch keine ernste Erweckung während meiner Zeit vorkam. An dem Zustande der Gemeinde machte ich auf's überzeugendste die Erfahrung, daß kein Mensch etwas werth ist ohne die Wiedergeburt, daß sie alle das Ihre suchen, nicht nach Gott fragen; daß es für den natürlichen Verstand fast einleuchtend wurde, wie es unmöglich sei, in solcher Verfassung für den Himmel, die Gemeinschaft des heiligen Gottes tüchtig zu sein; ja, daß auch unter diesen Menschen allen nicht Einer sei, der den Himmel wirklich begehre. — Sie hätten alle ohne Ausnahme gern darauf verzichtet, auch die Aermsten, wenn sie unter dieser Bedingung hätten ewig hier bleiben können. Und dem gegenüber, wie gewaltig und einleuchtend erschien die Nothwendigkeit der Wiedergeburt, die das Alles ändert, die den Geist in seinem Dichten und Trachten umwandelt, daß er sich nach seinem Gott sehnt, geheiligt und gottähnlich wird, daß ihm der Himmel als sein Vaterland, die Erde als eine große Fremde vorkommt. Und wer hat je eine solche Wiedergeburt bis zur seligen Gewißheit des Heils zu Stande gebracht als der Name des Herrn Jesu?

Warum ließen sie sich denn nicht zur Wiedergeburt bringen, da sie doch zur Kirche kamen und die Mahnung dazu immerdar hörten? Warum kam nicht ein einziger von innen gedrängt zu mir mit der Frage: „was muß ich thun, daß ich selig werde?" Es war mir unbegreiflich, aber ich lernte daraus: es liegt an Gottes Erbarmen. Es fehlt das göttliche Licht, die Energie des sich Aufraffens; die Wiedergeburt ist eben eine zweite Schöpfung, ein Auferstehen von den Todten. Das Stürmen, Drängen und Treiben ist mir damals vergangen. Ich habe schon da, wenn auch mit Seufzen und Schmerzen gelernt, langsam gehen, und nicht nach jeder Predigt ein Pfingstfest zu erwarten. Ich habe es mir oft sagen müssen: „wer ist hier, der helfen kann? Das bist du Herr alleine."

Und die Kraft des Lebens, das aus der Wiedergeburt hervorgeht, leuchtete sie aus mir selbst hervor, in einem klaren, heiligen, gottseligen Wandel? Das Licht, welches ich den Leuten anpries in dem Angesicht Jesu Christi, warf es seine Strahlen aus meinem Leben, daß sie es sehen, und, wenn auch mit Widerstreben, sagen mußten: „Ja, es ist eine Gotteskraft, die er predigt, es ist Uebereinstimmung in Wort und Leben, es ist die Kraft der Ueberzeugung?" Ich schweige, denn mir ist wohl bewußt, wie ich oft und vielfach gesündigt, wie das alte Leben in mir sich in trauriger Weise mächtig erwies; wie eine freundliche Einladung, ein gesellschaftliches Beisammensitzen, eine heitere Unterhaltung bei einem Glase Wein in den Häusern der Vornehmeren mich nur zu oft in Stricke und Netze verwickelte, aus denen schwer zu entrinnen war.

Am schwierigsten war die Stellung denen gegenüber, die nicht offen und frei mit der Sprache herausrückten, die alle Achtung vor dem Amt an den Tag legten, und denen man doch abfühlte, daß sie für ihre Person in keiner Weise etwas begehrten und nöthig hatten von dem Inhalt meiner Zeugnisse, weder Mahnung noch Warnung, weder Trost noch Erweckung. Da hatte man gut reden von der Nothwendigkeit der Bekehrung, von dem Ernst der Buße, von der Freundlichkeit Gottes, und wie er in seinem Sohne die Welt geliebt. Ehrlich gestanden, ich hatte von den Meisten das Gefühl, sie glaubten gar nicht mehr an den realen Inhalt dieser Zeugnisse; und diejenigen behielten Recht, die da sprechen von einem Massenabfall in der Christenheit. Der Materialismus der Zeit war in schreckenerregender Weise vorgeschritten bis in die geringsten Schichten des Volks, das Gefühl fleischlicher Sicherheit, das sich in jenen langen Friedensjahren über den Völkern gelagert, erstickte auch die ewigen Bedürfnisse; und mit der zum Ersticken bangen Frage: „Was ist dein einiger Trost im Leben und Sterben?" verschwand auch mehr und mehr das lebendige Bewußtsein, in dem Glauben an die Antwort zu stehen, welche auf diese hochwichtige Frage gegeben ist.

Von dieser trostlosen Glaubenslosigkeit war auch der Bauernstand ergriffen, der gerade fette Jahre gehabt hatte. Gar mancher kleine Bauer war allgemach zum Gutsbesitzer geworden. Der Schweiß und die Mühe brachten was ein. Der Mammon wanderte in vielen harten Thalern in die Tasche der Landleute. Mit ihm auch eine böse Geldliebe, welche in häßlichen, oft schmutzigen Geiz ausartete. Der Bauer, welcher sonst noch einen natürlichen Zug von Erbarmen und

Theilnahme gegen fremde Noth besitzt, wurde hartherzig und gefühllos; der Werth, den selbst die geringsten Erzeugnisse der Landwirthschaft erreichten, brachte ihn bald dazu, selbst mit diesen geringsten Dingen zu kargen. Die Bettler, die sonst wohl mit großen Stücken Brodes, Eiern, Speck 2c. reichlich beschenkt von den Höfen abzogen, wurden allmählich unwillig und barsch abgewiesen; der Bauer wußte, daß ihm jedes Ei sechs Pfenninge einbrachte, daß ihm ein gemästetes Schwein ein ansehnliches Kapital auswarf, falls er es verkaufte. Also wurden oft Schweine aus Habsucht verkauft, die sonst für die eigene Haushaltung bestimmt waren. Ja, ich habe es vielfach erlebt, daß wohlstehende Landleute, von der Habgier getrieben, in den gesegnetsten Zeiten armseliger lebten als in früheren Jahren. Damit aber gieng wunderlicher Weise eine lächerliche, oft maßlose Putzsucht Hand in Hand. In diesem Stücke wollte der Bauer zeigen, was er könne; die städtischen Moden wurden alle mitgemacht; die Bauernfrauen und Mädchen erschienen in aufgedonnerten Hüten, in Sammt und Seide; und dieß war nicht der geringste Grund, warum gerade sie noch am fleißigsten in der Kirche erschienen. Was ließ sich unter solchen Umständen von den Zeugnissen des Evangeliums erwarten unter einer Volksmasse, die sammt und sonders, wie nie zuvor, mit ehernen Banden am Zeitlichen hieng? Sie setzten dem Worte freilich nach wie vor nicht gerade Widerstand entgegen, aber Niemand war auch gefühlloser, träger, gleichgiltiger dagegen geworden, und so wenig sie es wagten, sich offen gegen die biblische Wahrheit zu empören, so leicht war es doch, sich die persönliche Feindschaft und den Grimm der Leute durch ein nacktes und ungeschminktes Zeugniß gegen den Wucher, den Molochsdienst des Goldklumpens u. s. w. zuzuziehen. Ach, es ist ein trauriges Arbeitsfeld, wo's so steht. Um so schlimmer in diesem Fall, wenn solche, mitten im schnödesten Mammonsdienst steckende Leute ihren ewigen Bedürfnissen, daran die Mahnung gerade im Bauernstande doch nicht ganz erstickt werden kann, auf die alleräußerlichste Weise zu genügen wähnen, indem sie ihren Platz in der Kirche einnehmen, jährlich zum Abendmahl gehen, den Pfarrer in Krankheitsfällen, aber Notabene, nur wenns schlimm steht und der Tod droht, herbeiholen 2c. O, wie bittere, herbe Stunden werden dem Pfarrer, der die Seelen seiner Gemeinde sucht, durch diesen Stumpfsinn bereitet!

Fast, möchte man sagen, läßt es sich besser und leichter umgehen mit den offenen Widersachern der Wahrheit, mit den Kindern des Trotzes, den Verächtern, die sich noch dazu brüsten, es zu sein. Da kann man doch mit der Schärfe des Schwertes dreinschlagen, da kann man einen offenen Kampf führen, für die Ehre des Herrn eintreten, und den Leuten in's Gesicht sagen: du gehst verloren, wenn du diesen Weg weiter wandelst. Ich habe es immer gefunden, daß dem erklärten Feinde des Herrn gegenüber die Scheu verschwindet, der Muth wächst, und das rechte Wort einem gegeben wird. Und gar oft erweist sich dann der Widersacher als ein schwacher Feind, der scheinbar Trotzige als ein Feigling; oder das ernste Wort trifft und schlägt ein, und der Gegner muß vor der göttlichen Wahrheit die Waffen strecken.

So gab es Personen in der Gemeinde, die auch mir gegenüber ihres Unglaubens keinen Hehl hatten; und da in letzter Zeit viel gelehrte Bücher in die Welt gegangen waren, welche die Behauptungen des Unglaubens haarklein, schwarz auf weiß bewiesen, auch eine nicht geringe Zahl von Predigern ziemlich unverholen dieselbe Sprache auf die Kanzeln brachte, so meinten diese Leute, es sei ein Zeichen fortgeschrittener Bildung und geistiger Nüchternheit, die Sprache des Unglaubens zu reden. Während nun Viele sich damit begnügten, nach der Weise des Rationalismus zu sagen: „der Glaube an den dreieinigen Gott ist Vielgötterei; Christus war ein Mensch, wenn auch von Gott gesandt, der h. Geist ist eine göttliche Kraft, nur eine Mittheilung göttlicher Gesinnung an die Menschen" — gieng Einer doch so weit, mir mit eiserner Ruhe und freundlichstem Lächeln im Gesicht kurz und rund zu erklären, es gebe keinen Gott; was wir so nennten, sei die Ausgeburt menschlicher Phantasie, die, indem sie sich einen Gott setze und ihn anbete, nur sich selbst vergöttere. Nur die Furcht, die Noth, die Bedrängniß des Lebens greife nach diesem Gott der Phantasie; das Bedürfniß der Anbetung und Anrufung Gottes höre auf, sobald der Mensch sich vollkommen glückselig,

behaglich und frei auf Erden fühle. Auf meine Frage, ob er denn einen solchen Zustand kenne oder für möglich halte, meinte er unbedenklich ja. Ein gesunder, geistig begabter, im Besitz aller erforderlichen Mittel stehender Mensch, den dabei nirgendwo der Schuh drücke, empfänglich für die verschiedensten Arten sinnlich feiner Genüsse, hinreichend weise, nicht durch Uebermaß sich zu schädigen, — ein solcher Mensch würde gar nicht den Einfall haben, eines Gottes zu bedürfen. Ich erwiederte ihm, daß mir ein solcher Mensch noch nicht bekannt geworden, daß aber, falls es wirklich einen solchen Menschen gäbe, derselbe doppelte, tausendfache Ursache habe, gerade seinem Gott, der ihn also geschaffen und begnadigt, zu danken. Solch ein Mensch sei doch ein Wunder der Schöpfung, es müsse doch mehr noch, wie bei allen Wundern der natürlichen Schöpfung, gefragt werden, woher denn ein Solcher sein Dasein habe. Jeder Mensch, er möge so hoch oder niedrig stehen, wie er wolle, sei schon in seiner bloßen Erscheinung ein Wunder Gottes. Ob er noch nie darüber nachgedacht? Ohne sein Wissen und Wollen sei er in's Dasein getreten, nicht als ein Baum, als eine Pflanze, nicht als ein Thier, sondern als ein selbstbewußtes, vernünftiges Wesen, das Gutes und Böses wohl zu unterscheiden wisse, ja das den Begriff und Gedanken des höchsten Gottes und Schöpfers zu fassen wisse, möge er ihn nun verwerfen oder annehmen. Gerade dieses Vermögen, sich einen Gott vorzustellen in seiner Wirklichkeit, und dabei das unbestrittene Bedürfniß unter allen Völkern, dieß zu thun, deute mit zwingender Nothwendigkeit auf eine ursprüngliche Selbstoffenbarung des höchsten Gottes an die Menschen, der sich selbst nicht unbezeugt gelassen, wie wir dieß auch in der heiligen Schrift ausdrücklich bestätigt fänden (Röm. 1, 19—20.). Aber gerade solche Menschen, wie er sie schildere und sich nur denke, gebe es unter Denen, die im lebendigen Glauben an den einen wahren, lebendigen Gott ständen, und dieß nicht nur in heitern und sonnenhellen Tagen, sondern auch in Trübsal, in den Tagen des schwersten Leids, wo die Wasser bis an die Seele giengen, ja selbst in Todesnoth. Paulus z. B. sei ein solcher, der diese herrliche Stellung besitze, sie unter allen Umständen bewahre und bezeuge: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Hohes noch Tiefes, Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt mich scheiden kann von der Liebe Gottes in Christo Jesu." Und: „Ich kann beides, satt sein und hungrig sein, beides, übrig haben und Mangel leiden," was doch ein unendlich höherer Standpunkt sei als der, ich möchte fast sagen, thierische, in guten Tagen heiter und lustig sein und nicht nach Gott fragen. Und noch gewaltiger trete der Vorzug wahrer Christen in den Worten Pauli hervor, die 2 Kor. 6, 9. 10. geschrieben stehen. Da nenne er sich einen Lebendigen, selbst im Tode, einen Bürger selbst mitten in der Fremdlingschaft, einen Fröhlichen inmitten jeder Trauer, einen unaussprechlich Reichen, obwohl arm nach den Begriffen dieser Erde. Und alles das nur in Kraft des ihn selig machenden Glaubens an den wahren, dreieinigen Gott. Der Grund aller Glaubensscheu sei nur die Sünde, das böse Gewissen, das sich wie Adam vor Gott verberge; man leugne den lebendigen Gott, obwohl man von Spuren seiner Wunder allenthalben umgeben sei.

Aber ich machte hier die Erfahrung, daß es inmitten der Christenheit wirklich Menschen gibt, todt in wissentlichem Unglauben und Verstocktheit des Sinnes. Er wies Alles zurück mit der kalten Bemerkung: „Das ist Alles für mich nicht überzeugend. Ich glaube an keinen Gott. Der Gott Ihrer Bibel ist für mich nichts weiter als ein erfundener Gott. Ich fürchte mich auch nicht vor ihm, weil ich nicht glaube, daß er ist. Vor einigen Jahren fuhr ich von M. nach H.; es saßen ein paar Damen mit mir im Coupé. Es waren „Fromme," wie ich aus ihren Reden bald merkte. Sie sprachen von den Gefahren der Eisenbahn und daß man bei solchen Fahrten allen Grund habe, sich dem göttlichen Schutz zu befehlen. Ich hörte sie eine Zeitlang an, und lachte zuweilen zu solch kindischen Reden. Als sie dadurch veranlaßt wurden mit Ermahnungen in mich zu dringen, ja mir endlich sogar einen Traktat anboten, wurde ich ungeduldig und sagte den frommen Damen: „ich glaube nicht an Ihren Gott; das sind Mährchen! Ich habe dergleichen längst abgeschüttelt. Ich fürchte Ihren Gott so wenig, daß ich ihn hiermit herausfordere mich auf dieser Fahrt vor Ankunft in Hannover

zu vernichten." Ein lauter Schrei des Schreckens entfuhr den Damen, und auf der nächsten Station verlangten sie, in ein anderes Coupé gesetzt zu werden, da sie ohne Zweifel fürchteten, mit dem Gottesleugner zusammen von einem Blitzstrahl des Himmels zerschmettert zu werden. Ich aber kam wohlbehalten in H. an und lachte beim Aussteigen die beiden entsetzten Fräulein noch aus."

„Woran dachten Sie denn eigentlich bei jenem gotteslästerlichen Ausruf," fragte ich meinerseits den armseligen Prahlhans, denn so erschien er mir nun in seinen vermessenen, thörichten Reden. Es war doch eine so nahe liegende Möglichkeit, daß Sie und Ihre ganze Reisegesellschaft ein Unglück gehabt hätten. Woher konnten Sie denn nur die lächerliche Verwegenheit haben, so das Unglück herauszufordern, von dem man so oft auf Eisenbahnen hört?" — „Ja, an einen Eisenbahnunfall dachte ich gerade nicht," war die eigentlich närrische Antwort; „mir schwebte nur etwa ein Schlaganfall oder so etwas vor; und ich fühlte in meinem vollen Gesundheitsbewußtsein, daß ich bis dahin nicht unwohl werden, noch weniger sterben könnte." So sprach dieser Narr zu mir, und mir wurde durch diesen Einen in der That die Nichtigkeit und Lächerlichkeit aller theoretischen und praktischen Vertreter des Unglaubens klar vor Augen gestellt. Es ist das Auflehnen des Wurms, der jeden Augenblick zertreten werden kann, gegen den, der ihn geschaffen hat; und nichts anders als ein krampfhaftes, ohnmächtiges Aufschlagen des Wurms gegen den Fuß dessen, der ihn tödtet, ist das Leugnen des Frevlers, der seinen Gott nicht in seinen Werken erkennt, nicht einmal in dem Dasein seiner eigenen Person.

Es schien aber, als wenn die Langmuth Gottes gerade diesem Spötter kurz nachher hätte Gelegenheit geben wollen, an seine Brust zu schlagen mit dem Ruf: „Gott sei mir Sünder gnädig." Es lebte in dem Dorfe ein Arzt, der in vertrauten Verhältnissen zu jenem Kaufmann stand. Derselbe ritt eines Tages aus und kam nicht wieder. Statt seiner kam das Pferd allein gegen Abend in's Dorf gerannt und blieb vor der Hausthüre stehen. Die Frau des Arztes stand gerade am Fenster und schrie laut auf, als sie das leere Pferd vor der Thüre stehen sah. Eilends sandte man Boten in der Richtung des Weges aus, den der Vermißte vermuthlich genommen, und fand ihn beim Licht der Laterne ohnmächtig inmitten eines Waldweges im Grase liegen. Er war vom Schlage gerührt vom Pferde geglitten und wurde, ein erbarmungswürdiger Anblick, leblos nach Hause getragen. Es war in meiner Nachbarschaft, und ich gieng, sobald ich nach meiner Rückkehr von einem Gang erfuhr, was sich zugetragen, eilends in das Haus des Doktors. Dort traf ich die Frau des Unglücklichen in trostlosem, verzweifeltem Zustande an seinem Bette sitzen, weinend und schluchzend über den bevorstehenden Verlust ihres Ernährers, ihrer einzigen Stütze im Leben, wie sie sagte. Im Bette lag der vom Schlage Gerührte noch steif und unbeweglich, die Augen starr nach der Stubendecke gerichtet, noch lebend, aber nicht im Stande, durch irgend ein Zeichen zu verstehen zu geben, daß er höre, was zu ihm geredet war. Bange und verzagt, ebenso hoffnungslos war der Ausdruck dieses Angesichtes. Man hatte den vollen Eindruck: das ist die Frucht des Unglaubens, der auch hier gehaust; wo man keinen Gott und keinen Erlöser hat, fehlt auch im Unglück der getroste Muth. Dem Bette gegenüber, am Fenster, stand sichtbar verlegen über meinen Eintritt, der Freund des Doktors, jener Kaufmann. Er war gerade bei der Frau desselben, als man ihren Gatten in dem geschilderten Zustande hereintrug. Dieses Zusammentreffen im Angesicht des scheinbar Todten, vom Schlage Getroffenen, überwältigte mich. Ich gedachte der gotteslästerlichen Reden des Mannes, von einer innern Stimme getrieben trat ich vor ihn hin, schaute ihm ernst und fest in's Auge und sprach: „vor wenig Tagen haben Sie sich vor mir Ihres Unglaubens gerühmt. Sie haben mir erzählt, wie Sie die Langmuth des barmherzigen Gottes mit lästerlichen Reden herausgefordert, wie Sie ihn frevelhaft beschworen, daß er Sie verderbe, Sie durch den Schlag rühre, zum Beweise, daß kein Gott sei. Er hat es nicht gethan, er hat Sie damals in Ihren Sünden nicht vor seinen Richterstuhl fordern wollen. Er hat Sie angesehen, daß Sie ein Wurm sind, und dazu blind, wie die Nacht. Jetzt aber hat er Ihnen ein Zeichen gegeben, und in seiner Langmuth

dasselbe Zeichen, das Sie damals frevelhaft gefordert, — an Ihrem Freunde. Er liegt vor Ihnen, vom Schlage gerührt. In vollem Leben ist er hinausgeeilt und mitten in diesem vollen Leben hat ihn die Hand des Höchsten getroffen. Wollen Sie noch fortfahren in ihrem jammervollen Unglauben, der Sie, wie Sie jetzt vor Augen sehen, im Stich läßt zur dunklen Zeit, im Angesicht des Todes?" Der Mann war tief erschüttert. Eine Ahnung von dem Ernst der Ewigkeit, von der Gegenwart dessen, vor dem Erde und Himmel zergehen, schien über ihn zu kommen. Ich sah, wie er unwillkürlich die Hände faltete und nur die Worte hervorbrachte: „Ja, ich fühle es, ich armer Wurm habe damals zu sehr gepocht." Ob die erschütternde Scene einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht, ob er sich im Stillen vor dem gebeugt hat, vor dem er nur Staub und Asche war; ob ihn die dämmernde Erkenntniß des Allmächtigen, der Zug des Vaters zum Sohne geführt — ich weiß es nicht. Offenbar ist es nicht geworden. Er hat es aber, während der noch übrigen Zeit meines Verweilens in J., nie mehr gewagt auch nur ein spottendes Wort zu sagen. Der Arzt, welcher in jenen Tagen noch nicht in die Ewigkeit gerufen wurde, sondern sein Leben noch einige Monate hindurch kümmerlich hinschleppte, schien empfänglicher für die Wahrheit geworden, auch seine Frau, auf die jene Stunde einen tiefen Eindruck gemacht und die seitdem mit großer Theilnahme meinen Hinweisungen auf den alleinigen Tröster lauschte.

Noch zwei andere Persönlichkeiten tauchen aus jenen Tagen lebhaft in meinem Gedächtniß auf. Die Eine war der Kirchmeister der Gemeinde, die andere ein heruntergekommener Kaufmann, der endlich ein elendes Ende fand.

Der Kirchmeister, ein Fabrikherr von sehr guter Familie, war eine eigenthümliche Erscheinung. Von Person klein, schmächtig, fast unansehnlich, mit einer ziemlich auffallenden Nase, war er doch im höchsten Grade beweglich und lebhaft. Er fiel mir sogleich bei seinem ersten Morgenbesuche in Gesellschaft des übrigen Kirchenvorstandes auf. Höchst artig und fein, sprach er sichtbar erfreut sich über meine Ankunft aus. Eine Einladung brachte mich bald in nähere Verbindung mit seinem Hause. Er war seit lange Wittwer. Seine Fabrik reizend gelegen, sein Haus wunderschön eingerichtet, fast überladen mit Kunstwerken, Gemälden, Antiken aller Art. Sein Garten, parkartig angelegt, wimmelte von Statuen, Monumenten, Grotten, Tempelchen u. dgl. Im Hofe, den eine Säulenreihe von antiken Formen umgab, sah man kleine Cascaden und Springbrunnen plätschern, die ihr Wasser durch die Maschinen der Fabrik erhielten. Einige Drathkäfige mit ausgesuchten Exemplaren von Geflügel, Fasanen, Perlhühnern, Papageien rc. vervollständigten das bunte Bild, das von einer offenen Sommerhalle des Hauses aus gesehen, einen wunderbaren, malerischen und doch bei alledem überladenen Effekt machte. Er gefiel sich darin, Hecken von allerlei sonderbaren Formen zu ziehen, die Garten und Park künstlerisch umschloßen, und deren Instandhaltung ungeheure Mühe kostete. Alle Räume des Hauses hiengen voll feiner Kupferstiche, Oelgemälde rc. Auf allen Tischen, Schränken, Consolen standen wundersame Nippsachen oder kleine Antiken. Alles aber in alterthümlichem, nichts weniger als modernen Geschmack. In diesem Hause, merkte man wohl, waltete ein unruhiger, friedeloser Geist, der ein unbefriedigtes Gemüth zur Ruhe zu bringen sich bemühte durch ein immer wechselndes Kaleidoscop der verschiedensten, buntesten Bilder, denn nicht lange genügte dem Manne eine vielleicht heute getroffene Anordnung. Fortwährend wurden die Bilder und andere Kunstgegenstände in den Räumen des Hauses vermehrt, verändert, anders gruppirt; fortwährend wurden auch die Anlagen draußen verwandelt, nach neuen Ideen und Planen, wie sie in dem Kopfe des Besitzers wechselten. An dem Geschäfte selbst hatte der Mann ganz und gar keine Freude. Man konnte ihn überall auf seinem Besitzthum finden, nur nicht im Bureau oder in der Fabrik. Da mußte Alles gehen, so gut es konnte. Es war offenbar, dieser ruhelose Geist war nicht zu seinem rechten Berufe gekommen. Er war bei aller Wohlhabenheit doch auf die gewissenhafte Ueberwachung seines Geschäfts angewiesen, und da er diese vernachläßigte, so nahm die Sache endlich, lange nach meiner Entfernung, ein trauriges Ende. Er hätte ein Künstler werden oder wenigstens einem wissenschaftlichen Berufe in seiner Jugend zugewandt werden müssen.

Da dieß nicht geschehen, ist er an seinem ästhetischen Zuge zu Grunde gegangen.

Ich gewann merkwürdiger Weise sehr bald seine ganze Zuneigung, rührend ist es mir, wie er dieselbe noch lange nach der Lösung meines amtlichen Verhältnisses zu der Gemeinde mir bewahrte und auf verschiedene Weise kund that. Nach jeder Predigt meinte er, ich habe eine Erholung nöthig, und lud mich unfehlbar ein, sie bei ihm zu suchen. Er übernahm es, überall bei den evangelischen Elementen in der Umgegend meine Person einzuführen. Er hat mich nach allen Seiten, oft bei Fußmärschen bis drei Stunden weit, mit den Geistlichen und hervorragenden evangelischen Familien bekannt gemacht. Auf diesen Touren scheute er nicht Wind noch Wetter, oft sind wir in Winternächten nach Mitternacht im tiefsten Schmutz, in Regen oder Schnee nach Hause gekommen. Er gieng dabei leicht gekleidet, ohne Schutz seiner Füße wacker durch; mich hat er oft ausgelacht, wenn ich mit Ueberschuhen mich mühsam durch den Koth schleppte, dieselben oft stecken ließ und dann auf dem Stock in traurigem Aufzug nachtragen mußte; eine sonderlich ergötzliche Scene aber war es, als mir einst bei einer solchen nächtlichen Wanderung ein heftiger Windstoß den langen Cylinder vom Kopf riß und weithin in's kothige Feld schleuderte, so daß ich keuchend und pustend ihm durch den grundlosen Acker nachstürzen mußte, und nur mit äußerster Mühe ihn wieder erhaschte. Diese Fatalität hat ihm noch oft Anlaß zu heitern Bemerkungen gegeben. Oft auch sind wir durchnäßt nach Hause gekommen, dann mußte ich bei ihm einkehren, Kleidungsstücke von ihm anziehen, und die meinigen auf dem Dampfkessel der Fabrik trocknen. Aber trotz aller heitern Momente, die mir durch die Erinnerung an das Bild dieses Mannes wieder in der Seele auftauchen, lag doch ein trüber Schleier über diesem Hause. Keine Ergebung in den Willen seines Gottes hat den Mann mit seinem verfehlten Lebensberuf ausgesöhnt. Viel hat er mit mir geredet von den Geheimnissen des menschlichen Daseins. Nicht ohne Bewegung, oft unter reger Theilnahme seinerseits habe ich ihn zuweilen, wo die Gelegenheit sich bot, auf den Schönsten unter den Menschenkindern hingewiesen, außer dem auch der höchste ästhetische Sinn nichts Herrliches finden könne; habe oft seine Klagen vernommen, daß er friedlos sei trotz aller scheinbaren Heiterkeit, daß er die beneide, die kindlich, rückhaltslos, unbedingt glauben könnten an den im Fleisch erschienenen Sohn Gottes. Er fühle wohl, daß man in diesem Glauben, so er lebendig sei, das Leben habe, und er beneide Jeden, der im Besitz dieses lebendigen Glaubens sei. Aber er selbst sei nicht so glücklich, er könne seine Vernunft nicht gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens. So hat er mir oft zu später Stunde, wenn ich allein mit ihm beisammen saß, gestanden, und ich habe wieder finden müssen, der Glaube ist nicht Jedermanns Ding. Zu einer Aenderung ist es meines Wissens nicht gekommen; ob aber die Sehnsucht nach dem Frieden, den der Glaube gibt, nicht schon vor Gott diesen in sich schließt? wer weiß. Traurig ist es freilich, wenn die innere Unruhe sich zu ihrer Ertödtung auf falsche Bahnen wirft, wenn man im Weingenuß oder übertriebener Geselligkeit des innern Mahners los zu werden sucht, den man, wenn er wirklich da ist, doch nicht los werden kann. Leider fand dieß auch hier seine Anwendung. Der Mann hat den rechten Frieden auch heute noch nicht gefunden, und da er in seiner Umgebung wenig Ermunterung und Hinweisung auf den, der allein die Seele heilt, findet, so ist sein Leben ein hin und her schwankendes geworden, ohne den ewigen Hort und Halt.

Ein Bild weit trüberer Art weckt die Erinnerung an einen andern Menschen aus jenen Jahren. Eines Tages wurde ich von einer mir bekannten Frau in ihr Haus gerufen. Ihr Mann sei wieder gekommen, nach einer langen, traurigen Irrfahrt, ich möchte demselben doch mit geistlicher Mahnung zur Seite stehen. Es war eine alte Geschichte. Der heimgekehrte, ein liederlicher heruntergekommener Kaufmann, Sohn einer der achtbarsten Familien aus der nahegelegenen alten Kaiserstadt A. hatte in seiner Jugend schon ein vagabondirendes Leben begonnen. Tausend Versuche, ihn zu einer geordneten Thätigkeit zu bringen, waren trotz seiner großen Gaben gescheitert. Er trieb sich wie ein Wilder auf allen Landstraßen, in den gemeinsten Wirthshäusern umher Tag und Nacht; längst hatte man es aufgegeben, ihn zu Hause zu halten,

Betrunken in den Gassen der Stadt liegend, diente er der Straßenjugend zum Gespött, seiner Familie zu schwerem Herzeleid. Dabei quälte der Mensch seine verwittwete Mutter von Zeit zu Zeit mit den unverschämtesten Forderungen, und erpreßte von ihr, oft unter dem Vorwande und dem Versprechen der Besserung, oft unter wüsten Drohungen, namhafte Summen, die er dann in unglaublich kurzer Zeit auf die schnödeste Weise vergeudete. Allgemach ward er in der ganzen Gegend in einem Umkreise von 10 Meilen als der versoffene W. bekannt. Da erschien dieser Mensch eines Tages plötzlich vor seiner Mutter mit den reumüthigsten Geberden. Er habe das Sündliche und Verderbliche seines elenden Lebens eingesehen. Ein böser, dämonischer Geist habe ihn jahrelang besessen. Eine unwiderstehliche Lust zu ungebundenster Freiheit und Zügellosigkeit habe ihn hinunter bis in die Pfützen des Lebens gezogen. Wie es Diebesorgane gebe, denen man nicht zu widerstehen vermöge, trotz des heftigsten Kampfes, und wie es Lügner gebe, die unter allen Umständen lügen müßten, so habe er einen unwiderstehlichen Hang gehabt, alle menschliche, häusliche und Familienordnung zu zerreißen, jede Gewohnheitsfessel des geordneten Lebens zu sprengen, um wie ein steuerloses Schiff sich in den tollen Wirbel der wüstesten Sinnlichkeit hineinzustürzen. Er habe dieß furchtbare Leben nun genug gekostet, es sei ihm ein Licht aufgegangen über die rein thierische Natur seines bisherigen Treibens; trostlos und verzweiflungsvoll stehe die Zukunft vor ihm. Es solle von nun an anders werden. Das Wiedereintreten in den alten Familienkreis habe er freilich verwirkt; er selbst vermöge es nicht, da wieder als ein veränderter Mensch sich zu bewegen, wo er so lange ein Schauspiel der Leute gewesen, und sich in den gemeinsten Kloaken umhergewälzt habe. Man möge ihm die Mittel gewähren, nach Amerika auszuwandern, von dort solle die Familie bald Rühmliches von ihm hören.

Er fand bei der nur zu leicht überzeugten Mutter Glauben mit seinen heuchlerischen Worten. Er wußte seinen Worten und seinem ganzen Auftreten einen so treuherzigen Schein zu geben, und überdem war man seitens der Familie so herzlich froh, ihn auf diese Weise ganz los zu werden, daß seinen Bitten rasch willfahrt wurde. Bald war er mit allem Nöthigen zur Ueberfahrt reichlich versehen. Die wenigen Wochen bis dahin betrug er sich musterhaft. Kein Tropfen Branntwein kam über seine Lippen, mit täuschendem Ernst besprach er seine Pläne und Aussichten in Amerika. An letzteren fehlte es ihm in der That nicht. Mit einem Geschick und einer Gewandtheit, die ihn zu den verschiedensten Dingen befähigte, verband er die Kenntniß mehrerer Sprachen, in denen er sich geläufig auszudrücken verstand. Selbst in weiblichen Arbeiten, im Sticken, Häkeln, Stricken, besaß er eine nicht gewöhnliche Fertigkeit; ja selbst als Koch hatte er bei mehreren Gelegenheiten anerkannte Proben dieser Kunst geliefert. Bis zur Abfahrt blieb er der neuen Rolle treu und die Familie ließ ihn mit den besten Hoffnungen ziehen. Aber kann auch ein Pardel seine Haut wandeln oder eine Distel Feigen tragen? Kaum war er auf dem Schiffe, so trat seine wahre Natur wieder hervor. Vom ersten Tage an sah man ihn stets betrunken und mit höhnischem Lachen machte er sich lustig über die Leichtgläubigkeit seiner Mutter. Kaum in Amerika angekommen, sah man ihn in den verrufensten Kneipen New-Yorks die wenigen hundert Thaler dem Teufel der Liederlichkeit und Trunksucht opfern. In wenigen Wochen bis zum zerlumpten Bettler heruntergekommen, gelang es ihm dennoch, sich als Koch oder Küchenjunge auf einem nach Europa segelnden Fahrzeug eine freie Rückfahrt zu sichern, und plötzlich stand er wieder vor seiner erschrockenen und ihren Augen kaum trauenden Mutter. Diese wies ihn von sich, erlangte selbst von den Behörden, daß er sich im Weichbilde der Stadt nicht sehen lassen durfte, und ließ ihm als einzigen Rückhalt nur die Erklärung: sie sei bereit, sobald er sich dazu willig finde, die Kosten zu dem Aufenthalt in einer geeigneten Anstalt für ihn zu tragen; sonst aber wolle sie ihm jede Hilfe entziehen. Und wunderbar, dieser Mensch, den jeder verloren gab, der eine willenlose Beute des Bösen zu sein schien, raffte sich noch einmal eine kurze Reihe von Jahren hindurch auf, ward scheinbar ein gesetzter, ordentlicher Mensch, gewann die Neigung eines nicht unvermögenden Mädchens vom Lande, heirathete, errichtete ein Geschäft, zeugte acht Kinder und gieng endlich doch voll-

ständig unter in dem Geist der Völlerei und des thierischen Vagabundenlebens, dem er sich mit Leib und Seele trotz mehrmaligen Aufraffens verschrieben hatte. Die Frau lebte damals im Elende mit sechs Kindern, nach völligem Verlust ihres beigebrachten Vermögens, nur unterstützt von der Familie des Mannes. Seit zwei Jahren bereits hatte der Unglückliche sein fürchterliches Leben wieder begonnen, und in einem Zustand hilfloser Verkommenheit schon einmal Gebrauch gemacht von dem letzten Anerbieten der Mutter.

Als ich hingerufen wurde, kam er gerade aus einer Anstalt nach sechsmonatlichem Aufenthalt zurück. Es war freilich sonderbar. In voller Freiwilligkeit hatte er sich in eine Privatanstalt für Schwachsinnige, namentlich für katholische Geistliche bringen lassen. Der Vorsteher hatte ihn, gegen angemessene Vergütung, ohne Schwierigkeit aufgenommen. Ein halbes Jahr lang hielt er es da nicht nur aus, sondern befand sich ganz wohl unter den andern Irren. Er selbst hat diesen Zustand eine zeitlang erheuchelt und meisterhaft durchgeführt, außerdem aber in dieser Mußezeit allerlei hübsche Arbeiten in Stickerei ꝛc. angefertigt und aus seinem Asyl an einzelne Glieder seiner Familie gesendet. Später aber erwachte der alte Geist wieder. Als er seinen eisernen Körper hinreichend erstarkt zu haben glaubte, verlangt er entlassen zu werden; man willfahrte ihm natürlich nicht; da setzt er sich hin und schreibt an den nächsten Staatsanwalt, dessen Adresse ihm wohlbekannt war, man halte ihn in ungesetzlicher Weise in einer Irrenanstalt fest; er sei seiner Vernunft vollständig mächtig und verlange eine strenge Untersuchung. Der Staatsanwalt sieht sich veranlaßt, das Nöthige anzuordnen; man muß ihn in Folge dessen entlassen, und so erschien er denn nach dieser Irrfahrt wieder bei seiner Frau, die mich, wie erzählt, zu ihm rufen ließ.

Noch heute habe ich den vollen, widerlichen Eindruck der Heuchelei, mit der dieser Mensch sich mir entgegenstellte. Wie ein reumüthiger Sünder erschien er vor mir. Nie, nie werde er mehr einen Tropfen Branntwein anrühren. Der letzte Aufenthalt, wenn auch unter Irrsinnigen, das müßige, stille nüchterne Leben habe ihn seinem besseren Selbst zurückgegeben. Er verfluche seine Vergangenheit. Er wolle von nun an in Demuth und Entsagung als geringer Taglöhner sein Brod verdienen und seine Familie ehrlich ernähren. Als seine Frau, um mich zu bewirthen, trotz meines entschiedenen Widerspruchs ein Glas Bier brachte, verweigerte er seinerseits entschieden, es anzurühren, und affektirte einen großen Ekel vor allen geistigen Getränken. Ich, damals noch ziemlich unerfahren in diesem traurigen Gebiet, freute mich über die anscheinende Veränderung, redete ihm freundlich zu, wies ihn auf den alleinigen Helfer auch aus den Banden der Trunksucht hin, und betete mit ihm um die rechte Kraft zum Beharren in dem begonnenen Kampfe. Auch einen guten Traktat wider den Branntwein ließ ich beim Fortgehen in seinen Händen zurück. Ach, nach einigen Tagen schon hatte der Teufel wieder Besitz von ihm genommen. In der ersten Zeit freute ich mich zu hören, daß er wirklich mit Hacke und Spaten ausgehe und ordentlich arbeite. Da stand ich aber eines Morgens vor der Thüre des Pfarrhauses redend mit einem Gemeindegliede. In der Ferne taumelte ein Mensch vorüber, im Zustande völligster Trunkenheit. „Wer ist das?" fragte ich den Andern. „Kennen Sie den nicht? Es ist der versoffene W. Der ist bereits seit Tag und Nacht nicht mehr nüchtern." Ja, der Hund frißt wieder, was er gespeiet hat, und die Sau wälzet sich nach der Schwemme wieder in dem Koth. Seitdem ist er noch manches Jahr umhergetaumelt, auch noch ein paar Mal in einer Anstalt gewesen, um eine kurze Pause in seinem Lasterleben zu machen. Jedesmal aber lediglich aus dem Grunde, um seinen zerrütteten Körper etwas in Ordnung zu bringen; dann gieng das alte, wüste Landstreicherleben wieder auf's Neue an. So ist er ein halbes Jahr Mitglied des Asyls in Lintorf gewesen und der vorstehende Pfarrer rühmte mir seine merkwürdig gute Aufführung während seines Aufenthalts. Man habe ihn mit den besten Hoffnungen entlassen; aber auch von dort aus hat er alle Hoffnungen sogleich nach seinem Austritt zu Schanden gemacht. Seine arme Frau erlag bald dem verzehrenden Gram dieses furchtbaren Lebens. Auf ihrem Sterbebette hat sie der Unglückliche noch bis auf's Blut gequält und ihr die letzten Groschen abgepreßt; und mit Toben

und Poltern ihr die letzten Stunden verbittert, ja Fenster und Thüre zertrümmert, als man ihn in seiner thierischen Trunkenheit nicht zu der Sterbenden lassen wollte.

Als ich nach zwei Jahren kaum in mein Pfarrhaus eingezogen war, erschreckte mich eines Abends, es dunkelte schon auf dem Pfarrhofe, dieses Menschen schauerlich verwilderte Gestalt. Er aber trat schamlos in widerlicher Freundlichkeit heran, bot mir die Hand, machte mir deutlich, er sei gekommen, mir zu meinem Einzuge Glück zu wünschen, und forderte schließlich mit vollkommener Dreistigkeit ein namhaftes Geschenk. Da war Alles verloren und er ist auch seinen entsetzlichen Weg bis zu Ende gegangen. Noch oft ist er vor mir erschienen, völlig todt und stumpf für jedes Wort der Mahnung. Nur dann gieng eine thierische Freude durch sein verstörtes Angesicht, wenn er einen Groschen sah, die gierige Hoffnung auf einen Schluck Branntwein. Eines Tages hat man ihn Morgens vom Säuferwahnsinn befallen aus dem Koth der Gassen aufgehoben, und da es in der Nähe von J. war, den Verwandten seiner verstorbenen Frau in's Haus getragen. In völliger Fühllosigkeit ist er dann vor den Thron des Richters getreten, um sich über die entsetzliche Vergeudung seiner Gnadenzeit zu verantworten. „Wehe denen, die des Morgens frühe auf sind, des Saufens sich zu befleißigen, und sitzen bis in die Nacht, daß sie der Wein erhitzet." Jes. 5, 11.

Wende ich mich von diesem traurigen Bilde zu einem andern, das nicht minder einen bösen Schaden unsers in mancher Hinsicht sehr traurigen Gemeindelebens darstellt. Ein Mitglied des Kirchenvorstandes, ein sehr wohlhabender Mann, war, als ich in die Gemeinde eintrat, auf der Hochzeitsreise begriffen. Nach etwa drei Wochen kam er wieder und machte mir mit seiner jungen Frau auf die unbefangenste Weise seinen Besuch, wobei ich Gelegenheit hatte, ihren ganz abnormen Aufputz zu bewundern. Das Paar war sehr gesprächig und that sehr vornehm, und doch stellte es sich gar bald heraus, daß ihr Ruhm nicht fein war. Nach drei Monaten bereits mußte Taufe gehalten werden. Er mochte nun allerdings das Aufsehen in der Gemeinde oder wenigstens mir gegenüber fürchten, und hatte demgemäß klüglich gehandelt, indem seine Frau ihre Niederkunft in einer andern Gemeinde bei ihren Eltern erwartete. So meinte er, würde Alles glatt und still vorüber gehen. Ich aber hielt es für meine Pflicht, nicht zu schweigen, sondern dem gegebenen Aergerniß gegenüber ein Zeugniß abzulegen. Eine Rücksprache mit den andern Gliedern des Presbyteriums führte zu keinem genügenden Resultat. Jene meinten, man solle es ruhig und still vorüber gehen lassen. Der Mann zahle viele Steuern, und könne, falls er gereizt würde, leicht veranlaßt werden, die Gemeinde zu verlassen ꝛc. Ich hielt ihnen dagegen 1 Tim. 3 vor, das schöne Wort von dem Verhalten eines würdigen Vorstehers der Gemeinde, dem nachzuleben sie ja auch selbst, wie Jener, bei ihrer Einführung in's Amt gelobt hätten. Gerade um der katholischen Bevölkerung willen, die ihre Augen auf diesen Vorgang gespannt gerichtet hielte, sei es doppelt geboten, ernste Zucht zu üben. Der Name des Herrn sei vor der Gemeinde lästern gemacht, und je gleichgiltiger man sich in diesem Falle zeige, je mehr werde der böse, unzüchtige Geist in der Gemeinde einreißen. Man konnte nicht widersprechen, gab mir auch Recht, aber ich merkte wohl, daß es ihnen viel lieber gewesen wäre, wenn ich gesagt hätte: wir wollen den Mantel christlicher Liebe darüber decken. Zu einem entschiedenen Schritt, etwa den Betreffenden vor das Kollegium zu laden, waren sie nicht zu bewegen. Mir lag die Sache desto mehr auf dem Herzen, und da ich nicht die Macht hatte, das Presbyterium zu versammeln und es zu irgend einem energischen Schritte zu drängen, entschloß ich mich kurz und gut, dem Superintendenten den Fall zur Anzeige zu bringen, damit von seiner Seite das nöthige Einschreiten veranlaßt werde.

Es war dem Betreffenden aber unter der Hand von dem Ernst, mit dem ich die Sache auffasse, Kunde geschehen. Es ward auch gehörig dafür gesorgt, daß meine Aeußerungen in ein möglichst grelles und gehässiges Licht gestellt wurden. Ich hörte, daß sein Zorn im höchsten Grade erregt sei. Und da ich die Absicht aussprach, ihn zu besuchen und ihn zum freiwilligen Austritt aus dem Kirchenvorstande aufzufordern, so ließ er mir durch die dritte Hand drohend sagen: Ich solle mich nicht unterstehen,

in sein Haus zu treten; er werde mich ohne Weiteres durch seine Knechte hinauswerfen lassen. Darauf wagte ich's denn doch und trat ruhig in sein Haus ein; es wurde mir aber einfach angekündigt, der Herr sei nicht zu Hause. So geschah es ein paar Mal. Mittlerweile war durch den Superintendenten der interimistische Präses, eben jener Pfarrer im nahen Städtchen, aufgefordert, in der Angelegenheit etwas zu thun. Doch sollte möglichst glimpflich umgegangen werden, er vor dem Kirchenvorstande ermahnt, und je nachdem er sich reuig oder nicht äußere, über sein ferneres Verbleiben im Kirchenvorstande entschieden werden. Ein Brief des Pfarrers forderte mich auf, den Kirchenvorstand an einem bestimmten Tage zu versammeln, den Presbyter, um den es sich handle, auch einzuladen, aber ihm nicht anzudeuten, was im Werk sei. Dieser freilich wußte es längst. An dem bestimmten Tage, als Pfarrer und Presbyterium versammelt war, und nur er selbst noch fehlte, erschien statt seiner ein Brief, der nichts enthielt, als die lakonische Erklärung: Er zeige hiemit dem Kirchenvorstande seinen und seiner Familie Austritt aus dem evangelischen Kirchenverbande für ewige Zeiten an. Sei dazu notarieller Akt erforderlich, so werde er auch diesen ohne weiteres besorgen. Ein Grund war gar nicht angegeben, offenbar aber war der Mann von anderer Seite von dem Zweck der Zusammenkunft unterrichtet worden.

Nun gab es ein lebhaftes Durcheinander der Meinungen. Mir wurde vorgehalten, daß es nun doch so gekommen sei, und die Gemeinde großen pekuniären Nachtheil von der ganzen dummen Geschichte habe. Doch trat, wie ich nicht leugnen kann, auch eine Art Befriedigung im Kirchenvorstande hervor, darüber, daß man doch die Würde der Gemeinde und des Collegiums gewahrt, wenn man auch über den fatalen Ausgang sich ernstlich ärgerte. Mir aber ahnte gleich, daß die Sache nicht allzu gefährlich sein werde; daß hier nur ein augenblicklicher Trotz obwalte und daß der Mann seiner Zeit schon wieder einlenken werde. Es gieng ja auch so leicht nicht, wie er denken mochte. Zu irgend einer Kirchengemeinschaft mußte er sich nach dem bestehenden Gesetze doch halten, und außer der katholischen gab es in ziemlich weitem Umkreis keine andere. Jedenfalls hätte er unter diesen Umständen doch nach wie vor die kirchlichen Steuern entrichten müssen; denn zu einer der separatistischen Gemeinschaften als ein völlig einzeln Stehender überzugehen, hatte er durchaus keine Lust, man würde ihn nach solchen Vorgängen auch schwerlich aufgenommen haben. Nur die katholische Kirche hätte vielleicht keine Schwierigkeiten gemacht, allein diese hatte auf ihn, als einen Aufgeklärten, noch weniger zu rechnen. So war vorauszusehen, daß der Mann, sobald der Zorn verraucht und die ruhige Ueberlegung zurückgekehrt sein würde, seinen Schritt bereuen und darauf rechnen würde, seiner Erklärung keine Folgen gegeben zu sehen. So kam es denn auch; bei der ersten Gelegenheit, d. h. gleich nach meinem Weggang von J. ist er ohne weiteres wieder in der evangelischen Kirche erschienen, als wenn nichts vorgefallen wäre, und mich hat nur das Eine ernstlich betrübt, daß man ihm sogleich nach meiner Entfernung gestattet hat, seinen Presbytersitz wieder einzunehmen! Die Sache hatte sogar bei allem Ernst eine sehr komische Seite dadurch, daß unter einer Art von freundlicher, dankender Zuschrift in Betreff meiner Wirksamkeit in J., in Form einer Adresse Seitens des Presbyteriums, die etwa 14 Tage später einlief, auch der Name dieses Mannes sich befand. Hat es Trotz sein sollen? Oder hat er mir dadurch eine Art von versöhnlicher Gesinnung an den Tag legen wollen? Ich weiß es nicht. Jedenfalls aber zeichnet der Vorgang die sittliche Laxheit, die in vielen evangelischen Kirchenvorständen vorhanden sein mag, in grellem Licht. Was ist da noch zurückgeblieben von dem heiligen Ernst und der innern Würde der apostolischen Aeltesten? Ich habe freilich später noch ganz andere Erfahrungen in diesen Schattenseiten unsers Gemeindelebens gemacht.

Besonders wichtig ist mir noch ein Punkt bei dieser Geschichte. Gerade als der Mann seine Frau nach L. in eine andere Gemeinde gebracht hatte, kam ich von einer kleinen Reise in denselben Ort, um der Einführung eines dort neuerwählten Pfarrers beizuwohnen. Auch jener war als Kirchenvorsteher bei dem nachfolgenden Festmahl. Das böse Gerücht war grade an jenem Tage zuerst vor meine Ohren gekommen. Als ich nun gegen Abend eine Fahrgele-

genheit benützen wollte, um noch in meine zwei Meilen entfernte Gemeinde zurückzukommen, trat mein Mann an mich heran, und wollte mich durchaus überreden, die Nacht bei seinen Schwiegereltern mit ihm zu verbringen; des folgenden Tages wollte er mich dann in seinem eigenen Gefährt mit nach J. nehmen. Meine Stellung zur Sache wäre jedenfalls dadurch sehr erschwert worden, namentlich, da sich bald herausstellte, daß an demselben Tage sein Kind geboren wurde, ein Umstand, den er absichtlich noch verschwiegen hatte. Wäre ich also seiner Einladung harmlos gefolgt, und hätte als sein Gast in demselben Hause in dem seine Frau lag, die Nacht zugebracht, ich hätte doch einen sehr erschwerten Stand später ihm gegenüber gehabt. Gerade das war auch seine Absicht gewesen bei der auffallend dringenden Einladung, die Nacht bei ihm zuzubringen. Man sieht, auch in dieser Hinsicht thut Weisheit und Vorsicht Noth. Sehr oft bindet man sich die Hände durch ein charakterloses Freundlichthun mit Jedermann, nimmt Artigkeiten und Gefälligkeiten, die unverkennbar nur in einer bestimmten unlautern Absicht erwiesen werden, ohne Bedenken an, und hat dann keine Freimüthigkeit, keine Kraft und kein gutes Gewissen, für den Tag, da denselben Personen gegenüber ein Vermahnen in der Zucht und im heiligen Ernst Noth thut.

Viertes Kapitel.

So gieng in der That nicht ohne manche Eindrücke verschiedener Art meine kurze Vikariatzeit zu Ende. Noch wenige Wochen vor meinem Abgange liefen die betrübendsten Nachrichten über den Zustand des kranken Pfarrers ein. Man hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt, ihn nicht wieder in sein Amt eintreten zu sehen, und die Stimmung in der Gemeinde sprach sich immer deutlicher dahin aus, daß ich ganz dort bleiben und seiner Zeit der Nachfolger ihres Pfarrers werden möge. Diese Gerüchte erreichten, trotz meiner Bemühung es zu verhindern, auch das Ohr der Pfarrerin, und setzten sie begreiflicher Weise in den höchsten Schrecken. Ich merkte ihr die tiefe Bekümmerniß der Seele an, und rieth ihr, da man sie von B., dem Aufenthaltsort ihres Mannes aus, in größter Ungewißheit über das Befinden desselben ließ, selbst hinzureisen, um Genaueres zu erkunden. Dies geschah. Der Erfolg war der allerbeste, sie brachte die bestimmtesten Zusicherungen seiner baldigen Genesung mit. Es war kurz vor Charfreitag. Da lief ein Brief ein mit der Ankündigung, daß der Pfarrer gleich nach Ostern wieder in seinem alten Pfarrhause erscheinen werde, um mit frischen Kräften und gesundem Geiste seines Amts zu warten. Er kam denn auch bald, und auf eine freilich nicht lange Zeit kehrte Freude und Jubel in das stille Haus ein. Seine erste Predigt hörte ich noch mit an. Er sprach über Jak. 1, 12.: Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet ꝛc. Er sprach von der Glut seiner ertragenen Leiden, und nannte sie eine heilsame Zucht. Gleich wie eine ewig glühende Sonne alles Leben, alle Blüthen und alle Frucht versengen und verbrennen müsse, so könne auch eine ewige, eine ununterbrochene Sonnenglut der Freude das innere Leben, den Zug zu Gott dem Himmel entgegen, nur versengen und ertödten. Eine ewige Sonne glühe und brenne über der Wüste, darum erzeuge sie auch nur Staub und Sand, es sei ein weites ödes Leichenfeld. Die Gedanken waren ganz schön und wahr, ich hätte nur gewünscht, daß der Nachdruck etwas mehr auf die ewige Liebes-Glut gelegt worden wäre, die auch in der Trübsal leuchtet und die nicht versengt, nicht verdirbt, nicht tödtet, sondern eben in der Hitze der Anfechtung das neue göttliche Leben wirkt und fördert.

Ach der Mann ist wenige Jahre nachher in einen neuen Schmelztiegel gekommen, in dem sein leiblich Leben völlig ausgebrannt, jede irdische Hoffnung begraben und vernichtet worden ist; möge sein inneres Leben, seine Bewährung in der Anfechtung desto mehr zur Blüthe und Frucht gediehen sein, möge ihm die Krone, die er gewiß ernstlich gesucht hat, nach langem, unaussprechlich bitterm Kampfe droben gewinkt haben. Das Uebel, welches Anfangs mehr geistiger Natur gewesen, warf sich in der Folge auf den Körper. Eine Menge von Blutgeschwüren höchst schmerzhafter Art stellte sich ein, die end-

lich in einen sehr bösartigen Flechtenausschlag übergiengen, durch welchen sein Angesicht von schrecklichen, furchenartigen Fleischwunden durchzogen aufs höchste entstellt ward. Da er sich nicht entschließen konnte, sein Amt wieder zeitweilig zu verlassen, so blieb ihm nichts übrig, als fortwährend eine Kopfbedeckung zu tragen, an der vorn ein kurzer Schleier das ganze Gesicht bedeckte. So gieng er im Hause umher, so wanderte er durch die Gemeinde, so bestieg er die Kanzel und predigte noch etwa ein Jahr lang. Da brachen die zehrenden Wunden seine Lebenskraft. Einige Wochen mußte er elend, zum Tode matt und müde das Lager hüten. Am letzten Morgen, da seine Füße bereits anfiengen zu erkalten, fragte der ihn pflegende Diakon aus Duisburg, ob er ihm Feuer in den Ofen legen solle; er bedürfe keines Feuers mehr zur Erwärmung seines Leibes, in einer Viertelstunde werde er in der Ewigkeit sein, dort werde seine Seele erwarmen an der Sonne des Lebens. Und so geschah es, nach einer Viertelstunde war sein Leib steif und kalt, seine Seele aber gewißlich durchleuchtet und erwärmt im seligen Freudenlicht.

Damals aber kehrte er zurück, ein Mann voll prächtigen Humors und urkräftig scheinender Gesundheit. Ein Mann, der die beneidenswerthe Gabe sich immer gleich bleibender Freundlichkeit besaß gegen Jedermann, dem auch ein Zug naturwüchsiger Demuth nicht fremd war. Ich erlebte davon ein Exempel während der wenigen Tage, die ich nach seiner Rückkehr noch in J. verweilte. Ein früherer Schüler, inzwischen zu einem achtbaren Kaufmann herangewachsen, besuchte ihn damals. Am folgenden Morgen verlangte der Mann seine Stiefel; sie waren noch nicht bereit, das Dienstmädchen nicht gleich vorhanden. Da stellt sich der Pfarrer selbst in die Küche, übernimmt in aller Stille das Geschäft und ich sah ihn, zufällig vorbeigehend, sehr eifrig an der Arbeit, die Stiefel seines alten Schülers möglichst blank zu putzen!

Für mich schlug nun bald die Stunde des Abschieds. Das Dörfchen war mir lieb geworden; es war die erste Station meines selbständigen Amtslebens, und ich hatte dort viel Liebe und unverdiente Güte erfahren. Ich hatte die Herrlichkeit des Amts selbst in diesen geringen und bescheidenen Verhältnissen etwas schmecken dürfen, aber auch seine Bürde und seine schwere Verantwortlichkeit erfahren. So klein die Gemeinde war, so verschieden waren doch die äußeren und inneren Verhältnisse in jedem Hause, so eigenthümlich doch jeder einzelne Charakter, mit dem ich zu thun hatte; und beschlich mich zuweilen Furcht, bei dieser geringen Zahl von Leuten werde ich mich bald ausgepredigt haben, so vieles würde gar keine Anwendung auf sie finden, was man in großen Gemeinden immer getrost voraussetzen könne, auch wenn man den bestimmten Fall gar nicht kenne noch vor Augen habe — ich lernte doch bald zu meiner großen Ueberraschung und zu meinem Trost erfahren, daß die Grundzüge der verschiedensten Sünden und des mannigfachsten Uebels als Folge der Sünde auch in den kleinsten Gemeinen sich wiederfinden. Daß Arme, Kranke, elende Leute mit allerlei Lieblingssünden, Trunk, Fleischeslust, Spielsucht ꝛc. nirgend fehlen, daß Flucher, Schwörer, Lügner und Betrüger, Wucherer ꝛc. überall vorhanden zu sein pflegen, wo sündige Menschen leben, die noch nicht wiedergeboren sind aus seinem Geist. Mehrmals bin ich in ein beschämtes Staunen gerathen, als der Eine oder Andere nach der Predigt mir unter vier Augen gestand, es habe ihn heute insonderheit getroffen; so z. B. wenn ich über den Jammer und Fluch des häuslichen Unfriedens geredet, oder über die Zuchtlosigkeit junger Leute, die kaum dem Confirmationsalter entwachsen seien. Waren der einzelnen Fälle auch weniger als in größeren Gemeinden, sie waren doch meist in irgend einer Beziehung vorhanden und der einzelne Fall war der kleinen Zahl gegenüber viel greller und in die Augen fallender. Kurz auch die kleinste Gemeinde ist ein durchschlagendes Zeugniß von dem Verderben der Sünde, ja von dem unsäglichen Elend, das sie in Herz, Haus und Familien bringt. O wäre jede, auch die kleinste Gemeinde zugleich ein Zeugniß von der errettenden Gnadenmacht des Evangeliums. Es ist unsäglich, welch eine Fülle von dunkeln Flecken und Schatten so manches Familienleben verdüstert und bei allem erborgten Schein innerlich zur Hölle macht; ach, wie viel ungerathene Kinder und wie viel Noth und Qual und Angst um sie! Ach, wie viel böse Neigungen

bei einzelnen Familiengliedern und wie viel Zerrüttung nach Außen und Innen in ihrem Gefolge! Wir brauchen wahrlich nie bange zu sein, irgend ein hier einschlagendes Zeugniß, auch vor dem kleinsten Kreise, sei vergebens geredet; irgend einen, an irgend einer Seite seines Herzens und Lebens, trifft es immer. O wären unsere blöden Augen nur stets aufgethan, diese Schäden aus ihrer gleißnerischen Hülle heraus auch wirklich zu erkennen! O theures Gotteswort, das uns allein die Kunst lehrt der Predigt von der Buße, Wiedergeburt und täglichen Erneurung des Sinnes; keine Predigt thut mehr Noth wie diese. Mit solcher Predigt kommt man nie zu früh oder zu spät, sie paßt unter allen Umständen. Das habe ich als meine lebendigste Ueberzeugung aus dem kleinen J. mit fortgenommen. Es war ein großer, praktischer Gewinn, ein gewaltiges Zeugniß für die ewige Wahrheit des göttlichen Worts.

Mit den aufrichtigsten und herzlichsten Segenswünschen von allen Seiten schied ich aus dem merkwürdigen Dörflein. Auch einige Geschenke als Erinnerungszeichen, darunter eine große Tasse, ein schweres Trinkglas und ein Thomas a Kempis, wurden mir dargebracht, und der Pfarrer hatte wohl Recht mit seiner Bemerkung, es seien die ersten Trophäen aus dem amtlichen Leben. Ja es waren Pfänder der Freundlichkeit Gottes, die mich hier auf meinem ersten Arbeitsfeld nicht hatte zu Schanden werden lassen. Es war ein geringer Anfang gewesen, aber dennoch Tage des Kampfes und Schweißes genug; nichts weniger als glänzende, den pastoralen Ehrgeiz kitzelnde Verhältnisse, aber doch vollkommen ausreichend, um mich die ganze Würde und Bürde des hohen und herrlichen, des mühevollen und dornigten Amtes empfinden zu lassen.

War ich nach Gottes Fügung gleich nach dem Abgang aus der Studentenzeit während der festreichsten Winterzeit selbständig in die volle Arbeit eines Gemeindleins gestellt, so durfte ich, als meine Stellung dort zu Ende gieng, noch einmal ein halbes Jahr hindurch in die Stille des Privatlebens gehen, um dann in kurzem, raschem Wechsel durch ein paar große Gemeinden hindurch, fast wider mein Wollen und Wünschen durch dieselbe Gotteshand einer ähnlichen, wenn auch etwas größeren Gemeinde in selbiger Gegend als ihr Pfarrer zugeführt zu werden.

Mein Weggang von J. ist noch durch einen komischen Vorgang mir lebhaft erinnerlich, der durch die Verwechselung zweier Briefe bezeichnet wurde. Ich schrieb ein paar Abschiedszeilen an den Superintendenten der Synode, der mich so freundlich aufgenommen, durch den ich auch ein paar mal in Kenntniß gesetzt worden, daß die Art meines Wirkens und Auftretens in J. dort sehr zusage, ein Umstand, der mich freilich weit eher bedenklich als fröhlich hätte stimmen sollen. Ich schrieb in richtigem Pastoralstil an S. Hochwürden, dankte für alle Freundlichkeit und alles erfahrene Wohlwollen, und empfahl mich diesem auch für die Zukunft.

Zugleich aber hatte ich auch einem Freunde zu antworten, der, ein leidenschaftlicher Verehrer dramatischer Literatur, damals ganz ausnehmend für Shakspeare schwärmte. Derselbe bat mich in komisch wehmüthigem Tone um einen Tausch unserer Exemplare. Er habe nur eine Ausgabe in einem einzigen großen Bande; den könne er unmöglich immer in der Tasche mit sich herumführen; und doch könne er den herrlichen Dichter so wenig entbehren wie das tägliche Brod. Er sei unglücklich, wenn er nicht wenigstens stets ein Bändchen von ihm bei sich führe. Dazu eigne sich aber mein Exemplar in kleinem Taschenformat ganz vortrefflich. Sein großer Band aber sei für den Hausgebrauch stattlicher, imponirender ꝛc.; dann wurde ich am Schluß in einer förmlichen Apostrophe feierlich beschworen, seinen Wünschen zu entsprechen, widrigenfalls mir mit dem ganzen Zorn des Zeus gedroht wurde. Man sieht, es war ein echter Musensohn, obwohl ein angehender Student der Theologie. Ich antwortete in ähnlich komisch gemessener Weise; verwies ihm seine gottlose Liebe zu dem weltlichen Poeten, dem ich freilich auch eine tiefe, dauernde Verehrung zollte, und erinnerte ihn daran, daß ihm für den ernsten Beruf, der ihm bevorstehe, ein kleines Exemplar vom Codex des lebendigen Gottes für den Taschengebrauch weit eher nöthig thue als der Shakspeare. Zum Schluß erhob ich mich auch zu einer apostrophirenden Anrede, in der Ausdrücke, wie: „Ungerathener Sohn," „Armer Verirrter" reich-

lich vorkamen. Nun wollte ein unglückliches Geschick, oder besser eine unverzeihliche Nachlässigkeit von meiner Seite, daß beide Adressen verwechselt wurden. So gieng der für den Freund bestimmte Brief zum Superintendenten, und der an diesen gerichtete, mit seiner hochwürdigen Anrede an den Jünger des Shakspeare. Und ich Aermster hatte keine Ahnung von dem Unheil, das ich angerichtet, reiste vielmehr mit dem vollen ruhigen Bewußtsein, alles Nöthige geordnet zu haben, von J. ab. Freilich wurde mir gar bald in der Rücksendung beider Briefe ein helles Licht aufgesteckt. Beide Adressaten aber erwiesen sich der höhern Stufe, die zu der richtigen Auffassung solcher verzweifelten Dinge gehört, vollkomen würdig. Nur lehnten sie beide die ihnen zugedachten Ehrentitel bescheiden ab, und der Superintendent nahm sogar die auf ihn fallenden Ermahnungen in komischer Demuth hin.

Wohin ich nun gieng? Nach dem lieben Sachsenlande, wohin mich mit geflügelter Eile eine alte Sehnsucht rief. Doch war es nicht allein diese, es war auch eine durch den Stand meiner Angelegenheiten mit bedingte Reise. Von J. aus hatte ich mich an das betreffende Consistorium mit der Bitte gewendet, mich meines höheren Alters wegen bereits nach einem Jahre zum Examen pro ministerio zuzulassen. Eine zusagende Antwort traf bereits kurz vor meinem Abgang ein. Dies war im Mai, und im Oktober stand das Examen in Aussicht. Ich hatte in J. wirklich wenig thun können. Ich durfte es auch nicht für die kurz gemessene Zeit auf eine vielleicht weit mühsamere und arbeitsvollere Stellung in einer großen Gemeinde ankommen lassen, in die ich geschickt werden konnte. So entschloß ich mich kurz, die wenigen, mir noch bleibenden Monate in die Stille zu gehen, und sie ganz der Vorbereitung aufs Examen zu widmen.

Wo aber sollte ich anders hingehen als in das Haus derer, die mir Eltern geworden waren, durch ihre mir verlobte Tochter? So habe ich noch eine liebliche Zeit dort verleben dürfen, in der mir das Arbeiten so leicht dünkte, wie dem Erzvater Jakob die sieben Jahre, die er um Rahel warb. Ich gehe über diese Zeit eilends hinweg, da sie einen Stillstand, einen großen Ruhepunkt, fast den einzigen in dem steten Wechsel meines Lebens bezeichnet. Es war ein schöner großer Frühlingstag, der mir nimmer mit seinen theuren, unvergeßlichen Eindrücken aus der Seele verschwinden wird.

Nur Eins darf ich nicht unerwähnt lassen; es fiel auch in diese Zeit mein sechswöchentlicher Aufenthalt auf dem Lehrerseminar zu Halberstadt, wie er den preußischen Theologen zur Pflicht gemacht ist. Wie schön ist's doch, in dieser, von den auslaufenden Bergen des Harzes durchzogenen Gegend; wie reich an Alterthümern und prachtvollen Kirchen ist die, an sich freilich sehr alte und häßliche Stadt, deren Name um vieles bekannter ist als das Flüßchen Holzemme, an der sie liegt. Wie prächtig sind die Spiegelberge, diese gewaltige, natürliche Felsenburg, wie lohnend und herrlich ein Ausflug auf den Hue, wenn man an einem duftigen Sommermorgen in freundlicher Gesellschaft hinaufzieht, die alten, sagenreichen Grotten durchwandert und die Fernsicht auf den majestätischen Brocken genießt. Und welch eine Zierde der Stadt bildet die Liebfrauen-Kirche und der Stephansdom, die erstere in byzantinischem, der andere in streng gothischem Stil erbaut. Aber welch ein geistlicher Tod und welch ein genußsüchtiger fleischlicher Sinn herrschte noch vor nicht vielen Jahren in der alten, sonst so ehrwürdigen Stadt. Alle Wirthshäuser voll, und die Kirchen leer, — bis ein paar Jahre, bevor ich hinkam, ein jugendlich kräftiger, glühender Zeuge der Wahrheit in der Domkirche den Ruf zur Buße erschallen ließ, und allmählich, wenigstens in einer kleinen sich sammelnden Schaar, dem Evangelium und dem Leben aus Gott eine Stätte daselbst bereitet wurde. So nach und nach ist denn der alte, finstere Geist, der in dem ersten Drittel unsers Jahrhunderts noch namentlich Deutschlands nördliche Gauen beherrschte, auch dort in H. in seiner sicheren Ruhe aufgeschreckt, in seiner festen Burg angegriffen und in seiner Nacktheit offenbar geworden. Damals aber hörte ich noch bitter klagen über das arme Leben und die eitle Weltlust, die in der Stadt herrsche, alle Häuser durchdrungen, Jung und Alt ergriffen habe.

Auf dem Seminar fand ich auch eine dumpfe, schwüle, erstickende Luft. O, welch einen traurigen Eindruck machten die meisten Seminaristen; das waren keine fröhlichen jungen Leute, die

mit heiterem Muthe in die Welt hineinschauten, erfüllt von der Herrlichkeit ihres künftigen Berufs. Freilich, wie der Geist, der das ganze durchweht, so sind auch die einzelnen Glieder. Es war ein harter, schroffer, starrer Mann, der Direktor, welcher der Anstalt vorstand. Ein Mann aus der alten Schule des Rationalismus, den das Ministerium Altenstein noch angestellt, und der bei dem Uebergange in die frische Lebensluft des evangelischen Geistes, dem auch allerseits die geistlichen Beamten und Lehrer Rechnung tragen mußten, sich, wie so viele Andere, so gut es gehen wollte, einzurichten und der neuen Strömung anzubequemen suchte. Dadurch war der Mann in eine traurige unwahre Stellung hineingerathen, mußte die Heilswahrheit in der ihm zugewiesenen Form des Katechismus von Sander und Jaspis, also in lebendiggläubigem Geiste, gewiß wider seine innerste Natur seinen Schülern vortragen, geistliche Kernlieder in unverwässerter Gestalt, gewiß ein Stein des Anstoßes für einen im Kantianismus großgezogenen Lehrer, mit ihnen lernen und besprechen, alles Dinge, die wohl dazu geeignet waren, einen finstern, trockenen Pedanten und Schultyrannen aus ihm zu machen. Dieses war er in hohem Grade; dabei jähzornig und heftig aufbrausend beim geringsten Vergehen. Seine Seminaristen hatten alle eine fast sklavische Furcht vor ihm. In seinen Stunden herrschte ein drohender Geist, seine Aeußerungen glichen stets dem grollenden Donner, dem jeden Augenblick ein Gewittersturm folgen kann. Manche seiner Schüler, die doch immerhin zwischen 18—22 Jahre zählen mochten, erfreuten sich oft sehr schmeichelhafter Titulaturen, als Esel, Flegel und drgl. Ja es war sogar eine faule Bank eingerichtet, ein Ehrenplatz, der sehr häufig besetzt war. Es geschah wohl, daß die jungen Leute sich verstohlener Weise Kirschen und Aepfel 2c. draußen kauften und mit in die Klasse nahmen. Diese wurden dann nicht selten von ihm belauscht, mußten in der Klasse öffentlich vortreten und ihre Taschen leeren, deren Inhalt confiscirt und nicht wieder zurückerstattet wurde. Daß solch Verfahren eigentlich für dieses Alter entwürdigend war und keinen heilsamen Einfluß auf das Ehrgefühl zuließ, ist klar. Es ist mir auch vorgekommen, daß der Geist der sächsischen Elementarlehrer vielfach ein finsterer, gedrückter, oder in heimlicher und offener Empörung gegen die Pfarrer begriffener sei. Was kann aber für die Kinder, die solchen Lehrern anvertraut werden, dabei herauskommen. Wie ganz anders wehte der Geist aus einem rheinischen Seminar, das ich viele Jahre später zu sehen Gelegenheit hatte während einer Provinzialsynode, zu der ich deputirt war. Wie mächtig rauschte da das Gloria deo in excelsis „Ehre sei Gott in der Höhe", das uns der Direktor, eine urkräftige, jugendfrische und doch väterliche Gestalt, auf ihren Geigen mit Orgelbegleitung vortragen ließ. Wie ganz anders, hoffnungsfroher, muthiger, selbständiger schauten die Jünglingsgesichter darein. Das macht der weniger eingeschnürte, in leichteren Formen sich bewegende, von dem todten Formalismus unabhängigere Geisteshauch, der durch die rheinische Kirche und Schule geht.

Während ich noch den Seminar-Cursus absolvirte, bekam ich eine Aufforderung, als Gefängnißprediger auf dem Sperenberg, dem westphälischen Zuchthause, noch ehe meine Zeit in H. zu Ende war, mich einzufinden. Der Antrag machte mich stutzig. Dieser Schritt hätte mich aus dem gewöhnlichen Wege zum Pfarramt herausgebracht und in eine ganz andere Bahn hineingeworfen. Ich erwog aber das Mißliche, das für mich darin lag, so kurz vor der zweiten Prüfung meine Vorbereitung zu unterbrechen, und in einen ganz neuen, mir durchaus unbekannten, jedenfalls sehr schwierigen Wirkungskreis einzutreten. Der Umstand, daß ich den vorgeschriebenen Cursus nicht abkürzen durfte, entschied. Ich kehrte nach Beendigung desselben auf ein paar Wochen nach B. zurück und machte dann mein zweites Examen. Hätte ich Freudigkeit gehabt, dem damals an mich ergangenen Rufe Folge zu leisten, mein Lebenspfad würde wohl von da an eine ganz andere Richtung genommen haben. Ob ich da eigenmächtig gehandelt, indem ich nicht in gewohnter Weise dem ersten entschiedenen klaren Winke folgte, und dadurch vielleicht einer göttlichen Bestimmung aus dem Wege gieng, ich weiß es nicht. Wunderbar ist, daß ich später, nachdem ich eine Reihe von Jahren in meiner gegenwärtigen Gemeinde gestanden, freilich auch wieder auf eine bestimmte Weisung hin, sehr ernste

Schritte that, um in eine derartige Wirksamkeit hineinzukommen, und daß diese Schritte mehrmals, bei anscheinend ganz positiven Aussichten, endlich doch mißlangen.

So war ich denn der letzten Fessel ledig, und konnte freieren Blicks auf die zurückgelegte, lange Wegesstrecke mit Dank und Preis zurückschauen. O wenn der Tag kommt, an dem wir auf all den Weg, den der Herr unser Gott uns geführt hat, von den ewigen Höhen aus zurückschauen dürfen, ja dann wird's geschehen: „Preis und Dank wird einst am Ziel erschallen, wenn der Tempelbau vor Augen steht! Wenn des Kampfes Pfade, die das Volk des Herrn muß wallen, sind gebahnt durch Macht der Gnade, zu dem Sieg, der in Verklärung geht." Ein Ebenezer ihm, dem treuen, barmherzigen Gott, an dieser Stätte.

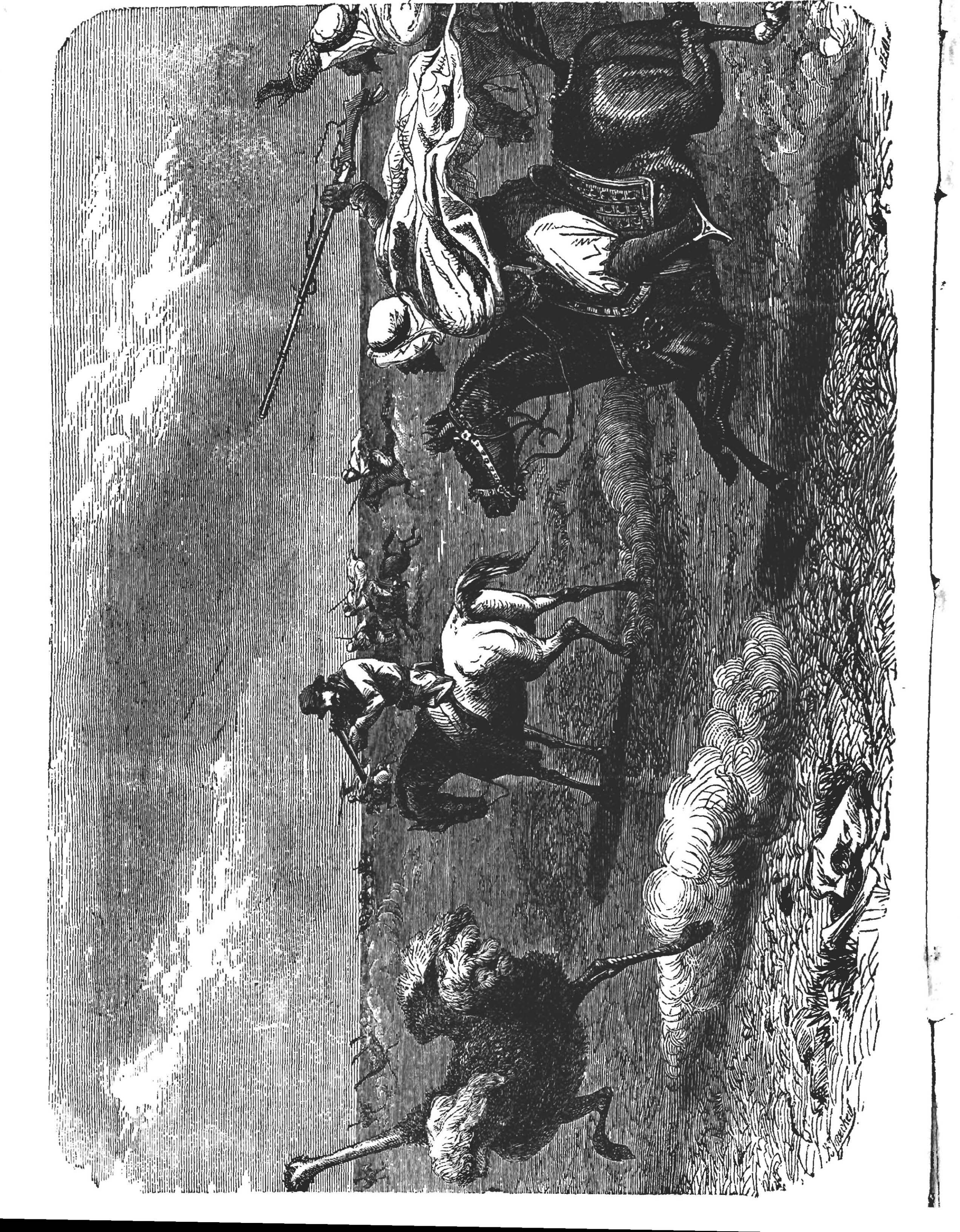
(Fortsetzung folgt.)

In der Sahara.

Die ergiebigste Jagd in der Sahara ist die Straußenjagd. Sie erfordert aber einen ganzen Mann, und daß wirs gleich hinzusetzen, ein ganzes Pferd. Der Araber der Wüste schätzt eine Straußenhaut mit vollen Federn auf 40—100 spanische Thaler, und kann in glücklichen Fällen mit dieser Unternehmung fast so viel erjagen, als wenn er eine Karawane plündert. Aber der Vogel ist vorsichtig und leichtfüßig; auf den weiten Ebenen der Wüste läßt sich mit Verstecken und Listen demselben nicht beikommen; so muß er denn mit Anstrengung aller Kräfte verfolgt werden, wenn auch jeder Strauß 1—2 Pferde kostet.

Einmal nur, erzählt der Reisende Tristram, konnte ich mich des Glücks rühmen, ein Straußennest ausgenommen zu haben. Wir hatten zwei Strauße durchs Fernrohr bemerkt und ritten auf sie zu, doch ohne Hoffnung, sie zu erreichen. Wir kehrten alsobald um und suchten ihren letzten Standort aufzufinden, eine gar nicht leichte Aufgabe. Denn ein Straußenschritt mißt 22—28′, und die Spur von zwei Zehen auf solche Entfernung ist nicht bald entdeckt, außer von Beduinenaugen. Da kamen wir denn an die Stelle, wo die beiden Vögel den Sand aufs Schönste zusammengetreten hatten. Zwei Araber stiegen ab und gruben nach, bis sie vier schöne, frische Eier etwa einen Fuß tief unter dem warmen Sand hervorzogen. Ein ausgezeichnetes Mahl, denn die Eier schmecken ganz wie Hühnereier. Wir nahmen oft solche mit auf unsere Exkursionen in der Wüste; denn wegen der dicken Schale bleiben sie zwei bis drei Wochen lang frisch und gut, und ein Eierkuchen bringt angenehme Abwechslung in die oft so einförmige Wüstenkost.

Wenn der Araber Strauße sieht, galoppirt er ihnen nach, ob er Aussicht hat oder nicht, sie einzuholen. Ein einzelner Mann darf das kaum hoffen, aber der Anblick eines solchen Vogels übt auf den Eingebornen einen unwiderstehlichen Zauber aus. Der rechte Weg sie zu verfolgen besteht darin, daß mehrere geschickte Jäger sich in die Aufgabe theilen. Zwei oder drei Mann folgen der Heerde, die aus 4—6 Vögeln besteht und gewöhnlich sich nur auf Entfernungen von 10—12 Stunden von ihrem Standquartier entfernt. Sie reiten ihr aber nur in leichtem Galopp nach, um dem Wild keine Furcht einzujagen. Wäre das der Fall, so hätte man es bald aus dem Gesicht verloren; so aber sucht man bloß sie nicht aus den Augen zu lassen und sich ihren Weg zu merken. Dann aber berechnen die übrigen Jäger, wohin dieser Weg die Vögel führen wird, und durchschneiden denselben unter rechten Winkeln, indem sie sie sich so gut als möglich da aufstellen, wohin



die Heerde vielleicht erst nach etlichen Stunden kommen wird. Da wartet man denn in Geduld, und wenn es glücklich geht, erfaßt man sie in schon erschöpftem Zustand und holt sie endlich ein. Der Vogel wehrt sich nicht weiter, außer daß er seitwärts ausschlägt.

Im Buch Hiob ist er (39, 13—18) meisterhaft beschrieben, nur daß Luther dort leider den Pfau hereingebracht hat, der im feuchten Malabargehölze zu finden ist und nicht in der dürren Wüste. Es wäre dort (V. 13.) zu übersetzen: „Fröhlich flattert der Fittig des Straußes; ja er hat die Flügel und Federn des Storchs," nicht aber dessen treue Sorge für die Jungen. —

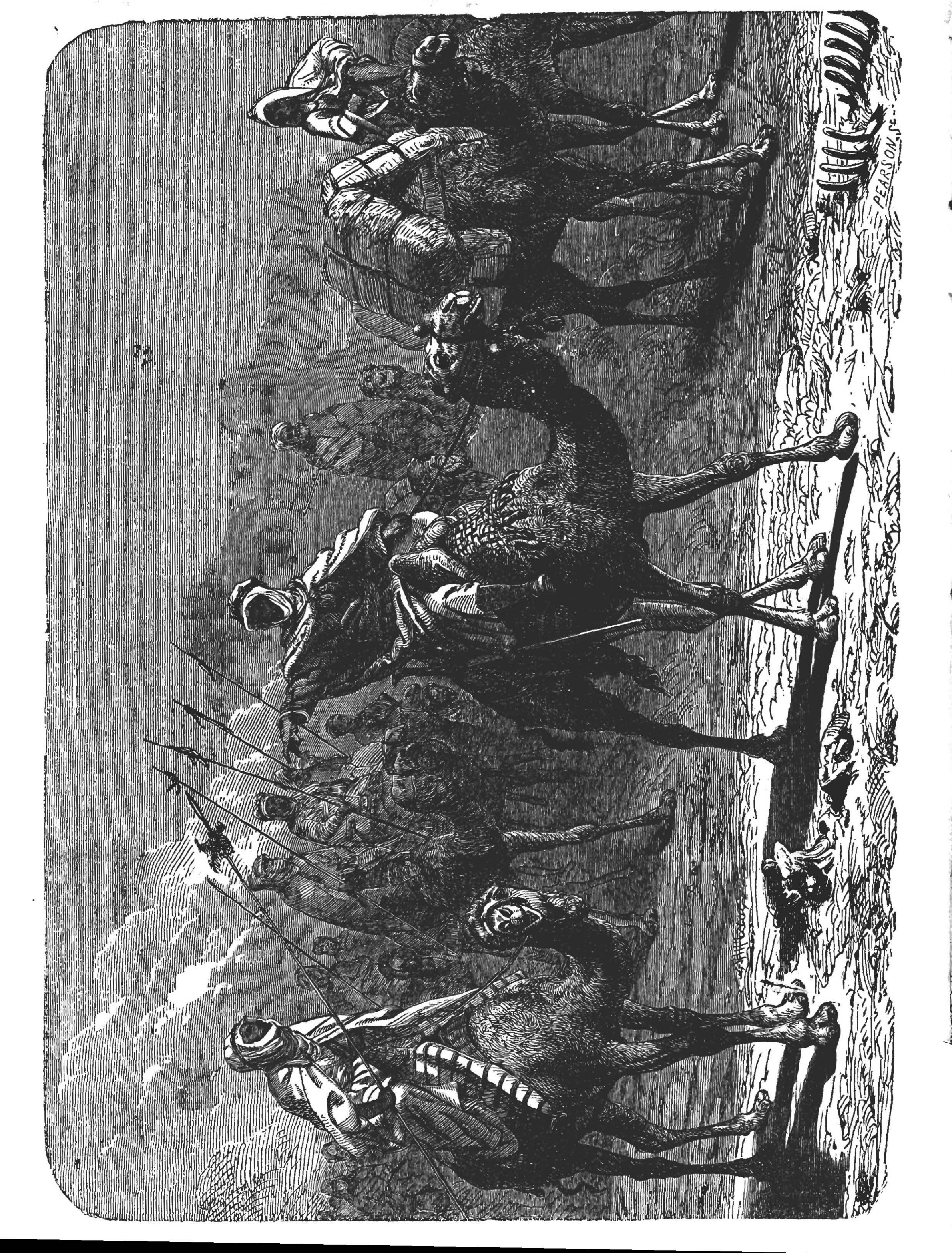
Eine Karawane plündern geht freilich über Straußenjagd. So wenigstens meinen die Tuareg, das alte Volk der Wüste. Sie leben geradezu vom Raub und setzen ihre Ehre drein, jede Karawane zu plündern, die nicht ihren Schutz erkauft hat. Es ist ein merkwürdiges Volk, diese Tuareg, die man nicht wie so oft geschieht, mit den Arabern vermischen oder verwechseln darf. Es gibt nämlich arabische Kolonieen im ganzen Norden von Afrika, und da und dort herrscht auch ihre Zunge allgemein, während sie für die Karawanen die Verkehrssprache bildet. Im Grunde aber haben die Urbewohner Nordafrika's eine eigene Sprache, und zwar nur Eine, wie Leo Afrikanus schon sagt, wenn er berichtet: „alle barbarischen Nationen in Afrika bedienen sich derselben Sprache." Man nennt sie darum die Berbersprache; die Tuareg selbst aber heißen sich Amazig, und das ist der Name, den der griechische Geschichtsforscher Herodot schon 450 Jahre vor Christo gehört hatte (Mazig). So sind nun diese Tuareg von derselben Nation wie die Kabylen in Algerien und die Ureinwohner in Marokko, und ihre Sprache ist die gleiche, nur daß die Bewohner der öden Sahara sie reiner und ursprünglicher erhalten haben, als die von Phöniciern, Römern, Vandalen und Arabern rc. heimgesuchten Berbern der Uferländer. Auffallender Weise besitzen die Tuareg auch ein eigenes Alphabet, in welchem die Frauen ihre Schreibkunst üben. Im Dschebel (Gebirg) Hoggar wohnt ihr Scheich und lebt von den Geschenken, welche die Karawanenführer und = Räuber ihm darbringen.

Wenn daher eine Karawane durch dieses Sandmeer steuern will, das seine Gefahren hat gerade wie das Meer: Stürme, Klippen und Korsaren, so ist das Erste, daß sie einen Kapitän wähle, den Kebir, und sich ihm mit unwandelbarem Gehorsam unterwerfe. Der Kebir hat wie der Kapitän eines Kriegsschiffs unumschränkte Macht. Unter ihm stehen seine Offiziere: Quartiermeister, vorausgesendet, das Land auszukundschaften, ein Chadscha oder Schreiber, die Akkorde der Lebenden und Testamente der Sterbenden aufzusetzen, ein Muezzin, zum fünfmaligen Gebet aufzufordern, und ein Mann, um vorzubeten.

Wie zur See, muß der Kapitän auch durch die Wüste seinen Weg mittelst der Sterne zu finden wissen. Er ist also meist ein Mann von Verstand und einiger Bildung, deren Mängel durch möglichst specielle Erfahrungen ersetzt werden. Der Kebir muß mit allen gefährlichen Stellen und den Mitteln, sie zu passiren oder zu umgehen, vertraut sein; Bekanntschaft mit allen Häuptlingen, denen man nahe kommt, ist unumgängliches Erforderniß. Er muß auch wissen, was in dieser oder jener Zeit und an den verschiedenen Orten die passendste Nahrung ist, muß Mittel wissen gegen Schlangenbisse und Skorpionenstiche, ebenso wie man gebrochene Glieder ersetzt, oder Kugeln auszieht. In der spurlosen Wüste, wo der wirbelnde Sand mit jeder Stunde neue Wellen wirft, hat er doch überall Mittel, sich zurecht zu finden. In der sternlosesten Nacht findet er etwa ein dürres Kraut oder eine Erdenart, die er zwischen den Fingern zerreibt und mit der Zunge prüft, und nun weiß er wieder, wo hinaus.

Doch bleibt der Kebir ein verantwortliches Haupt; denn Jeden, der sich ihm anvertraut, muß er nach bestem Wissen und Vermögen vor Gefahr und Schaden bewahren. Für jeglichen Reisenden, der durch seine Schuld den Weg verlieren oder umkommen sollte, muß er die Dia, das Blutgeld, bezahlen. Geht das Wasser aus, oder hat er die Räuber nicht abgehalten, so kann er am ersten sichern Ort, den die Karawane erreicht, vor Gericht belangt werden.

Treulose Kebirs haben schon einigemal ihre Karawane an die Tuaregs verkauft, dieselbe in einen Hinterhalt geführt, die Beute mit den



Räubern getheilt und dann sich diesen angeschlossen.

General Daumas spricht mit großer Bewunderung von seinem Kebir, dem jungen Scheggön. Einnehmend und beredt im Zelt, sprach er kein unnöthiges Wort auf dem Marsch, lachte nie und wußte mit seinem Adlerauge die ganze Karawane in Zaum und Zeug zu halten. Um sich das Vertrauen der Reisenden zu sichern, hatte er zwei Frauen geheirathet, die eine am äußersten Punkt des Tuat, wo noch Araber hausen und sich die westlichen Karawanen zur Abreise sammeln, die andere in Dschebel Hoggar unter seinen Landsleuten, den Tuareg. So hatte er Freunde und Verwandte an beiden Endpunkten der Reise und widmete sich mit Begeisterung dem Beruf, den er einmal erwählt hatte.

„Ihr seid Thoren," konnte er zu den Jünglingen der Schambas am Rand der Wüste sagen, „euer Leben so mit Nichtsthun zuzubringen. Hat nicht der Prophet gesagt:

„Kameelgrind heilt man, indem man ihn betheert,
Durch die Fahrt nach Sudan wird der Armuth gewehrt?"

Sudan (das Land der „Schwarzen") ist die reichste Gegend der Welt. Einen Sklaven kauft man da für einen Burnus, Gold wird dort gegen Silber gewogen, Büffelhäute, Elfenbein und Sayagewebe stehen so niedrig als möglich. Was thun wir also? Kaufen Nadeln, Korallen, Glasperlen, Papier, Schwefel, Wohlgerüche, Handtüchlein, Tücher und Wachs, mit Eisen und Stahl, die man im Tuat schon gegen Tabak und Salz austauscht, und dann am Donnerstag fort von Metlily. Kein Tag besser zur Abreise als der Donnerstag, der Prophet hat's ja gerathen! Die beste Jahreszeit ist jetzt, am Ende des Augusts; da können wir uns noch im Tuat mit frischen Datteln versehen" u. s. w.

Die Rede zündete, fünfzehn entschlossen sich zur Reise. Die Aeltesten hielten zuvor eine Versammlung, in welcher sie die Kinder des Stamms feierlich der Obhut Scheggöns empfahlen. Scheggön erwiederte: „Gefällt es Gott, ihr Schambas, so führe ich eure Kinder im Frieden hin und bringe sie im Frieden wieder her. Ich schütze sie gegen die Tuareg; die Wege sind mir wohlbekannt, auch sollen sie keinen Durst leiden. Ich bin verantwortlich für Alles, außer was Gott sendet."

So wurde er denn als Kebir anerkannt und von den Marabuts eingesegnet, indem sie das erste Kapitel des Korans über ihm lasen: „Gepriesen sei Gott, der Herrscher der Welt, der gnädige und barmherzige Herr am Tage der Vergeltung! Wir beten dich an, und flehen um deine Hilfe! Leite uns den rechten Weg, den Pfad derer, die du mit Wohlthaten überschüttet hast, derer, die nie deinen Zorn erfahren, noch sich verirrt haben. Amin."

„O Scheggön," sagten sie, „Gott segne dich und ordne deine Schritte durch die Welt. Möge Er euch großen Gewinn geben und alle sicher zurückbringen. Dich aber, Scheggön, machen wir zum Kebir unserer Kinder, die damit deine Kinder geworden sind."

Und unter dem Weinen und Schluchzen der Verwandten und Freunde gieng es weiter gen Süden. Am ersten Abend aber der Reise, nach dem gemeinschaftlichen Mahl, legten die Bursche Geld zusammen, dem Kebir einen neuen Anzug zu kaufen und die üblichen 30 spanische Thaler zu verehren, während sich's von selbst verstand, daß man ihn auf der Reise freihielt. —

Bekanntlich wird jetzt von den Franzosen daran gearbeitet, dieses „wasserlose Meer" umzugestalten. Es geschieht das durch artesische Brunnen, welche da und dort gegraben, gutes und reichliches Wasser heraufquellen und womit in wenig Jahren schon manche neue Oase geschaffen worden ist. Doch wird es Zeit kosten, bis diese Aufgabe gelöst ist, denn die Sahara nimmt einen Raum ein, so groß wie zwei Drittel von Europa!

Ueberlandfahrt.

Von Marseille nach Alexandrien. Von L. T.

Nach einem herben Abschied in der Heimat waren wir durch die Schweiz nach Marseille gereist, wo wir uns nach Alexandrien einzuschiffen beabsichtigten. Es war im November und der Winter hatte sich sehr frühzeitig mit aller Strenge eingestellt, so daß wir auf der Reise manchmal empfindlich von der Kälte zu leiden hatten; doch je mehr wir südlich reisten, desto milder begann es zu werden. Schon in Neufchatel fühlten wir einen bedeutenden Unterschied und in Genf hatten wir eine ziemlich milde Temperatur; wir blieben dort über Nacht, machten den andern Morgen einen herrlichen Spaziergang an den See und begaben uns nach Tisch wieder auf die Eisenbahn, um mit dem nächsten Zug Lyon zu erreichen. Mitten in der Nacht kamen wir an und hatten hier den Unfall, einen unserer Koffer zu vermißen, welcher unterwegs verladen worden sein mußte. Fataler Weise waren gerade in diesen Koffer meines Mannes sämmtliche Kleider und Weißzeug verpackt gewesen, und äußerst verstimmt fuhren wir durch die belebten Straßen Lyons an den nächsten Bahnhof, welcher an dem entgegengesetzten Ende der Stadt gelegen war.

Das rege Leben und Treiben in den glänzend erleuchteten Straßen des sogenannten kleinen Paris, die ausgesuchte Pracht in den Räumen des Bahnhofes ließen mich ziemlich kalt bei dem Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen, welcher mir durch den vermißten Koffer lebhafter als sonst nahe gelegt ward. Wir hatten wenig Hoffnung unser Eigenthum je wieder zu bekommen, da der verschmitzte Beamte uns unter keinen Umständen den Schein zurückgeben wollte, auf dem unsre Gepäckstücke verzeichnet gewesen waren; und in ziemlich gepreßter Stimmung fuhren wir spät in der Nacht mit dem Expreßzug nach Marseille.

Es war ein merkwürdiger Contrast, als wir morgens dort ankamen, uns gleichsam mit einem Schlage in den Frühling versetzt zu sehen; die Luft war mild und warm wie an einem Maitage, in den Gärten sah man blühende Rosen, und das Grün der Olivenwälder erquickte unsre Augen, welche einen solchen Genuß schon lange entbehrt hatten. In dem Gasthofe angekommen vertauschten wir unsre warmen Winterkleider mit einem leichten Sommeranzug und giengen durch die belebten Straßen der Stadt an den Hafen, der, ein Meisterstück der Natur und Kunst über 1000 Schiffe faßt.

Es wird in Marseille ein wichtiger Handel nach Italien, Afrika und der Levante getrieben, und auf der breiten gepflasterten Hafenstraße wogte eine bunte Menge aller Nationen auf und nieder. Doch zogen wir uns des Getümmels bald müde von der belebten Hafenstraße ab auf den Rhedeplatz, von wo wir einen freien Ausblick auf das Meer hatten.

Hier sonnten wir uns mit Wohlbehagen an den warmen Strahlen der südlichen Sonne und genoßen daneben die unvergleichlich schöne Aussicht, die sich hier von allen Seiten aufthat. Hufeisenförmig um den Hafen gebaut bietet die Stadt einen höchst interessanten Anblick, die Umgegend ist entzückend schön und mit einer Menge Landhäuser besät, welche silberweiß aus ihrer grünen Umgebung von Cypressen und Oliven herausglänzten. Vor uns lag das Meer ruhig und klar wie ein ungeheurer blauer Spiegel; ungefähr eine Stunde entfernt erhebt sich auf Felsen gebaut mitten im Meer das Castell If, einst der Schauplatz unzähliger Gewaltthaten grausamer Willkür. Nicht weit davon ragt der Leuchtthurm weiß und glänzend, als wäre er von Marmor erbaut, hinein in das tiefblaue Himmelsgezelt, das der liebe himmlische Vater über seine Kinder ausgebreitet. Auf dem Heimweg gieng mein Mann aufs preußische Consulat und ersuchte den Consul um seinen Beistand zur Herbeischaffung des Koffers. Er hatte

vorher vergebliche Versuche gemacht und verschiedene Louisd'or für erfolglose Telegramme ausgegeben, aber keine Behörde schien es der Mühe werth zu achten, die Beschwerde des im Auslande schutzlosen Württembergers genauer zu untersuchen. Im Augenblicke größter Rathlosigkeit fiel es meinem Mann ein, sich unter preußischen Schutz zu stellen, was ihm auch über alles Erwarten gelang. Herr St., der Consul, ein freundlicher Mann, nahm sich der Sache sehr energisch an, er gieng mit meinem Mann unverzüglich auf die Eisenbahndirection und erklärte, daß der Koffer entweder ohne Verzug herbeigeschafft werden müsse oder trage er auf vollständigen Schadenersatz an, widrigenfalls er Namens seiner Regierung gegen die löbliche Eisenbahndirektion Klage erheben werde.

Nun zogen die Herren andere Saiten auf, mit größter Bereitwilligkeit wurde nach allen Flanken hin telegraphirt, und siehe da! bald brachte die elektrische Zunge die erfreuliche Kunde, daß sich unser Koffer wohlbehalten in einem der Gepäcklokale eines Pariser Bahnhofs befinde, und nun, da der Inhaber bekannt sei, mit der nächsten Bahn nach Marseille spedirt werden werde. Groß war unser Dank gegen den preußischen Consul, welcher uns so freundlich den Schutz angedeihen ließ, den die Unterthanen der verschiedenen Kleinstaaten Süddeutschlands im Auslande oft so bitter vermissen; noch größer aber war unsere Freude, als uns den andern Morgen der schmerzlich Vermißte von einem Packträger der Eisenbahn gebracht wurde, denn schon den nächstfolgenden Tag sollten wir uns einschiffen, und wie leicht hätten große Unannehmlichkeiten für uns entstehen können.

Den andern Morgen litt es uns nicht lange in den Betten: der Tag, da wir vielleicht für immer Europa verlassen sollten, war angebrochen; in dem Gasthofe herrschte seit dem Tagesgrauen große Unruhe, denn außer uns logirten dort noch 15 unsrer Mitpassagiere, welche eben so bald unruhig wurden als wir; der eine rief dem Hausknecht nach seinen Stiefeln, andere gaben Aufträge wegen des Gepäcks, Kinder weinten und wollten sich nicht so frühe in ihrer Ruhe stören lassen und so währte die Aufregung geraume Zeit, bis sich die gesammte Reisegesellschaft beim Frühstück versammelte. Bald nach sechs Uhr fuhr man an den Hafen, da die Abfahrt auf acht Uhr bestimmt war. Es regnete stark, als wir in kleinen Nachen dem Dampfer zusteuerten; ein kalter Nordostwind blies uns den Regen ins Gesicht, das Meer hatte sein smaragdnes Grün mit einer blauschwarzen Färbung vertauscht, dichter Nebel lagerte über der ganzen Gegend, kurz nichts war geeignet uns aus der unbehaglichen trüben Stimmung zu reißen, in die uns der Ernst des Augenblicks versetzt hatte. Bald hatten wir das Schiff erreicht, das ungefähr einen Kanonenschuß vom Ufer vor Anker lag; unsre Hoffnung, eine eigene Kabine zu erhalten, wurde vereitelt wegen Mangels an Raum, mein Mann mußte sich mit vier Offizieren der indischen Armee in eine Kabine theilen, und mir wurde mein Platz in der Ladies cabin angewiesen. Wir hatten unsre Sachen bald geordnet und nahmen nun, da der Regen nachgelassen hatte, unsern Platz auf dem Hinterdeck, ruhig und behaglich beobachtend, was um uns her vorging. Boot um Boot kam herangerudert, um seine Ladung in dem Schiffe verschwinden zu lassen, bis es zuletzt einem Wunder glich, wie sogar in diesem Riesenkörper Alles Platz finden konnte. Verwirrung und Unordnung herrschte noch ringsum, das Mitteldeck war bedeckt mit Koffern, Kisten und sonstigem Reisegepäck, umlagert von Passagieren, welche sich vergeblich mühten das Ihrige herauszufinden. Niemand schien das Gesuchte zu finden: ungeheure Koffer „Zu öffnen in Bombay“ präsentirten sich zu wiederholten Malen, aber die kleinen Unentbehrlichkeiten für die Reise waren nirgends zu finden. Nachtsäcke waren unsichtbar und Mittel gegen die Seekrankheit reservirten sich für die Landreise. Allem dem war übrigens bald ein Ende gemacht durch das Versenken der ganzen chaotischen Masse in die gähnende Tiefe des Gepäckraumes, und ich war froh, unsre nöthigsten Sachen sicher in meines Mannes Kabine zu wissen; wer Mißgeschick genug hatte, das Seinige in der Verwirrung nicht zu finden, wurde auf die nächste Woche vertröstet, indem zweimal in der Woche den Passagieren das Gewünschte aus dem Gepäckraum heraufgeschafft wird.

Alles versammelte sich nun auf dem Hinterdeck, ein Jedes unwillkürlich seine Mitpassagiere

musternd. Da waren alte Männer so gelb als das Gold, um das sie ihre Jugend verkauften; sie kehrten nach Indien zurück, um dort ihre Gesundheit zu suchen, welche ihnen ihr eigenes Vaterland, nach dem sie sich ihr ganzes Leben hindurch gesehnt, nun versagte. Da waren junge Kadetten voll frischem Muth und Hoffnung, obwohl diese ihre Vorfahren gleich Memento's vor ihnen standen, sie an das traurige Ende ihres Lebensfrühlings mahnend. Ferner waren da Kaufleute; junge Frauen zu ihren Männern nach Indien zurückkehrend, und junge Mädchen, welche erst einen Begleiter für dieses Leben suchten. Auch junge Offiziere befanden sich unter den Passagieren und ganz junge Kadetten, in welchen die Freude über die neue Uniform und Selbständigkeit mit dem Heimweh einen ungleichen Kampf kämpfte. Alle diese waren in verschiedenen Gruppen auf dem großen Hinterdeck zerstreut, welches so reinlich und glatt war wie der Fußboden in einem Salon.

Auf dem Verdeck war eine ganz andere Scene, man hätte es können für ein kleines Dorf halten, denn es war eine eigentliche Straße von Cabinen. Ueber den Thüren derselben konnte man die verschiedenen Namen der Inhaber lesen z. B. Doktor, Bäcker, Metzger, Conditor, Zimmermann und mehrere andere. Es war dort ein reges Leben und Treiben, Schafe und Schweine wurden geschlachtet, der Bäcker buk niedliche Brode, und neben allen diesen vielversprechenden Anstalten zu einem guten Diner schienen die Pastetchen und Pflaumenkuchen, welche aus der Bude des Conditors lieblich herüberdufteten, den Preis des Guten davon tragen zu wollen. In der Mitte dieser Vorbereitungen erhoben zwei ungeheure Kamine ihre rauchenden Häupter und unter denselben klopfte das eiserne Herz der gigantischen Maschine hörbar.

Der Himmel hatte sich indessen wieder aufgeklärt und die liebe Sonne beschien mit ihren warmen Strahlen die herrliche Gegend, doch wurde unser Schiff immer noch durch das Postpaket aufgehalten, welches bis dahin noch nicht gekommen war. Mittlerweile ward das erste Zeichen mit der Schiffsglocke zum Diner gegeben und die Passagiere eilten in ihre Kajüten, um an ihrer Toilette das in Ordnung zu bringen, was dem skrupulösen Auge der Gesellschaft anstößig werden könnte. Fast ängstlich betrachtete ich mein sehr einfaches graues Reisekleid, während die vornehmen Gestalten der englischen Ladies um mich her in seidenen Gewändern rauschten; da tönten unvermuthet freundlich bekannte Klänge an mein Ohr. Ja wirklich, es war keine Täuschung, ächtes gutes Schwäbisch wurde im Salon gesprochen, und als ich hinauseilte mich zu überzeugen, fand ich zu meiner großen Freude Missionar B. mit seiner Frau, welche mit einer Missionsbraut und sechs jungen Missionaren nach Mangalur reisten. Obwohl keines das andere je gesehen, so war doch unsre Begrüßung so herzlich, als hätten sich Geschwister gefunden; fühlten wir doch, daß wir einem Herrn dienten, einem Rufe folgten und bestimmt waren, in einem Weinberg zu arbeiten. Fräulein L., die Missionsbraut, hatte sich in eine Cajüte mit einer Mrs. C. und mir zu theilen. Sie hatte das Mißgeschick gehabt, bei ihrer Ankunft in Marseille ihre Kisten nicht vorzufinden, welche durch ein Mißverständniß verladen worden waren und nun erst nach Monaten in Indien ankommen konnten. In der Zwischenzeit mußte sie sich mit dem geringen Vorrath von Kleidungsstücken behelfen, der sich in ihrem Reisesack vorfand. Dies und der ganze Ernst ihres Vorhabens übten einen Druck auf ihr Gemüth, der trotz meiner Bemühungen nicht weichen wollte.

Nach dem Diner, welches ziemlich steif und wortkarg vor sich gieng, da die Gesellschaft noch zu wenig mit einander bekannt war, suchte ich wieder mein altes Plätzchen auf dem Deck und wollte mich eben in dem bequemen Sessel niederlassen, als ich einen Zettel bemerkte, der demselben angehängt war und worauf die Worte standen „To let for one pound an hour" (zu vermiethen für ein Pfund Sterling die Stunde). Ich war also belehrt, daß dieser Stuhl Privateigenthum war und der Inhaber durch diesen Scherz sein Quartier sich frei halten wollte, erhob mich daher rasch und gieng auf dem Deck spazieren. Gegen Abend kam das längst erwartete Postboot, und als es nach der Uebergabe seiner Pakete wieder abgesegelt war, wurde die kleine Brücke aufgezogen, eine Stimme vom Räderkasten gab das Signal und das große Schiff glitt dahin so sanft wie eine Gondel.

Alles hatte sich auf dem Deck versammelt, um dem allmählich verschwindenden Festlande noch einen Abschiedsgruß zuzuwinken. Es war schon ganz dunkel geworden; zeitweise blickte der volle Mond zwischen zerrissenen Wolken hervor und beleuchtete auf Augenblicke mit seinem Zauberlicht die unvergleichlich schöne Landschaft. Auf dem Schiffe herrschte beinahe lautloses Schweigen, jedes empfand den Ernst des Augenblicks und scheute sich, die feierliche Stille zu unterbrechen. Ich stand neben meinem Mann und sah dem scheidenden Lande nach, so lange es die Dunkelheit zuließ, meine Gefühle überwältigten mich fast und ich war froh, wenn der Mond hinter den Wolken verschwindend, vorübergehend alles in Dunkelheit hüllte, um meine herabströmenden Thränen verbergen zu können. Doch hatten diese Thränen nichts Bitteres und wurden versüßt durch eine Quelle reichen Trostes, welche mir wie Balsam in's Herz floß. „Denn wo ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist, wenn mein Herz bis hin zum Grabe seiner Treue nicht vergißt: Weiß ich nichts von Leide, fühle nichts als Andacht, Lieb und Freude!" Eine unaussprechliche Freudigkeit erfüllte mein Herz und machte mir die Trennung von der Heimat leicht.

Marseille war schon geraume Zeit vor unsern Blicken verschwunden, das riesige Felsennest If mit seinen vor Alter schwarzen Mauern lag hinter uns und wir befanden uns bald auf offener See; nur zur Rechten zog sich lang gestreckt ein Gebirgszug hin, dessen weiße Felsen vom Mondlicht beschienen wie Silber glänzten. Ich blieb an Deck, bis mich die Seekrankheit mit Macht ergriff und ich mein Lager aufsuchen mußte. Den andern Tag war mit wenigen Ausnahmen beinahe alles seekrank. Am dritten Tage jedoch hatten sich die meisten erholt und nun begann ein lebhaftes Manöver mit Schreibmappen und Federn, indem jedermann sich beeilte, Briefe für die nächste Post zu schreiben. Ich denke, ich sehe sie noch vor mir diese eifrigen Schreiber, Männer vom Fach mit ihrer geläufigen ruhigen Feder, gefühlvolle Frauen ihren Lieben in der Heimat noch ein schmerzliches Lebewohl zusendend, und einsame, kleine Knaben ihre neuen Federhalter verbeißend und auf angenehme Dinge denkend, welche man einer betrübten Mutter schreiben könnte, während doch die Thränen des Heimwehs unaufhaltsam herabrollten und das eben Geschriebene halb verwischend gerechte Zweifel an der fröhlichen Stimmung des Schreibers erwecken konnten.

Den nächsten Tag passirten wir bei schönster Witterung und ruhiger See die Insel Corsika; die Passagiere hatten sich nun gegenseitig angenommen und jedermann hatte sich die Gesellschaft gewählt, die am besten für ihn taugte. Da sah man Gruppen der verschiedensten Art und eine Welt im Kleinen bewegte sich auf unserem Schiffe.

Das Leben auf einem Dampfer der Peninsular and oriental steam company ist nach bestimmten Regeln geordnet und kann, wenn man gute Gesellschaft hat und von der Seekrankheit nicht heimgesucht ist, sehr angenehm werden. Wenn kaum der Tag graute, klopfte der Waiter (Aufwärter) an die Thüre unserer Kabine und bot uns eine Tasse heißen Kaffee herein, nach deren Genuß ich mich wieder zum kurzen Morgenschlafe niederlegte, während mein Mann sich erhob, um auf dem Deck seinen Morgenspaziergang zu machen. Für Damen ist es um diese Zeit nicht angenehm sich auf dem Verdeck sehen zu lassen; denn erstlich benützen die Herren diese Stunde, um im bequemen Negligee die frische Morgenluft zu genießen, und zweitens würde man schon durch die Fluth von Seewasser vertrieben, mit welchem die Schiffsjungen das Deck reinigend es überschwemmen; aber wenn es oben blank geputzt und Alles in musterhafte Ordnung gebracht worden ist, kommt auch der weibliche Theil der Passagiere herauf, um sich Appetit für das Frühstück zu holen. Wahrhaftes Vergnügen machte es mir, diese Pünktlichkeit und Reinlichkeit zu beobachten, die bis in's Kleinste sich ausdehnt. Das Tauwerk ist zierlich aufgerollt, die Planken rein gescheuert, jedes Stäublein ängstlich entfernt, sogar die messingenen Knöpfe und Schnallen am „Skylight" und an der Kabine des Kapitäns glänzen wie Gold, und aller dieser Aufwand von Reinlichkeit wird täglich in früher Morgenstunde so schnell als möglich hergestellt, um von den Passagieren alle Unlust des Scheuerns fernzuhalten.

Ein Morgen auf der See bei klarem Himmel und heitrem Sonnenschein ist herzerhebend. Die spiegelglatte See und das blaue Himmels-

gewölbe stehen so im Einklang, daß sie unmerklich ineinander verschmelzen. Die Sonne scheint warm, doch kann man ihre Strahlen gut ertragen, weil der frische Seewind Kühlung genug weht, daß man gern, besonders Morgens, zu einem warmen Shawl seine Zuflucht nimmt. Alles ist heiter, überall fröhliche Gesichter, man wünscht herzlich guten Tag und wird ebenfalls herzlich gegrüßt. Ich stelle mich an eine Brüstung in einem ruhigen Winkel und ergötze mich an dem Getreibe der mannichfaltigen Seethiere, welche in dem schwarzblauen Elemente wimmeln; sie mit Brot zu füttern geht nicht an, weil unser Schiff schon weit weg ist, bis der Brocken die hungrigen Mäuler erreicht. Nun erschallt das erste Zeichen zum Frühstück mit der Glocke, der englische Theil der Schiffsbevölkerung begibt sich zur Vollendung ihrer Toilette in ihre Kabinen; ich überlasse das Putzen und Schmücken den Engländerinnen, denn meine Toilette ist für heute gemacht, und ich gedenke den ganzen Tag nichts mehr daran zu ändern; die andern Deutschen sind allem Anschein nach auch unsrer Gesinnung, weil das Zeichen keinen Eindruck auf sie macht. Beim zweiten Zeichen aber begeben wir uns zu unsrer Morgenandacht in unsre Kabinen und werden gerade damit fertig, bis uns das dritte Signal um 9 Uhr wirklich an den Frühstückstisch ruft. Man findet ein reichliches Mahl von Fischen, Eiern, Hammelfleisch u. dgl., guten Thee und frischgebackenes Brot im Ueberfluß. Nach dem Frühstück sucht sich Jedes eine Beschäftigung; die Herren lesen oder schreiben, und die Damen setzen sich mit einer Arbeit oder einem Romanbuche auf das Deck, während muntre Kinder, deren es immer eine Anzahl beinahe auf jedem Schiffe hat, um uns her spielen.

Um 12 Uhr läutet die Tischglocke zum Luncheon, Alsopp's pale Ale nebst Brod, Butter und Sardinen stärken uns, die wir durch die Seeluft immer vortrefflichen Appetit haben. Der Nachmitag verfließt wie der Vormittag, Lesen, ein wenig Häkeln, dazwischen Spaziergänge das Deck entlang wechseln miteinander ab. Mittlerweile erschallt wieder die Glocke, die Ladies eilen hinab to get ready for dinner (um sich zum Essen anzuziehen) und auch wir deutsche Frauen gehen in unsre Kabine, kämmen unsre Haare glatt und waschen unsre Hände, um wenigstens nicht unladylike (gleichbedeutend mit ungebildet) zu erscheinen. Beim Mittagessen um 5 Uhr servirt man stark gewürzte und gepfefferte Suppe, Fleischspeisen aller Art, Pudding und getrocknete Südfrüchte nebst Orangen. Hie und da wird man aufgefordert, ein Glas Wein mit einem Herrn zu trinken, was unsre gute Missionsbraut nicht wenig in Verlegenheit bringt, da sie die hiebei üblichen Komplimente nicht kennt.

Nach dem Mittagessen führe ich mein Tagebuch, bis mich die zunehmende Dunkelheit daran verhindert und ich dankbar den Arm meines Mannes ergreife, um den kaum unterbrochenen Spaziergang das Deck entlang wieder aufzunehmen.

An Deck herrscht große Heiterkeit, es haben sich einige Herren der Gesellschaft die Aufgabe gestellt, durch ihre Spässe die übrigen zu unterhalten, was uns nicht besonders anspricht. Die Töne des Pianino und ein Choral, der unten gesungen wird, locken uns hinunter zu den deutschen Brüdern, welche sich im Salon versammelt haben. Bald werden wir aber von den Andern vertrieben, welche nun auch herabkommen, um Thee zu trinken, was jeden Abend um 7 Uhr geschieht.

Nach 9 Uhr suchen wir unser Lager auf, während die Andern nun erst recht zusammen sitzen, um Grog und Glühwein zu trinken, bis sie oft ihrer selbst nicht mehr mächtig sind. Auch habe ich bemerkt, daß etliche englische Damen diesen mit Cognac und starken Weinen bereiteten Getränken oft mehr zusprechen, als sich für das zarte Geschlecht schickt. Die Folgen dieser Gelage, welche sich auf der ganzen Reise jeden Abend wiederholen und oft bis spät in die Nacht hinein dauern, werden oft für den nüchternen Theil der Reisegesellschaft sehr unangenehm. Meinem Mann begegnete es gleich in einer der ersten Nächte, daß er durch ein grelles Licht aus dem Schlaf geweckt wurde; er fuhr erschreckt auf und sah, daß einer seiner Schlafgenossen, ein Kapitän der englischen Armee, ihm mit einem großen Stück brennenden Papiers ins Gesicht leuchtete. Da nämlich punkt 12 Uhr sämmtliche Lichter gelöscht werden, so wurde er mit seinen übrigen Trinkgenossen aus dem Salon vertrieben, und weil er in seinem benebelten

Zustande sein Lager nicht finden konnte, hatte er das Papier angezündet, wodurch leicht ein großes Unglück hätte entstehen können.

Doch obwohl solche Dinge dunkle Schatten auf das gesellschaftliche Leben mancher Engländer werfen, so muß ich doch, um gerecht zu sein, bemerken, daß wir auch ihre guten Eigenschaften zu beobachten Gelegenheit hatten. Abgesehen davon, daß es unter den Engländern viele lebendige Christen giebt, so ist auch unter den meisten weltlich Gesinnten eine große Achtung vor dem Worte Gottes und seinen Dienern bemerkbar, welche man oft empfindlich bei den Deutschen vermißt; und ein Sonntag an Bord eines solchen Schiffes ist recht geeignet, uns mit vielen Schattenseiten auszusühnen. Des Morgens nach dem Frühstück ist Parade auf dem Verdeck, die gesammte Schiffsmannschaft vom Schiffsjungen bis zum ersten Offizier, das Aufwärterpersonal, die Köche u. s. w. nicht ausgeschlossen, alle versammeln sich in Galla auf dem Hinterdeck, stehen nach dem Rang in Reih und Glied, und nun wird verlesen. Nach dem Verles geht es in den Salon zum Gottesdienst, wo sich auch alle Passagiere eingefunden haben. Der Gottesdienst wird gewöhnlich von einem Geistlichen oder Missionar verrichtet; trifft es sich aber, daß sich gerade kein solcher unter den Passagieren befindet, so übernimmt es meistens der Kapitän, die üblichen Psalmen, Gebete und Schriftabschnitte zu lesen.

Auf dem Verdeck herrscht am Tag des Herrn die möglichste Ruhe; keiner der Damen würde es einfallen, ein Strickzeug oder sonst eine weibliche Arbeit in die Hand zu nehmen, sogar die Romanbücher, von welchen sonst ganze Körbe voll an Deck getragen werden, sind an diesem Tage von demselben verbannt; auch das Schreiben ist verpönt und nur Lesen in Gottes Wort oder andern christlichen Schriften gilt für schicklich. Welche Wohlthat ist doch solche feine äußerliche Zucht gegenüber von Zuständen, wo alle diese wohlthätigen Schranken niedergetreten sind und es für bon ton gilt, sich über solche altfränkischen Vorurtheile großartig wegzusetzen.

Am fünften Tag unsrer Reise liefen wir vom schönsten Wetter begünstigt in den Hafen von Malta ein, und da wir frisches Weißzeug und Kohlen faßten, wodurch wir vier Stunden aufgehalten wurden, benützten die meisten Passagiere diese Zeit, um an's Land zu gehen. Eine Menge bunter Gondeln umgab unser Schiff, um uns ihre Dienste anzubieten, und zehn Minuten später betraten wir den Boden, den der theure Apostel auf seiner ersten Missionsreise geweiht. Wohl über hundert in die Felsen gehauene Stufen stiegen wir hinan, bis wir in eine der belebten Straßen der Hauptstadt La Valette gelangten, die von Menschen aller Nationen wimmelten. Der kleine Raum von nicht mehr denn sechs Quadratmeilen ist ungemein stark bevölkert und hat gegen 130,000 Einwohner. Unser erster Gang war in die Johanniterkirche, in welcher eine ungeheure Pracht an Gold, Silber und edlen Steinen zu sehen war. Dann besahen wir uns die Gruft der Großmeister und bewunderten besonders die herrliche Mosaik des Fußbodens aus farbigem Marmor. Doch stiegen wir gerne wieder an's Tageslicht und verließen diese Räume der kalten Pracht, um im Bereich der warmen Sonnenstrahlen ein Schauspiel lebendigen Verkehrs und Treibens zu betrachten, wie man es wohl nicht an einem zweiten Orte findet.

Hinter der Johanniterkirche befindet sich der Palast der früheren Großmeister, jetzt von dem englischen Gouverneur bewohnt, auf dem großen freien Platze vor demselben wurde ein Markt abgehalten. Wir setzten uns in ein Kaffeehaus und betrachteten durch das geöffnete Fenster die lebhafte Scene. In schlechten Bretterbuden waren hier die reichen Erzeugnisse des südlichen Bodens dem Verkauf ausgesetzt; ungeheure Melonen, Gurken und andere mir zum Theil unbekannte Kürbisgewächse lagen nebst Prachtexemplaren von Blumenkohl, Artischocken, Salat und riesigen Kohlköpfen in Haufen auf dem Boden, während wunderschöne Orangen, Granatäpfel und andere Früchte zierlich in Körbe geordnet zum Kaufen reizten. In andern Buden sah man die Erzeugnisse des Meeres in Gestalt von rothen Seekrebsen und Fischen aller Art ausgestellt, deren Verkäufer mit lauter Stimme ihre Waaren priesen; wieder Andere boten Erfrischungen feil, kurz Alles schrie, lachte, lärmte und kreischte durcheinander, daß uns der Lärm ganz betäubte. Ein seltsames Gemisch von Occident und Orient bietet sich von allen Seiten

unsern Blicken dar. Die Häuser in den Straßen sind ganz maurisch gebaut mit flachen Dächern und weißer Verblendung, während die öffentlichen Gebäude, Kasernen u. dgl. im abendländischen Styl aufgeführt sind. Auch die bunte Menge, welche sich in diesen Straßen herumtreibt, gibt ein lebhaftes Bild von dieser wunderlichen Mischung: hier ein Araber im großen weißen Burnus, aus dem das braune Gesicht mit den stechenden Augen sonderbar hervorsieht, dort plattnasige Mulatten und kohlschwarze Neger, das hochrothe Feß auf dem krausen Wollkopfe, dazwischen englische Matrosen, Soldaten, Straßenjungen, elegant gekleidete Engländer und Franzosen, und schließlich die eigentlichen Bewohner Malta's in ihrer malerischen Tracht wogen in rastlosem Verkehr durch die Straßen. Hie und da huscht die schlanke Gestalt einer malteser Dame an uns vorbei, das Gesicht halb verdeckt mit der schwarzseidenen Mantilla, daß man kaum mehr als ein paar große schwarze Augen entdecken kann.

In den Läden findet man nebst allen möglichen europäischen Artikeln auch die berühmten in Malta gefertigten schwarzseidenen Spitzen, von welchen die schönsten oft mehrere Pfunde per Elle kosten, ebenso daselbst gefertigte Silberfiligranarbeit und niedliche Schmucksachen von Korallen.

Bald waren im Betrachten so vieles Interessanten mehrere Stunden verflossen, und wir benützten den Rest unserer Zeit, um uns noch die Festungswerke ein wenig anzusehen.

Ganz Malta, das nur an der Nordküste Landungsplätze hat, ist eine eigenliche Felsenfestung und wußte sich zur Glanzzeit des Johanniterordens oft gegen die weit überlegenen Heere der Türken zu halten. Doch je mehr die Macht der Türken sank, desto schneller verlor der Orden seine alte Bedeutung und Kraft, und so war es möglich, daß sich Napoleon 1798 durch einen Handstreich der Insel bemächtigen konnte. Später jedoch nahmen sie die Engländer den Franzosen weg und sind bis jetzt im Besitz derselben geblieben; daher kommt es denn, daß die Bevölkerung so sehr gemischt ist; auch einige deutsche altadelige Familien, welche ihre Abstammung von der Zeit der Johanniter herleiten, haben ihren Wohnsitz in Malta.

Die Insel an und für sich aus nackten Kalksteinfelsen bestehend, ist durch aus Sicilien geholte Erde tragbar gemacht und erzeugt Getreide, Wein, Baumwolle und die schönsten Orangen in Europa. Ein Gang auf eines der Vorwerke war sehr lohnend und gewährte uns eine überraschend schöne Aussicht: auf der einen Seite überblickten wir einen Theil der Hauptstadt, während sich vor uns die klare, smaragdene Bucht des Meeres erstreckte, worin unser Dampfer vor Anker lag. Im Anschauen dieser paradiesisch schönen Gegend versunken, übersahen wir beinahe die Zeit, wo wir uns wieder auf dem Schiffe einzufinden hatten, und eilten geflügelten Schrittes dem Hafen zu, wo wir übrigens noch beinahe eine Stunde warten mußten, bis die Anker gelichtet wurden. Einem unsrer jungen Kadetten gieng es nicht so gut, derselbe hatte sich so verspätet, daß das Schiff eben ohne ihn abfahren wollte, als man seine Gondel ansichtig wurde, worin er durch unzweideutige Manöver, als Wehen seines Taschentuches und Ausstrecken der Arme, um Aufnahme bat; nur durch die besondere Freundlichkeit des Kapitäns wurde das Schiff angehalten, um den verspäteten, Passagier aufzunehmen, der an der ausgestandenen Herzensangst eine solch gründliche Lektion bekam, daß er schwerlich je wieder einmal irgendwo zu spät kommen wird. —

Unsere Reise nahm den gewünschten Fortgang, wir hatten fortwährend herrliches Wetter und günstigen Wind, so daß wir schon nach 2½ Tagen in den Hafen von Alexandria einliefen.

(Fortsetzung folgt.)

Vor Zeiten.

(Fortsetzung.)

Die Bildungen der alten oder paläozoischen Zeit.

(Fortsetzung.)

Gehen wir zur Betrachtung der einzelnen Formationen, zunächst der

1) Silurformation *).

Wer eine Landschaft aus dem Anfang der Silurzeit malen wollte, würde wohl am besten thun, wenn er dem Beispiel jenes Künstlers folgte, der für möglichst wenig Geld eine Abbildung vom Untergang der Egypter im rothen Meer liefern sollte und dem Besteller ein roth angestrichenes Brett überbrachte, die Frage, wo denn die Israeliten und wo die Egypter geblieben seien, dahin beantwortend, daß jene bereits über dem Wasser drüben seien und diese schon in den Wellen ihr Grab gefunden haben. — Ein ununterbrochener Wasserspiegel würde vielleicht das richtigste Bild von der Erdoberfläche, wie sie am Geburtstag des Pflanzenreichs ausgesehen hat, geben.

Die äußerste Eintönigkeit, die an das „wüste und leer" des biblischen Schöpfungsbericht erinnert, scheint der Grundton des landschaftlichen Charakters unmittelbar vor und nach dem Anfang unserer Periode, der Silurzeit, zu sein. Sind auch die Gesteine, welche die Silurformation ausmachen, nicht allerorten genau dieselben, so zeigen sie doch, wenn sie aus verschiedenen Orten zusammengetragen werden, eine große Uebereinstimmung; und noch mehr fällt die Aehnlichkeit auf, welche die Thiere, deren Ueberreste jene einschließen, auf weite Strecken hin mit einander haben, gleichviel ob sie von Europa, Afrika oder Amerika, ob sie aus dem Norden oder aus der Gegend unserer heutigen warmen Länder stammen. Ist auch der größte Theil der heutigen Festländer der Erdoberfläche, von dem Meeresgrund nicht zu reden, noch nicht geologisch untersucht, so scheint doch die oben ausgesprochene Thatsache zu einer wichtigen Folgerung zu berechtigen. Wenn nämlich die Thiere der Silurzeit — und es sind sämmtlich Thiere der unteren Klassen, die sonst in hohem Grad an die climatischen Verhältnisse gebunden zu sein pflegen —, wenn sie, sage ich, in den verschiedensten Gegenden der Erde leben konnten, so darf man daraus wohl den Schluß ziehen, daß eben diese verschiedenen Localitäten auch hinsichtlich der Temperatur und anderer äußerer Verhältnisse eine große Aehnlichkeit gehabt haben müssen. Somit konnte der Einfluß der Sonne auf die Erde, wenigstens was die Wärmestrahlung betrifft, noch nicht so bedeutend sein, wie heutzutage. Vielleicht hatte damals die Erde bis in ihre äußeren Schichten noch mehr eigene Erdwärme (als deren Rest wir die Wärme im Erdinnern an der Zunahme der Temperatur mit der Tiefe, an den Vulkanen und heißen Quellen heute noch erkennen); vielleicht herrschte in Folge davon an den Polen eine ähnliche Temperatur wie am Aequator, so daß das, was an Wärme von der Sonne her kam, keinen großen Unterschied mehr machte. Es ist auch gewiß nicht ohne Bedeutung, daß nach dem biblischen Schöpfungsbericht schon vor der Erschaffung der Sonne als einer concentrirten Licht- und Wärmequelle Pflanzen die Erde bedeckten. Gerne möchte man noch weiter gehen und sich den damaligen Erdball von einem weiten uferlosen Ocean umfluthet denken; allein damit würde man die Gränzen überschreiten, welche man der Phantasie stecken muß, wenn man nicht den sicheren Boden der durch die geologischen Forschungen gewonnenen Thatsachen verlassen will. Und abgesehen davon, daß wir ja die geognostische Beschaffenheit des weitaus größten Theils der Erd-

*) Die Silurier waren ein alter Volksstamm in Wales, wo der englische Geologe Murchison die hiernach benannten Gesteine auffand und untersuchte.

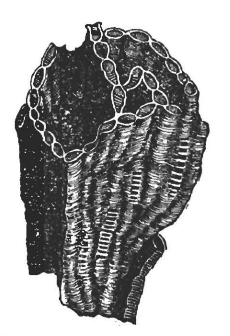
oberfläche nicht kennen, scheint auch der Umstand, daß die Gewässer des silurischen Meeres Schlammniederschläge von vielen hundert Fuß Mächtigkeit abgesetzt haben, auf Meeresströmungen und diese auf Festländer hinzuweisen. Denn bei einem Meer, das einen überall gleichmäßig warmen Erdball umhüllte, ließen sich nur schwer die Ursachen bedeutender Meerströmungen denken. Und nach dem Bericht der Bibel gieng ebenfalls die Trennung von Wasser und Land der ersten Pflanzenschöpfung voran.

Indessen darf man nicht glauben, daß man überall, wo bis jetzt die Schichten der jüngeren Formationen durchbohrt wurden, zu unterst silurische Gesteine gefunden habe; das ist keineswegs der Fall; vielmehr kommen die silurischen Gesteine wenigstens in Europa nur in einzelnen nicht sehr zahlreichen Gegenden vor; an den andern Orten sind solche entweder gar nie abgesetzt oder durch spätere Ueberfluthungen wieder weggewaschen worden. Der interessanteste Punkt in Europa ist die *Kinnekulle*, welche sich südöstlich vom Wenernsee in Schweden über 700′ über den Spiegel des letzteren erhebt. Dort wird die Unterlage der silurischen Gesteine von Gneiß gebildet, dessen Schichten steil aufgerichtet sind; und auf diesen folgen von unten nach oben zuerst feinkörnige Sandsteine (Fucoidensandstein) von gelblicher Farbe und mit Seetangabdrücken (sogen. Fucoiden), dann schwarze alaunhaltige Schiefer, in welchen, in dünne Kalklager eingebettet, die ältesten jener eigenthümlichen Krebse liegen, die wir oben schon angeführt haben und die wir gleich nachher näher beschreiben wollen. Darauf folgen graue Kalksteine (Vaginatenkalke, von einer ihrer wichtigsten Versteinerungen so genannt) mit ähnlichen Krebsen, wie die vorigen, ferner mit Strahlthieren und Orthoceratiten, deren Beschreibung wir ebenfalls gleich nachher geben wollen, wie diejenigen der sogenannten Graptolithen, jener räthselhaften korallenartigen Thierreste, welche die zu oberst liegenden grünlichen Thonschiefer (Graptolithschiefer) charakterisiren. Fucoidensandstein, Alaunschiefer, Vaginatenkalk, Graptolithschiefer — dieß ist die normale Aufeinanderfolge der unteren Hälfte der silurischen Gesteine, wie sie nicht nur in Skandinavien, sondern auch in andern Ländern, in Böhmen, den russischen Ostseeprovinzen, Nordamerika ähnlich beobachtet worden ist. Die obere Hälfte der Silurformation besteht aus einem Wechsel von grauen Schiefern und Kalksteinen, so auf der Insel Gothland in der Ostsee und besonders entwickelt in England, wo die hieher gehörigen Kalkplatten von Dudley westlich von Birmingham einen unglaublichen Reichthum von Versteinerungen enthalten; in gleicher Weise zeichnen sich in Nordamerika die Korallenkalke dieser Abtheilung, über die der Niagara seine Wassermassen herabstürzt, durch ihre enorme Menge von Korallen und andern Versteinerungen aus. In Mitteleuropa ist fast nur Böhmen anzuführen als die Gegend, wo die Silurformation mit ihren charakteristischen Versteinerungen studirt werden kann. In Deutschland selbst finden sich nur vereinzelte Punkte, wenn man nicht, wie dieß von Einigen geschieht, die versteinerungslosen Schiefer des rheinischen Schiefergebirgs hieher rechnen will, die als Dachschiefer den Ortschaften am Rhein ein so stattliches Aussehen verleihen. Andere Schiefer dieser Gegend gehören indessen, wie man aus ihren Versteinerungen sieht, entschieden der Devonformation an.

Außer den angeführten Ländern sind die silurischen Schichten besonders in Rußland, auch in Frankreich und Spanien, in weit größerem Maßstab aber in Nordamerika verbreitet; auch in Südamerika (Brasilien und Bolivia) und in Afrika (Capland) fehlt das silurische Gebirge nicht. Außer den Schiefern finden namentlich die Kalksteine der Silurformation eine technische Anwendung. Ihre Politurfähigkeit und ihre bunten Farben machen sie geschickt zur Verarbeitung als Marmor, dem die eingeschlossenen Petrefakten ein besonderes hübsches Aussehen verleihen.

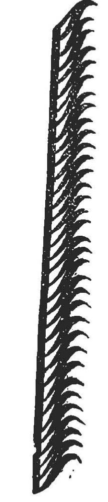
Eine Uebersicht der *Pflanzen-* und *Thierbevölkerung* der silurischen Zeit hat, was die Klassen und Ordnungen betrifft, wenig aufzuweisen; um so größer ist dagegen, wenigstens innerhalb einiger Familien, die Zahl der vorhandenen Gattungen und Arten. Wir beginnen mit den *Pflanzen*. Noch heute stehen die Algen auf der niedrigsten Stufe organischen Lebens; zu diesen gehören denn auch die sogenannten Fucoiden oder Seetange, deren einfach verästelte Bänder dem untersten Glied der Silurformation

den Namen Fucoidensandstein gegeben haben. Mögen die unbedeutenden Steinkohlenlager, welche sich in England, Frankreich und andern Ländern in silurische Schichten eingebettet finden, auch auf Landpflanzen hindeuten, so ist doch, was sich davon erhalten hat, so undeutlich, daß es nicht möglich ist, sie genau zu bestimmen. Unter den *Thieren* interessiren uns zunächst die niedrigsten Formen des animalischen Lebens, von denen uns die Korallen in reicher Menge aus der Silurzeit aufbewahrt worden sind. Statt



Kettenkoralle (Catenipora escaroides) von Prag.

aller übrigen geben wir die Abbildung einer Kettenkoralle, zu welcher Benennung die kettenartige Aneinanderreihung der einzelnen Zellen, worin die kleinen Korallenthierchen lebten, Veranlassung gegeben hat. Die Kettenkorallen sind für die obersilurischen Kalksteine von Gothland, Böhmen und vom Niagara (s. oben) bezeichnend und kommen in den späteren Gebirgen nicht mehr vor. Nicht weniger charakteristisch sind für die oberste Abtheilung der untersilurischen Schichten die Graptolithen, die wahrscheinlich ebenfalls zu den Korallen gehören. Es sind einfache, gerade (s. nachstehende Figur) oder gekrümmte, einer- oder beiderseits mit sägezahnartig gestellten Zellen besetzte Stäbchen, die in großer Zahl die dunkeln nach ihnen benannten Graptolithschiefer von Böhmen, Schweden u. a. O. erfüllen. — Aus der Klasse der Strahlthiere sind, obwohl dieselben im Meer zu Hause sind, dennoch auch den Binnenbewohnern die Seeigel und Seesterne bekannt, welche die Reisenden gerne zur Erinnerung an einen Aufenthalt am Meer mit nach Hause bringen. Hat es auch die Silurzeit nur zu sparsamen Repräsentanten dieser höher organi-



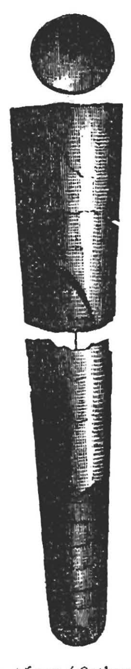
Stück eines Graptolithen, vergrößert.

sirten Formen gebracht, so kamen damals in um so größerer Anzahl sozusagen gestielte Seesterne und Seeigel vor, Strahlthiere, die mittelst eines gegliederten Stieles am Boden festgewachsen sind, wie solche besonders in der mittleren oder mesozoischen Zeit eine so große Rolle spielen, aber in unseren heutigen Meeren zur größten Rarität geworden sind. Daß die gestielten Formen den niedriger organisirten Typus darstellen, schließt man nicht blos daraus, daß man ein mit willkürlicher Ortsbewegung begabtes Thier überhaupt für höher hält als ein festgewachsenes, sondern es spricht dafür auch die Beobachtung, daß es Strahlthiere gibt, welche in der Jugend festgewachsen und erst im ausgewachsenen Zustand frei beweglich sind.

Von den Weichthieren sind merkwürdigerweise in diesen alten Gesteinen gerade diejenigen Ordnungen vorherrschend vertreten, von welchen die lebende Weichthierwelt fast die wenigsten Gattungen aufweist, obwohl sie die vollkommeneren sind. Denn die Stelle der Schnecken unserer heutigen Meere nahmen in der Silurzeit, was Häufigkeit des Vorkommens betrifft, die gekammerten Kopffüßler*) (Cephalopoden), die der Muschelthiere

*) Die Kopffüßler haben ihren Namen von den am Kopf rings um den Mund sitzenden Bewegungsorganen; die Armfüßler haben anstatt der Füße zwei

die Armfüßler (Brachiopoden) ein. Von gekammerten Kopffüßlern gibt es in den heutigen Meeren nur noch etliche wenige Arten und zu diesen gehören die prachtvollen Schiffsboote (Nautilus). Denkt man sich die spiralig aufgerollte Schale des Nautilus mit ihren Quer-Scheidewänden, welche das Gehäuse in eine Anzahl von Kammern abtheilen, geradegestreckt statt aufgerollt, so hat man die für die alten Meere so wichtige Form der Geradhörner (Orthoceratiten), deren einer (Orthoceras vaginatum) dem untersilurischen „Vaginatenkalk" von Schweden



Geradhorn (Orthoceras).

(s. oben) den Namen gegeben hat. An der vorstehenden Abbildung sieht man unten, wo die Schale weggesprengt ist, durch den Versteinerungsprozeß vollkommen erhalten, die einzelnen Scheidewände, die wie Uhrgläser über einander liegen und deren eine in der oberen kreisrunden Figur von oben dargestellt ist, in der Mitte durchbrochen von der Markröhre, welche bei allen gekammerten Kopffüßlern das ganze Gehäuse der Länge nach durchzieht und die Scheidewände durchbohrt. Uebrigens fehlen auch Nautilusartige Geschöpfe mit mehr oder weniger einwärts gekrümmtem Gehäuse in der Silurformation nicht. — Die Armfüßler haben mit den gewöhnlichen Muschelthieren, deren einige auch unsere süßen Gewässer als Fluß- und Teichmuscheln bewohnen und als Malermuscheln schon den Kindern bekannt sind, das gemein, daß sie ein aus zwei Klappen zusammengesetztes Gehäuse haben. Aber während bei den eigentlichen Muschelthieren diese beiden Klappen sich wie eine rechte und linke verhalten, muß man bei den Armfüßlern gemäß der Anordnung der inneren weichen Theile des Thiers die eine als vordere, die andere als hintere* Klappe betrachten. Bei den meisten Armfüßlern ragt die eine Schale schnabelartig über die andere hervor, so bei der Gattung Pentamerus, die wir als Repräsentant



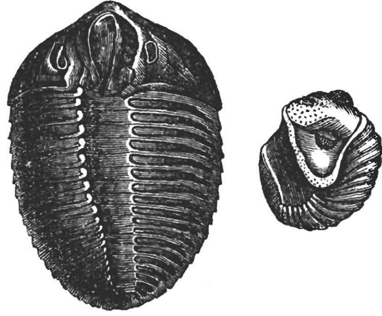
Pentamerus Knightii, ein Armfüßler.

dieser Thierordnung aus der Silurzeit anführen wollen und in vorstehender Figur, von der Seite gesehen, abbilden. Der Schnabel hat an der Spitze ein Loch, durch welches das Thier einen hornartigen Stiel hervorstreckt, mittelst dessen es sich für die ganze Lebenszeit an Felsen u. dgl. festsetzt. Diesen Bau des Gehäuses hat vor allen die Gattung der Terebrateln oder Lochmuscheln, welche ebenfalls schon in den silurischen Schichten vorkommt, durch alle Zeiten hindurch in immer wieder andern und andern Arten erscheint und noch heute, wenn auch nur noch in verhältnißmäßig wenigen Arten, vorzüglich die südlichen Meere in einer Tiefe von 500' bewohnt. Ein noch merkwürdigeres seltenes Beispiel von

* fleischige gefranste Arme, welche sie aus dem Gehäuse hervorstrecken und wieder in dasselbe zurückziehen können.

einer Thierform, die sich wenigstens der Gattung nach durch alle Zeiten hindurch erhalten hat, ist die ebenfalls zu den Armfüßlern gehörige Zungenmuschel (Lingula); denn ihr Gehäuse, das zum Unterschied von den vorhin angeführten aus zwei gleichgroßen Klappen besteht und keinen Schnabel hat, ist sich von der Silurzeit an bis auf unsere Tage der Form nach fast genau gleich geblieben.

Endlich kommen wir an die merkwürdigste und wichtigste Familie der silurischen Thiere, nämlich an die krebsartigen Trilobiten. Diese



Trilobiten, ein ausgestreckter und ein aufgerollter.

Geschöpfe, von denen uns beistehende Figuren ein Bild geben, haben ihren Namen (von trilobus, dreilappig) von der Dreitheilung ihres Körpers der Länge wie der Quere nach; der Länge nach besteht derselbe aus einem Kopfbruststück, einem aus vielen Gliedern, deren Anzahl für die Eintheilung der Familie in Gattungen von Wichtigkeit ist, zusammengesetzten Mittelstück und einem Schwanzstück. Der Quere nach wird der Leib durch zwei Längsfurchen in ein mittleres Feld und zwei seitliche Felder getheilt. Die Thiere konnten sich ähnlich wie unsere Kellerasseln kugelig aufrollen (s. d. Fig.). Was aber besonders auffällt, das sind die zwei schönen großen Augen, welche zu beiden Seiten am Kopfe sitzen und aus vielen kleinen Einzeläuglein bestehen, die in regelmäßigen Reihen stehen. Was die Augen unserer größeren Insekten, wie z. B. eines Hornschröters oder einer Wasserjungfer erst unter dem Vergrößererungsglas zeigen, das war bei diesen ältesten Gliederthieren schon in einem solchen Maßstabe ausgeprägt, daß man es gut mit bloßem Auge beobachten kann. So reich die Trilobitenbevölkerung des ältesten Flözgebirges nach Arten und Individuen war, so reicht diese Thierfamilie doch nur bis in die unterste Abtheilung der Steinkohlenformation hinauf, um dann für immer vom Schauplatz der lebenden Welt abzutreten. — Im oberen Theil der Silurformation hat man dagegen sowohl in den russischen Ostseeprovinzen und in England als in Nordamerika andere Krebsthiere gefunden, welche merkwürdigerweise zwar noch eine entschiedene Verwandtschaft mit Trilobiten zeigen, aber daneben schon eine vollkommene Organisation haben.

Dies sind nun aber auch die höchstentwickelten Geschöpfe, welche bis jetzt im silurischen Gebirge entdeckt worden sind; kann man auch vermuthen, daß mit der Zeit wohl noch Fische in dieser Formation gefunden werden könnten, so ist doch im gegenwärtigen Augenblick darüber Nichts mit Sicherheit bekannt. Eine stumme Bevölkerung war es, welche die damalige Erdoberfläche bewohnte und belebte; kein munterer Gesang von Vögeln, kein Summen von Insekten, keine Stimme von irgend einem höheren Thier unterbrach das Geräusch, das die schäumenden Meereswogen hervorgebracht haben mögen, und wer weiß wie lange Zeiträume noch vergiengen, bis dieser Zustand sich änderte; denn auch von der folgenden Periode, der Devonzeit, können wir uns in dieser Beziehung kaum eine andere Vorstellung machen.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Oberitalien.

Von Prof. K.

(Fortsetzung.)

4. In Venedig.

Wir kehren zu den Sehenswürdigkeiten aus der guten alten Zeit zurück und wollen zunächst den Dogenpalast in's Auge fassen. Dieses baroke, im orientalisch-gothischen Styl von 1342 bis 1354 erbaute Gebäude, dicht neben der Markuskirche gelegen und mit seiner Längenseite der Piazzetta zugekehrt, mißt hier 230', gegen die Riva degli Schiavoni zu aber 220', und bildet daher ein längliches Viereck von imposanter Größe. Eine doppelte Reihe von Spitzbogen trägt die massive, von wenigen kolossalen Fenstern durchbrochene, mit Marmor bekleidete Mauerwand des obern Stockwerks, und eine schöne Treppe führt an der Ostseite, dem Staatsgefängniß, zu welchem die sogenannte Seufzerbrücke hinüberführt, gegenüber in das Innere. Ich stieg die große Treppe hinan und trat in den stattlichen Rathssaal von 165' Länge und 79' Breite, welcher mit prächtigen Gemälden geschmückt ist. Hier haben sich die berühmten Meister Venedigs, Tintoretto, die beiden Palma, Paolo Veronese und J. Bassano vereinigt, um Decke und Wände mit ihren Werken zu schmücken und die Republik zu verherrlichen. Unter den Bildern nimmt die vom Ersteren ausgeführte Darstellung des Paradieses schon durch ihre Größe den ersten Rang ein; denn das Bild hat eine Breite von 79' und eine Höhe von 32,' ein Umfang, den kein anderes Oelgemälde in der Welt erreicht, und die treffliche Ausführung in Verbindung mit dem herrlichen Kolorit, das diesem Meister eigenthümlich ist, entspricht ganz der Größe der Aufgabe. Die übrigen Bilder stellen meist geschichtliche Ereignisse, gewonnene Schlachten der Venetianer u. dgl. dar, und den Fries schmücken die Bildnisse von 76 Dogen. Auch eine kleine Sammlung antiker Bildsäulen aus weißem Marmor befindet sich hier, wovon wir Leda und Ganymed, einen Bachus und zwei Musen anführen wollen. Mein Führer, ein sehr gewandter, für seine Vaterstadt begeisterter Bursche, konnte nicht satt werden im Erklären all dieser Herrlichkeiten; auch wußte er Mittel und Wege zu finden, um die übrigen Säle und Sehenswürdigkeiten des Palastes zeigen zu können. So bekam ich auch noch die öffentliche Bibliothek und eine schöne Münzsammlung zu sehen; und im Herausgehen wurde auch der geräumige Hof mit seinen Bildsäulen in Augenschein genommen.

Da ich für diesen Tag genug der Kunstgegenstände geschaut hatte, so sehnte ich mich in's Freie und machte durch die vom Meer bespülte Riva dei Schiavoni hinauf einen Gang nach dem öffentlichen Garten, welchen Napoleon aus dem Schlamm der Lagunen gleichsam hervorgezaubert hat, und welcher nun der Stadt zu nicht geringer Zierde gereicht. Da ruhte das von dem Beschauen der „in Stein und Farben geschriebenen Geschichte Venedigs und den bildergeschmückten Hallen und Höfen des gigantischen Baues," wie sich A. Stahr ausdrückt, ermüdete Auge wieder aus unter dem Schatten der annoch belaubten Bäume; und der Anblick von Gras und Blumen, der stille Genuß der Natur, und das sanfte Plätschern der eben im Steigen begriffenen Meereswellen am Ufer vollendeten die friedliche Stimmung, nach welcher sich Geist und Gemüth sehnten. Ich hatte mich auf eine Bank gesetzt, überschaute einen Theil der umher liegenden Inseln, die ferneren Lidi, und das im Süden und Osten sich ausbreitende Meer. Die Erscheinungen der Ebbe und Fluth, welche im Mittelmeer nur 5—6", an einigen Stellen 1' ausmachen, betragen hier $2^1/_2$—$3^1/_2$', zur Zeit der Springfluthen aber, wenn zugleich heftige Süd- oder Südwestwinde wehen, sogar 6—10', so daß alsdann die Kai's und Fußpfade überschwemmt werden.

Die Lidi sind schmale und langgezogene Sand- und Schlammbänke oder Dünen, welche das offene Meer von den Lagunen trennen und sich von der Mündung der Brenta bis zu derjenigen der Piave hinziehen. Es sind sieben schmale Inseln, deren jede ihren besonderen Namen führt, mehr oder weniger angebaut und bevölkert, und kein Reisender sollte Venedig verlassen, ohne eine derselben besucht zu haben. Ich ließ mich in Gesellschaft meiner früher erwähnten Reisegefährten durch unsern Gondoliere, der jeden Morgen sich einstellte, um uns in seiner zierlichen Gondel umherzuführen, nach der nächsten, Malamocco, übersetzen, und hatte es nicht zu bereuen. Wir brauchten kaum eine halbe Stunde, bis wir daselbst ankamen. Schon unterwegs fand ich Gelegenheit, manche schöne Alge aus dem Wasser zu fischen, und am Ufer traf ich die gewöhnlichen Strandpflanzen (Salsola Soda, Hyoscyamus albus, Aster Tripolium, Chenopodium maritimum u. s. w.), in den Gärten mit köstlichen Früchten reichlich beladene Feigenbäume, verschiedene Melonen, insbesondere die hier so beliebten großen und schönen Wassermelonen (Angurie), welche täglich nach Venedig zu Markt kommen, spanischen Pfeffer, Gewürzkräuter und Blumen aller Art. Wir wanderten, ohne die Kirche und das kleine Fort zu besuchen, sogleich dem östlichen Strande zu und erfreuten uns nun an dem Anblick des herrlichen offenen Meeres, das für jeden Landbewohner immer wieder neue Reize darbietet. Am Strande hatte ich Gelegenheit, allerlei Seegeschöpfe (Frutti di mare), Krabben, Seesterne, Seeigel, Schnecken und Muscheln zu sammeln.

Da die Lidi eine Art von Schutzwehr gegen die untergrabende Wirkung der Meereswogen sowohl für die Stadt Venedig, als auch für Chioggia und die andern Inselansiedlungen, ja sogar für die Erhaltung der Wasserstraßen sind, so hat man von jeher durch kostbare Uferbauten, eingerammte Eichenstämme, Ufermauern und Anpflanzungen dieselben zu erhalten und zu verstärken gesucht, und keine Kosten gescheut, um diese verschiedenen Zwecke zu erreichen. Ein berühmtes und durchaus künstliches Werk der Art ist aber der unter dem Namen Murazzi bekannte Steindamm, welcher sich an den weiter südlich gelegenen Lido von Palestrina anschließt, und sowohl diesen, als auch die Inselstadt Chioggia mit ihren Lagunen gegen die Brandung schützt. Diese ist etwa $2^1/_4$ geographische Meilen von Venedig entfernt und hat eine auffallende Aehnlichkeit mit Venedig, eine hauptsächlich mit Fischerei und Schifffahrt beschäftigte Bevölkerung von 27,000 Seelen und eine nicht minder merkwürdige Geschichte, daher man begreifen kann, daß so viel Werth auf ihre Sicherung gelegt wurde. Aber auch die Bevölkerung des Lido von Paläftrina beläuft sich auf etwa 7000 Personen.

Die besagten Murazzi ruhen mit einer Breite von 52 bis 100' auf starken Eichenpfählen, und erheben sich 9' hoch über den höchsten Wasserstand zur Fluthzeit, sind oben noch 12' breit, fallen gegen die Lagunen sanft, gegen das Meer aber prallig und mit drei Absätzen ab und bestehen aus großen Quadern von istrischem Marmor, welche durch Wassermörtel, aus Puzzolana und gelöschtem Kalk verfertigt, auf's beste mit einander verkittet sind. Sie wurden im letzten Jahrhundert der Republik mit sehr bedeutenden Kosten erbaut und haben eine Länge von 6350 Fuß.

Da der Hafen von Malamocco damals Freihafen war, so benützten wir die uns vielfach angepriesene Gelegenheit daselbst, ein gutes Glas Cyperwein um billiges Geld zu genießen, und ich muß gestehen, daß derselbe uns, die wir lange nichts genossen hatten, ganz vortrefflich mundete. Auch die Rückfahrt gieng ganz glücklich von Statten.

Ein anderer Ausflug galt dem Marinearsenal, das am nordöstlichen Theil der Stadt gelegen, ein sehr beträchtliches Areal einnimmt und von einem Arm des Kanals von Murano bespült wird, also daß hier größere und kleinere Schiffe ein- und auslaufen können. Es zerfällt in zwei Haupttheile, das alte und neue für die östreichische Marine erbaute Arsenal, und beide haben zusammen einen Umfang von zwei italienischen Meilen. Vor dem Hauptportal, das von Marmorsäulen gestützt wird, stehen die

vier kolossalen Löwen aus pentelischem Marmor, wovon die zwei größeren einst den Hafen von Athen bewachten, prachtvolle Denkmäler der griechischen Bildhauerkunst. Im Innern gab es vielerlei zu sehen: die Gewehrkammern, eine Sammlung türkischer und anderer eroberter Waffen, von Folterwerkzeugen, alten Rüstungen, Kanonen und Kugeln, Laffetten, Schiffstauen, eine Kanonengießerei, Schmiedewerkstätten u. dgl. Der Modellsaal, 180' lang, enthält eine Sammlung von Schiffsmodellen von der ältesten bis zur neuesten Zeit, und in dem für den Schiffsbau errichteten Gebäude wurde eben ein Kriegsschiff von 64 Kanonen gebaut, das nahezu vollendet war. In dem 910' langen Gebäude, das die Seilerwerkstätte enthält, sahen wir die kolossalen Ankertaue mittelst eigener Maschinen anfertigen, denn es handelte sich eben darum, besagtes Kriegsschiff damit zu versehen. In einem andern Raum lagen zwei Prachtschiffe mit reichem Schnitzwerk und Vergoldung geschmückt, wovon eines für den Kaiser Franz, das andere für die Exkaiserin Maria Louise bestimmt war. Ueberall trafen wir reges Leben, denn 1200 Arbeiter waren vollauf beschäftigt, und doch, was war das alles gegen sonst. Im 15. und 16. Jahrhundert waren es 12000, und die Flotte der Republik zählte außer den kleinen Fahrzeugen und der Handelsflotte allein 16 große Linienschiffe.

Eine Fahrt durch den großen Kanal, welcher die Stadt in Gestalt eines lateinischen S oder einer doppelt gekrümmten Schlange durchzieht, gehörte dazu, um einen Gesammteindruck von der alten Herrlichkeit der Inselstadt zu gewinnen, und ein heiterer Morgen begünstigte das Unternehmen. Unterwegs wurden einige der schönsten Kirchen in Augenschein genommen, deren jede durch sehenswerthe Gemälde oder Grabmäler sich in ihrer Art auszeichnete. Ganz besonders imposant ist die Reihe von prächtigen Palästen, sämmtlich aus Quadern und jeder in etwas anderem Geschmack erbaut, aber freilich meist verlassen, und nicht selten dem Verfall preisgegeben, so daß sich zu der Bewunderung das Gefühl der Vergänglichkeit und des Bedauerns gesellt. Die Rialtobrücke, mit 83' Fuß Bogenweite, überspannt den Kanal und verbindet die beiden Stadttheile, dient aber zugleich als öffentlicher Marktplatz, denn es haben sich da Goldschmiede, Waaren- und Obstverkäufer angesiedelt, und ein lebhaftes Getreibe von Leuten aller Art kann man da bis in die späte Nacht antreffen. Sie wurde 1591 von Antonio de Ponte erbaut, und ist in fünf Räume getheilt, wovon zwei für die Kramläden, drei für die Passage bestimmt sind, also daß der Verkehr in keiner Weise gehemmt wird.

Von Kunstsammlungen, die in Augenschein genommen wurden, verdient vor allen andern diejenige der Akademie der schönen Künste (Academia delle belle Arti) erwähnt zu werden, da sie hauptsächlich die Meisterwerke der venetianischen Schule enthält, und gerade hierin alle andern Sammlungen übertrifft. Insbesondere ist es das heitere, ja prächtige Kolorit, das dem Beschauer hier überall entgegentritt. In dem Saal der öffentlichen Funktionen steht die Himmelfahrt Mariä von Titian, das herrlichste Bild dieses Meisters oben an, sodann ist dieselbe von Palma vecchio, der Tod Abels, Adam und Eva, die Befreiung eines Sklaven, die Madonna mit dem Kinde, und das Bildniß des Dogen Mocenigo von Tintoretto, ferner mehrere Gemälde von Bonifazio und Paolo Veronese, besonders der Erwähnung werth. In den andern Sälen sind herrliche Bilder von Guido Reni, Bellini, Bassano, Carpaccio und Anderen zu sehen und dazu kommen noch zahlreiche Gemälde und Handzeichnungen der zuvor angeführten Meister, deren Aufzählung uns zu weit führen würde, wovon aber die meisten Scenen aus der heiligen Geschichte darstellen. Man sieht, daß diese Künstler mit großer Liebe und innigem Gefühl diese Gegenstände behandelten und die Kunst als etwas Heiliges betrachteten, das zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung der Religion dienen soll, denn profane Bilder sind eine Ausnahme. Unser Führer, erfreut über unsere Bewunderung dieser Herrlichkeiten, gerieth in seiner lebhaften Schilderung derselben oft in ein wahres Entzücken, und wußte mit beredter Zunge allerlei zu erzählen, wie dieses oder jenes Stück wegen seiner Vortrefflichkeit einst nach Paris gewandert, aber nach dem Sieg der Alliirten wieder zurückgegeben worden sei, wie manches Schaden erlitten, aber durch die Fürsorge der Akademie wieder

vollkommen hergestellt worden sei. Wahrhaft rührend war es aber zu vernehmen, wenn sich die Venetianer bei aller Verkommenheit ihrer Stadt immer noch mit der Hoffnung trösteten, daß einst wieder bessere Zeiten kommen werden, welche derselben neuen Glanz bringen sollten. Und alle diese Aeußerungen werden mit einem Ausdruck der blitzenden Augen und einem Geberdenspiel vorgetragen, daß man klar sehen muß, daß sie aus dem lebhaftesten Gefühl und Verständniß hervorgehen; denn der Italiener ist eben ein besonderer Mensch, von ganz anderer Natur als der Deutsche, und wenn man ihn versteht, so muß man ihn liebgewinnen. Darum geht der Deutsche auch so ungern wieder fort aus diesem schönen Lande, und wie viele Künstler und Kunstliebhaber sind schon in Venedig, Florenz, Rom oder Neapel hängen geblieben!

Von den vielen Kirchen mag hier die des h. Johannes und Paulus (St. Giovanni e Paolo), welche 1246—1395 im deutschen Stil aus Backsteinen erbaut wurde, erwähnt werden, da sie wegen der vielen Grabmäler, die sie enthält, besonders berühmt ist und den Beweis liefert, wie die Venetianer ihre großen Männer zu ehren bestrebt waren. Vor derselben steht die eherne Reiterstatue des tapfern Feldherrn Colleoni, der einst im Dienste der Republik so manche Schlacht gegen die Mailänder, sodann mit diesen gegen die Franzosen und zuletzt gegen die Türken geschlagen hat und 1475 ins Grab sank. Derselbe sitzt von Kopf bis zu Fuß gepanzert, hoch und stramm zu Roß und hält den Marschallstab in sicherer Hand; ein treffliches von Alessandro Leopardo ausgeführtes Werk. Das Innere repräsentirt, wie ein geistreicher Reisender sagt, die Westminster-Abtei in Venedig, denn hier sind die Denkmäler der berühmtesten Dogen und Feldherren der Republik in reichstem Marmor zu Dutzenden aneinander gereiht, und die Schätze, welche jene Männer erobert hatten, gaben meist auch die Mittel zur Errichtung der Monumente her. Das Ganze stellt, kurz gesagt, die Ruhmeshalle der Lagunenstadt dar.

Die Kirche selbst ist eine der größten in Italien, und hat eine Länge von 310', eine Breite von 85', im Kreuz 135' und eine Höhe von 115'; auch hat sie mehrere vortreffliche Gemälde von Titian, Palma, Bassano und Tintoretto, von letzterem namentlich zwei große Bilder, die Schlacht von Lepanto darstellend.

St. Maria della Salute bildet ein Achteck mit hoher Kuppel gekrönt und mit 125 Bildsäulen ausgeschmückt; obgleich überladen, gibt das Innere dennoch einen freundlichen Eindruck und unter den Gemälden zeichnet sich besonders eine Hochzeit zu Cana von Tintoretto und das reiche Deckengemälde von Tizian, den Tod Abels, das Opfer Abrahams und den Sieg Davids über Goliath darstellend, vortheilhaft aus. Zu dem Pfahlrost, worauf sie steht, sollen allein eine Million Eichenstämme verwendet worden sein.

Man könnte fragen, wie es möglich sei, so schwere Gebäude, ja eine ganze Stadt in den Schlamm der Lagunen hineinzubauen? Allein die Antwort ist kurz folgende: der tiefere Grund des adriatischen Meeres besteht wie das Felsgebilde des benachbarten Festlandes aus einem sehr dichten weißen Kalkstein und auf diesem liegen ziemlich feste Thonmergel von verschiedener Mächtigkeit, welche von dem Schlamm und Sand der Lagunen bedeckt werden. Es handelt sich daher bei der Gründung eines Gebäudes zunächst darum, diese Schlamm- und Sandbank zu durchsenken, was durch Einrammen von Pfählen erreicht wird, welche in den Thonmergelschichten eine ganz sichere Haltung gewinnen und auf welchen nunmehr mit Gemäuer aus Kalk- oder Sandsteinen eine ebenso sichere Grundlage gewonnen wird. In der That hat die vollkommen senkrecht gebliebene Stellung und Haltung aller größeren Gebäude, namentlich auch des Markusthurms gezeigt, daß jene Art der Fundation vollkommene Sicherheit gewährt; und nur der Boden der Markuskirche, wo man für das Schiff nicht die gleiche Sorgfalt angewendet zu haben scheint,. ist etwas uneben, zum Theil wellenförmig verbogen, so daß Manche die Meinung geäußert haben, der Baumeister habe die Gestalt der Meereswellen als Wahrzeichen der Stadt hierin nachahmen wollen. Wie sehr fällt es aber auf, wenn man die schiefen Thürme von Bologna und Pisa mit dem Markusthurme vergleicht, bei denen die Gründung so leichtsinnig ausgeführt wurde, daß sie um mehrere

Fuß, der Thurm Garisenda in Bologna um 9′, der zu Pisa um 13′ 9‴ überhängen!

Die Paläste Venedigs zu beschreiben wäre eine große Aufgabe, denn sie sind ebenso mannichfaltig als zahlreich, und vielleicht kann sich nur Genua, die alte Nebenbuhlerin Venedigs, darin mit diesem vergleichen. Die meisten und schönsten sind im 15. und 16. Jahrhundert, theils in gothischem theils im Renaissancestyl, zuweilen auch in gemischtem Geschmack erbaut, und obgleich jetzt vernachlässigt, enthalten dennoch mehrere sehr sehenswerthe Gemäldegallerien, wie z. B. der Palast Barbarigo della Terrazza allein 20 Gemälde von Titian aufwies, darunter auch das letzte, von dem Künstler im 90. Lebensjahre gemalte aber unvollendet gebliebene Bild des h. Sebastian, ehe der Kaiser von Rußland dieselben 1850 an sich brachte. Nachdem nun Venedig, seinem Wunsch gemäß und in Folge des Krieges von 1866 dem Königreich Italien einverleibt worden ist und den König Victor Immanuel mit großem Gepränge kürzlich in seiner Mitte empfangen hat, wird es sich fragen, ob die neuen Verhältnisse dazu angethan sind, die Stadt aus ihrem gedrückten Zustand zu erheben und ihren alten Glanz wieder herzustellen, oder ob der alte Druck und in dessen Gefolge die Niedergeschlagenheit und Gewerblosigkeit fortdauern werden? Zwar hat in den letzten dreißig Jahren die Industrie und auch der Handel wieder einigen Aufschwung genommen, allein den Haupthandel mit dem Orient hat Triest an sich gezogen, und wenn eine Stadt einmal im Verfall ist, so hält es äußerst schwer, sie wieder in Flor zu bringen. Vorerst scheinen die Venetianer mit trüben Augen in die Zukunft zu schauen.

Bevor wir jedoch scheiden, wollen wir noch einen Blick auf die Meeresprodukte und den Fischmarkt werfen, welche für einen Bewohner des trockenen Landes immer einen besondern Reiz haben. Hier in Italien kommt noch die sichtbare Vorliebe des Eingebornen für diese „Meeresfrüchte" (frutti di mare) hinzu; denn hier ißt man alles, was genießbar ist und wenig kostet, und die Verkäufer sind unerschöpflich im Anpreisen ihrer Waare und Delikatessen. Da das adriatische Meer eine Bucht des Mittelmeers ist, so hat es auch nahezu die gleiche Bevölkerung, und da das letztere, trotz seiner Ausdehnung und seines Zusammenhangs mit dem atlantischen Ocean, doch nur der gemäßigten Zone angehört, so sind auch seine Thiere durchschnittlich, dem allgemeinen Schöpfungsplan gemäß, weder von sehr bedeutender Größe, noch von prachtvoller Gestalt oder Färbung; dagegen überwiegen die kleinen und bescheidenen Formen. So ist es bei Fischen und Krebsen, so bei Schnecken und Muscheln, bei Würmern und Polypen, und dasselbe gilt von den Meerpflanzen.*) Ja es geht noch weiter: diejenigen Thiere und Pflanzen, welche die Adria mit dem Mittelmeer gemein hat, erscheinen dort in der Regel kleiner. Von größeren Tangen der warmen Zone finden sich einige Blättertange (Sargassum vulgare und linifolium) von den nordischen ein kleiner Blasentang (Fucus Sherardi) und einige Besentange (Cistoseira ericoides, Hoppii, siliquosa), desto häufiger die Hornfäden (Ceramium, Chondria, Sphærococcus) und die kleinen grünen Salattange (Ulva latissima, intestinalis, compressa, Linza) und ähnliche.

Unter den Polypen sind verschiedene Schwämme, besonders auch der geschätzte Badeschwamm (Spongia officinalis) vorhanden, und die kleinen Hornkorallen (Sertularia, Cellularia, Tubularia) schließen sich in verschiedener Form an. Der rothe Edelkorall des Mittelmeers fehlt entweder oder ist er sehr klein, und findet sich nur an der dalmatischen Küste in einer Tiefe von 15—1000 Fuß, wird hier aber nicht gefischt.

Seeanemonen oder Aktinien, die ihre schönen Fangarme wie Blumenblätter entfalten, finden sich häufig an den Küsten (Actinia effocta, equina, undata) und auch Medusen, Seesterne und Seeigel, selbst die sonderbaren Seewalzen (Holothuria tremula, pentacta) sind nicht selten. Der gelbliche Seestern (Asterias aranciaca) erreicht zuweilen einen Durchmesser von 5″ und ist über und über mit Täfelchen und Stacheln bedeckt. Der eßbare Seeigel (Echinus esculentus) und andere kleine Arten kommen theils im Sand, theils an Strandmauern vor.

Von Weichthieren (Mollusken) wird der gemeine Tintenfisch (Sepia officinalis) und der

*) Dennoch gibt es im Mittelmeer einige Walfische und große Delphine, nur haben sie nicht die Größe der Polarthiere dieser Gattungen.

Kalucar (Loligo vulgaris) häufig gefangen und verspeist, und ich fand sie gebacken sehr wohlschmeckend. Der Papiernautilus (Argonauta Argo) findet sich aber nur an den Küsten von Dalmatien.

Unter den Meerschnecken sind die Kreisel- (Trochus) und Mondschnecken (Turbo) durch viele und sehr zierliche Arten vertreten. Die größte Schnecke des Mittelmeers, das Tritonshorn (Tritonium maculatum) kommt hier nicht mehr vor, wohl aber eine andere, die Tonne genannt (Dolium Galea), welche über 6″ lang und fast eben so dick wird. Von den durch Farbe und Glanz ausgezeichneten prächtigen Schnecken der tropischen Meere, den Oliven-, Kegel-, Walzen- und Porzellanschnecken finden sich nur kleine und unscheinbare Arten, aber Purpur- und Stachelschnecken sind häufig.

Von zweischaligen Muscheln sind Austern, Kamm-, Herz- und Venusmuscheln, Archen- und Miesmuscheln zahlreich vertreten, und die Steckmuschel (Pinna rudis) erreicht eine Länge von zwei Fuß, die eßbare Auster und selbst die kleine Dreieckmuschel (Donax trunculus) kommt nebst vielen andern der angeführten Gattungen häufig zu Markt und wird verspeist. Die glänzenden Backtrogmuscheln (Mactra solida, corallina), die langgestreckten Messerscheiden (Solcu siliqua) und die Säbelscheide (S. sensis) stecken im Uferstand. Steinbohrer (Lithodomus) und Pholaden bohren sich in festes Gestein, theilweise auch in Holzwerk ein; ebenso der Schiffswurm (Teredo navalis).

Von Krebsen ist die Garnate (Cancer Maenas) besonders wichtig, theils weil sie einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht, theils weil sie allgemein verspeist wird. Es ist ein 2″ breiter und $1^1/_2$″ langer Spinnenkrebs (Krabbe), der in solcher Häufigkeit hier in den Lagunen und dem angrenzenden Meer lebt, daß man jährlich gegen 15 Millionen Pfund desselben fängt, die einen Werth von 242000 Franken haben. Und doch hat man bis jetzt keine Abnahme desselben bemerken können. Das deutet auf eine ungemeine Fruchtbarkeit hin. Dagegen fehlen die großen Langusten und Hummern hier völlig, während letztere im südlichen Dalmatien obwohl sparsamer als in der Nordsee vorkommen und deßhalb in Triest auch theurer bezahlt werden. Andere kleinere lang- und kurzschwänzige Krebse, die zum Theil als Köder zum Fischfang benützt werden, finden sich in großer Zahl und Mannichfaltigkeit.

Da man auf dem Fischmarkt nicht nur Fische, sondern die verschiedensten Meeresprodukte überhaupt beisammen antrifft, so war ein Besuch desselben für mich von besonderem Interesse und ich fand allda auch manches Stück für meine Sammlungen, die Fische in großer Mannigfaltigkeit. Man verspeist hier unter anderem auch Haifische wie z. B. den Meerengel und den Dornhai (Squalus Acanthias), doch werden die Rochen (Raja clavata, Batis, Pastinaca) höher geschätzt. Die Sprutten und Sardellen werden zu Tausenden gefangen, die Plattfische (Pleuronectes Rhombus, maximus, Solea) gehören zu den besten Seefischen und auch der Aal kommt häufig, oft bis 25 Pfund schwer zu Markt. Der Schleimfisch (Blennius niger), auch Meergrundel genannt, lebt in Menge im Schlamm der Lagunen und höhlt sich Wohnungen darin aus, die er mit Wasserpflanzen auskleidet, um darin seine Brut sicher zu bewahren, und bewacht dieselbe, bis die jungen Fische selbständig leben können. — Der Thunfisch wird vom August bis Oktober häufig gefangen und erreicht ein Gewicht von 500 Pfund, und auch die viel kleinere Makrele kommt zu Markt. Der schönste hiesige Fisch ist aber die roth, blau und gelb bemalte Sperga (Serranus marinus). Nach Herrn v. Martens besitzt das Mittelmeer 375, um Italien 348 verschiedene Fische, wovon 145 im obern adriatischen Meer vorkommen.

Wie ein Muselman einem Christen den Spruch erklärt: „Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war." Phil. 2, 5. Von Fr. B.

Auch unter den Muhammedanern finden sich wie in der christlichen Kirche religiöse Sekten oder Genossenschaften. Außer diesen gibt es dann noch einsame Heilige, Santons oder Einsiedler genannt. Zu ihnen gehören vorne an die Narren und Blödsinnigen, welche eben deßhalb von den Bekennern des Islam als Heilige verehrt und mit so zarter Rücksicht behandelt werden, daß ihnen so gut wie Alles erlaubt ist. Mag ein solcher noch so zerlumpt unter dem wildesten Geschrei mit wirbelnd geschwungenem Stock durch die Straßen laufen und nach rechts und links seine Schläge austheilen, Niemand fällt es ein, ihn zu greifen oder sonst wie sich seiner zu erwehren, ehrfurchtsvoll nahen ihm vielmehr die Gläubigen, vornämlich die Weiber, und küssen ihm begierig die Hände oder den Saum seines Kleides.

Im März des Jahres 1820 hatte Mr. Sourdeau, der französische Konsul in der maroccanischen Stadt Tanger, das Unglück, einem der letztgenannten, einem alten Santon zu begegnen und von ihm zu Boden geschlagen zu werden. In diesem Punkt anderer Ansicht als die Anhänger des Propheten reichte er alsbald eine in sehr entschiedenem Ton gehaltene Beschwerde ein. Auf dieselbe ließ ihm nun der Sultan nachstehende merkwürdige Antwort zugehen: „Im Namen des gütigen und allbarmherzigen Gottes! Es gibt keine Macht oder Gewalt außer der des größten und höchsten Gottes. Amen!

„Konsul der französischen Nation, Sourdeau! Heil sei dem, der auf dem rechten Pfade wandelt! Da Du unser Gast bist, unter unserem Schutze und der Konsul einer in unserem Reiche großen Nation, so bist Du in unsern Augen der höchsten Achtung und erhabensten Ehrenbezeugungen werth. Demnach wirst Du leicht begreifen, wie unleidlich das, was Dir zugestoßen ist, uns geschmerzt haben mußte, sollte es auch unserem liebsten Sohne und Freunde zur Schuld fallen. Obgleich man den Beschlüssen der göttlichen Vorsehung nicht widerstehen kann, so mußte uns doch eine solche Behandlung unangenehm sein, wenn sie auch dem schlechtesten Menschen und selbst dem Vieh widerführe, und wir werden gewißlich nicht ermangeln, so Gott will, strenge Gerechtigkeit dafür auszuüben. Ihr Christen aber habt euer Herz dem Mitleid offen und seid höchst geduldig gegen Beleidigungen nach dem Beispiel eures Propheten, den Gott verherrlichen wolle, Jesu, des Sohnes der Maria, welcher in dem Buche, das er euch im Namen Gottes überlieferte, euch befiehlt, dem, der euch auf die eine Wange schlägt, auch die andere darzubieten. Er selbst, welchen Gott ewig segnen wolle, vertheidigte und wehrte sich nicht, als die Juden kamen, ihn zu tödten, und deßwegen hat ihn Gott zu sich genommen. In unserem Buche wird uns durch den Mund unseres Propheten verkündigt, daß kein Volk durch Menschenliebe den wahren Gläubigen näher komme als die, welche sagen: wir sind Christen; und dieß ist auch wahr, denn es gibt unter ihnen Priester und heilige Männer, die nicht von Stolz angeschwollen sind. Unser Prophet sagt uns ferner, daß es drei Klassen von Menschen gebe, deren Handlungen man ihnen nicht zum Verbrechen anrechnen müsse, nämlich: den Unsinnigen, ehe er wieder zur Vernunft kommt, das kleine Kind und den Schlafenden. Der Mann aber, welcher Dich beleidigt hat, ist unsinnig und nicht bei Vernunft. Indessen haben wir befohlen, daß sein Verbrechen nach Gerechtigkeit bestraft werden soll. Wolltest du ihm jedoch vergeben, so würdest Du als ein großmüthiger Mann handeln und von dem Allbarmherzigen belohnt werden. Bestehst Du hingegen ausdrücklich darauf, daß Dir schon in dieser Welt Recht werde, so ist dieß in Deiner Macht, damit Niemand in unserem Reich sich über Ungerechtigkeit und Gewaltthat zu beklagen habe. Mit der Hilfe Gottes u. s. w. den 12. Dschamad-el-sani 1235 der Hedschra" (28. März 1820).

Dem Consul blieb natürlich nichts Anderes übrig, als zur Ehre des christlichen Namens Großmuth zu üben, und wir hoffen, er habe es auf diesen Brief hin mit Freuden gethan.

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Ächte Perlen.

Gedicht von Fr. B.

Sieh dort die Tochter Grönlands! Heiße Thränen
Benetzen ihre hagern, blassen Wangen.
Hat Mütterchen den Thrankrug hoch gehangen?
Gebrichts an Seehundsfleisch den jungen Zähnen?

„Ach nein!" belehrt sie die, die solches wähnen,
„Ein Andres wehrt das Lachen mir und Prangen.
Daß abermal ein Jahr dahingegangen,
Und ich gehöre immer noch zu denen,

Die langsam nur an Jesusliebe wachsen,
Und ihren Heiland tausendfach betrüben:
Das ist, was ich mit Thränen muß beklagen."

Wie viele Mägdlein wohl in Schwaben, Sachsen
Und andern Landen prüfen nun ihr Lieben
Und fühlen sich das Herz nicht stärker schlagen?

Der Landgraf Karl von Hessen.

Es ist ein wenig bekannter Fürst des vorigen Jahrhunderts, dessen Lebensbild wir hier unsern jungen Lesern vorführen. Sein Name wird in der Geschichte kaum genannt, er war nicht einmal berufen, den kleinen väterlichen Thron einzunehmen, zeichnete sich auch in keiner Weise durch glänzende Gaben aus, aber er konnte am Schlusse eines langen Lebens mit einer Ruhe und Heiterkeit auf seine Laufbahn zurückblicken, wie gewiß wenige Größen dieser Welt auf dem Gebiet des Geistes, wie auf dem äußerer Macht. Zudem werfen seine erst im siebenzigsten Jahre geschriebenen Memoiren so viele Streiflichter auf manche der hervorragendsten Persönlichkeiten, Ereignisse und Erscheinungen seiner Zeit, daß sich gar interessante Mittheilungen, und auch allerlei lehrreiche Betrachtungen daraus schöpfen lassen, welch letztere wir aber dem Nachdenken jedes einzelnen überlassen wollen.

1.

Prinz Karl von Hessen wurde am 19. December 1744 in Kassel geboren, wo damals noch sein Großvater, Landgraf Wilhelm VIII. regierte. Sein Vater, der Erbprinz, war mit einer englischen Prinzessin, der Tochter Georgs II. vermählt, deren ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes und Herzens aber einen tiefschmerzlichen Riß in der fürstlichen Familie nicht zu verhüten vermochten. Der Erbprinz trat nämlich zur katholischen Kirche über, was nach vielen Thränen, Verhandlungen und Kämpfen endlich die großväterliche Entscheidung herbeiführte, daß die Kinder, getrennt vom Vater, der dem evangelischen Glauben treugebliebenen Mutter übergeben und von ihr erzogen werden sollten. Drei protestantische Herrscher, ihr Großvater Georg II. von England, ihr Onkel Friedrich V. von Dänemark, und Friedrich II. von Preußen wurden überdieß noch zu ihren Pflegern bestellt, um es dem Vater unmöglich zu machen, sie zu seiner Kirche herüber zu ziehen. Im kurfürstlichen Schlosse zu Göttingen (bekanntlich war Hannover damals noch mit der Krone von England verbunden) fand der zehnjährige Prinz mit seinen Brüdern unter den Augen der trefflichen Mutter, die ganz ihren Kindern lebte, eine zweite Heimat.

Doch nur für kurze Zeit; denn als 1756 der siebenjährige Krieg ausbrach und bald auch das Kurfürstenthum Hannover einer der Schauplätze desselben zu werden drohte, wurden die jungen Prinzen nach Kopenhagen gebracht, um am Hofe ihres edlen, alten Oheims vor allen Kriegsgefahren geborgen zu sein. Auch hier nahm die Mutter ganz in englischer Weise so viel immer möglich an der Erziehung ihrer Söhne theil, denen sie zwei Schweizer zu Hofmeistern gab, um die in jener Zeit unter dem deutschen Adel so allgemeine Pedanterie, Schmeichelei und Aufgeblasenheit nach Kräften von ihnen ferne zu halten. Dazu half denn auch namentlich einer der beiden Erzieher, Severy, treulich mit, indem er in der allerfreiesten Weise seinen Zöglingen Lektionen gab, wie etwa die folgende: „Bildet Euch nur nichts darauf ein, daß Ihr Prinzen seid. Ihr seid ganz aus demselben Taig gemacht wie andere Leute, und nur das Verdienst macht den Mann." — „Niemand war von dieser Wahrheit fester überzeugt als ich," erzählt Prinz Karl; „Etikette und Standesvorurtheile, ja der ganze deutsche Michel, waren mir von jeher nur lächerlich. Von Kind auf setzte ich mein Vertrauen auf Gott, und betrachtete alle Menschen als gleich vor seinen Augen, so weit nicht ihre Liebe zu Ihm und zu ihrer Pflicht einen Unterschied unter ihnen macht. Dieses Gefühl ist in mir fast unbewußter Weise die Grundlage meines Charakters geworden; daher wählte ich auch, als ich 21 Jahre alt den Elephantenorden erhielt, zu meinem Wahlspruch das Wort: Omnia cum Deo (Alles mit Gott!) Und Er hat mich auch in meinem langen Laufe geleitet und beschirmt, und trotz aller meiner Unvollkommenheiten nie erlaubt, daß mein Glaube und mein Vertrauen zu Ihm nur einen Augenblick erschüttert würde."

Frühe schon wurde dem Prinzen Gelegenheit gegeben, die Zeitereignisse mit unbefangenem Blick zu beobachten. Dänemark blieb neutral in jenem großen europäischen Krieg und war daher ein sehr geeigneter Platz, die Weltverwicklungen zu überschauen. In nächster Nähe aber wurde dem jungen Fürsten das seltene Glück zu theil, einen prunk- und ränkelosen, von den eigenen Unterthanen verehrten und von den auswärtigen Mächten geachteten Hof zu sehen. Da war ein erklärter Günstling des Königs, Graf Moltke, der sich vom einfachen Edelknaben zum Hofmarschall emporgeschwungen hatte, und sich durch Herzensgüte nicht minder auszeichnete als durch seine Geistesgaben. Da war der wegen seines politischen Scharfblicks im Rath der europäischen Kabinette hochgeschätzte Minister des Aeußern, Graf Bernstorff, den zugleich die innigste Freundschaft mit Klopstock, dem Sänger der Messiade, verband.

Doch welche Mißbräuche in der Verwaltung gab es neben dem edlen Hof und der weisen Politik! Außer der Marine, dem Stolz und der Stärke des Landes, fand Karl fast in jedem Zweig derselben etwas zu belächeln oder zu beklagen. Lachen denn auch wir ein wenig mit ihm „über die aus deutschen Deserteuren zusammengesetzten Infanterieregimenter, über die Landwehr, die nur Sonntags auf dem Kirchplatz exercirte, über die unbedeutende Artillerie, und die schön aufgeputzte Kavallerie, die aber alle ihre Uebungen nur im kurzen Trab ausführte, um die Pferde nicht zu ermüden;" preisen wir aber dabei dennoch ein Land glücklich, dem in jenen Tagen die schweren Kriegslasten erspart blieben, und das gestützt auf den Patriotismus seiner Bevölkerung dessen ungeachtet in der Stunde der Gefahr für seine Rechte einzustehen wußte.

Traurig war damals in Dänemark noch das Loos der Bauern. Im vollen Sinn des Worts Leibeigene fanden sie bei den Gerichten nicht den geringsten Schutz vor ihren harten Grundbesitzern, die übrigens nicht alle dem Adel angehörten. „Gerade diejenigen, welche ihre Untergebenen am härtesten drückten, waren vielmehr einstige Gutsverwalter, die, nachdem sie ihre abwesenden Herrn zu Grunde gerichtet, deren Besitzungen selbst gekauft hatten, und jetzt ihre Leute zwangen, einen schlechten Hof in Ordnung zu bringen, um, wenn ihnen das im Schweiß ihres Angesichts gelungen war, anderswo dieselbe Arbeit von Neuem zu beginnen. Der Gutsherr konnte seine Leibeigenen nach Belieben verheirathen und beim geringsten Widerstand in die Landwehr stecken, wo sie bis zu 24 Jahren dienstpflichtig waren, oder auch den Mann um 40 bis 50 Thaler an einen Schwadroninhaber unter der Bedingung verkaufen, daß der Arme den Boden des heimatlichen Gehöftes, oder auch der ganzen Provinz nicht mehr betreten dürfe.

„Besonders schmerzlich war der Anblick der seeländischen Bauern, die, fast zum Thier herabgesunken, wenn sie ihre Waaren nach Kopenhagen zu Markte brachten, den Erlös derselben theilweise in einer Kneipe vertranken, dann taumelnd auf ihren kleinen Karren den Heimweg antraten, aber um ja in dem einzigen glückseligen Zustand, den sie kannten, zu verharren, pflichtlich jede Viertelstunde wieder in einer der elenden Schenkstuben an der Straße einkehrten, bis sie endlich ihre den Hütten der Wilden ähnlichen Wohnungen erreichten. Fühnen war weniger schlimm daran, Jütland dagegen noch gedrückter. Erst 30 Jahre später setzte Friedrich VI., gestützt auf die Grafen Bernstorff, Reventlow und den Geheimenrath Colbjornsen gegen allen Widerspruch und alle Ränke von anderer Seite mit unerschütterlicher Ruhe und eiserner Festigkeit die Abschaffung der Leibeigenschaft durch. Und zwar ohne alle Unruhen, bloß durch die Macht des Gesetzes: gewiß einer der herrlichsten Siege, die je errungen wurden."

Es stand nicht lange an, so wurde der aufmerksame, theilnehmende Beobachter aller öffentlichen Angelegenheiten selbst auch einer der Rathgeber des Königs. Friedrich V. faßte große Zuneigung zu seinem frühreifen, ernsten, verständigen, fleißigen und dabei ungemein liebenswürdigen Neffen, zog ihn fast gegen seinen Willen in die Staatsgeschäfte hinein und beschloß, ihn noch durch ein engeres Band an seine Familie zu fesseln, indem er ihm seine jüngste Tochter zur Frau bestimmte. Dieser Plan, der ganz den schüchternen Wünschen des Prinzen entsprach, wurde auch durch den 1766 eingetretenen Tod des Königs, bei dem die junge Prinzessin erst 16 Jahre alt war, nicht vereitelt.

Doch hören wir den Prinzen vom Thronwechsel erzählen. „Im Herbst 1765 zeigte sich's, daß der König wassersüchtig war; allein man verhehlte die Gefahr so viel möglich. Wir brachten damals die meiste Zeit bei der Königin Mutter zu, die uns wie ihre Enkel liebte und uns meist mit ihr allein speisen ließ. Da sah ich nun auch täglich den Kronprinz, einen lebhaften, von Witz sprudelnden Jüngling, der überaus gutmüthig und lustig schien. Er freute sich nicht aufs Königwerden: „das könnte ihn geniren." Am 14. Januar 1766 starb der gute König Friedrich, viel zu bald für das Glück seines Volkes! Graf Moltke kam aus des Königs Kammer, todesblaß und konnte kein Wort vorbringen. Die Minister aber traten mit ihm auf den Balkon, und ich mit, indem ich Herrn von Bernstorff begleitete, der ein weißes Taschentuch in der Hand trug. Er rief dreimal zu dem versammelten Volke: Kong Frederik den femte er dod; laenge leve kong Christian den syvende! Und alles Volk jauchzte: Laenge leve kong Christian den syvende! während ich in Thränen zerfloß. Jetzt trat auch der junge König aus der Sterbekammer auf den Balkon; er schien nur gar nicht gerührt und grüßte das Volk auf's Gnädigste, indem er seine Zurufe beantwortete. Als er dann mich weinen sah, drückte er mir die Hand und sagte: „Ach mein armer Prinz!" Eben erhob sich der Nebel, der über Kopenhagen gebrütet hatte, was für ein

gutes Vorzeichen galt. Als wir wieder in's Zimmer kamen, sah ich den Grafen Moltke ohnmächtig auf einem Sessel, umgeben von seinen Söhnen, die den Verlust seines Freundes und Wohlthäters tief fühlten. Außer uns aber schien Niemand den Tod des guten Fürsten aufrichtig zu beweinen."

So unähnlich der neue König Christian VII. seinem Vater war, — wurde er doch bald ein Spiel der gemeinsten Leidenschaften — so theilte er doch in etwas dessen Liebe zu Karl. Einigemal war er ganz gerührt von dessen frommen Aeußerungen; dann konnte er sie wieder seiner Mutter mit ausgelassenem Lachen erzählen. Im Grunde mochte er den ernsten Gefährten wohl leiden, den er wechselsweise bewunderte und verhöhnte. Seine ältere Schwester war bereits mit dem schwedischen Thronfolger versprochen; über ihre sanfte jüngere Schwester war noch nicht verfügt. „Ei," sagte einmal rasch der König, „ich möchte Sie in Dänemark festhalten. Laß sehen, wen könnten Sie denn heirathen?" Prinz Karl ließ seine geheimen Wünsche merken, und so wie der Name der Schwester ihm entschlüpft war, umhalste ihn der König und rief: „O gewiß, das muß geschehen." Der Prinz hatte ihn nur zu mäßigen. Bald darauf, es war inmitten eines Balls, setzt sich dieser launische Fürst zu seinem künftigen Schwager und sagt ihm im Vertrauen: „Ei, lieber Prinz, ich muß Ihnen da was sagen. Vielleicht hören Sie einen Haufen scheußlicher Reden über Sie; Ich sags Ihnen offen, die kommen von mir. Ich ärgerte mich über Sie, weiß selbst nicht mehr warum, und so sagte ich jedem, der es hören wollte, was mir gerade von Lügen über Sie in den Sinn kam. Es braucht Sie aber nicht zu beunruhigen, behüte, ich bin gar nicht mehr böse über Sie!"

Am 30. August 1766 wurde die Hochzeit gefeiert, die den Prinzen zum Schwager des Königs von Dänemark und des mit der älteren Prinzessin Sophie Magdalena verlobten Kronprinzen von Schweden machte. In der That drei ungleiche Schwäger! So ein gewaltiger Abstand zwischen der ungezügelten Launenhaftigkeit Christians VII. und den genialen, aber jeder solideren Grundlage entbehrenden Einfällen Gustavs III. war, so groß war die Kluft zwischen ihnen Beiden und dem edlen, strengen und menschenfreundlichen Prinzen von Hessen, der sie vom Anfang an gründlich durchschaute, obgleich er sich sehr schonend über sie ausdrückt.

Die Hochzeit der Prinzessin Sophie Magdalena fand in der Schloßkirche zu Kopenhagen statt, ohne daß der Bräutigam selbst dabei war. Dem Prinzen Karl wurde der Auftrag, ihm die hohe Braut nach Helsingborg zu bringen, wo der später so prunkliebende Gustav III. als Kronprinz in größter Einfachheit lebte. Hören wir Karls Bericht über diese Reise. „Ich fuhr mit Herrn v. Schack, dem dänischen Gesandten, der Schaluppe, in der sich die neuvermählte Kronprinzessin von Schweden befand, eine Stunde voraus, wurde auf der Brücke von Helsingborg sehr höflich empfangen und sogleich in's Haus des Kronprinzen geführt, der mich mit offenen Armen aufnahm. Er war ein sehr begabter Mann und hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, aber in seinem Gesicht lag ein Zug von Falschheit, der mir sogleich auffiel. Er überschüttete mich mit Artigkeiten. Sobald die Prinzessin nahte, gieng er ihr auf die Brücke entgegen, und ich begleitete ihn. Ich stand neben ihm, als er sie an's Land steigen sah. „Mein Gott, wie schön sie ist!" rief er ganz laut. Ihre Gestalt war auch wirklich sehr majestätisch und lieblich. Der Kronprinz reichte ihr den Arm und führte sie in sein Haus. Brücke und Straße waren mit blauem Tuch belegt, in das Kronen gestickt waren. Die Häuser, welche der Kronprinz bewohnte, standen in geringer Entfernung von einander. Gewiß waren es die schönsten in Helsingborg, das damals nur einstockige Häuser und viele Hütten hatte. Schwedische Dragoner, große Männer auf kleinen Pferden in ihrer Uniform aus Karls XII. Zeiten, bildeten Spalier. Alles sah recht sonderbar und ärmlich aus. Man speiste an einer großen Tafel in Hufeisenform. Abends war Ball im Hause des Kronprinzen, wo man auf der Bühne einen Tanzsaal hergerichtet hatte. Die Seitenwände hatte man statt mit Tapeten mit Pferdedecken und Waffen behängt. Herr von Llano, der spanische Gesandte, der sehr gut tanzte, aber von einer Korpulenz und Größe war, die einen solideren Boden erforderte als dieser war, eröffnete den Ball mit solcher Lebhaftigkeit, daß der

Saal beinahe einstürzte. Man setzte mit Tanzen aus, bis der Boden vom unteren Stockwerk aus wieder mit Balken gestützt war; dann suchte man die erschreckten Damen zu beruhigen, und der Ball fieng von Vornen an."

Vier Jahre später (1770) reisten Gustav und sein Bruder Friedrich durch Dänemark nach Frankreich. Es war die Zeit, da der Leibarzt des Königs, der unglückliche Struensee sich dem dänischen Königspaar so unentbehrlich gemacht hatte, daß die Minister täglich ihre Entlassung erwarteten und rechtliche Männer den Hof mieden. Damals nahte eine kritische Zeit für das Königthum in Dänemark; aber ebenso konnte man aus Gustavs freier Unterhaltung schließen, daß auch Schweden einer entscheidenden Epoche entgegengehe. Denn der Kronprinz war wild über den schwedischen Adel, der seinen Vater fast zur Abdankung veranlaßt hätte. Auch damals fühlte Prinz Karl, daß dem geistreichen Gustav nicht recht zu trauen sei. Und wirklich begab es sich bald darauf, daß er während seiner Reise durch den Tod des Vaters König geworden, durch den Staatsstreich vom 19. August 1772 die Macht des Adels brach.

Ueber die traurige Hofrevolution in Kopenhagen vom 17. Januar 1772 eilt der Prinz mit kaum verhehltem Widerwillen hinweg. Man merkt aber wohl, wie er die Hauptfiguren jenes Trauerspiels beurtheilt. König Christian war seither auf's Tiefste gefallen. „Man fragte sich, ob Struensee dem König etwas eingegeben habe, das ihn geisteskrank mache, oder ob sein Zustand nur die Folge seiner ununterbrochenen Excesse sei. Hatte der König schon vorher zweierlei Stimmungen, die fast ohne Uebergang wechselten, eine freundliche und eine wüthende, da er mit den Zähnen knirschte und auch mich manchmal zur Flucht nöthigen konnte, so schien es nun, als ob er geradezu besessen sei." Hatte er doch am Ende seinem Günstling erlaubt, seine Befehle ohne die Unterschrift des Königs mit dem königlichen Siegel auszufertigen. Auf's leichtsinnigste wurde nun an allem Bestehenden geändert, wobei Struensee nicht das Wohl des Volks, sondern sein eigenes verfolgte. Dem Prinzen blutet das Herz, besonders wegen der geistreichen angenehmen jungen Königin Karoline, der Schwester Georgs III. von Großbritannien, die „in so schlechte Hände," wie die des unsittlichen Günstlings Struensee fiel. Als aber des Königs Stiefmutter diesen stürzte, und ihre unglückliche Schwiegertochter ehrlos machte und vom Hof verbannte, bedauerte der Prinz von Herzen die Leidenschaftlichkeit dieses Verfahrens und konnte sich nur damit trösten, daß doch für den Staat im Ganzen nun besser gesorgt wurde.

2.

Im Winter 1772 wurde Karl als Statthalter nach Norwegen geschickt, das damals noch mit Dänemark vereinigt, aber von diesem entsetzlich vernachlässigt war. Die Norweger wurden nicht als Brüder, sondern als Vasallen behandelt; man drückte das redliche, arbeitsame Volk durch die ungerechtesten Abgaben, indem man ihm sogar zollfreie Getreideeinfuhr verwehrte. Und während man so alles that, sich die Herzen zu entfremden, ließ man die Festungen zerfallen und das Heer sich so weit auflösen, daß es nicht mehr das Land beschützen, sondern nur noch zur Eintreibung der Steuern helfen konnte. Nirgends eine Kanone auf den Wällen, die Soldaten seit 10 Jahren nicht mehr einexercirt! Wie viele Ungerechtigkeiten wurden nicht namentlich in den entfernteren Provinzen verübt. Wie viele Gewaltthätigkeiten von Seiten der Beamten blieben ungestraft! Allmählich vermochte die Größe der Entfernungen und die Stille der nördlichen Einöden nicht mehr, die Stimmen der zerstreuten Opfer dieser Mißregierung zu ersticken, und die Zeitungen in Christiania fiengen an, ganz laut die Frage zu besprechen, ob Norwegen nicht glücklicher wäre unter schwedischem Scepter.

Nichts konnte Gustav III., der eben jetzt, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, durch seinen Staatsstreich Schweden von einer verderblichen Adelsherrschaft befreit hatte, willkommener sein als das. Denn obgleich Voltaire, d'Alembert, die Encyklopädisten und alle die Salonköniginnen in Paris, um deren Anerkennung es Gustav so sehr zu thun war, seinen aufgehenden Stern mit Jubel begrüßten, fühlte er doch, daß er durch eine neue That den verstimmten Adel zu versöhnen suchen müsse. Wie schön, wenn es gelänge, eine Revolution in

Norwegen hervorzurufen, und dadurch ohne Krieg in den Besitz des Landes zu kommen! So dachte er, sandte seine Emissäre aus, und fieng selbst an, auf seinem Eriks gatta (Rundreise durch Schweden) langsam an der norwegischen Grenze hinaufzuziehen.

Der Schrecken, den diese Nachricht in Kopenhagen erregte, war die Veranlassung zur Ernennung des Landgrafen Karl für das gefährdete Besitzthum. Ein ehrenvoller Posten für einen achtundzwanzigjährigen Mann, und doppelt ehrenvoll, wenn man die näheren Umstände kennt, unter welchen er für denselben bestimmt wurde. „Nehmen Sie sich in Acht," sagte einer der Minister, „wenn Sie den Landgrafen nach Norwegen schicken, wird er sich dort zum König machen." Als hierauf die andern Glieder des Ministerraths mit Wärme seine Treue und Uneigennützigkeit hervorhoben, entgegnete der Admiral Römeling: „Was liegt daran nach Allem? Wenn wir Norwegen verlieren sollen, ist es jedenfalls besser, wenn es in Karls, als wenn es in Gustavs Hände fällt." Und mit diesem seltsamen Argument wurde die Berathung geschlossen.

Man hätte wirklich keinen geeigneteren Mann finden können als Karl, um die norwegischen Sympathieen Gustav III. zu entziehen und wieder Dänemark zuzuwenden. Schon stand Gustav mit einem Heer an der Grenze und seine Emissäre hatten unter den norwegischen Truppen geneigtes Gehör gefunden, als Karl landete. Ein schwedischer Offizier, Lilienhorn, der eine ziemlich zweideutige Rolle übernommen hatte, überbrachte dem neuen Statthalter einen sehr höflichen Brief Gustavs, worin dieser ihm mittheilte, daß er eben jetzt seine Königsreise durch Schweden mache und sich sehr freuen würde, eine Zusammenkunft mit ihm zu haben. Karl erwiederte dem pfiffigen Schwager, er sei ihm immer zugethan gewesen und hätte gerne eine Gelegenheit benützt, ihm seine Aufwartung zu machen, werde sich aber, da leider ein Krieg vor der Thüre scheine, damit begnügen müssen, als Gegner seine Achtung zu verdienen. Diese feste Haltung brachte die schwankenden Norweger zurück und machte einen Augenblick sogar Gustav stutzig; doch setzte der Letztere bald unter der Decke die angefangenen Ränke wieder fort. Karl bekämpfte dieselben mit den allereinfachsten und zugleich wirksamsten Waffen, die sich finden ließen: er schaffte die bestehenden Mißbräuche ab. Unter seiner Verwaltung keine unerschwinglichen Abgaben, keine nutzlosen Plackereien und vor Allem freie Getreideeinfuhr, also kein bittrer Mangel mehr! Bald verlangte Niemand mehr schwedisch zu werden; dagegen wurden andere Wünsche einer gewissen Partei laut: Norwegen sollte ein unabhängiges Königreich werden. Eines Abends sprach man darüber mit großer Lebhaftigkeit in Gegenwart des Landgrafen, und als am Schlusse der Mahlzeit Toaste ausgebracht wurden, lautete der auf den Statthalter: „Wir werden nie einen bessern finden" („En bedre kunde vi aldrig faae"). — „Alles das war eine abgekartete Sache," erzählt uns Karl. „Der König von Schweden sprach davon mit dem spanischen Gesandten in Stockholm und sagte: „Ich weiß nicht, wie der Landgraf es gemacht hat, alle Verbindungen, deren ich in Norwegen sicher zu sein glaubte, abzuschneiden; sie wollen ihn zum König haben." Und sie nannten mich dort böswillig „den König Karl," um in Kopenhagen Argwohn zu erregen; ich habe diese Nachrichten von dem spanischen Gesandten (Llano) selbst, der schon lange mein Vertrauter war. Ich stellte mich immer, als verstände und merkte ich nichts, und als ich im Frühling nach Kopenhagen zurückkehrte, reiste ich incognito als einfacher Kurier durch Schweden."

Der Zweck dieser Reise war, von dem seitherigen Erfolg seiner Thätigkeit Rechenschaft zu geben und sich die Erlaubniß zu erbitten, zur Vollendung des angefangenen Werks seine Gemahlin mitzunehmen; er hatte schon viele Herzen gewonnen, sie sollte ihm vollends alle erobern helfen. Im Triumph wurde im Juni 1773 der Retter Norwegens mit seiner Gemahlin und seiner ältesten Tochter in Kopenhagen auf die Linienschiffe begleitet, die ihn überführten, und ein noch größerer Triumph erwartete ihn bei der Ankunft. Als die hohen Reisenden unter dem Geschützesdonner der Festung in Christiania landeten, wollte der Jubel der versammelten Menge am Hafen und in der Stadt kein Ende nehmen. Die Bewohner Christiania's konnten den Augenblick kaum erwarten, wo die Prinzessin sich förmlich dort einrichten und ihren Hofhalt

beginnen würde. Der Prinz aber hatte zunächst andere Pläne; wo nur immer ein Wagen fortkommen konnte, sollte ihn seine Gemahlin auf der Reise durch Norwegen begleiten, die er jetzt unternahm. Ueberall mit der wärmsten Liebe empfangen, drangen sie bis in den hohen Norden vor, von dem Karl nach 40 Jahren noch mit Rührung schrieb: „Diese Gegenden sind die schönsten, die man sehen kann. Es ist ein sehr wohlthuendes Gefühl, wenn man die patriarchalischen Familien Norwegens kennen lernt, und sich von diesen Leuten mit ihren langen, oft silberweißen Bärten, die so verständig und menschenfreundlich reden, mit Du begrüßen und segnen hört. Da labt sich das Herz. Ich weiß mir nichts lieberes als dieses Volk der Berge, oder besser gesagt der Seen. Die Bewohner der Städte und der südlicheren an Schweden grenzenden Provinzen sind viel verdorbener, aber die im Innern des Landes sind das ehrenwertheste Volk der Erde."

Der Landgraf konnte nicht immer in Norwegen bleiben; aber wo ihn auch später seine Pflichten hinrufen mochten, im Lager Friedrichs II., dessen Waffengefährte er wurde, am hessischen Hofe, wohin ihn Familienangelegenheiten führten, auf seinen Reisen in Frankreich während der Revolution, überall blieb er in Verbindung mit seinen Norwegern, deren von ihm eingesetzter Reichstag keinen Beschluß faßte, ohne ihn um Rath gefragt zu haben. Er hörte nicht auf für sie zu sorgen und ihr Wohl auf dem Herzen zu tragen, so daß er am Schlusse seines Lebens schreiben konnte: „Ich habe die Leitung der Geschäfte in Norwegen behalten, bis es für Dänemark verloren gieng; und ich danke Gott, daß er mich in diesen 41 Jahren davor bewahrt hat, irgend Jemand unglücklich zu machen oder Unrecht zu thun. Wenigstens ist mir nie eine derartige Klage zugekommen." Das schönste Zeugniß für die väterliche Regierung Karls liegt wohl in der Thatsache, daß als 1814 durch den Kieler Vertrag Norwegen Schweden zugesprochen wurde, seine Bewohner zu den Waffen griffen, um ihre Verbindung mit Dänemark fortzubehaupten und nur durch das Recht der Eroberung sich mit Schweden vereinigen ließen.

3.

Im Jahr 1774 hatte Karl für die in Norwegen geleisteten Dienste den Titel Feldmarschall erhalten; 4 Jahre später schlug man ihm vor, als Freiwilliger in die Dienste Friedrichs II. zu treten. Er nahm dieses Anerbieten mit Freuden an. Man stand am Vorabend des baierischen Erbfolgekriegs; welche bessere Gelegenheit konnte es geben, die erste Waffenprobe zu bestehen und den Helden des siebenjährigen Kriegs auf dem Schauplatz seiner Thaten zu sehen? Eiligst begab sich der dänische Feldmarschall zur schlesischen Armee, wo sein älterer Bruder, der Erbprinz von Hessen schon vor ihm eingetroffen war. Seine Festigkeit und schnelle Besonnenheit gewannen ihm gleich in den ersten Tagen das Herz des alten Königs, der viel sprach, seinen jungen Gast manches fragte, bald aber auch seinen beißenden Witz spielen ließ. Karl war dann stets auf der Hut, und ohne je die Gesetze der Ehrerbietung zu verletzen, zu so geschickter Abwehr bereit, daß Friedrichs Achtung dadurch nur wuchs. „Einmal am Essen fieng der König an, über Holstein mich auszufragen. Ich rühmte den Zustand des Landbaus und der Viehzucht, wie es dort Höfe gebe, die ihre 500 Kühe haben ꝛc. Friedrich, nur mit seinen Kriegsgedanken beschäftigt, bemerkte lebhaft: „Bei Gott! da könnte mir wohl meine gute Freundin, die Königin Juliane mit 30,000 Ochsen beistehen." — „Ich bezweifle das nicht im mindesten," antwortete ich, „und dann würde ich sie zu commandiren haben. Wenn ein Hannibal mit seinen Ochsen die römischen Adler unter Fabius in die Flucht jagen konnte, würde ich wohl im Dienst Eurer Majestät auf ein ähnliches Glück hoffen können." Alles schwieg und senkte die Augen. Der König sagt in milderem Tone: „Ach mein lieber Prinz!" und redete von andern Dingen. Ich konnte aber merken, daß er mich hinfort etwas mehr achtete."

Während des kurzen Kriegs, den Maria Theresia so schnell als möglich zu beenden suchte, konnte Karl tiefe Blicke in Friedrichs Charakter in der letzten Periode seines Lebens und in die Gefühle thun, die er damals seinen Umgebungen einflößte. Man kann nicht sagen, daß es die der Liebe gewesen seien. Seine alten Offiziere

waren gestorben, und da er in seiner neuen Umgebung Niemand mehr seines Vertrauens würdig hielt, wurden seine besten Gedanken, schlecht verstanden oder schlecht ausgeführt, oft die Ursache ernstlicher Mißgeschicke. Mit wahrer Freude wurde dann bei jedem solchen Unfall die Schuld dem König beigemessen zur Strafe seines Stolzes und seines Mißtrauens. „Einmal," so erzählt der Landgraf, „nahmen östreichische Panduren die Getreidezufuhr weg, die der König aus Schlesien bestellt hatte. Als ich am andern Morgen mich einstellte, wollte mir Jeder zuerst diese Neuigkeit mittheilen, die mir sehr betrübend schien; es herrschte eine unbegreifliche Freude, daß der König einen Verlust gehabt hatte, den man ihm persönlich zur Last legen konnte. Ich war empört darüber; deßwegen hieß man mich den Royalisten. Man fügte noch hinzu: „Jetzt, da die Kuh zum Stall draußen ist, wird er die Thüre zumachen." Die Stimmung der Gemüther war eine ganz andere, als sie es gegen einen so großen Mann hätte sein sollen."

Man sieht, der alte Fritz ist nicht mehr der gefeierte Held wie früher. Die Jahre der Unlust sind gekommen, der Tod hat seine Jugendgefährten weggerafft; durch sein mißtrauisches Wesen vereinsamt, ist er schlecht bedient, und das Gefühl der Ehrfurcht, das er durch seine freien Reden so wenig gelehrt hat, ist seiner ganzen Umgebung abhanden gekommen. Man wagt es noch nicht, ihn zu verspotten, aber man findet Gefallen daran, ihm unfreundlich zu begegnen.

„Nie ein liebendes Wort, nie eine von Herzen kommende Anerkennung," fährt der Prinz fort. „Niemand machte dem König die Freude, ihm etwas angenehmes zu sagen, man machte sich vielmehr ein Fest daraus, ihm die unangenehmsten Nachrichten zu bringen. Ich meinestheils habe ihm immer nur die reine Wahrheit gesagt, aber es war mir eine Freude, wenn ich ihm indirekt und ohne Schmeichelei meine Achtung vor seinen großen Eigenschaften und Thaten ausdrücken konnte. Auf der andern Seite hielt ich es auch für meine Pflicht, allen seinen falschen Ansichten über Personen und Sachen zu widersprechen, die ich besser kannte als er. Seine Aeußerungen über die Religion waren mir unerträglich... Die Tafel des Königs war mir sehr interessant; aber beinahe alle andern Gäste fanden sie überaus langweilig. Es kamen nur wenige Gerichte, aber die welche kamen, waren gut. Der König trank einen leichten Wein mit viel Wasser vermischt. Zum Schluß kam eine Flasche Champagner, wovon er ein Glas, selten zwei trank. Wir waren nur sieben oder acht bei Tisch. Er leerte dabei immer eine Flasche Wasser, und wenn die Unterhaltung lebhaft wurde, ließ er sich eine zweite geben. Dann war man gewiß, daß er wenigstens noch eine gute halbe Stunde bei Tisch bleiben würde; wenn aber eine Meinungsverschiedenheit, oder wenn ich so sagen darf ein Streit entstand, was ihm nicht oft mit andern begegnete und doch sehr nach seinem Geschmack war, verlängerte sich das Zusammensein unmäßig, zur großen Verzweiflung der Gäste. Ich hörte anfangs oft, daß der König zu sagen pflege: „Meine Tafel ist eine Republik, wo Jeder sagen kann was er will." „Nur," fügte eine boshafte Zunge hinzu, „spricht immer er allein." Was mich betrifft, so benützte ich gerne jede Gelegenheit, ihn zu Erzählungen aus seinem Leben oder zur Mittheilung seiner politischen und militärischen Ansichten zu veranlassen, und ich glaube, daß ihm das große Freude machte."

Wie sehr der anschmiegende und doch feste Prinz die Zuneigung des alternden Königs gewonnen hatte, und wie drückend dessen Uebellaunigkeit für Andere werden konnte, beweist folgende Anekdote. „Im böhmischen Feldzug hatte der Prinz Friedrich von Braunschweig die Oestreicher aus Jägerndorf geworfen, und kam hergesprengt, um dem König seinen Rapport zu machen, als dieser gerade über das Mißlingen eines andern Planes verstimmt war. „Gut, kehren Sie nach Jägerndorf zurück," war die einzige Antwort, die er erhielt. — „Ich habe den Chef der Brigade als Commandanten dort gelassen, nachdem ich alle Posten der alten Festung besetzt hatte," fuhr der Prinz fort. — „Kehren Sie dorthin zurück, Prinz Friedrich." Der Generallieutenant Bülow näherte sich jetzt dem König, um seine Befehle zu empfangen. Der König sagte etwas, was der General nicht verstand, und zum zweitenmal fragen durfte man ihn nicht. Also wandte sich Bülow an mich und fragte mich ganz laut, was er thun solle,

da er den König nicht verstanden habe. Ich erwiederte laut genug, daß der König es hören konnte: „Ich vermuthe, daß der König die Einrückung in die Quartiere befohlen hat." Der König antwortete nichts, sondern ritt langsam auf Jägerndorf zu und ich begleitete ihn.

Als wir in der Vorstadt ankamen, fragte der König, wo sein Hauptquartier sei. Man antwortete ihm: In der Stadt. Er sah einen großen Hof und befahl sogleich, daß man Alles aus der Stadt dahin bringen lasse. Dann setzte er sich im Hof auf eine hölzerne Bank vor der Hausthüre und hieß mich neben sich sitzen. Es verstrich eine ziemlich lange Zeit bis zur Ankunft des Gepäcks. Unterdessen sprach der König über alle möglichen Gegenstände und machte sich über den „Hof" lustig, den er gewählt habe. Er befahl, schnell eine kleine Mahlzeit zu bereiten und sagte zu mir: „Sie bleiben bei mir." Wir waren allein. Er kam jetzt auf Politik zu sprechen und fieng an, mir seine Stellung zu Oestreich zu erklären. Er konnte Maria Theresia gar nicht leiden und sagte: „Vom Anfang meiner Regierung an habe ich diese Rippe*) genau beobachtet, denn meine ganze Politik bezog sich auf sie..." Er erzählte verschiedene Anekdoten von ihr; besonders mittheilsam aber war er über die Theilung von Polen. „Benoit" (der preußische Gesandte in Polen), hatte alte Ansprüche auf polnische Länder entdeckt, die ich nun geltend machen sollte. Ich ließ sie untersuchen und da ich sie nicht unbegründet fand, legte ich meinen Plan darnach an. Die Kaiserin von Rußland nahm ihn zuerst an, aber Maria Theresia war viel zu gewissenhaft, um darauf einzugehen. Ich schickte dann Edelheim nach Wien, um ihren Beichtvater zu gewinnen, der sie auch versicherte, ihr Seelenheil erfordere, daß sie den ihr bestimmten Theil annehme. Hierauf fieng sie an, entsetzlich zu weinen. Mittlerweile rückten die Truppen der drei Verbündeten in Polen ein und holten sich ihre Beute, — Maria Theresia immer unter Thränen; aber plötzlich hörten wir zu unserem großen Erstaunen, daß sie viel mehr genommen habe als den ihr bestimmten Theil; sie weinte und nahm immerfort, und wir hatten große Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie sich mit ihrem Theil des Kuchens begnügte. So ist sie." — Als am folgenden Tag der Landgraf zur Mittagstafel bei Friedrich erschien, rief ihm dieser entgegen: „Ich habe die Ehre, im Schweinstall Seiner Hoheit des Fürsten von Liechtenstein zu logiren." Er hatte nämlich gehört, daß dieses Gebäude und der schmutzige Hof dessen Eigenthum sei.

Kurz darauf beurlaubte sich der Landgraf auf einige Wochen. Der König konnte seine Rückkehr kaum erwarten, und nahm sich vor, dieselbe mit großen Diners zu feiern. Am Tage nach seiner Ankunft wurde Karl ungemein gnädig empfangen und zur Tafel geladen, wo er zur Linken des Königs saß. „Es waren etwa 12—14 Personen zugegen," erzählt er uns. „Man stellte neben den König einen Stuhl für seinen Lieblingshund. Alle seine Hunde — es waren deren fünf oder sechs — kamen mir schmeichelnd entgegen, während der Abt Bastiany, ein geistreicher Mann, den der König sehr liebte, nie in sein Zimmer treten konnte, ohne daß alle zu bellen und zu heulen anfiengen, was den König sehr belustigte. „Meine Hunde können die Katholiken nicht leiden," pflegte er dann zu sagen. Ich speiste darauf jeden Tag mit dem König. Der Minister Herzberg, der General Tauenzien, Bastiany und ich waren seine gewöhnlichen Gäste. Ich hatte einmal ein sehr lebhaftes Gespräch mit ihm über die Religion. Er konnte kein Kruzifix sehen, ohne zu lästern; wenn er daher bei Tisch vom Christenthum sprach, mischte ich mich nicht in die Unterhaltung, sondern schlug die Augen nieder und schwieg. Dem König entgieng das nicht. Endlich wandte er sich mit großer Lebhaftigkeit zu mir mit den Worten: „Sagen Sie mir, mein lieber Prinz, glauben Sie diese Dinge da?" Ich antwortete ihm mit fester Stimme: „Sire, ich bin nicht fester überzeugt, daß ich die Ehre habe Sie zu sehen, als ich überzeugt bin, daß Jesus Christus gelebt hat und für uns als unser Erlöser am Kreuz gestorben ist." Der König blieb einige Augen-

*) Friedrich sprach von Maria Theresia in einem würdigeren Tone, als er bei der Nachricht von ihrem Tode an d'Alembert schrieb: „Ich bedaure den Tod der Kaiserin; sie hat dem Thron und ihrem Geschlecht Ehre gemacht." Dagegen ist er in seinen Briefen an Voltaire und in seinen Memoiren, wo er den ersten Gedanken an die Theilung Polens Maria Theresia zuschreibt, weniger aufrichtig als in diesem vertraulichen Geplauder.

blicke in Nachdenken versunken, dann faßte er mich plötzlich am Arm, drückte ihn heftig und sagte: „Nun, mein lieber Prinz, Sie sind der erste verständige Mensch in meiner Bekanntschaft, der das glaubt." Ich erwiederte einige Worte, um ihn nochmals der Gewißheit meines Glaubens zu versichern. Als ich nach der Tafel durch das Nebenzimmer gieng, traf ich dort den General Tauenzien, fast den riesigsten Mann, den ich je kannte. Er legte seine beiden Hände auf meine Schultern, und bedeckte mich mit einem Strom von Thränen, indem er sagte: „Nun, Gott Lob! hab ich doch erlebt, daß ein ehrlicher Mann Christum bekannt hat vor dem König." Der gute Alte überschüttete mich mit Zärtlichkeiten. Ich kann an diesen glücklichen Augenblick meines Lebens nicht zurückdenken ohne den innigsten Dank gegen Gott, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, meinen Glauben an ihn und seinen Sohn vor dem König zu bekennen.

„Nachdem ich etwa 14 Tage bei dem König in Breslau gewesen war, bat ich ihn um Erlaubniß, nach Hause zu gehen und im Frühling wiederzukommen. Als ich Abschied nahm, ließ er alle andern Gäste im Speisesaal stehen, trat mit mir im Nebenzimmer ans Kamin und sagte: „Sie wollen mich also verlassen, mein lieber Prinz? Das thut mir sehr leid, aber kommen Sie bald wieder." Ich fragte ihn um seine Aufträge nach Braunschweig. „Aber Ihr Weg führt Sie nicht dorthin," entgegnete er. — „Nein, Sire, aber da Ihre durchlauchtige Schwester geruht hat, mich Ihrer Majestät zu empfehlen, bin ichs ihr schuldig, ihr Nachricht von Ihrer Gesundheit zu bringen, die ihr mehr als irgend etwas in der Welt am Herzen liegt." — Mit Thränen in den Augen erwiederte er: „Das ist sehr gut von Ihnen, ich danke Ihnen." Er umarmte mich dann mehrmals und sagte: „Kommen Sie bald wieder. Ich werde Sie mit Ungeduld erwarten." Ich war sehr bewegt, als ich ihn verließ. Ich war diesem großen Mann aufrichtig zugethan und mein Herz stand ihm immer offen. Wenige haben ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen; er entdeckte in mir Gefühle gegen seine Person, die ihm neu waren, und um deretwillen er mich um so lieber hatte."

Diese Scene fand in den letzten Dezembertagen 1778 statt. Der König war übrigens froh daran, den Krieg (Mai 1779) durch Unterzeichnung des Friedens von Teschen rasch zu beendigen. Darüber machte er dem Prinzen ganz offenherzige Mittheilungen: „seine Gicht nöthige ihn dazu. Diese infame Gicht sei nicht mehr wie früher, steige neun Tage lang, halte auf ihrer Höhe volle neun Tage an und brauche wieder neun Tage um abzunehmen; und mittlerweile sitze sie ihm aufs Gehirn, so daß er unsinnige Befehle erlasse und doch so eifersüchtig an seiner Macht festhalte, daß er keinen andern könne kommandiren lassen."

Nachdem der Landgraf den Winter bei seiner Familie in Schleswig verlebt hatte, kehrte er auf Friedrichs dringende Bitten nach Preußen zurück, wo er mit der größten Herzlichkeit empfangen wurde. Lassen wir uns nun auch noch von ihm berichten, wie unerschrocken er an der königlichen Tafel in Sanssouci einst einen Freund vertheidigte. „Der König hörte gern bei Tisch ein wenig streiten. Er wurde oft ziemlich heftig, wenn man ihm widersprach, weil er nicht daran gewöhnt war; da ich aber wußte, daß es ihm dennoch Freude machte, ergriff ich jede Gelegenheit, wo ich ihn über etwas schlecht unterrichtet sah, um ihm die Wahrheit vor Augen zu führen. Einmal wurde er mir indeß ernstlich böse und zwar aus Veranlassung meines Freundes, des Fürsten von Nassau-Weilburg. Der König sagte: „Ich habe vor einigen Jahren den Fürsten von Weilburg in Loo gesehen; er ist ein Esel von einem Fürsten." Ich antwortete: „Nein, Sire, er ist einer der edelsten Menschen und Fürsten und thut seinem Ländchen alles erdenkliche Gute. Wenn er das Glück hätte Eurer Majestät näher bekannt zu sein, würde sie ihn anders beurtheilen." Darauf er: „Ich habe ihn gesehen und mit ihm gesprochen." — „Er wird sich in Gegenwart Eurer Majestät beengt gefühlt haben, aber Sie dürfen glauben, daß er Ihren Schutz und Ihr Vertrauen verdienen würde, wenn er das Glück hätte Ihnen bekannt zu sein." Der König erwiederte kurz: „Sein Vater hat mich in den Freimaurerorden aufgenommen," legte seine Serviette auf den Tisch und gieng schweigend in sein Zimmer. Ich sah, wie die Gesichter aller Anwesenden sich gegen mich in die Länge zogen. Die Grafen Finkenstein und Schulenburg fiengen zuerst an: „Mein

Gott, Sie haben den König erzürnt." — „Das würde mir sehr leid thun," erwiederte ich, „aber ich habe nur die lautere Wahrheit gesagt." — „Aber mein Gott, wozu ihn ärgern? Es liegt im Interesse von uns allen, daß Sie gut mit ihm stehen, denn wir wissen, was er von Ihnen denkt." — Ich gestehe, daß ich ein wenig böse wurde und ihnen antwortete: „Meine Herren, der Fürst von Weilburg kann einmal den Beistand des Königs brauchen, und in diesem Fall wird sich der König an das erinnern, was ich gesagt habe. Ich hätte eine Feigheit zu begehen geglaubt, wenn ich geschwiegen hätte. Ich sage alle Tage Gott die Wahrheit und ich werde es auch mit dem König so halten, so lange er mir Zutritt zu sich gestattet; und wenn er auch einen Augenblick ärgerlich wird, so wird er morgen finden, daß ich Recht habe."

„Als ich am folgenden Tag zur Tafel kam, trat der König sogleich aus seinem Zimmer und sagte mir tausend Artigkeiten. Herr von Catt, sein Vorleser, hatte mir schon vorher erzählt, daß nach dem gestrigen Mittagessen der König ihm gleich beim Eintritt in sein Kabinet gesagt hatte: „Ich habe nie einen Kopf gesehen, wie diesen Prinzen Karl. Er geht nicht von seiner Meinung ab, was ich auch sagen mag. Ich weiß Niemand außer ihm, den ich nicht hätte zur Vernunft bringen können." — „Aber Sire," hatte Catt erwiedert, „der Prinz weiß, daß Sie Discussionen lieben, und deßwegen erlaubt er sich, Ihnen zu widersprechen. Er weiß überdieß, daß Ihre Majestät die Wahrheit lieben, daher hat er gesprochen wie er denkt." Der König gab Catt Recht, und sprach mit viel Güte von mir."

So bitter und menschenfeindlich sich Friedrich vielfach äußerte, hatte er doch sein ganzes Leben hindurch ein Bedürfniß nach Freundschaft empfunden. Es ist daher leicht zu begreifen, wie wohlthuend ihm die Erscheinung des warmherzigen Prinzen inmitten seiner gleichgiltigen Umgebung war; denn bei seiner ersten Begegnung mit ihm i. J. 1778 waren schon alle seine alten Gefährten gestorben. Algarotti in Pisa 1764, der Baron von Bielefeld 1770, der General Seydlitz 1773, der alte Baron Lamotte Fouqué 1774, seine beiden Adjudanten Krusemark und Schmettau, denen er in den entscheidendsten Augenblicken seines Lebens sein Vertrauen geschenkt, und der französische Gesandte Valori, der ihm während seines sechszehnjährigen Aufenthalts in Berlin immer gleich freundschaftliche Gesinnungen eingeflößt hatte, 1775. Das Jahr 1778 endlich hatte ihm auch noch den väterlich gesinnten „Mylord" Feldmarschall Keith geraubt, so daß ihm von Vertrauten eigentlich nur noch der Abt Bastiany und Graf Lucchesini blieben. Außer diesen beiden umgaben ihn fast nur feindselige Geister, die seiner Herrschaft müde und durch seinen Spott vielfach gekränkt, immer bereit waren, sich über seine Mißgeschicke zu freuen. Der junge, edle, ihm so aufrichtig ergebene Prinz mahnte den alternden König wieder an die vergangenen schöneren Tage und wurde ihm bald ein fast unentbehrlicher Gesellschafter. Kaum hat er einige Zeit bei seinem Vater in Kassel zugebracht, so ruft ihn Friedrich zurück. Er muß ihn sprechen, muß, da Karl an einigen kleinen deutschen Höfen mit dem Großfürsten und der Großfürstin von Rußland zusammengetroffen ist, nothwendig alles von ihm hören, was diese gesagt haben; denn jede Rußland betreffende Nachricht ist ihm von der größten Wichtigkeit, da Katharina II. so eben die Krimm erobert hat. Die Verhältnisse haben sich sehr ernst gestaltet, er muß den Rath seines jungen Freundes haben. Der Landgraf folgt dieser Einladung und wird in Potsdam von Friedrich mit offenen Armen empfangen.

„Friedrich sprach mit mir," so lesen wir in Karls Memoiren, „von der Politik der Kaiserin von Rußland und von ihrem maßlosen Ehrgeiz, womit er auf die Eroberung Constantinopels anspielte. Ich wußte, daß die Armee schon Befehl erhalten hatte, sich marschbereit zu machen. Den Tag darauf wurde ich wieder zum König gerufen. Er fieng abermals von Katharina II. an und vermuthete, sie werde sich mit England entzweien. Ich versicherte ihn das Gegentheil. „Warum nicht?" fragte er. — „Aus Dankbarkeit," erwiederte ich, „weil sie als Großfürstin einen Jahresgehalt aus England bezieht." Der König schien sehr betroffen von allem, was ich sagte. Bei einer dritten Unterredung im Laufe des Nachmittags endlich leerte er mir sein ganzes Herz aus und sagte: „Sie sehen, mein lieber Prinz, daß das Heer marschfertig ist. Die Kaiserin Katharine hat sich der Krimm bemächtigt. Ich kann nicht zugeben, daß sie ihr Reich

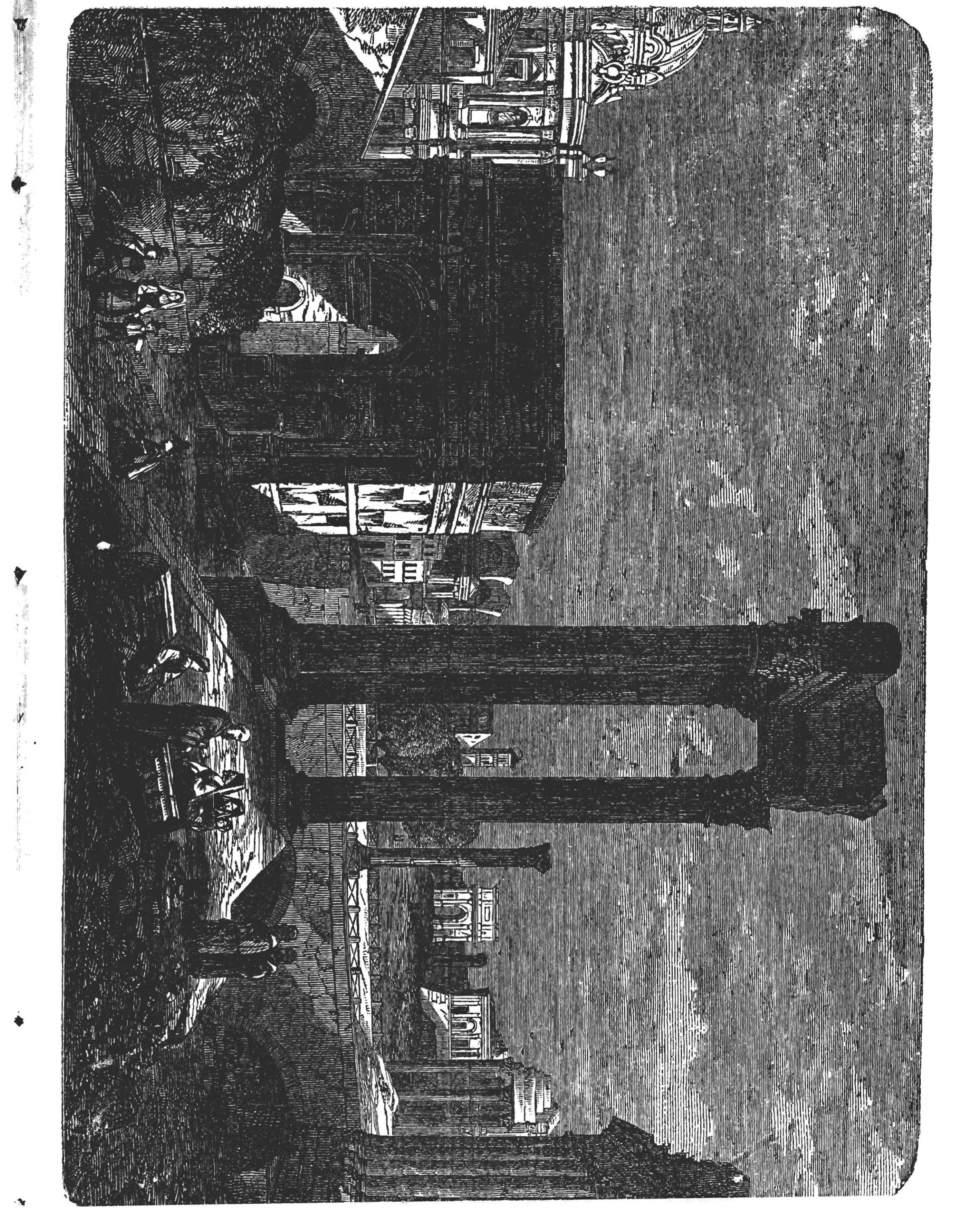
so ungestraft vergrößert. Sagen Sie mir aufrichtig Ihre Meinung." Ich erwiederte: „Sire, wenn Sie es mir befehlen, so werde ich mit der größten Offenheit sprechen. Rußland schwächt sich, wenigstens für den Anfang, durch die Eroberung der Krimm viel mehr, als es gewinnt. Es ist vielleicht ein sehr schönes Land, aber von tatarischen Nomaden bevölkert, die fortziehen und es brach liegen lassen werden. Um es zu behaupten, wird eine Armee von 100,000 Mann nöthig sein. Ein solches Heer aber vermindert die Bevölkerung Rußlands und seine Streitkräfte besonders gegen Preußen hin. Ueberdieß wird der Kaiser Joseph Ihnen zur Unterstützung Rußlands den Krieg erklären, wenn Sie zum Angriff schreiten. — „Daran zweifle ich nicht," erwiederte der König, „aber Frankreich wird 100,000 Mann gegen Oestreich schicken." — „Ach Sire, wenn der französische Gesandte auch ganz für Eure Majestät ist, wird beim ersten Sieg über die Oesterreicher die Königin ihren Gemahl (Ludwig XVI.) bitten, er möchte den Befehl zurücknehmen, ihren Bruder zu zermalmen. Das französische Heer wird dann Halt machen; nein, auf diese Hilfe können Sie sich nicht verlassen. Ich gestehe aber, daß ich auch gar nicht einsehe, warum Eure Majestät ihre eigenen Staaten wegen der Eroberung der Krimm in dieser Weise gefährden sollte. Mein aufrichtiger Rath wäre, daß Sie vielmehr diese Gelegenheit dazu benützten, die Kaiserin Katharina wieder zu versöhnen, indem Sie ihr sagen lassen, daß Eure Majestät an ihrem Ruhm theilnehmen und ihr zu der schönen Eroberung, die sie gemacht hat, Glück wünschen." Der König wurde sehr nachdenklich. Plötzlich richtete er sich auf, faßte mit der rechten Hand meinen linken Arm, drückte ihn und sagte: „Sie haben recht, mein lieber Prinz, ich werde Ihrem Rath folgen." — Es gereicht mir zu großem Dank gegen Gott, daß er mich als Friedenswerkzeug zur Verhütung eines Krieges gebraucht hat, in dem Ströme Bluts in allen Ländern geflossen wären, und der auch Dänemark durch seinen Vertrag mit Rußland hätte in große Verlegenheiten stürzen können. Als ich nach Holstein zurückkehrte, traf ich in Altona mit dem Grafen Bernstorf zusammen, der nicht mehr im Ministerium war und sich auf seine Güter in Mecklenburg zurückgezogen hatte. Ich erzählte ihm diese ganze Unterredung. Einige Wochen nachher schrieb er mir, es habe ihn nichts so sehr überrascht als die Nachricht von der Erklärung Friedrichs am russischen Hof, die genau alle meine Worte enthalten habe."

Das war Karls letztes Gespräch mit dem großen Friedrich. Vielleicht hat er nicht ganz das Rechte getroffen, wenn er Preußen rieth, zu Rußlands Vergrößerung gut zu sehen. Jedenfalls aber hat er es gut gemeint und sich überall eben so gemäßigt als einsichtig gezeigt; einsichtig nämlich, so weit es die Zeitverhältnisse betrifft, denn ein ganzes Jahrhundert vorauszuschauen, ist kaum dem besten Staatsmann gegeben. „In einem halben Jahrhundert ist Europa republikanisch oder kosakisch," hat der große Napoleon vor 50 Jahren gesagt, und es ist weder das Eine noch das Andere eingetroffen. Für jene Zeit aber mag das eine sehr scharfsinnige Bemerkung gewesen sein.

(Schluß folgt.)

Auf dem Forum in Rom.

Da stehen wir denn im Mittelpunkt des alten Roms. Es ist dieß der frühere Markt, angelegt auf der Seite des palatinischen und capitolinischen Hügels, wo die Volksversammlungen der Weltherrscherin gehalten wurden, ein länglicher freier Platz umgeben von Tempeln,



Regierungsgebäuden und Kaufläden. Die anstoßenden Kirchen und Wohnungen sind lauter Um- oder Anbauten früherer Tempel und anderer alter Gebäude. Der jetzige Platz ist aber erhöht, und es mußte bis auf 30' tief gegraben werden, um den alten Forumboden bloszulegen, was denn in der Weise geschah, daß etwa die Hälfte des Platzes vertieft die frühere Straße zeigt, über welcher eine Brücke den jetzigen erhöhten durch Mauern gestützten Straßenboden verbindet.

Wie reihten sich doch hier Prachtbauten an Prachtbauten! Jedes Zeitalter wollte es dem vorhergehenden an Schönheit und Herrlichkeit zuvorthun. Zwar zeigt sich dem ersten Blick nur Weniges von den Ueberresten, aber auch dieses ist schon der Art, daß man nur staunen kann über die Großartigkeit der einstigen Anlagen. Vorerst sind es die drei prachtvollen korinthischen Säulen, die so ziemlich in der Mitte des Forums stehend, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sie gehörten zum Tempel des Kastor und Pollux, der in der Fronte acht solche Säulen, in der Tiefe deren 13 hatte. Diese Façade muß deßhalb 86' lang gewesen sein, und da die Säulen eine Höhe von 65' haben, muß der Tempel mit Unterbau, Fries und Gesims bis zur Dachrinne an 100' hoch dagestanden haben. Und das alles aus feinstem parischem Marmor, während gelber aus Aegypten den Fußboden bildete.

Noch mehr interessirt der gegenüberliegende ziemlich wohlerhaltene Tempel des Antonin, von dem die aus riesigen Quadern erbauten Mauern zur Kirche der Apotheker benützt werden, und wo am Fries die schönste Bildhauerarbeit zu sehen ist.

Nahe beim Kapitol fällt wohl am meisten der Triumphbogen des Severus mit seinen Sculpturen auf, während am andern Ende des Forums der Triumphbogen des Titus das Thor bildet, welches zu einem andern Stadttheil führt. Er feiert die Eroberung Jerusalems im Jahr 70 n. Chr. Ein Relief über dem Durchgang schildert einen Opferzug, in welchem der greise Flußgott Jordan auf einem Bett einher getragen wird. Es war ja wirklich auch der Jordan ins Thal der Tiber gekommen, nur anders, als die Eroberer meinten! Noch wichtiger aber sind die reichen Reliefs im Innern des Bogens; denn sie stellen uns den Zug der gefangenen Juden vor, und es sind die geraubten Schätze aus dem Tempel abgebildet, wie der siebenarmige Leuchter. Als der Senat seinem Kaiser zu Ehren dieses Denkmal errichtete, dachte er freilich nicht, daß er durch diese Verzierungen der Nachwelt das einzige sichere Abbild der Geräthe des Tempels auf Moriah verschaffen werde. Wie bewegt es einem das Herz, die Portraits jener Juden zu sehen, die einst vielleicht das Kreuzige gerufen, oder doch mit eingestimmt hatten in das Geschrei gegen Paulus: Hinweg mit solchem von der Erde!

Titus war es auch, der das Colosseum vollendete, das größte Amphitheater der Welt, das wir jenseits des Forums erblicken. Nach außen zeigt der Bau vier Stockwerke, die eine Höhe von 150' ausmachen. Bei der hunderttägigen Einweihungsfeier des Riesenbaus sollen da 5,000 wilde Thiere getödtet worden sein, in Gegenwart von 80,000 Menschen. Und wärens doch nur Thiere gewesen, die da bluteten, um dem stolzen römischen Bürger die Zeit zu vertreiben! Aber welche Schaaren von Märtyrern wurden hier von den wilden Thieren zerfleischt unter dem Gejauchz der verthierten Zuschauer!

Man bekommt da einen tiefen Eindruck von dem Sieg des Christenthums. Wie gewaltig muß sich das Heidenthum in diesem Babylon einem Paulus dargestellt haben, als er durch all diese Pracht der Steine, ein Gebundener des Herrn, seinen Einzug hielt in das Prätorium, die damalige Gardekaserne zur Seite des auf dem Kapitol prangenden Kaiserpalastes. Aber das Wort war stärker als die Steine und als die Menschen, welche sie zusammenthürmten, und die Kaiserstadt mußte sich endlich vor dem Gekreuzigten beugen. —

Sieht man dann die jetzigen Römer an, so begegnen einem freilich viele *Gestalten*, welche an jenes willenskräftige, herrschlustige, eiserne Geschlecht erinnern. Aber in ihrem Benehmen sind sie so ganz anders geartet, leben so zwecklos, so müßig und tändelnd dahin, daß man Mühe hat, Aehnlichkeiten mit ihren Vätern zu entdecken. Die französischen Truppen haben nun Rom verlassen und Viele fragen: was solls denn weiter werden? Auch Katholiken fangen an, den Fall der weltlichen Herrschaft des Papstes für nahe zu halten.

Wie einem scharfen Beobachter diese Fragen sich darstellen, mag aus dem Brief zusammengelesen werden, den ein Engländer kürzlich aus Rom an einen verbannten Italiener nach London schrieb.

„Sie sind nun schon zum vierten Mal in Rom, schreiben Sie mir doch in meine Verbannung, wie's jetzt dort aussieht", so baten Sie mich.

Soll ich Ihnen in Wahrheit sagen, wie's jetzt in Rom aussieht? Nun, dann bereiten Sie sich auf eine Ueberraschung vor. Rom sieht gerade so aus, wie ich es vor vier, vor elf, und bei meinem ersten Besuch vor 28 Jahren fand. Ja, neue Hotels sind inzwischen erstanden; der Pincianische Hügel ist korrigirt, ein Central-Bahnhof ist errichtet, eine alte Kirche in St. Clemente entdeckt, eine neue aus den Trümmern der Basilika von St. Paolo erbaut worden; man kann jetzt Selterser Wasser kaufen, Crinolinen sehen; die Einrichtung der Lohnkutscher ist verbessert und erneuert — und doch wiederhole ich's, Rom ist in allen wesentlichen Punkten anno 1867 noch ganz und gar das Rom von anno 1838. Keiner, der durch die Stadt geht, Keiner, der sich das Volk und die Priester besieht, hätte die leiseste Ahnung von der großen, politischen Veränderung, die doch wohl im Anzug ist.

„Wie läßt sich diese räthselhafte Gleichgiltigkeit nur erklären?" fragen Sie betroffen. Ich mag irren, aber mein Eindruck ist, daß der römische Katholicismus ein sehr zähes Leben hat, daß das Volk zäh an ihm festhält, und daß die Lage des Papstes noch lange keine so verzweifelte ist, wie die liberalen Blätter sie darstellen. Drei Dinge kommen, wie mir scheint, Seiner Heiligkeit und den Priestern zu statten: Erstens, der ungeheure religiöse Einfluß, der ihnen zu Gebot steht; zweitens, der fühlbare Mangel an bedeutenden Talenten in der Verwaltung des italienischen Königreichs seit Cavours Tod; drittens endlich, die Erbfehler des Nationalcharakters.

Erlauben Sie einem derben, unkultivirten Nordländer, Ihnen die reine, nackte Wahrheit zu sagen. Sie und Tausende Ihres gleichen sind der Priesterherrschaft gram geworden wegen der politischen Tyrannei, die sie übte, und der schreienden Mißbräuche, die sie duldete; aber hier, in ihrem uralten Bollwerk, wurzelt dennoch die unerschütterliche Ruhe der Geistlichkeit bis auf diese Stunde in dem Bewußtsein ihrer Macht. Sie besitzt das Vertrauen Eurer Frauen und Töchter, sie hat den Einfluß der Mutter auf ihre Kinder und den noch stärkeren des Weibes auf den Mann, ja sie hat selbst Euren König für sich. Ueberall, außer in England, wo es sorgfältig zu verhehlen gesucht wird, weiß man, daß Viktor Immanuel ebensowohl eine religiöse als eine politische Seite hat, und daß er das seltsame Schauspiel eines eifrigen Katholiken gewährt, der mit dem Papst zerfallen ist.

Ich habe Sonntags mehr als einem der katholischen Gottesdienste beigewohnt. Ich habe wieder und wieder die entlegenen Stadtviertel durchstreift, in denen die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens sich dem Fremden am ungeschminktesten und in die Augen fallendsten zeigen. Aber ich mag gehen wohin ich will, nirgends kann ich seit meinem erstmaligen Eintritt in kirchliche Versammlungen eine Veränderung, nirgends eine drohende Haltung des Volks entdecken. Letzten Sonntag gieng ich zum Hochamt in die St. Martins- dann zur Vesper und Catechisation in die St. Peterskirche; hierauf durchwanderte ich den ganzen jenseits der Tiber gelegenen Stadttheil, wo Alles auf der Straße war und sich sonnte; über die Tiber zurück lenkte ich meine Schritte in ein anderes volkreiches Stadtviertel, um einem zweiten Hochamt beizuwohnen, aber so sehr ich auch allenthalben nach den Zeichen von etwas Neuem spähte, ich sah keine. Die kirchlichen Ceremonien waren so glänzend und imposant und die Gemeinden (wohlgemerkt auch die Männer) gerade so andächtig wie zuvor. Vor vier Jahren war ich einmal bei einer Catechisation in der St. Peterskirche und sah, wie die Knaben in einem Chorgang öffentlich, die Mädchen hinter einer Schutzwand heimlich unterrichtet wurden. Ich bemerkte damals, wie die Mädchen, wenn sie hinter ihrem Gitter vorkamen und entlassen wurden, ehrerbietig die Hand des Priesters küßten. Letzten Sonntag giengs dabei ganz wie gewöhnlich zu; die ungeduldigen Knaben rutschten und scherzten auf den Bänken und die wohlerzogenen Mädchen schaarten sich im Hinausgehen um den Priester, um ihm die Hand zu küssen. Ich zweifle, ob im ganzen

jenseitigen Stadtviertel (Trastevere), dem geräuschvollen, ultra-römischen Theile Roms, den ich nachher durchschritt, auch nur Eine Seele im Innern der Häuser war. Flüchten etwa die Männer in irgend einer Ecke, und suchten die erschrockenen Weiber sie zu besänftigen? O nein. Die Männer spielten ihr Lieblingslingsspiel, die Mora; sie rauchten und lachten; sie sagten den Frauen Artigkeiten und wichen ohne einen schiefen Blick oder ein drohendes Wort in den Koth aus, wo der Wagen eines Kardinals auf einer trockeneren Stelle im Wege stand. Die schönen Römerinnen in ihrem Sonntagsschmuck plauderten und hüteten ihre Kinder so behaglich, als lebten sie unter der constitutionellsten Regierung der Welt. Englische Frauen im Vollgefühl aller ihrer Privilegien hätten nicht zufriedener aussehen können als sie. In einer der belebtesten Straßen sah ich auch eine fromme Römerin gestern gerade wie vor 28 Jahren einen Kardinal anhalten, um den Ring an seinem Zeigfinger zu küssen, und der Kardinal und die Zuschauer fanden das ganz natürlich.

Mißverstehen Sie mich indeß nicht. Ich bin nicht thöricht genug, leugnen zu wollen, daß in Rom eine tiefe Mißstimmung vorhanden ist, weil ich sie nicht zu Tage treten sehe. Ich zweifle keinen Augenblick, daß es bitter Unzufriedene hier gibt, aber diese Unzufriedenheit beschränkt sich auf die vergleichungsweise kleine Zahl Derer, die einen entwickelten Sinn für Recht und Unrecht haben. Sie kennen ja die alte Geschichte von dem Manne, der so lange im Gefängniß lag, daß er alles Sehnen nach Freiheit verlor, und wie endlich die Thüre seines Kerkers geöffnet wurde, gar nicht mehr herauskommen wollte. Möge das römische Volk jetzt, da die Thore gesprengt sind, es besser verstehen, seine Freiheit zu nützen!

Es ist das nicht so leicht, als es auf den ersten Blick scheint. Das italienische Volk kennt und will keine andere Religion als die, deren Oberhaupt der Papst ist. Ihr Freisinnige wollt ihm zwar seine geistliche Macht lassen, die weltliche dagegen in Eure eigenen Hände nehmen. Doch was sagt dazu der Papst? Er erklärt einfach mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität, daß seine geistliche und weltliche Macht ein untheilbares Geschenk vom Himmel ist, und daß die Achtung vor der einen auch die Achtung vor der andern in sich schließt. Politisch betrachtet, ist diese Behauptung weiter nichts als eine Abgeschmacktheit; im Munde des Papstes aber wird sie ein Glaubensartikel. „Ihr empfanget Eure Religion durch mich? Nun denn, dieß ist ein Theil Eurer Religion," sagt er; und Tausende und aber Tausende, nicht nur in Rom, sondern in allen Ländern der Christenheit, ja auch solche, die in andern Dingen nicht zu den beschränktesten Geistern gehören und einen gewissen Einfluß auf die öffentliche Stimmung ausüben, antworten darauf: „Amen!"

So viel über die erste Stütze der päpstlichen Macht; die zweite — den Mangel an bedeutenden Talenten in der Militär- und Civil-Verwaltung des italienischen Königreichs seit Cavours Tod — brauche ich nicht näher zu erörtern; daß hieße ja nur Italien sein Unglück vorwerfen. Die dritte — die Erbfehler des Nationalcharakters zu besprechen, wäre mir Ihnen gegenüber eine schwere Aufgabe, wenn Sie nicht glücklicherweise ein Nord-Italiener wären und jene Gebrechen hauptsächlich dem toskanischen und römischen Volke anklebten.

Die zwei Hauptfehler im Charakter Ihrer Landsleute, so weit ein Fremder dieselben beurtheilen kann, scheinen mir: einmal ihre absolute Unfähigkeit an Wahrheit zu glauben, und dann ihr Mangel an moralischer Spannkraft in allen kleineren Lebensbeziehungen. Der erste dieser Fehler läßt mir den Italiener als einen Mann erscheinen, der rein nicht zu überzeugen ist, daß ich in den allergeringfügigsten Dingen die Wahrheit sage, so lange er irgend einen kleinen Gewinn wittert, den mir eine Lüge bringen könnte. Der zweite zeigt mir ihn als einen Reisegenossen auf dem Lebenspfad, der, so oft ihm ein Stein im Wege liegt, ihn gemächlich umgeht und für die Nachkommenden liegen läßt, anstatt ihn durch einen Fußtritt ein für allemal wegzuräumen. Lassen Sie mich, was ich da sage, durch einige Beispiele erläutern.

Es ist nicht lange her, daß aus bloßer Eile und Nachlässigkeit bei der englischen Gesandtschaft ein Fehler vorkam. Als das Versehen entdeckt wurde, war man sehr bestürzt darüber, denn es konnte möglicher Weise schlimme Folgen haben. Eine unvorhergesehene Veränderung der Lage läßt

jedoch jener Gesandtschaft aus ihrem Irrthum sogar noch einen Vortheil erwachsen. Etliche Tage darauf tritt einer ihrer Sekretäre, mein persönlicher Freund, in eine Gesellschaft italienischer Herren ein; lauter gebildete, theilweise hochgestellte und sehr einflußreiche Männer. Zu seinem Erstaunen sieht er sich sogleich umringt und in den wärmsten Ausdrücken wegen des außerordentlichen Scharfblicks seines Chefs beglückwünscht. Es sei wirklich eine Freude, versichern ihn Ihre höflichen Landsleute, sich mit so bewunderungswerther Gewandtheit überflügelt zu sehen. Sobald mein Freund zum Wort kommen kann, sucht er die Sache in's rechte Licht zu stellen und erklärt, das Ganze beruhe auf blosem Irrthum. Lächelnd und mit der liebenswürdigsten Artigkeit den Kopf schüttelnd erwiedern aber die Italiener: „Cave! Cave! Sie haben uns ausgefunden; aber mein Lieber, wir sind doch nicht ganz und gar Narren. Jetzt, da der „Irrthum" seinen Zweck erreicht hat, lassen Sie ihn lieber fallen." Vergeblich versichert der Engländer auf sein Ehrenwort, die von ihm abgegebene Erklärung sei die reine Wahrheit. Die Italiener verbeugen sich ungläubig und entfernen sich. Bis auf diese Stunde sind sie überzeugt, daß der „Irrthum" absichtlich stattfand, bis auf diese Stunde bewundern sie meinen Freund als einen Meister in der Verstellungskunst zu diplomatischen Zwecken.

Dieser Vorfall ist ja unbedeutend genug; macht man aber von dem tiefgewurzelten Glauben an Unredlichkeit, der daraus sichtbar ist, eine Anwendung auf die Vorkommenheiten des täglichen Lebens wie auf wichtigere politische Ereignisse, so wirft er dennoch auf manche neue Begebenheiten ein ganz eigenthümliches Licht.

Zur Veranschaulichung des zweiten Nationalfehlers, den ich mir zu rügen erlaubte, besehen wir uns einmal die Eisenbahn. In Oberitalien wird der Dienst aufs pünktlichste besorgt, dort hat die Eisenbahn die Einwohner bereits den Werth der Zeit schätzen gelehrt. Reisen Sie aber weiter nach Toskana und Rom, und ich weiß in der That nicht, was Ihnen mehr Widerwillen und Verdruß erregen würde: die grenzenlose Nachlässigkeit des Dienstpersonals oder der unerschütterliche Gleichmuth des reisenden Publikums bei den unverantwortlichsten und unnöthigsten Verspätungen. Ich kam in Florenz mit einem Zug an, den sie einen Expreß-Zug nannten. Es waren auffallend wenig Passagiere und höchstens 6—8 Tragbahren voll Gepäck. Die Träger, und es waren deren ganz genug um den Weg, brauchten nach meiner Uhr eine halbe Stunde, bis sie das Gepäck vom Wagen in's Abgabe-Zimmer schafften. Nie sah ich Männer faulenzen wie diese florentinischen Träger faulenzten; nie sah ich Aufseher müßig herumstehen wie diese florentinischen Beamten; nie Reisende die verzweifelte Trägheit und Gleichgiltigkeit des für ihren Dienst bezahlten Personals hinnehmen, wie diese italienischen Reisenden es thaten. Nur zwei protestirten, nur zwei waren ärgerlich: der Eine ein Franzose, der Andere Ihr englischer Freund.

Auf der Weiterreise nach Rom — aber wohlgemerkt, noch immer im Königreich Italien — mußten wir bei einer Zweigbahn 3/4 Stunden auf die Ankunft des Zugs warten. Drei ungeduldige Reisende stiegen aus und schritten grimmig auf den Besitzungen Viktor Immanuels auf und ab; abermals der Franzose, abermals Ihr Freund, und ein anderer Engländer.

Was thaten dagegen die freien Italiener? In der angenehmsten Laune saßen sie schwatzend und rauchend beisammen. Die bewundernswerthe Ruhe des Lokomotivführers, des Heizers und der Condukteure wurde noch überboten von der Ruhe der einheimischen Reisenden. „Früh oder spät, im Zug oder außerhalb des Zugs, süßes Nichtsthun, wie köstlich bist du, wie lieben wir dich! Sieh doch diesen zähneknirschenden Franzosen, diese in ihre Bärte brummenden Engländer! Was für ein Fieber rast doch in den Adern dieser Nordländer! Welch jämmerliches Leben müssen in jenen ruhelosen Ländern die armen Lokomotivführer und Condukteure haben! — Doch da kommt ja der Zug, noch ehe das letzte Viertel der Stunde verstrichen ist — was wollen wir mehr? — Hat es vielleicht irgend einen Unfall gegeben? — Ganz und gar nicht. Wir haben heute 3/4 Stunden, Sie gestern vielleicht eine Stunde verloren; das ist alles. Was schad'ts! Es geht ja nun doch endlich weiter nach Rom." — Die Nacht überfällt uns. Der Zug hält an, ohne daß beim Sternenschein eine Station oder auch nur ein Lichtlein zu entdecken ist. Ein einsames kleines Mädchen streicht wie

ein Schatten vorbei und ruft: „Mispeln! Mispeln! Kaufen Sie meine Mispeln!" Haben wir vielleicht hier halten müssen, um dem armen Kinde einige Kreuzer Verdienst zu geben, denke ich, und habe schon die eine Hand in der Tasche, die andere vor dem Wagenfenster, um das ganze Körbchen zu kaufen. Doch nein, jetzt erscheint ein Gensdarm, und das Mädchen verschwindet. „Wollen Sie gefälligst aussteigen, um sich räuchern zu lassen," hebt er an. Vergeblich sage ich ihm, daß ich von Florenz komme, daß dort die Cholera nicht ist, und daß ich noch überdies ein Gesundheitszeugniß bei mir habe. Er hört mich geduldig an und erwiedert: „Wollen Sie gefälligst aussteigen, um sich räuchern zu lassen." Alle andern sind bereits ausgestiegen und lassen sich räuchern. Ich höre den Franzosen in der Dunkelheit schimpfen; erste, zweite, dritte Klasse, tappen wir durch einander ohne andere Beleuchtung als das Sternenlicht einen Hügel hinauf und taumeln in einen Schuppen hinein. Ein Soldat schließt die Thüre hinter uns; ein weißlichter Rauch steigt vom Boden auf und umspielt in schwachen Wölkchen die Nächststehenden. Nach einer halben Minute (gewiß nicht mehr), öffnet sich plötzlich wieder die Thüre; wir sind nun alle durchräuchert und können weiter reisen nach Rom. — Doch nein, jetzt müssen ja erst noch unsere Pässe visitirt werden. Anderswo würde für beide Zwecke eine und dieselbe Station genügen; in Italien aber braucht man dazu zwei. Als wir endlich wieder aufbrachen, befragte ich meinen Fahrtenplan, um wie viel Uhr wir eigentlich in Rom ankommen sollen. „Abends 9 Uhr," heißt es darauf. „Das ist falsch," entgegnet ein erfahrener Reisender, „8 Uhr ist die bestimmte Stunde." Ein zweiter Reisender zieht einen andern Fahrtenplan heraus; die Stunde der Ankunft ist aber so undeutlich gedruckt, daß niemand es lesen kann. Auf der nächsten Station frage ich den Conducteur: „Aber ich bitte Sie, wann kommen wir denn nach Rom?" Mit der freundlichsten Miene erwiedert er: „Nur Geduld, mein Herr!" — Er steckt mich endlich an mit dieser an's Laster grenzenden Geduld, und ein wenig vor Mitternacht erreichen wir Rom. Am andern Morgen suche ich bei verschiedenen wohl unterrichteten Leuten darauf zu kommen, ob denn hier keine öffentliche Meinung bestehe, die auf die Beseitigung solcher Tollheiten dränge, wie ich sie in bester Laune hier zu schildern versucht habe; doch ich kann nirgends Nerven und Fasern finden, aus denen man eine öffentliche Meinung drehen könnte. Mißbräuche, die nichts mit der Politik zu schaffen haben, Mißbräuche, denen selbst unter päpstlichem Regiment recht gut abgeholfen werden könnte, stoßen auf keinen allgemeinen Widerstand, auf kein öffentliches Verdammungsurtheil.

Mein Brief ist zu Ende. Ich habe mich nach bestem Wissen dem undankbaren Geschäft unterzogen, die Fehler Ihres Volkes zu studiren und auf die Schlingen zu merken, die Ihnen im Wege liegen. Glauben Sie deßhalb aber nicht, daß ich an der Zukunft Italiens verzage. Ein Mann, der einem andern seine Fehler in's Gesicht sagt, hat noch Hoffnung für ihn, sonst würde er schweigen. Mißtrauen Sie den Schmeichlern und Schwärmern, und fassen Sie ehrlich die Schwierigkeiten in's Auge, die noch zu überwinden sind. Wenn Ihr Volk seinen venetianischen Feiertag gefeiert hat, schicken Sie's erbarmungslos zur Schule. Lassen Sie es in Zukunft weniger Mützen und mehr Schollen pflügbaren Landes in die Luft werfen, weniger auf die Beleuchtung seiner Häuser und mehr auf die Erleuchtung seiner Köpfe verwenden, den summenden Bienenfleiß eines geeinten Volkes, der Ihnen noch fehlt, an die Stelle der donnernden Evviva treten, deren Sie schon mehr als genug hatten — oder deutlicher gesprochen, thun Sie zuerst Ihr Werk und jubiliren Sie hintendrein! — so werden Sie bald dem Papst zu stark und ein wahrhaft freies Volk werden. —

Etwas höher erscheint einem andern Reisenden der Unterschied von Jetzt und Einst, der sich in Rom bemerklich macht. Vor 16 Jahren noch kein Gas, sondern spärliche elende Oellampen; jetzt lasse es sich doch auch bei Nacht ohne Laterne gehen. Zwanzig Jahre lang wehrte sich der Papst gegen Eisenbahnen und kaum weniger lang gegen Telegraphen; jetzt ist doch damit ein Anfang gemacht. Die Beamten sind höflicher, die Bettler weniger zudringlich. Aus dem einen Buchladen von 1851 sind bereits mehrere geworden, auch eine „Sacra Bibbia" steht jetzt im Schaufenster, — freilich nicht die rechte Bibel,

die noch verpönter ist als früher, sondern ein Auszug biblischer Geschichten, ausgewählt wie es den Priestern am passendsten schien. „Die Leute schienen mir im Ganzen civilisirter, und sahen nicht mehr wie Personen aus, die etwa zugleich mit ihrer Stadt in's Dasein getreten wären. Die ungeheuren Schmutzhaufen sind weggeräumt. Man begegnet sogar — o Wunder! — wirklichen Schubkarren, während beim Bau der Eisenbahn noch die ägyptische Mode bestand, alle Erde in Körben auf dem Kopfe wegzutragen. Die Franzosen freilich sind an vielen dieser unerhörten Neuerungen schuld; doch merkt man wenigstens, daß die Römer nicht mehr zu stolz sind, von nordischen Lehrmeistern auch etwas anzunehmen. Aber wenn man tiefer hineinblickt, so haben alle äußerlichen Verbesserungen doch nur dazu beigetragen, diese Stadt der Vergangenheit zu einem übertünchten Grabe zu machen; und so lange es hier keine freie und geweckte Gewissen gibt, ist an einen Umschwung zum Besseren nicht zu denken."

In einem Privathause vereinigten sich etliche Protestanten, meist Schotten und Amerikaner, zu sonntäglichem Gottesdienste. Der Papst hört endlich davon und gebietet streng, diese Entweihung der heiligen Stadt müsse sogleich aufhören. Zu einem stillen Gottesdienst außerhalb der Stadtmauern könne er etwa die Augen zudrücken. Darauf haben ihm jetzt die Vereinigten Staaten die einzig richtige Antwort ertheilt: sie sahen das Verbot als eine Beleidigung ihres Botschafters an und hoben einfach den Gesandtschaftsposten in Rom auf. Und ein amerikanischer Reisender meint: von Gottesfurcht sei doch kaum irgendwo weniger eine Spur zu finden als in Rom. Heiligengebeine, das Tüchlein mit des Heilands Schweiß und Petri Kreuz werden hoch verehrt und 380 Kirchen zeigen, wie viel auf Gottesdienst gehalten werde, aber die Masse des Volks wisse vom Evangelium nicht einmal das Abc und sei so heidnisch als ihre Vorfahren in den Tagen des Kaisers Augustus!

Ein Vikarsleben.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Eine Kollektenreise.

Dießmal durfte ich nicht zurückgehen, um die große Freude über die Erlösung aus der letzten Fessel mit den Geliebten zu feiern. Die Pflicht rief mich wieder in den Dienst einer Gesellschaft, der ich meine erste Stellung verdankte. Es wartete schon eine ganz besondere, dem trägen und stolzen Herzen keineswegs angenehme Arbeit auf mich. Der würdige Präses der Gesellschaft kündigte mir sehr lakonisch und freundlich an, ich solle mal eine Kollekten-Reise machen; ich möge mich schon in den nächsten Tagen dazu bereit halten. O, weh! das gieng dem alten Menschen sauer ein! Eine Kollektenreise; das war als das non plus ultra alles Grauens mir von mehr als einen Kandidaten geschildert worden. Ich wußte von Einem, der war in den ersten Tagen davon gelaufen; ein Anderer hatte die schmerzhaftesten Füße von dem täglichen rastlosen Umherwandern auf dem Straßenpflaster bekommen. Ein dritter sprach von peinlichen Augenblicken, wenn nach erstem verbindlichem Entgegenkommen die Gesichter sich nur zu oft verfinsterten, sobald ihnen die Absicht des Besuches klar geworden. Es sei eine allgemeine Noth und Klage über die massenhaften Kollekten; es sei nicht mehr auszuhalten; eine wahre Landplage rc. Ich war in gedrückter Stimmung; und doch konnte ich mich der innern Stimme nicht erwehren, die

mir bestimmt zurief: „Was sie dir sagen, das thu!" Was war es denn, was von mir verlangt wurde? Es war eine demüthige Arbeit der Liebe; es ward ernstliche Selbstverleugnung dazu erfordert und lag darin nicht schon ein Zeugniß, daß es heilsam für mich sein müsse? Und war nicht diese Art von Liebessammlung völlig berechtigt, selbst nach der Schrift, die uns sagt, daß Moses zur freiwilligen Sammlung für den Stiftshüttenbau aufgefordert? Daß Paulus die allgemeine Steuer empfahl, der sich kein Glied der Gemeinde Christi entziehen dürfe? So viel hunderttausende und Millionen werden täglich von dem Bauchdienst, dem Lustdienst, dem Sündendienst unerbittlich in Anspruch genommen — warum soll die freie Liebe im Dienste Christi aus den Gemeinden, die seinen Namen tragen, nicht furchtlos im Namen des Herrn begehren und holen, was sie für ihre Zwecke bedarf? Für diese Menge von Anstalten und Vereinen, deren Entstehung eins der wenigen öffentlichen Zeugnisse ist, daß der Geist Jesu Christi den Geist selbstsüchtiger Liebe tödtet —, die alle in ihren Grundgedanken nur dem vorhandenen äußern und innern Elend steuern, das Reich Gottes mehren, der Seufzer und der Noth des Landes weniger machen wollen, für die sollte man nicht mit dem vollen Bewußtsein der Berechtigung vor die Gemeinden treten, und die nöthigen Mittel zu ihrer Erhaltung sich erbitten dürfen?

Und was war unsere Gesellschaft anders als auch ein solcher Verein, armen und kranken Geistlichen eine Hilfe und Amtsvertretung zu bieten, oder unbemittelten Gemeinden im nöthigen Falle die Predigt des göttlichen Worts zu sichern? Ach, es bleiben ja doch nur Scherflein, oder Gaben vom Ueberfluß, zu denen die Meisten sich verstehen. Welche furchtbaren Anklagen liegen in dieser Beziehung auf der Christenheit; für ihre Lüste haben sie Alles, für den Herrn nur Bettelpfennige übrig. So mancher reiche Kaufmann gibt für einen einzigen verschwelgten Abend, für einen Jagdhund, für eine Laune mehr aus, als die Gesammtsumme seiner Beiträge für die wohlthätigen Sammlungen des ganzen Jahres? Und das trifft selbst sehr Wohlgesinnte, die in allgemeiner Achtung stehen. Und man sollte sich fürchten, diesem Dienst der Selbstsucht gegenüber auch durch Kollektengänge an die Gemeinde fort und fort die Forderung zu tragen: Ihr habt die heil. Pflicht, auch euer Geld und Gut in den Dienst und Gehorsam des Reiches Gottes zu stellen! Wollt Ihr diese Pflicht erkennen, oder nicht? So mancher entzieht sich dieser Mahnung, wo er sie hören könnte; wie gut ist es darum, daß sie in ihren Häusern aufgesucht werden, daß man sie zur Entscheidung drängt, ob ihr Mammon des Herrn sei und sie mit Nichten darüber verfügen könnten nach ihren Lüsten, oder ob sie ihn nur im Dienst der Selbstsucht besäßen. Eben darum ist es ja gerade recht und gut, daß Boten zu diesem sauren Dienst sich bereit finden, die solche Mahnung in heil. Ernst und rechter Unerschrockenheit aussprechen können. Diese Erwägungen drängten sich mir auf; ich konnte mich ihnen nicht entziehen und bekam immer mehr Muth und Freudigkeit, in Gottes Namen den Gang zu wagen.

Ich kann es mir nicht versagen, ein Zeugniß für die Berechtigung von Sammlungen für Zwecke des Reiches Gottes in folgender Darstellung, die irgend einmal einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, hier mitzutheilen:

An einem rauhen Abend trat ein Kaufmann aus dem Comptoir in seine Wohnstube. Er machte es sich bequem, rückte den Lehnstuhl an's Kamin, und ließ sich an dem Feuer gemüthlich nieder. Es wollte aber heut Abend mit der Gemüthsruhe Nichts werden. Es gieng dem Manne Etwas im Kopf herum. Am Nachmittag war der Agent einer wohlthätigen Gesellschaft bei ihm gewesen und hatte ihn dringend gebeten, den Beitrag zum Besten der Gesellschaft für dieses Jahr zu verdoppeln, und ihm die Bedürfnisse dieser Gesellschaft mit vielem Nachdruck ans Herz gelegt. Der Kaufmann hatte ihn abgewiesen. „Die Leute müssen meinen, ich wäre ganz aus Gold zusammen gesetzt," sprach er unwillig für sich hin. „Das ist nun der vierte Verein, für den ich meinen Beitrag erhöhen soll und doch hab ich gerade dieses Jahr so schwere Ausgaben für meinen Haushalt gehabt, wie noch nie. Der Bau hat schweres Geld gekostet und diese Möbel, Vorhänge, Tapeten haben gekostet. Ich wüßte wahrlich nicht, wie ich auch nur um einen Pfennig meine Beiträge erhöhen könnte." Der Mann wurde immer verdrießlicher, wurde müde und schläfrig und schlief zuletzt auf seinem Lehnstuhl ein. Da kam es ihm im Schlafe vor, als höre er Fußtritte vor der Thür und gleich darauf trat ein einfacher Mann in's Zimmer, stellte sich vor ihn hin und bat um einen Augenblick Gehör. Der Kaufmann zog ihm einen Stuhl an's Kamin und bat ihn, Platz zu nehmen. Der Fremde sah sich die schöne Stube einen Augenblick an, zog dann ein Papier hervor und sprach: „Mein Herr, hier ist die Zeichnung Ihres letztjährigen Beitrags für die Mission. Sie kennen die Bedürfnisse dieser heiligen Sache besser, als ich es Ihnen sagen kann. Ich wollte hören, ob Sie nicht Ihrem Beitrage dieses Jahr etwas zufügen wollten."

Das sanfte Wort des einfachen Mannes beunruhigte den Kaufmann noch mehr, als der Agent heute Nachmittag. Er wiederholte hastig und verlegen dieselben Entschuldigungen. Die drückende Zeit, die Schwierigkeit des Verdienstes, die Höhe der Familienausgaben ꝛc. Der Fremde schaute ruhigen Blicks durch das stattliche Zimmer, nahm sein Papier wieder an sich, reichte aber augenblicklich ein anderes mit den Worten hin: „Dieses ist die Liste, auf der Ihr Beitrag für die Traktatgesellschaft verzeichnet steht, haben Sie nichts hinzuzufügen? Sie wissen, wie viel schon durch dieselbe geschehen ist, wie viel aber noch zu thun bleibt."

Der Kaufmann war allerdings durch diese neue Bitte etwas verstimmt, aber er hielt noch an sich. Seine Antwort war, daß er unendlich bedaure, nicht mehr thun zu können. Aber dann hielt ihm der Fremde die Liste für die Bibelgesellschaften hin und bat gleichfalls um einen erhöhten Beitrag.

Da wurde der Kaufmann ungeduldig: „Hab ich's nicht genug gesagt," fuhr er auf, „daß ich dieses Jahr nichts weiter für solche Zwecke geben kann? Es scheint, als ob die täglichen Ansprüche in unserer Zeit gar kein Ende nehmen wollten. Anfangs gabs nur zwei oder drei solcher Vereine, und die Gaben brauchten nicht hoch zu sein. Jetzt aber entstehen täglich neue, und nachdem wir reichlich gegeben, muthet man uns zu, unsre Gabe noch zu verdoppeln. Wir müssen mal aufhören!" Da stand der Fremde auf, stellte sich vor den Kaufmann hin und sprach mit einer Stimme, die durch die Seele zitterte: „In dieser Nacht vor einem Jahre, da glaubten Sie, Ihre Tochter läge im Sterben. Sie hatten vor Angst nirgends Ruhe. Wen riefen Sie in jener Nacht an? Wer erhörte Sie?"

Der Kaufmann erbebte, er rückte fort, er hielt sich die Hand vor das Angesicht und antwortete nichts. „Vor fünf Jahren," fuhr der Fremde fort: „wissen Sie es nicht mehr? da lagen Sie am Rande des Grabes; Sie dachten zu sterben, und eine unversorgte Familie zurücklassen zu müssen. Wissen Sie noch, zu wem Sie da beteten? Wer Sie da nicht zurückwies, wer Ihnen da half?"

Der Fremde hielt einen Augenblick an. Todesstille herrschte im Zimmer. Der Kaufmann beugte sich vorn über, und legte das betäubte Haupt auf die Lehne des Stuhls, auf dem er saß.

Der Fremde trat näher und in noch eindringlicherem Tone sagte er zum dritten Male: „Denken Sie 15 Jahre zurück an jene Zeit, wo Sie Sich so hilflos und hoffnungslos fühlten, wo Sie Tag und Nacht im Gebet rangen, wo Sie gern den Werth einer ganzen Welt für eine Stunde hingegeben hätten, in der Sie die Versicherung empfangen, daß Ihre Sünden Ihnen vergeben, und ein ewiges, seliges Leben Ihnen nach dieser Zeitlichkeit bevorstehe! — Wer hörte Sie damals? Wer erhörte Ihr Flehen? Wer gab Ihnen Frieden? Wer gab Ihnen die Versicherung in's Herz: Ja, du wirst leben und nicht sterben?" „Mein Gott und Heiland war es," rief der Kaufmann, „Ja, er war es."

„Und hat der sich jemals beklagt, daß er zu viel von Ihnen in Anspruch genommen sei?" fragte der Fremde weiter mit einer Stimme, die so milde und doch mit tiefem Vorwurf dem Kaufmann zu Herzen drang."

„Wohlan," sprechen Sie: „Sind Sie es zufrieden, von diesem Abend an nichts mehr von ihm zu erbitten, wenn er dafür von heute an Sie auch um nichts mehr bitten will?" „Nimmermehr!" rief der Kaufmann und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Aber in diesem Augenblick schien die Gestalt des Fremden zu verschwinden und der Kaufmann erwachte.

„O mein Gott," rief er aus, „was habe ich gethan! Nimm Alles hin was ich habe! Wenn du es forderst, will ich es dir nicht vor-

enthalten! Was ist Alles, was ich habe, was ich gethan habe und noch thun kann, gegen das, was du für mich gethan hast!"

Mit den nöthigen Empfehlungen ausgerüstet, mit festgesetztem Plan für die Reiseroute, trat ich meine Wanderung durch einen Theil der Rheinprovinz an. Es ist wunderbar, wie träge das menschliche Herz zum Geben ist, selbst die, welche wohl wissen, daß der Herr ohne Klausel sagt: „Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst." Eine der größten Selbstverleugnungen ist die Hergabe von Geldmitteln für irgend einen Zweck, der nicht in unser specielleres Interesse hineinschlägt. Wie gar selten ist der Fall, daß einer also verzehret wird durch den Eifer um die Sache des Herrn, daß er sein Alles hingäbe, oder auch nur sich ernstlich beeinträchtigte in dem Sinne: „Der Eifer um das Haus des Herrn hat mich gefressen," oder: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht," oder: „Die Liebe Christi dränget mich also."

Ich fand mit wenig Ausnahmen überall Klagen, und ich gieng doch, wie das fast immer geschieht, nur zu bemittelten und sehr reichen Leuten, oder doch zu solchen, deren gutes Gerücht und anerkannte Opferfreudigkeit mich auch in ihr Haus zog. Aber fast überall verdrießliche Gesichter, Achselzucken, Klagen über Geschäftsstockung, theure Zeit, Ueberbürdung mit Kollekten ꝛc.

Man konnte darauf gefaßt sein, sehr oft als ersten Willkomm den Ausruf zu hören: „Was! Schon wieder eine Kollekte? Nein, das nimmt gar kein Ende!" Dann aber wurde, das will ich gleich dazu bemerken, mit sehr seltenen Ausnahmen doch gegeben, und wenn die Gabe einmal heraus war, dann wurde auch oft das Herz leichter, und das Auge freundlicher. Und daß nicht nur etwa mir, als einem Geistlichen gegeben wurde, beweist zu klar der in der Regel ziemlich gleichmäßige Ausfall der jährlichen Gaben für stehende Zwecke. Auf dieser Gleichmäßigkeit ruhen ja auch die bestehenden Anstalten und Vereine mit ziemlicher Sicherheit, und finden sich nie betrogen. Es muß also doch ein rechter Glaubenskern noch in unsern Gemeinden sein, trotz alles Mechanismus im Geben. Warum geben sie aber nicht freudig, sondern so oft mit Murren? Warum entziehen sie sich den Segen, der in dem Wort liegt: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb?" Von Jahr zu Jahr haben sich die Kollekten gemehrt, und von Jahr zu Jahr sind ihre Erträge doch größer geworden; was will dem gegenüber der murrende Kleinglaube: „Es wird zu viel?"

Warum hangen sie, bei besserer Erkenntniß, doch so sehr am Eitlen, daß sie um des Einen Ewigen willen nicht alles Andere für klein achten; warum entschwindet ihnen die Erde nicht mehr? Weil sie nicht klar und sehnsuchtsvoll genug den Himmel offen schauen! Die Welt bringt Hunderttausende und Millionen rasch zusammen und wagt sie daran, freilich schließlich im Interesse der Selbstsucht; warum können die Kinder des Lichts nicht im Entferntesten mit ihnen gleichen Schritt halten im Dienste des Herrn, der reich ist über allen, die ihn anrufen? Der Mammon ist eine fürchterliche Macht auf Erden, und unendlich schwer ist's, sich im Sinne der Schrift mit ihm Freunde zu machen in Rücksicht auf die ewigen Hütten.

Doch gewiß, ich fand auch zuweilen eine sehr freundliche Aufnahme; es kam sogar vor, daß ich von einem ganz und gar nicht bemittelten Manne herzliche Worte des Danks empfieng, weil ich an seinem Hause nicht vorbeigegangen, sondern ihm Gelegenheit gegeben, dem Herrn seine Liebe zu beweisen für die Barmherzigkeit, die er an ihm gethan. Es kam vor, daß in einem Hause, wo ich von dem reichen Besitzer ziemlich barsch abgewiesen worden, mir das Dienstmädchen verstohlen und schüchtern nachkam, und einige Groschen mit der Bitte, sie nicht zu verschmähen, in die Hand drückte. Sehr verschieden war der Empfang bei geistlichen Brüdern. Von einzelnen unter diesen habe ich grade die härtesten Worte gehört: Ich gebe Ihnen keinen Groschen, kann Ihnen auch nicht förderlich sein! Und doch betraf gerade mein Kollektengang die Unterstützung armer kranker mittelloser Geistlicher. Freilich hörte ich solche Aeußerungen nur bei Solchen, die, menschlich zu reden, nicht in den Fall zu kommen schienen, dieser Handreichung zu bedürfen.

Merkwürdig war es mir doch, wenn ich, ein gewiß unwillkommener Gast, in ein Comtoir trat, wo vielleicht ein Dutzend Menschen im

rastlosen Dienst des Gelderwerbs begriffen war, alle mit Büchern, Zahlen, Berechnung von Geldsummen ꝛc. beschäftigt, und man bei alledem, aus einer Art innern Nöthigung, nicht wagte, mich unter dem Vorwande, zu sehr beschäftigt zu sein, hinaus zu komplimentiren. Stets führte man mich in das besondere Kabinet des Chefs, in das nur die angesehensten Geschäftsfreunde geführt zu werden pflegten. Dann empfieng ich, ohne viel Erkundigung, nachdem aus meinem Büchelchen die Sache legitimirt war, gewöhnlich einen Thaler. Worte wurden dabei gewöhnlich keine gewechselt, der Kaufmann wußte meist wohl kaum, wofür er gab. Erfreulicher war's, wenn einläßliche Fragen über den Zweck und gedeihlichen Fortgang unsrer Sache an mich gerichtet wurden; dann war zuweilen ein Anknüpfungspunkt gegeben, mitten in diesen unruhigen, nur um irdische Dinge sich drehenden Geschäftsgeist einige ernstere Worte ungesucht hineinzuwerfen. Aber es kam auch vor, daß unter den höflichsten Formen, oft mit den lächerlichsten Redensarten, selbst von reichen Leuten mir jede Gabe verweigert wurde. So trat ich einst in das Kabinet eines reichen Banquier. Man hatte meinen Besuch in diesem Falle wohl nicht richtig beurtheilt; gewöhnlich sieht man's uns schon an, was wir wollen, und ist man unsicher, so gibt ein Blick nach außen, ob der bekannte Führer zu erspähen ist, leicht Gewißheit, weßhalb dieser sich beim Eintreten des Kollekteurs möglichst verbirgt. Mit ausgezeichneter Höflichkeit bat man mich, einen Augenblick zu warten, der Herr werde sogleich gerufen werden. Dieser erschien dann auch bald, ein ausgesuchter Weltmann, in elegantester Kleidung. Alles Artigkeit, Alles Freundlichkeit. In verbindlichster Weise frug er nach dem Grunde, der ihm das Vergnügen meines Besuchs verschaffe, oder ob er mir in etwas dienen könne. Der Mann war gerade zum erstenmal als Abgeordneter in die zweite Kammer gewählt, und mußte natürlich die Rolle des Volksfreundes spielen. Daher rührte wohl der freundliche Empfang des Fremden, dessen Besuch er vielleicht irgendwie mit seiner Stellung als Abgeordneter in Verbindung bringen mochte. Kaum aber hatte ich mein Anliegen vorgebracht, so verstellten sich allerdings nicht seine Geberden, er ward nicht zornig, dazu war er als Mann des Volks zu klug, aber in verbindlichster Weise setzte er mir aus einander, daß er zwar hier nichts geben werde, daß er aber doch den Grundsätzen des Humanismus in vollstem Maße huldige. Mit solchen kleinen Gaben sei nichts gemacht, sie verliefen im Sande. Sein Blick sei größer, weit umfassender. Er habe die totale Beseitigung des ganzen Pauperismus im Auge. Dafür werde er in der Kammer wirken und kämpfen. Als ich ihn darauf hinwies, daß durch den Zusammenfluß kleiner Gaben, zumal wenn sie die Liebe spende, doch Großes erreicht, ja Wunder bewirkt würden, indem schon so viele Anstalten der Barmherzigkeit dadurch entstanden seien und erhalten würden, und daß der tausendfachen Noth doch am besten gesteuert werde, wenn bei jeder Gelegenheit auch im Kleinen Hand an's Werk gelegt würde, wollte ihm das durchaus nicht einleuchten: mit solchen Kleinigkeiten und Lappalien sei nichts gemacht; und immer wieder kam er auf seine großen Plane und Reden in der Kammer zurück. Von dort erwartete er alles Heil.

Da ist es doch erquicklicher, wenn man Erfahrungen macht, wie der selige Fliedner, der freilich ein Meister war im Kollektiren. Er erzählte unter anderm folgenden hübschen Zug. Es war auf einer Kollektenreise nach Holland. Auf der Wanderung durch die Straßen Amsterdams trat er in das Haus eines reichen Holländers, ehrwürdig durch sein ernstes Wesen und seine Perücke. Schon auf dem Hof hörte er ihn mit den Knechten schelten, daß sie eine Pferdeleine nicht in Acht genommen. Der Empfang war ziemlich kalt, er ließ sich die Papiere vorlegen und las sie still durch, ohne eine Miene zu ändern. O weh, denkt Fliedner, hier bekomme ich kaum fünf Gulden. Endlich steht der Mann auf, holt ein Säckchen mit 50 Gulden und gibts hin. Ueberrascht dankt Fliedner innig und will sich entfernen. Da sieht er, wie der Mann fast ängstlich dem Säckchen nachschaut. Fliedner begreift und bietet das Säckchen an. Da ruft der Mann freundlich: „Ja wel, myn Heer, ja wel; die sackjens zyn raar." Und beim Hinausgehen rief er ihm noch nach: „Maar, myn Heer, ger vergest het sackje niet!"

Meine Reise war nicht ungesegnet. Der Erfolg befriedigte unsern lieben Kassier recht sehr

und ich war um manche Erfahrung reicher heimgekehrt. Ich hatte einen großen Theil der Gemeinden unserer Provinz kennen gelernt und dazu eine Menge lehrreicher Persönlichkeiten; ich hatte manchen Blick in die inneren Zustände der Häuser und des Familienlebens gethan, und manche Täuschung erfahren in gutem und bösem Sinne. Aber im Ganzen war ich herzlich froh, daß meine Aufgabe leidlich gelöst; und eine sonderliche Sehnsucht, mich ihr noch einmal zu unterziehen, habe ich nicht verspürt. Es hängt der Sache allerdings etwas von der Schmach Christi an, sie hat keinerlei Gestalt noch Schöne, und eben darum sollen wir jeden, der um Christi willen einen solchen sauern Dienst übernimmt, doppelt freundlich behandeln.

Wichtig war nun für mich die Frage: Was weiter? An welchen Posten wird man mich schicken? Auch hier war der Weg, auf dem ich wandeln sollte, bereits gebahnt. In der Nähe von E. lag eine kleine Gemeinde. Ihren Namen hatte ich oft gehört, war aber selbst noch nie dort gewesen. Hier lebte ein kränklicher Pfarrer, seit Jahren einer Vertretung bedürftig. Viele wollten behaupten, er werde gerade krank durch die Einbildung, ihm sei das Predigen unmöglich; so oft er nothgedrungen einen Versuch gemacht habe, sei es auf's Schönste gegangen; aber er lasse sich die fixe Idee durchaus nicht ausreden. Dort sollte ich hin, und da ich ein paar Tage noch frei war, gieng ich eines Morgens mit einem Freunde die zwei Stunden Weges, um mir die Gemeinde, sowie die Verhältnisse dort anzusehen. Sie waren freilich etwas abschreckender Natur. Im Pfarrhause selbst sollte ich zwar nicht wohnen, aber dafür in einer Mühle, deren unaufhörliches Klappern Tag und Nacht mir schon in der Phantasie schauerlich in die Ohren dröhnte. Ach, und der Pfarrer! Welch ein niederschlagender Anblick. Nicht ernstlich bettlägerig krank, nicht schwindsüchtig, man wußte eigentlich nicht, was ihm fehlte; jedenfalls wurde er von einer furchtbaren Hypochondrie geplagt, die in seiner Einbildung ihn immer als einen Sterbenden erscheinen ließ. Erschreckend genug war sein Anblick. Als ich Morgens gegen 10 Uhr in die niedrige Wohnstube trat, sah ich zwei Männer still und stumm an einem Tische sitzen. Beider Angesicht geisterhaft grau, das des Pfarrers umgeben von einem rings um das Haupt steil und starr wolkenartig aufgedonnerten grauen Haarwuchs. Mir machte es den Eindruck als sei kaum je ein Scheermesser auf sein Haupt gekommen. Dabei aber war er eifrig beschäftigt, eine Mehlpappe zu verzehren, die er mit einem durchgebrochenen Brödchen aus einer tiefen Obertasse aufschlürfte. Neben ihm saß sein Specialfreund, eine Art Leidensgefährte, auch ein Theologe, der ihm seine trüben Stunden möglichst verscheuchen sollte, oder sie wenigstens mit ihm theilte; ein Mann, fast noch melancholischer als er selbst. Was das für eine gegenseitige Aufheiterung sein mußte, war mir gleich klar. Sie saßen zusammen und jammerten über das Elend der Welt, über ihre große Schwachheit, über ihren Pfahl im Fleisch, der sie peinige und nicht zulasse, daß sie sich je frisch und freudig regen könnten im Dienst des Herrn.

Der Leidensgefährte des Pastors namentlich war ein wunderlicher Heiliger. Vor nicht langer Zeit hatte er eine Anstellung als Hilfsprediger einer sehr bedeutenden und rührigen Gemeinde auf dem linken Rheinufer gehabt. Dort, obwohl alle Verhältnisse günstig waren, hatte er es nicht lange ausgehalten. Man weiß nicht, wie es zugegangen. Ein finsterer, erschrockener Geist war bald über ihn gekommen; ein krankhaftes Mißtrauen gegen alle Menschen, sonderlich gegen Mitglieder seiner Gemeinde peinigte seinen verdunkelten Geist und machte seine Tage zur Hölle. Allmählich trat dieser alle Welt umfassende Argwohn deutlicher hervor und nahm eine feste Gestalt an. Es war bei ihm zur fixen Idee, man wolle ihn vergiften, Jedermanns Hand sei wider ihn. Er mußte mit einer mäßigen Pensionssumme entlassen werden. Nun begann ein ruheloses Wanderleben. Hatte er an einem Orte sich niedergelassen und etwas Ruhe bekommen von seinen schauerlichen Gedanken, weil er ja gänzlich fremd da sei und Niemand ihn kenne, so tauchte doch bald das grinsende Gespenst des Argwohns gegen Jedermann in seiner Umgebung wieder auf, und von böser Furcht gejagt, trieb es ihn von Ort zu Ort, oft in Zwischenräumen von nicht vier Wochen. In jenen Tagen war er gerade in das Haus des eben so hypochondrischen ihm längst befreundeten Pastors

gekommen, und so mußte ich sie zusammen finden. Es waren ihrer zwei, beide ohne Frage gläubige Männer; beide saßen ohne bestimmte Krankheit, nur geplagt von ihren thörichten Grillen, und jammerten sich immer tiefer in ihr eingebildetes Elend hinein, und ich Armer, ein unerfahrener Kandidat, sollte in dem abgelegenen Ort in ihrer Gesellschaft das Amt führen, wozu sie sich nicht mehr fähig fühlten. Mir ward ordentlich bange, wenn ich mich in die neue Stellung hineindachte, in das Klappern der Mühlenräder, das Tag und Nacht meinen Ohren eine schreckliche Musik sein werde, an den Mehlstaub, der die Luft meiner Umgebung erfüllend, in meine Lunge dringen werde, an die grauen, melancholischen Gesichter! an die ebenso graue Wolkenburg von Haaren, die das Haupt des Einen umwallte, und an die ängstlichen Aeußerungen in Betreff des zu erwartenden Verhältnisses zwischen uns.

Sechstes Kapitel.

Meine Arbeit in M.

Eine leise Hoffnung aber war mir geblieben. Mein Weg war noch nicht beendet, ich hatte noch einen Auftrag im Stillen empfangen und zwar mit Wissen des Präses. Gerade als ich bei diesem mich verabschiedete, theilte er mir noch mit, Herr H., derselbe, in dessen Hause ich während meiner Gymnasialzeit so freundliche Aufnahme gefunden, mit dessen Söhnen ich so enge verbunden war, habe ihn ersucht, man möge mit Bewilligung der Gesellschaft mir gestatten, seinem schon lange hoffnungslos leidenden Sohne, der seit ein paar Jahren Pfarrer in M. war, Aushilfe zu leisten, vorausgesetzt, daß derselbe in den letzten Tagen nicht anderweitig versorgt sei. Es war derselbe älteste Sohn des Hauses, der in den ersten schweren Tagen meines Schullebens mir so treulich zur Seite gestanden und die ersten Sammlungen für mich abgehalten hatte. Wie gern wäre ich zu dem gegangen, wie gern hätte ich ihm etwas von der Liebe zurückerstattet, mit der er damals sich des armen, unbekannten Gerbergesellen angenommen. Aber ich sollte es auf diesem Wege erst erfahren. Eine gute Stunde weiter mußte ich noch wandern und verabschiedete mich bald von den beiden sonderbaren Brüdern, mit der Erklärung, ich werde gleich andern Tages schreiben, ob ich komme oder nicht. Mit einer Art gelinden Schauers erwehrte ich mich der düstern Eindrücke, die ich hier empfangen, und schritt in Gesellschaft eines jüngern Bruders meines Freundes, der mich begleitete, und dem es gerade so gegangen wie mir, aus dem Dorfe heraus in den schönen, sonnigen Herbsttag hinein. Bald gelangten wir an's Ziel. Hoch oben am Ende des, den Hügel hinan sich ziemlich steil hinziehenden Städtchens lagen die beiden Pfarrhäuser des Orts einander gegenüber, das eine in alterthümlichem Stil, das andere leicht, luftig, den Sturmwinden möglichst preisgegeben, die durch alle Fenster und Thüren dröhnten. In letzterem wohnte mein armer, unter der ernsten Hand seines Gottes seufzender Freund.

Wehmüthig ernst war das Wiedersehen. Mit welchem Strom der Begeisterung, welcher glühenden Hoffnung voll hatte diese jugendliche Kraft ihren Lauf begonnen. Wie waren ihm damals die Herzen zugefallen! Wie rasch und leicht giengs da vorwärts. Nur ein halbes Jahr hatte er als Kandidat eine Art Hauslehrerstelle bekleidet, dann war ein Ruf zum Hilfsprediger einer benachbarten Gemeinde an ihn ergangen. Diesem hatte er freudig Folge geleistet, und bald darauf einen zweiten in derselben Eigenschaft an die große reformirte Gemeinde in E. abgelehnt. Schon als Hilfsprediger war eine Menge von Aufforderungen zu Festpredigten aller Art an ihn ergangen und ein großes Geschick zeigte sich bei ihm namentlich in Errichtung und Förderung von Jünglingsvereinen. Aber der schwache Körper des Jünglings war dieser verzehrenden Thätigkeit nicht gewachsen. Es traf in der That bei ihm zu: „Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen." Schon als Hilfsprediger fiel er oft nach einer Predigt völlig zusammen. So begleitete ich ihn einst als Student zu einem Missionsfest; die Familie hatte einen Wagen genommen, aber eine große Unruhe trieb ihn in meiner Begleitung zu Fuß dem Wagen weit voraus. Während des Gottesdienstes und in der Versammlung nachher hielt er sich gewaltsam

aufrecht. Alles Leben und Kraft. Eine Menge von interessanten Zügen aus der Missionsgeschichte stand ihm zu Gebot, man hörte ihm mit Freuden zu. Aber kaum waren wir nach Hause zurückgekehrt, da brach er zusammen; eine furchtbare Brustbeklemmung mit krampfhaftem Zucken der Arme machte sich geltend. Lange dauerte es, ehe der Anfall überwunden war; es blieb aber nicht bei dem einen, sie kehrten oft und mit immer bedenklicheren Symptomen wieder. Demungeachtet rief ihn rasch nach dem zweiten Examen die betreffende Gemeinde zu ihrem Pfarrer nach M.

Ein ernstes memento mori trat ihm bei seinem Einzug in der Gestalt seines letzten Vorgängers, eines vertrauten Jugendfreundes vor die Seele. Demselben war auch ein rasches, kurzes Aufblühen beschieden. Schon als Knabe eine feine, poetische Natur, wenn auch ohne sonderliche Gestalt, mit reichen Gaben ausgerüstet und kräftiger, wohltönender Stimme, hatte er in allen Arten jugendlicher Phantasie mit seinem Freunde geschwärmt. Ein wenig älter war Jener unserem gemeinsamen Freunde vorangeeilt; von E., seiner Vaterstadt, wo er als Hilfsprediger im 22. Lebensjahr seine erste Kraft übte, zog er auf den einstimmigen Ruf der Gemeinde nach M. Kaum nach Jahresfrist konfirmirte er seine zweite Kinderschaar; bei der Ansprache legte er das Wort zum Grunde: 1 Joh. 2, 28.: „Und nun Kindlein, bleibet bei ihm &c." Es war eine passende Wahl, denn — andern Tages bereits stand der körper- und geisteskräftige Prediger bereits in der Ewigkeit, wo ihn die Freudigkeit, vor der Offenbarung seines Herrn Jesu Christi nicht zu Schanden geworden zu sein, gewiß in Jubel hat ausbrechen lassen. Am Abend des Tages begleitete er seinen Vater, der zu der Feier gekommen war, nach E., wo er sich eine kurze Zeit der Erholung gönnen wollte. Der Gattin, die am Fenster steht, wirft er noch einen freundlichen Scheidegruß zu — es war der Abschiedsgruß für die Ewigkeit — er sah sie auf Erden nicht wieder. Am folgenden Morgen sitzt er ohne sichtbare Ahnung der bevorstehenden Katastrophe, am Familientisch im traulichen Gedankenaustausch mit den Seinigen, voll Kraft, Frische des Geistes und Humors. Es ist von einer bevorstehenden Wahl die Rede, bei der er sehr interessirt ist, da die betreffende Gemeinde ihre Wünsche auf ihn gerichtet hat. „Ich wünsche in allen Stücken den Willen des Herrn zu thun" ist seine letzte Aeußerung und alsbald verläßt er die Stube. Der Vater vermißt ihn bald darauf, geht ihm nach und, eine Ahnung führt ihn zu dem Appartement des Hauses. Es wird geöffnet und ach — welch' ein erschütternder Anblick; man findet ihn zusammengesunken in die Kniee, mit gefalteten Händen. Seine Seele war heimgegangen. In lieblicher Morgenfrühe ward er aufgenommen in die selige Gottesstadt. So ungefähr berichtet ein naher Angehöriger des Heimgegangenen.

Der Freund ward sein Nachfolger. Ach vielleicht ahnte ihm, daß er auch sein Nachfolger in einem frühen Tod sein werde. Kaum vier Jahre waren ihm noch vergönnt. Während dieser Zeit hat er sich aufgerieben im Dienst des Herrn, alles eitel Liebe und Selbstverleugnung und Aufopferung des eigenen Lebens. Die Gemeinde, eine der beschwerlichsten, nach allen Seiten stundenweit ausgedehnt, wurde von ihm auf's fleißigste besucht. Im Winter war auf den schlechten, lehmichten Wegen fast nicht durchzukommen. Allenthalben warteten Kranke, Nothleidende aller Art auf ihn, denen er auf irgend eine Weise Rath, Hilfe, Trost bringen wollte. Oft konnte er bei seinem schon in hohem Grade geschwächten Körper nicht mehr vorwärts. Ein ehrwürdiger Lehrer hat mir erzählt, er sei einst in ihr Dorf gekommen, nach bereits beendigten, mühsamen andern Märschen. Auch dort hätten mehrere Kranke auf ihn gewartet. Auf dem Rückwege habe er den Pastor ein Stücklein Weges begleitet; dann habe er Abschied genommen. Es war schon spät Abends. Da hätte er bemerkt, daß der Pastor sich kaum mehr auf den Beinen zu halten vermochte und so schwach schien, daß er ihm unter die Arme habe greifen müssen. Mit seiner Hilfe sei er dann endlich langsam und auf's tödtlichste ermattet, zu Hause angelangt. Das charakterisirte sein ganzes Leben. Mochte auch sein jugendlicher Eifer in etwas von einem h. Ehrgeiz, als ein besonders treuer Knecht Christi anerkannt zu werden, seinen Sporn erhalten, er hat in diesem Eifer sich wirklich aufgeopfert für den Herrn, hat sein Leben in die Schanze geschlagen, um ihm und seiner Gemeinde zu dienen. Die Ahnung eines baldigen Todes hat er schon bei seinem Einzug mit nach M. genommen.

Aber es stand ihm außer dem eigenen körperlichen Leiden noch ein anderer furchtbarer Schmerz bevor. In der bekannten großen Rettungs-Anstalt D. die ihn auf eine kurze Zeit in ihren Mauern sah, war ihm vom Herrn die Gefährtin seines Lebens zugeführt. Mit der Tochter des Direktors hatte er sich gleich bei seinem Einzug in's Pfarramt ehelich verbunden. Sie erwarteten ihr erstes Kindlein. Da klagte die Gattin kurz vor ihrer Entbindung über große, zunehmende Schwäche des Augenlichts. Es wurde immer schlimmer, bis sie endlich fast ganz erblindete und nun wehmüthig jammerte: „Ach, nun kann ich mein Kindlein, wenn es zur Welt kommt, nicht mal sehen." Sie sollte es nach seinem verborgenen Rath wirklich nicht sehen, aber auch ihr Mann sollte es nicht schauen, sie ward sammt dem Kindlein, noch ehe es geboren war, in einer Nacht innerhalb weniger Stunden eilends hinweggerafft. Plötzlich schreit sie schmerzhaft auf, klagt über die furchtbarsten Schmerzen im Auge; es gesellten sich starke Krampfanfälle dazu und in den Armen des trostlosen Mannes gab sie bald darauf ihren Geist auf. Am Morgen dieses Tages schrieb er zu dem Datum des Todestages in das tägliche Manna von Krummacher:

> Ihr Tage eilt, ach eilt nur immerfort,
> Ich halt' euch nicht, verdoppelt euer Eilen!
> Mich lüstets nicht in Mesech zu verweilen,
> Nur bald von hier und dann geschwinde dort!

Nun stand er allein. Die einzige Schwester besorgte ihm den Haushalt die erste Zeit hindurch. Bald trat auch an ihn die entscheidende Mahnung des Herrn. Jenes schleichende Gespenst, das schon lange sich drohend angekündigt, stellte sich nun wirklich mit seinen ganzen Schrecken ein. Bald konnte er die Krankenstube nicht mehr verlassen. Er wollte sich dem Andringen der Krankheit nicht gefangen geben: der Geist sollte den Körper beherrschen und überwinden. Noch einmal raffte er sich auf. Aber mit doppelter Gewalt rächte sich das fürchterliche Fieber. Schon am Rande des Grabes stehend, hatte ihn der göttliche Rath noch erhalten, und zu einer weitern schweren Trübsal in's Leben zurückgerufen. Zu den hektischen Fiebern gesellte sich in hohem Grade die Wassersucht. Der elende Leib schwoll an wie eine Tonne. Eine Ableitung des Wassers durch eine Oeffnung am Gelenk verschaffte ihm für die letzte Kampfeszeit Ruhe von dieser Qual.

Unter diesen betrübten Umständen führte mich der Herr auf dem erzählten Wege in sein Haus. O, wie hatte sich Alles seit jenem ersten Jahre unserer Bekanntschaft geändert. Er damals ein aufstrebender, glühender Jüngling, mit schönen Gaben und herzgewinnendem Wesen ausgerüstet, voll hoher Träume von der herrlichen Stellung eines vom Gottesgeiste erfüllten evangelischen Predigers. Eine kurze Reihe von Jahren schien dieser Traum sich seiner Erfüllung entgegen zu neigen. Sein Name war schon mit gutem Klange bekannt geworden unter den Zeugen Jesu Christi. Da läßt der Herr ein Kreuz nach dem andern über ihn kommen. Ihm vorauf geht der Freund, bis dahin fast noch lieblicher geführt wie er, einen raschen Todesweg und er selbst als sein Nachfolger auf den gleichen Weg gestellt, zieht in das vereinsamte Pfarrhaus ein, mit der Ahnung eines ähnlichen Todes im Herzen, der sich nun bei meinem Erscheinen im Hause seiner Vollendung zu nähern schien. Der Freund hatte keinen bittern Leidenskelch zu kosten gehabt, ein plötzlicher seliger Tod schloß dieses Leben ab. Er mußte durch Fluthen von Trübsalen gehen und durch dürre Wüsten bis zu Salems Mauern sich durchwinden.

Warum diese Verschiedenheit des Weges, diese ungleiche Vertheilung von Kampf und Noth, da sie doch beide, so weit Menschen urtheilen können, von derselben brünstigen Liebe zum Herrn erfüllt waren? Und warum mußten sie beide so früh sterben und mit ihnen gerade in jener Zeit so mancher andere jugendlich kräftige Zeuge? Gewiß wollte der Herr vor Allem dadurch uns sagen, daß er nicht an Menschen gebunden sei, wollte auch den Gemeinden sagen, daß sie keine Abgötterei mit ihren oft so reichbegabten Predigern treiben dürften. Denn diese Gefahr lag damals in jener Gegend sehr nahe. Es wurde im W.-Thale eine solche Abgötterei getrieben; wer mächtig zu zeugen, zu rütteln, in die Posaune zu blasen verstand, dem lief das Volk schaarenweise zu, und nicht immer nur in

dem Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit. Solche Prediger wurden mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft; sie empfiengen die reichsten Geschenke, man riß sich um die Ehre, von ihnen besucht zu werden. Es ist mir selbst vorgekommen, daß eine sonst sehr brave und demüthige Frau in E., die sich mit dem Umhertragen von Brot ernährte, einst in vollem Entzücken in ein Haus trat und erklärte, so froh sei sie in ihrem Leben noch nicht gewesen; heute sei Pastor R. bei ihr gewesen und habe eine Tasse Kaffee mit ihr getrunken. Sie habe den Mann so lieb, daß, als er weggegangen, sie sich nicht habe enthalten können, seine Tasse noch auszulecken. Man sieht, welche Gefahr vorhanden ist, bei falscher Verehrung von Predigern in Abgötterei zu verfallen. Es ist in seinem verborgenen Rath auch sicherlich den Predigern selbst, die er so früh abgerufen, der frühe Heimgang ein Weg des Heils und der Errettung aus geistlichem Hochmuth gewesen, der wie eine Giftpflanze oft das reichste Leben, namentlich eines Predigers, sobald der Weihrauch menschlicher Huldigung und Ehre ihm gestreut wird, verpestet und verödet. Welche traurigen Beispiele liegen davon vor. Die dunkelsten Blätter der Geschichte des Reiches Gottes sind davon gefüllt. Ich werde im Verlauf dieser Mittheilungen noch ein furchtbares Gemälde dieser Art aufzurollen haben, in dem sich die Tiefen des Satans bei Predigern, deren Sinne durch den Beifall der Menge verblendet sind, enthüllen. Ach, gerade seine treuen, ihn innig liebenden Boten möchte er vor solchen Abgründen bewahren, darum nimmt er sie wohl oft wider aller Menschen Vermuthen, wider alles Meinen und Glauben, bald vom leisen Kuß Jehovahs sanft berührt, bald durch den Feuerofen schwerer Trübsale hinweg, und es gilt von ihnen das Wort: Sie sind darum eine kurze Zeit von uns genommen, auf daß wir sie ewig wieder hätten.

Mit großer Freude nahm mich der kranke Freund auf. „Jetzt mußt du bei mir bleiben und mir helfen; du mußt mir's gleich zusagen!" waren seine ersten Worte. Es war ihm nicht gelungen, eine andere Aushilfe zu gewinnen, und als er vernommen, daß ich in E. wieder angelangt sei, hatte er gleich mit Sicherheit auf mich gerechnet. Wie gern sagte ich ihm zu. Wie froh war ich, ihm, der mir so oft gedient in meinen schwersten Tagen, auch in seinen schweren Tagen wieder dienen zu können. Am nächsten Sonntag sollte ich mich durch eine Predigt bekannt machen, und dann meiner Stellung durch eine Art Kontrakt ein gewisser Halt gegeben werden. Es war ein wunderbares Zusammentreffen; ein seliges Gefühl der Gottestreue, die mich geführt, gieng an diesem Tage wieder durch meine Seele. In derselben Gemeinde, der ich am nächsten Sonntag zu predigen hatte, war ich vor zehn Jahren fast um dieselbe Zeit als Gerbergeselle eingezogen; damals fremd, innerlich unglücklich, mit dem Bewußtsein, daß ich nicht auf dem Wege meines wahren Berufes sei, und mit dem Weh im Herzen, daß ich vielleicht nimmer auf den rechten Weg gelangen werde. O, ich Kleingläubiger, wie war ich beschämt! darum auch war ich wohl hergeführt, damit ich den vollen Eindruck dieser Beschämung empfangen sollte.

Nachdem ich am Sonntag gepredigt, bat mich das Presbyterium durch den zweiten Pfarrer, den Onkel meines Freundes, sehr freundlich, bei ihnen zu bleiben. Man kam dem kranken Freunde auch darin entgegen, daß seitens der Gemeinde ein mäßiger Gehalt für den Hilfsprediger ausgeworfen war. Er selbst hatte mich nur in's Haus zu nehmen und mir freie Station zu gewähren. Hatte ich nun aber in meiner früheren Stellung zwar ein selbständiges, aber dennoch ein sehr leichtes und für das Fleisch behagliches Arbeitsfeld gehabt, hier änderte sich das sehr gründlich. Hier war ich weder selbständig, noch hatte ich eine mühelose Wirksamkeit.

Es wartete sogleich in den ersten Tagen eine ganze Fülle von beschwerlichen Krankenbesuchen auf mich, Gänge, die der erste Pfarrer gern auf jüngere Schultern zu legen pflegte, da ihm bei der Krankheit des Kollegen ohnehin alle Amtshandlungen, Taufen, Trauungen, Krankenbesuche mit Spendung des h. Abendmahls zufielen. Da habe ich allerdings gesehen, daß in einer auch nur mäßig starken Gemeinde, wenn die volle Treue soll geübt werden, ein Prediger durchaus keine Zeit für Nebenbeschäftigungen übrig behält, und daß das Amt die ganze Kraft in Anspruch nimmt. Ich verstehe darunter eine Gemeinde, deren Gränzen nach allen Seiten vielleicht 1½ Stunden messen, die nach Art unserer meisten rheinischen und westphälischen Gemeinden, außerordentlich zerstreut in einzelnen Höfen und Ortschaften liegt und 2—4000 Seelen zählt. Hat man die Vormittage wenigstens zum Theil für die nöthigsten Studien, für die Vorbereitung auf Gottesdienste, Bibelstunden, Religionsstunden gerettet, wobei freilich in einer solchen Gemeinde noch Unterbrechungen und Störungen genug vorkommen, so wartet am Nachmittag schon dringend eine große Zahl von Kranken, Täuflingen, oft genug auch Trauungen auf den Prediger, und da geht es oft die Kreuz und Quere, nicht selten in die entgegengesetzten Theile der Gemeinde. Bei uns ist es namentlich auf dem Land fast überall Sitte, auch die eigentlichen Amtshandlungen nur in den Häusern vorzunehmen, eine Sitte, die ich im höchsten Grade segensreich gefunden habe. Man kommt so sicher in die meisten Häuser selbst einer größern Gemeinde. Eine schöne Gelegenheit, das theure Gotteswort in die Häuser, in den engsten Kreis der Familie zu tragen, die sich ohne Ausnahme um den h. Akt versammeln kann. So nur gewinnt man den richtigen Eindruck über die Familienverhältnisse, die äußern und innern Schäden, die den Frieden des Hauses trüben, die Trübsal, die auf ihm lastet, kann Theil nehmen an der Bürde, unter der die Hausgenossen seufzen, kann nach des Apostels Wort Gehilfe ihrer Freude sein. So kann das Verhältniß des Pastors zu allen, auch den Dürftigen ein vertrautes und patriarchalisches werden. Wo die Gemeinden zu groß sind, d. h. in manchen Städten ist das freilich nicht möglich. Aber wie kalt, wie nichtssagend sind auch darum die Verhältnisse von 1000 Gemeindegliedern zu ihren Predigern! Es ist zwar sehr oft mit schwerer Mühseligkeit und Anspannung aller Kräfte verbunden, und die Gefahr, bei täglich oft 3—6 Taufen in ein träges, gewaltsames, mechanisches Reden hinein zu kommen, liegt gewiß nahe. Aber nicht für den, der sich täglich in ernstem Ringen und in brünstigem Gebet geben läßt, was ihm noththut.

Ich hatte mit den Amtshandlungen in dieser Gemeinde noch nichts zu thun, ich habe in dieser Beziehung erst Erfahrungen in der folgenden Gemeinde gemacht, in die ich berufen wurde; aber ich kann der Wahrheit gemäß versichern, daß mir bloß mit Krankenbesuchen alle Nachmittage der Woche mit Ausnahme des Sonnabends vollständig ausgefüllt wurden; ja daß ich (es war zur Winterszeit) oft spät Abends zwischen 7—8 Uhr in höchster Erschöpfung zurückkam. Gleich bei meinem Eintritt empfieng ich ein Verzeichniß der gerade vorhandenen Kranken; es waren 30, nicht etwa nur vorübergehend auf einige Wochen an Fiebern ꝛc. darniederliegend, sondern meist alte, elende Kreuzträger, Schwindsüchtige, Lahme, Krüppel mit allerlei langwierigen und hartnäckigen Uebeln behaftet. Ach und wenn man sie einmal besucht hatte, und ihr Verlangen, ihre Erquickung sah, die sie schon durch ein freundliches, theilnehmendes Wort des Geistlichen hatten, dann ließ das Gewissen und das sich dem Geiste tief einprägende wehmüthige Bild der Leidenden Einem keine Ruhe, man mußte immer und immer wieder hin zu solchen Stätten und auf's neue trösten, zur Geduld und Stille mahnen, bald dieß bald jenes Gottes-Wort in die oft so düstere Seele werfen. Und flüsterte ja einmal das Fleisch dem trägen Geiste zu: „Heute kannst du wohl zu Hause bleiben, kannst dir auch einmal Ruhe gönnen; das Wetter ist so schlecht, es regnet, oder schneit so sehr; und dazu die grundlosen Wege in denen man oft buchstäblich versinkt," — so ließ dem Lässigen der kranke Pastor keine Ruhe, der immer und immer wieder auf das Wort zurückkam: „Wirket, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann." Da half kein Sträuben, kein Gegengrund. Der liebe Kranke wußte aus eigener Erfahrung, wie die Seele eines geängsteten Pilgers des lebendigen Worts bedürfe, um auszuharren und den guten Kampf bis zu Ende zu führen. Und dann gab es so Manche, die obwohl schwer geschlagen, doch sich noch nicht beugen wollten unter seine gewaltige Hand; tief Getroffene, die doch noch nicht gedemüthigt waren; Elende, die doch noch nicht arm waren am Geist. Da mußte ich denn immer und immer wieder hin und durfte nicht fragen nach dem Unwetter da draußen, ob es stürmte, regnete, schneite. Ich bin gar nicht selten im vollen Regen Mittags gleich nach Tisch ausgegangen, habe mich stundenlang durch die schauerlichsten Wege durcharbeiten müssen, habe oft, namentlich

bei Thauwetter im Morast festgesteckt, ernstlich geglaubt, nicht weiter zu können, und mich nur mühsam wieder herausgewunden. Oft trat der Versucher an mein Ohr: Warum eigentlich quälst du dich so? Was kommt denn bei diesen mühseligen Gängen heraus? Bist du nicht ein Thor, also stundenweit durch Sturm und Regen zu laufen, um einen oder zwei Kranke in ihrem Elende aufzusuchen, aus dem du ihnen doch trotz all' deiner Worte nicht helfen kannst? diese Zuflüsterungen machten mich oft muthlos und verzagt; es gab auch unterwegs heftige Glaubenskämpfe — aber wenn ich durch Gottes Gnade nach überstandenem saurem Wege so einen Elenden erreicht hatte, in seine Hütte oder an sein Siechbette trat, ihm einen freundlichen Gruß, einen herzlichen Händedruck bot und da, wo vielleicht seit meinem letzten Besuch, oder doch tage- und wochenlang kein Lichtstrahl des tröstenden Gotteswortes in's Ohr und Herz gedrungen war, ein solches hineintragen durfte: wenn ich einem gläubigen Kreuzträger zurufen durfte: „Halte aus, Zion halte aus im Streit," einem andern, der mit der Noth des äußern Lebens rang, inmitten seiner hungrigen Kinderschaar innig das Wort aneignete: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln — oder einem in Zweifel und Glaubensdunkel Befangenen, vielleicht ohne es zu ahnen, eine neue Kraft gab, in dem ich ihm wie es mir gerade zur Hand war zurief: Herr wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch ꝛc. — wenn ich dann oft ein freudiges Leuchten in dem bleichen, abgehärmten Angesicht gewahrte, und es mir so handgreiflich bewiesen wurde: Siehe, dein Gang war doch nicht vergeblich — dann empfieng ich selbst, ach wie oft eine wunderbare Kraft auf solchen Wanderungen und wir giengen Beide, der Kranke und ich, nicht leer aus. Ja es liegt ein wunderbarer Segen in der rechten Treue, mit der dieser saure Theil des Amts geübt wird; und ich danke es dem lieben heimgegangenen Bruder noch heute von Herzen, daß er durch sein ernstes treues Mahnen meinem trägen Fleisch zu Hilfe gekommen ist und es besiegt hat. An den Stätten der göttlichen Zucht, in der Luft der Trübsal, wo man's mit Augen sieht, wie die Erde ein Jammerthal ist, mit eigenen Ohren hört das Geschrei der geängsteten Kreatur, die sich nach Erlösung sehnt, da nur lernt man die tiefsten Lehren des Heils, die bitterste Frucht der Sünde, aber auch die Kraft des Worts vom Kreuz verstehen; da holt man sich den Muth, vor der Gemeinde auf der Kanzel zu zeugen von der Sünde, der Gerechtigkeit und dem Gericht, da auch die stärksten Waffen wider den Unglauben und die Spottsucht.

Und wie manches leuchtende Glaubensleben entdeckt man auf dem Krankenbette. Mir ist mehr wie eine unter den furchtbarsten Schmerzen seufzende Seele begegnet, deren stehendes Gebet und Flehen sich in dem gewaltigen kurzen Wörtlein aussprach: „Fahr hier nur fort! doch schone dort." Wie erbaulich, wenn auf dem Angesicht eines vielleicht in tödtlichen Qualen Leidenden die Verklärung der höchsten Geduld und Stille uns entgegenleuchtet, und wir in der Erinnerung so mancher ungeduldigen Stunde bei kleinen Widerwärtigkeiten, beschämt die Augen niederschlagen. O gesegnet seien diese Stunden an Sterbebetten, auch die, wo uns der furchtbarste Kontrast eines seligen oder unseligen Endes entgegentritt. Es ist auch mir begegnet, daß in den bleichen Todeszügen doch die Verklärung des ewigen Lebens überwältigend zu spüren war, wo in den brechenden Augen geschrieben stand: „Ich sehe den Himmel offen, und des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Majestät in der Höhe!" Ich habe es erlebt, daß in der armen Hütte eines Taglöhners die Todesstunde des vielgeplagten Vaters eine selige Freudenstunde geworden ist, und habe die Worte des Davoneilenden gewaltig in mir widerhallen hören: „Haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Gnade zu meiner Reise gegeben." Das ist die Frucht, wenn's zur Wahrheit geworden ist:

O selig Haus, da man dich aufgenommen
Du treuster Seelenfreund, Herr Jesu Christ,
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der Gefeiertste und Liebste bist."

Mir sind aber auch nicht fremd geblieben, die Schrecken des Gerichts, die auf einer unversöhnten, in dem Qualbewußtsein eines verlornen Lebens, einer verlornen Gnadenzeit ohne Hoffnung dahinscheidenden Seele lasten. Ja, es gibt eine ewige Verwerfung, man siehts zuweilen an einem Sterbelager. O diese verzerrten Züge, diese rollenden Augen! diese namenlose Angst in dem in's Leere starrenden Blick, der doch wiederum keine göttliche Traurigkeit verräth, welcher Schächergnade verheißen ist. O dieser böse, kreischende, oft bis zum Brüllen sich steigernde Ton der Stimme, wie man ihn wohl bei Solchen vernimmt, deren Leben im schmutzigsten Geize verlaufen ist, wenn sie trotz ihres gespenstischen krampfhaften Ankrallens an's Leben, an ihre zusammengescharrte Habe, unerbittlich davon müssen. Warum das Alles, wenn ihnen nicht die Qual der Ewigkeit in's Herz geschrieben wäre? Die allermeisten aber, die ich in ihrer letzten Noth gesehen, starben den Tod der Gleichgiltigkeit und des scheinbaren Stumpfsinns. So lange noch Hoffnung in ihnen war, klammerten sie sich an's Leben, ach, und ich bin von solchen fortgegangen, die zwei Stunden später eine Leiche waren; dann hörten sie gewöhnlich das Wort der dringenden Todesmahnung wohl an, aber man merkte deutlich, im Herzen lebte ein ungläubiger Geist, der sie durchaus nicht auf sich beziehen wollte, und sich an jeder leichten Stunde, die oft nur der sichere Vorbote des Todes war, mit neu auflebender Hoffnung anrankte. War die Lebenskraft gebrochen, so trat ein gläserner, stierer Ausdruck des Blicks hervor, bis sich das Auge brach; in diesem Eindruck des Stumpfsinns sind sie dann meist hinübergegangen.

O theures Evangelium! Wie lieblich könntest du das Sterbebett des Fürsten wie des Bettlers zu einem Abglanz des Himmels machen; wenn wir deinen Ruf zur Buße und zur seligen Gemeinschaft des Heilandes in den Tagen unserer Kraft nicht so jammervoll verachteten! Wo ist ein Stachel gegen den Tod, wenn dein Name, du Lebensfürst, ihn nicht bietet? Aber, wie viele, wenn wir ungeschminkt die Wahrheit gestehen wollen, haben auch nur noch eine Ahnung von seiner Kraft, und wie viele haben noch Glauben an deinen Namen? O du arme Christenheit, du bist bei all' deinem glänzenden Schein in der Macht des Weltgeistes, des Lustgeistes, des Gelddämons gefangen, darum ergeht es dir auch in deinen Todesstunden, wie den Kindern dieser Welt in den ihrigen!

(Schluß folgt).

Vor Zeiten.

(Fortsetzung.)

Die Bildungen der alten Zeit.

2. Die Devonformation.

(Fortsetzung.)

Wir wissen nicht, welche Zeiträume seit dem Erscheinen der ersten Pflanzen und Thiere wir im Geiste durchlaufen haben, nachdem wir die Silurzeit hinter uns haben. Wir wissen nur, daß damit die erste große Periode in der Geschichte der Erde, soweit die Geologie eine solche zu schreiben im Stande ist, abgeschlossen ist. Das landschaftliche Bild, das wir von jener Zeit uns machen können, ist ein äußerst trübseliges für unsere Vorstellung; aber warum sollte es nicht schon damals den Trilobiten und Graptolithen eben so wohl gewesen sein, wie jetzt den höheren Thieren, welche die Wälder und Felder, die warmen und kalten Meere, die Ufer der süßen Gewässer und die Meeresküsten auf unserer heutigen Erdoberfläche bewohnen? Gewiß waren für jene die damaligen Umstände die ihrer Organisation günstigsten, und für die Ausführung des Plans, welchen Gott mit der Erde und mit der Menschheit vorhatte, waren die Verhältnisse der Silurzeit, so gut wie die der nachfolgenden

Perioden, ein nothwendiges Glied in der Stufenfolge.

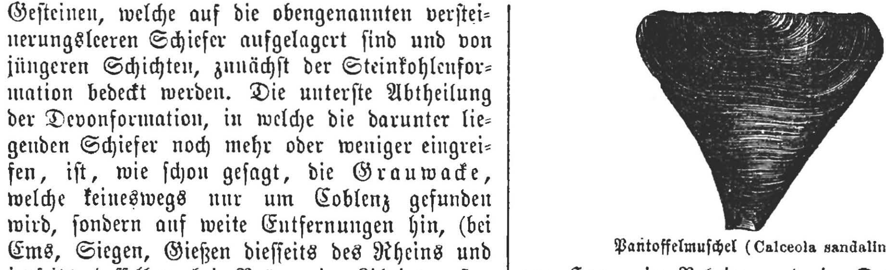
Mit der neuen Periode, in welche wir jetzt eintreten, ändert sich die Einförmigkeit der lebenden Welt nur wenig und kaum kann man als wesentlichen Unterschied feststellen, daß man in den Bildungen der devonischen Zeit mit Sicherheit Landpflanzen kennt und daß dieselbe aus dem Thierreich die ersten bekannten Repräsentanten der großen Abtheilung der Wirbelthiere, die ersten Fische, aufweist. Nur langsam schreitet die Entwicklung des Thier- und Pflanzenreichs fort in dem Maaßstab, als die Veränderungen im Niveau der Meere und Länder, der Rückzug der Gewässer und die allmähliche Gestaltung der Continente und die damit zusammenhängende Vertheilung der Klimate eine Vermannigfaltigung der lebenden Wesen und ein Aufsteigen zu höher entwickelten Geschöpfen gestatten. Es ist aber kein bloßes und blindes In- und Durcheinandergreifen starrer Naturgesetze, was wir hierin erkennen, sondern das Walten eines persönlichen Schöpfers, die Hand eines vorsorgenden Vaters, welche schon der Verfasser des 104. Psalms erkannt hat, wenn er sagt: „Du hast die Erde gegründet auf ihre Vesten, daß sie nicht wankte immer und ewiglich. Mit der Fluth decktest du sie wie mit einem Kleide, Wasser standen über den Bergen. Aber vor deinem Schelten fliehen sie; vor deiner Donnerstimme fahren sie dahin. Sie steigen empor zu den Bergen und sinken herab zu den Thälern, zu dem Orte, den du ihnen gegründet hast; du hast eine Grenze gesetzt, darüber kommen sie nicht und müssen nicht wiederum das Erdreich bedecken." —

Indem wir die Aufeinanderfolge der devonischen Gebirgsschichten untersuchen, haben wir nicht, wie in der Silurformation, nöthig, über Deutschland hinauszugehen, sondern wir können die Grundzüge der Schichtenfolge schon an den Gesteinen studiren, welche sich in den Umgebungen des mittleren Rheinlaufes finden, obwohl auch in dieser Abtheilung Nordamerika das lehrreichste und vollständigste System der aufeinanderfolgenden Schichtencomplexe besitzt. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier ins Detail einzugehen; es ist uns nur um eine klare Uebersicht dessen zu thun, was das Bemerkenswertheste in unserer Formation ist. Diese Uebersicht erhalten wir am besten, wenn wir die ganze Devonformation in eine untere, mittlere und obere Abtheilung spalten. Diese drei Abtheilungen kann man mit folgenden kurzen Ausdrücken bezeichnen:

Die untere Abtheilung als Grauwacke von Koblenz.
Die mittlere Abtheilung als Eifeler Kalk.
„ obere „ „ Cypridinenschiefer.

Die Unterlage der devonischen Schichten bilden zu beiden Seiten des mittleren Rheins die bekannten Schiefer des nach ihnen benannten niederrheinischen Schiefergebirgs. Wir haben sie schon im letzten Abschnitt erwähnt. Da sie keine Versteinerungen enthalten, so ist es nicht möglich, zu entscheiden, ob sie der silurischen oder der devonischen Formation angehören. Wer von der geographischen Lage des ganzen Gebiets eine klare Vorstellung haben will, darf nur eine orohydrographische Karte von Deutschland vor sich nehmen; er bemerkt dann sofort, daß das ganze Gebirge in eine westliche und eine östliche Hälfte getheilt wird durch das herrliche Rheinthal von Bingen bis Bonn, das Jedem, der einmal die schöne Dampfschifffahrt gemacht hat, in lieblicher Erinnerung bleibt. Ungefähr im Mittelpunct liegt Coblenz, und hier ist, wie der Name der Stadt andeutet, die Mündung einerseits der Mosel, andererseits der Lahn, von welchen beiden Flüssen der erstere die Westhälfte, der letztere die Osthälfte abermals halbirt und dadurch entstehen die vier Abschnitte, als südwestlicher der Hunsrück, (dessen devonische Schichten (D) unser Durchschnitt im Januarheft zeigt,) als nordwestlicher die Eifel, (die nicht nur, wie wir nachher sehen werden, für die Devonformation eine besondere Wichtigkeit hat, sondern auch den Geognosten um ihrer jetzt freilich erloschenen Vulkane willen interessirt), als südöstlicher der Taunus, (der an seinem Südabhang gegen das Rheinthal die köstlichen Rheinweine erzeugt,) und als nordöstlicher der Westerwald, an den sich jenseits der Sieg noch das Sauerland anschließt. Dieses ausgedehnte Bergland, das eine Länge von 50 Meilen (von Südwest nach Nordost) und eine Breite von 14—24 Meilen besitzt, besteht der Hauptmasse nach aus devonischen

Gesteinen, welche auf die obengenannten versteinerungsleeren Schiefer aufgelagert sind und von jüngeren Schichten, zunächst der Steinkohlenformation bedeckt werden. Die unterste Abtheilung der Devonformation, in welche die darunter liegenden Schiefer noch mehr oder weniger eingreifen, ist, wie schon gesagt, die Grauwacke, welche keineswegs nur um Coblenz gefunden wird, sondern auf weite Entfernungen hin, (bei Ems, Siegen, Gießen diesseits des Rheins und jenseits desselben bei Prünn in Rheinpreußen und bei Chimay und Couvin im südlichen Belgien), beobachtet worden ist, auch weit über das Gebiet des niederrheinischen Schiefergebirgs hinaus verfolgt werden kann. Grauwacke bedeutet ein aus großen und kleinen Trümmern zusammengesetztes rauhes Gestein, das wenn seine Gemengtheile mehr fein- und gleichkörnig sind, in einen eigentlichen Sandstein übergeht. Sie ist stellenweise außerordentlich reich an Versteinerungen, besonders der Armfüßler und nach einem Geschlecht derselben, Spirifer, gebraucht man auch für die Grauwacke den geognostisch gleichbedeutenden Namen ‚Spiriferensandstein.' Auch in Nordamerika nehmen Sandsteine diese unterste Abtheilung der devonischen Schichten ein; die mittlere dagegen ist hier wie dort vorherrschend kalkiger Natur, wir nennen sie kurz Eifeler Kalk. Ist auch der Kalkstein der Eifel nur ein Theil der mittleren Abtheilung, auf welche an andern Orten noch eine andere Kalkbildung folgt, die sich durch andere Petrefacten, besonders die Eulenköpfe (Stringocephalus, worüber weiter unten das Nähere), unterscheidet und nach ihnen ‚Stringocephalenkalk' heißt, (so in der Nähe von Cöln, im Nassauischen, im Harz, selbst in England,) — immerhin können wir den Namen des an Versteinerungen so außerordentlich reichen Kalksteins der Eifel in einem weiteren Sinne für das Ganze nehmen. Eine Menge von Korallen, gestielten Haarsternen, Armfüßlern finden sich hier durch den Versteinerungsproceß wohl erhalten. Auch Trilobiten liegen, häufig zusammengekugelt, in den zum Theil thonigen Kalkbänken. Ein kleiner Armfüßler, die Pantoffelmuschel (Calceola sandalina, s. die Abbild.), kommt „zu Millionen" in den Eifler Kalken vor und findet sich ebenso in den gleichaltrigen ‚Calceolaschiefern'



Pantoffelmuschel (Calceola sandalina).

am Harz, in Belgien und in Devonshire in England, der Gegend, von der die ganze Formation den Namen erhalten hat. — Die obere Region der Devonformation nimmt eine Schichtengruppe ein, die an den einen Orten (Eifel, Belgien) aus Schiefern, ‚Cypridinenschiefern,' am andern (Westphalen, Harz) aus Kalksteinen, ‚Goniatitenkalk' oder aus beiderlei Gesteinen besteht. Cypridinen heißen nämlich kleine, kaum stecknadelkopfgroße bohnenförmige Schälchen, welche aber nicht Muschelthieren angehören, sondern kleinen Schalenkrebsen, deren Verwandte noch heute in sumpfigem Süß- oder Salzwasser leben, übrigens auch in jüngern Schichten versteinert sich finden. Solche Schalen hat man in den oberdevonischen Schiefern von Nassau, vom Harz u. a. O. gefunden und sie hiernach benannt. Die Goniatiten, welche die Kalke, übrigens auch die Schiefer dieser oberdevonischen Region kennzeichnen, sind die ersten Vorläufer der hernach so überaus wichtigen und formenreichen Familie der Ammonshörner; wir werden sie weiter unten genauer beschreiben.

Durch eine ähnliche Folge von Gesteinen, charakterisirt durch die gleichen Petrefacten, wie in der Rheingegend, findet man in England die Devonformation vertreten, zugleich kann man dort die Auflagerung der devonischen Schichten auf den silurischen, also das jüngere Alter der ersteren beobachten. Aber über den genannten Schichten liegt dort noch eine Abtheilung, ebenfalls noch der Devonzeit angehörend und besonders interessant durch die merkwürdigen Fischreste, die wir weiter unten schildern werden. Alter rother Sandstein (Old red sandstone, oder auch wohl kurz Old red) ist der bekannte Name dieser obersten devonischen Ablagerung. In Nordamerika sind ebenfalls

alle genannten Abtheilungen, dazwischen aber noch andere, vorhanden; man hat dort gegenüber der alten Welt den Vortheil, daß die Schichten nicht wie hier, besonders am Harz und in der Rheingegend, durch Störungen irgend welcher Art krumm gebogen, steil aufgerichtet oder gar überstürzt sind, sondern fast ganz noch in ihrer ursprünglichen horizontalen Lage, wie sie aus dem Gewässer sich abgesetzt haben, sich befinden. Auch das englische Old red hat man in Nordamerika aufgefunden und gleichfalls interessante Fischformen darin entdeckt, die zum Theil mit denen von England, wie den Oldred-Schichten in den russischen Ostseeprovinzen übereinstimmen. — Auch in andern Welttheilen sind devonische Schichten beobachtet worden, so daß man von der Devonzeit wie von der silurischen sagen kann, daß sie wohl auf dem größten Theile der Erdoberfläche ihre Spuren zurückgelassen habe.

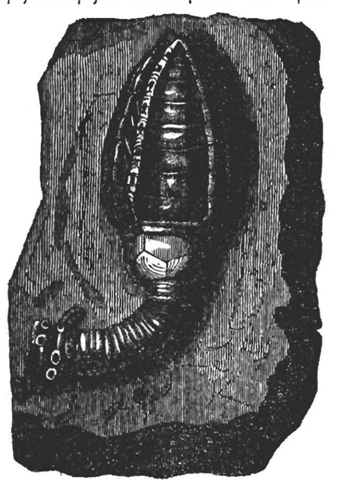
Die Veränderung, welche die Flora der Devonzeit im Vergleich mit der silurischen zeigt, ist keineswegs unbedeutend; hat man doch deutliche und unzweifelhafte Reste von Landpflanzen gefunden, mit denen dann wohl auch die freilich vergleichungsweise unbedeutenden devonischen Steinkohlenlager zusammenhängen. In den oberdevonischen Schiefern von Belgien liegen Wedel und Stammstücke von Farrenkräutern, Bärlapp- und schachtelhalmartigen Gewächsen; ja sogar Nadelhölzer will man gefunden haben. Spielen auch die Landpflanzenreste bei weitem noch nicht die Rolle, wie in der dritten Formation der alten Zeit, dem Steinkohlengebirge, so ist es doch immerhin von Interesse, ihr devonisches Vorkommen constatirt zu sehen und zu beobachten, wie sich der Pflanzenreichthum, welchen wir in den die Steinkohle begleitenden Schichten finden werden, allmählich vorbereitet. Die nachstehende Abbildung sucht uns eine Vorstellung von dem landschaftlichen Charakter zu geben, welchen die Pflanzenwelt dem wohl nur als Inseln aus dem Meer hervorragenden festen Lande der Devonzeit verliehen hat. Wir erblicken ganz links am Boden Farrenkrautwedel, hoch überragt von den Zweigen der plumpstämmigen Sigillarien, während ganz niedrige kaum über das Wasser hervorragende Stigmarien am Ufer wachsen. (Stigmarien und Sigillarien gehören zu der Familie der Bärlappgewächse, von denen freilich die Arten des sogenannten Schlangenmooses



Landschaftsbild aus der Devonzeit.

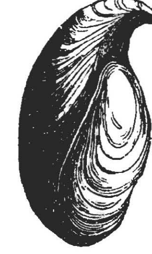
unserer heutigen Wälder nur schwachstämmige Nachzügler sind. Das ölreiche Pulver, welches die feinen Keimsporen darstellen, Bärlappenmehl, ist ja schon den Kindern als „Hexenmehl" bekannt, weil es, durch eine Lichtflamme geblasen, schnell und mit großer Flamme verbrennt.) Die größeren Bäume im Hintergrund unseres Bildes sind ebenfalls Sigillarien; und ganz links im Hintergrunde sieht man noch die Umrisse eines Waldes von Schachtelhalmbäumen (Calamiten). Im Steinkohlengebirge, wo die genannten Gewächsfamilien den wichtigsten Antheil an der Steinkohlenbildung genommen haben, spielen die Abdrücke von Blattwedeln, Stammstücke u. s. w. eine noch viel bedeutendere Rolle und wir verschieben daher die genauere Beschreibung lieber bis dorthin.

So unbedeutend die Fortschritte sind, welche die Thierwelt von der silurischen bis zur devonischen Zeit gemacht hat, so finden wir doch etliche erwähnenswerthe Unterschiede, die wir hervorheben wollen. Unter den Korallen sind es besonders die Röhrenkorallen, die durch den Aufbau ihrer Stöcke und Riffe an der Felsbildung Antheil nehmen, so in dem Eifeler Kalk. Die öfters fast kugeligen, plumpen Korallenstöcke sind aus lauter nebeneinander liegenden Röhrchen mit vieleckiger Mündung zusammengesetzt. — Von den Strahlthieren, die im Allgemeinen noch mit denen der vorigen Formation verwandt sind, bilden wir in untenstehender Figur einen gestielten Haarstern ab, den Cypressenstern (Cupressocrinus crassus), welcher an unsern schwäbischen Lilienstern der freilich viel



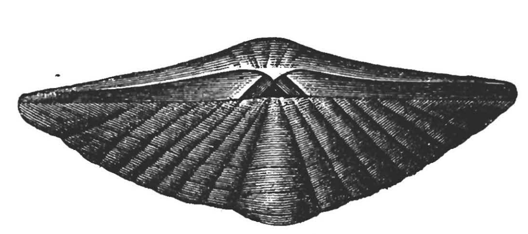
Cypressenhaarstern.

jüngeren Muschelkalkformation jeden erinnert, der den letzteren einmal in einer Sammlung von württembergischen Versteinerungen gesehen hat. Der schön geometrisch aus einzelnen Kalktäfelchen zusammengesetzte fünfarmige Körper des Thieres ist mittelst eines kurzen vielgliedrigen Stieles am Boden festgewachsen. — Die Vertheilung der Weichthiere auf die einzelnen Ordnungen derselben nähert sich bereits mehr der heutigen Molluskenwelt; denn die Zahl der Muschelthiere und Schnecken nimmt im Vergleich zu der Silurzeit bedeutend zu. Besonders aber fällt die Menge und Mannigfaltigkeit der Armfüßler auf. Wir haben aus dieser ganz auf das Meer beschränkten Weichthierordnung im letzten Abschnitt aus der Silurzeit den Pentamerus knightii abgebildet; ihm sind die Eulenköpfe (Stringocephalus, s. die Abbild.) sehr



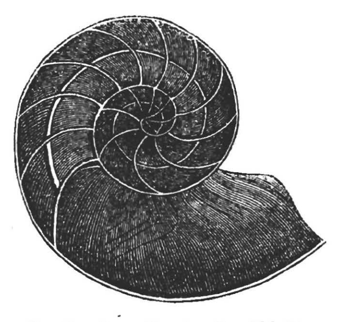
Eulenkopf (Stringocephalus Burtini).

ähnlich, welche den Stringocephalenkalken der mittleren Devonformation den Namen gegeben haben. Eine andere Gattung, welche schon in der Silurformation vorkommt und die späteren Schichten bis in die untere Juraformation durchläuft und dann für immer ausstirbt, bilden die Spiriferen, so genannt wegen der zwei Kalkspiralen, welche das Thier im Innern seines Gehäuses auf der rechten und linken Seite trägt. Das Loch in der Schnabelspitze zum Austritt des Anheftungsstiels, das bei den Terebrateln rund ist, hat bei den Spiriferen eine dreieckige Gestalt und die Seiten beider Klappen sind oft stark verlängert, so daß man fast an einen Schmetterling mit ausgebreiteten Flügeln erinnert wird (s. nachstehende Abbildung). Von den Kopffüßlern nimmt in dieser Formation neben den mehr Nautilusartigen Clymenien die Familie der Ammonshörner oder Ammoniten ihren Anfang. Es ist nicht ohne Interesse, bei diesem besonders

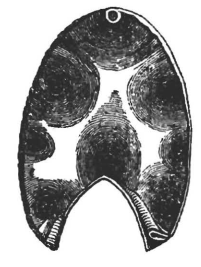


Spirifer speciosus.

in der Juraformation (z. B. in den Gesteinen der schwäbischen Alb) so außerordentlich häufigen Geschöpfe einen Augenblick zu verweilen. Der Unterschied zwischen der Familie der Nautilus und der der Ammoniten besteht hauptsächlich in der Lage der Markröhre (des sogen. Sipho), deren Durchbruch durch die Querscheidewände der Schale wir bei den gestreckten Geradhörnern (Orthoceratiten) der Silurzeit schon beobachtet haben. Dieselbe liegt nämlich bei den Ammoniten hart an der Schale und zwar auf der Rückenseite des spiralig aufgewundenen Gehäuses, während sie bei den Nautilusartigen Kopffüßlern ungefähr in der Mitte der Röhre, bei den Clymenien auf der Bauchseite die Röhre durchläuft; immer aber liegt sie in der Ebene, welche das Gehäuse der Länge nach symmetrisch halbirt. Die beiden beistehenden Abbildungen

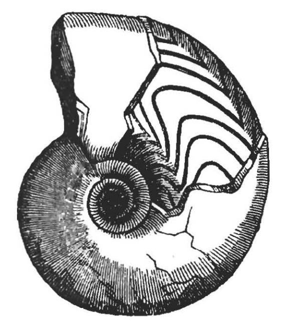


Nautilus Pompilius im Durchschnitt.



Scheidewand eines Ammoniten.

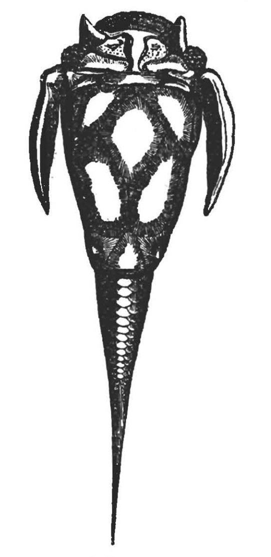
werden das Gesagte verständlicher machen; die eine stellt den Durchschnitt durch das Gehäuse eines Nautilus (N. Pompilius aus den ostindischen Meeren) mit seiner die Scheidewände in der Mitte durchbohrenden Markröhre dar; in der andern sehen wir eine Scheidewand aus einem Ammonitengehäuse, welche ganz oben hart an der Stelle, wo die Scheidewand die Rückenseite des Gehäuses berührt, von der runden Markröhre durchbrochen wird. Die Goniatiten sind nun die ersten Vertreter der hiernach leicht zu erkennenden Ammonitenfamilie und diese liefert uns hier ein interessantes Beispiel von der allmählichen Entwicklung von den einfacheren zu den complicirteren Formen. Die Scheidewände legen sich rings um an die Schale längs einer Linie, Lobenlinie genannt, an, welche auf dem Steinkern der versteinerten Gehäuse, wenn die Schale selbst abgesprengt ist, noch viel deutlicher beobachtet werden kann, als an den hohlen Gehäusen unserer lebenden Nautilus. Die genannte Linie macht bei den Goniatiten, wie



Goniatites Höninghausi von Nassau, mit theilweise abgesprengter Schale, um die Lobenlinien zu zeigen.

man in beistehender Abbildung sieht, einfache Krümmungen auf und ab. Bei den späteren Ammonitenartigen Thieren der mesozoischen Zeit machen dagegen die Lobenlinien immer complicirtere, vielfach hin und hergebogene Curven, worauf wir seinerzeit aufmerksam machen werden.

Unter den Gliederthieren der Devonformation spielen noch immer die krebsartigen Trilobiten eine Hauptrolle, daneben sind die oben angeführten Cypridinen (Schalenkrebse) zu erwähnen. — Die höchsten Geschöpfe und einzigen Wirbelthiere, welche wir aus der Devonzeit kennen, sind (abgesehen von einem reptilartigen Thier, über welches noch immer die Zweifel der Altersbestimmung nicht gelöst sind) die Fische. Diese sind aber auch merkwürdig genug. Wir übergehen diejenigen Formen, welche in ihrem Habitus schon unsern heutigen Fischen näher kommen und führen nur jene abenteuerlich gestalteten Wasserbewohner an, in denen man geneigt sein könnte, einen Typus zu erkennen, aus welchem später Angehörige nicht der Klasse der Fische allein, sondern verschiedener Thierklassen hervorgegangen sind. In der beistehenden Abbildung sehen wir den Flügelfisch (Pterichthys) mit seinen flügelförmigen Flossen;



Flügelfisch.

nicht weniger eigenthümlich ist die Gestalt des Schildkopffisches (Cephalaspis), dessen Kopfschild früher auf die Meinung geführt hatte, als hätte man einen Trilobiten vor sich. Diese sonderbar gestalteten Fische sind nebst andern in Old red gefunden worden und man kann immerhin Respect vor ihnen bekommen, wenn man von Exemplaren von Flügelfischen hört, welche den Bruchstücken ihres Körpers nach zu schließen, die man gefunden hat, mehr als 20 Fuß lang werden. Allerdings haben nicht alle devonischen Fische ein solch fremdartiges Aussehen, aber merkwürdig ist doch die Thatsache, daß alle Fische der älteren Formationen, der Devonischen, wie der folgenden, sich von den lebenden durch die Unsymmetrie des Schwanzes unterscheiden, indem die Wirbelsäule nicht wie bei jenen in der Mitte zwischen beiden Schwanzflossenlappen, sondern in der Spitze des oberen Lappens endigt; und es ist gewiß nicht zufällig, daß man an den lebenden Fischen die Beobachtung gemacht hat, daß die unentwickelten Fischembryonen im Ei ebenfalls diese Unsymmetrie des Schwanzes zeigen. Dieselben Stufen also, wie die lebenden Fische mit zunehmendem Alter, haben die verschiedenen Fischgeschlechter im Lauf der Zeiten durchlaufen. Denn schon bei den Fischen der Keuperzeit (des letzten Drittels der Triasperiode) nimmt man keine so starke Ungleichheit der beiden Schwanzhälften mehr wahr, und in der Juraformation ist die Symmetrie völlig hergestellt.

So finden wir unter verschiedenen Umständen immer wieder den Erfahrungssatz bestätigt, daß ein Fortschreiten vom Niederen zum Höheren, vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren bei der Entwicklung der Geschöpfe im Lauf der Zeiten Statt gefunden hat.

Zwei Formationen des Flözgebirgs — denn unter diesem Namen faßt man alles das zusammen, was als unzweifelhafter Niederschlag aus Wasser angesehen werden darf — haben wir durchgegangen, die silurische und die devonische. Früher hat man beide zu einer einzigen Formation gerechnet und manche Geologen thun es noch. Man hat dieser Formation verschiedene Namen gegeben, ohne deren Kenntniß man nicht auskommen würde, wenn man geologische Schriften irgend welcher Art lesen und verstehen wollte. „Uebergangsgebirge“ „Grauwackengebirge oder Formation“ sind solche Benennungen. Der erstere Name soll andeuten, daß die hieher gerechneten Gesteine eine Art von Uebergang vom Urgebirge zu den eigentlichen Flözgebirgen machen, wie man denn z. B. nicht leugnen kann, daß manche Schiefer, welche wir als silurisch oder devonisch betrachten, einerseits in Schiefergesteine des Urgebirgs, Glimmerschiefer u. s. w., andererseits in versteinerungsführende Schiefer, Kalksteine u. s. w. unzweifelhaft übergehen, so daß eine ununterbrochene Reihenfolge vom Gneiß durch Glimmerschiefer, Urthonschiefer zu den Schiefern und andern Gesteinen der Silur- und Devonformation hergestellt ist.

Der Name Grauwackengebirge oder Grauwackenformation versteht sich von selbst; er bedeutet die Formation, in welcher die Grauwacke vorkommt und eine wichtige Rolle spielt.

Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir noch einer besonderen Felsart Erwähnung thun, die für das Uebergangsgebirge, besonders für die devonischen Schichten von der größten Wichtigkeit ist, nämlich des *Grünsteins* oder *Diorits*. Die Grünsteine stehen zu den horizontal abgelagerten versteinerungsführenden Schichten des Uebergangsgebirges in demselben Verhältniß, wie der Granit zum Gneiß (s. „die Bildungen der Urzeit"). Man könnte in einem gewissen weiteren Sinne sagen, sie sind die Gesteine, welche die Vulkane der silurischen und devonischen Zeit zu Tage gefördert haben; denn die Diorite durchbrechen die Schichten jener Periode und breiten sich darüber hin. Freilich oft vermischen sie sich auch so innig mit denselben, daß eine scharfe Trennung gar nicht möglich ist. Die Diorite gehen dann ganz allmählich in die versteinerungsführenden Schiefer und Kalksteine über, so daß man sich die Sache kaum anders erklären kann, als daß der Ausbruch des Gesteins aus der Tiefe unter Wasser geschehen ist, wo die sich absetzenden Flözgebirgsschichten noch weich waren, und so mögen sich beide miteinander vermischt haben. Auf unserer devonischen Landschaft (S. 387) sieht man im Hintergrund Dämpfe von der Wasserfläche sich erheben; sie sollen die untermeerischen Ausbrüche solcher Dioritmassen andeuten.

Den Namen Grünstein hat das Gestein wegen der meist dunkelgrünen Farbe und diese verdankt es dem einen seiner Bestandtheile, der Hornblende; der andere ist ein Feldspath, der in der Regel eine trübweiße Farbe besitzt. Aber nicht immer liegen die beiden Mineralien, welche den Grünstein oder Diorit zusammensetzen, in krystallinischen Partieen, deutlich unterscheidbar nebeneinander; vielmehr wird die Masse öfters so gleichmäßig dicht, daß man von den einzelnen Bestandtheilen Nichts mehr erkennen kann. Nimmt dann das Gestein eine schiefrige Beschaffenheit an, so heißt es Dioritschiefer oder Grünsteinschiefer.

Eine ähnliche Rolle wie der Grünstein, scheint in manchen Gegenden der *Serpentin* zu spielen. Dieses schöne Gestein mit dichtem Gefüge und feinsplittrigem Bruch ohne Spur eines krystallinischen Korns hat den aus dem Lateinischen genommenen Namen Serpentin oder den aus dem Griechischen entlehnten, „*Ophit*", von seinen bunten (dunkelgrünen, dunkelrothen, violetten, braunen) Farben, in welchen es vorkommt und welche schon die Alten an eine Schlangenhaut (serpens, ὄφις) erinnert hat. Der Serpentin wird theils wegen dieser hübschen Färbungen, theils wegen seiner Zähigkeit und seines dichten Gefüges, verbunden mit einer mäßigen Härte, seit alter Zeit gerne zu Geräthschaften aller Art, besonders zu Reibschalen für die Apotheker verarbeitet. —

Dieß führt uns nun überhaupt auf die verschiedenen Mineralschätze, welche das Uebergangsgebirge, das silurische, wie das devonische, einschließt. Eine ähnliche Verwendung, wie der Serpentin, finden besonders die Kalksteine, die wir früher als silurische und devonische kennen gelernt haben. Jeder Kalkstein, der irgend schöne Farben oder sonst ein hübsches Aussehen hat und sich zur Verfertigung von Schmuck- und andern geschliffenen Gegenständen eignet, führt den Namen *Marmor*. Am bekanntesten ist der weiße Marmor, Statuenmarmor, wie besonders der von Carrara, vom Pentelikon und Hymettus bei Athen, von Schlanders in Tyrol u. s. w. Wir rechnen diese Marmore, die bald rein weiß, bald von grauen Adern durchzogen, und immer deutlich krystallinisch sind, unter dem Namen „Urkalk" vor der Hand noch zum Urgebirge; sie kommen mit andern Urgebirgssteinen vor und enthalten keine Versteinerungen. Die Kalksteine der Silur- und Devonzeit liefern dagegen besonders bunten Marmor, vorzüglich mit rothen und grauen Farben; und besonders zierlich nehmen sich auf den polirten Flächen die durchschnittenen und angeschliffenen Korallen und andern Versteinerungen aus, die der Kalkstein einschließt. Neben den Kalksteinen, die natürlich auch jede andere Anwendung finden, deren die reineren Kalksteine fähig sind, sind besonders die prächtigen Schiefer von großem Werth, an denen in dem westdeutschen Uebergangsgebirge kein Mangel ist. Die härtern liefern ausgezeichnete Wetzsteine, wozu sie ihr Gehalt an sehr feinvertheilter Kieselerde befähigt; andere finden zur Herstellung von Dach-, Flur- und Tischplatten, zu Schreibtafeln und Griffeln Anwendung. Die Alaunschiefer der Silurformation liefern Alaun, Eisenvitriol, Schwefelsäure, u. s. w.

Steinkohlenlager fehlen, wie wir schon oben sagten, weder im silurischen, noch im devonischen Gebirge, wenn gleich die eigentliche und ungleich ergiebigere Fundstätte dieses für die heutige Industrie unentbehrlich gewordenen Materials erst in die Bildungen der folgenden Periode fällt. Vorzüglich gehört der Anthrazit, jenes unter allen am weitesten vorgerückte Zersetzungsproduct der Pflanzenstoffe, das öfters aus fast reinem Kohlenstoff besteht, dem Uebergangsgebirge an.

Auch *Salzablagerungen* sind in den alten Gebirgsschichten schon vorhanden und liefern, wenn es eines solchen bedürfte, noch einen weiteren Beleg für die Thatsache, daß jene Gesteine als Niederschlag aus dem Meerwasser entstanden sind. Denn man hat allen Grund anzunehmen, daß die mächtigen Salzlager, welche man in den verschiedensten Formationen findet, nichts anderes als eingetrocknete Meere darstellen. An vielen Meeresküsten warmer Länder gewinnt man heutzutage das „Seesalz" dadurch, daß man das Meerwasser in abgeschlossene Räume einströmen läßt und dann, nachdem man die Kommunikation mit dem Meer selbst abgeschnitten hat, den austrocknenden Strahlen der Sonne überläßt. Was man hier im Kleinen bewerkstelligt, um besonders zum Einsalzen der Fische Salz zu gewinnen, das mag in der Natur zu sehr verschiedenen Zeiten mit ganzen großen Meeresbecken geschehen sein, damit für das Menschengeschlecht hinreichende Vorräthe von diesem unentbehrlichen Bestandtheil der Nahrung vorhanden wären. Durch Hebungen des ursprünglichen Meeresbodens wurden solche Becken von der Verbindung mit andern Gewässern abgeschnitten und weil kein Zufluß von Wasser stattfand, so dunstete das salzhaltige Meerwasser nach und nach ein und ließ zuletzt reines Salz zurück, das wir jetzt, theils bedeckt mit jüngeren Gebirgsschichten in der Tiefe der Erde, theils am Tage als mächtige Salzfelsen vorfinden und für die Zwecke der Industrie, wie für den Gebrauch in den Küchen durch Bergbau gewinnen. Die Salzlager, welche man in der alten Welt kennt, sind allerdings viel jünger als die silurischen und devonischen Schichten. In Nordamerika dagegen hat eine besondere Abtheilung des obersilurischen Gebirgs von den Salzablagerungen, welche sich darin finden, den Namen „Onondaga-Salzgruppe" erhalten. Dort, wie überall, wo man Salz findet, ist dasselbe begleitet von Gypsschichten, welche sich ohne Zweifel ebenfalls aus dem Wasser der alten Meere abgesetzt haben. Daß man in den Salzlagern nicht oder kaum Ueberreste von Meerthieren findet, darf uns nicht wundern, jedenfalls nicht als ein Beweis gegen die Entstehung des Salzes aus dem Meerwasser gelten. Denn es ist natürlich, daß zu einer Zeit, da das Meerwasser anfieng, Salz auszuscheiden, längst keine Thiere mehr darin leben konnten. Man müßte also die Schalen oder andere Thierreste nicht *im* Salz, sondern vielmehr *unter dem* Salz suchen. —

Endlich kommen wir an die werthvollsten Producte, welche uns das Uebergangsgebirge liefert, an die *Erze*. Nicht alle Verbindungen der Metalle mit andern Elementen begreift der Bergmann unter dem, was er Erze nennt, sondern nur diejenigen, welche zur Gewinnung der betreffenden Metalle in den Hüttenwerken dienen können; in diesem Sinne spricht er von Eisen-, Kupfer-, Blei-, Silbererzen u. s. w. Die Art der Anhäufung solcher Erze in den Gebirgen ist sehr verschieden: entweder füllen sie jene langen und tiefen Spalten aus, die man Gänge heißt, und welche nicht nur im Urgebirge vorkommen, sondern auch in das Flözgebirge bis in verhältnißmäßig junge Schichten heraufreichen; oder es bilden die Erze größere Massen, welche den Gesteinsschichten eingelagert sind und Lager heißen, wenn ihre Ausdehnung hauptsächlich in die Breite, Stöcke dagegen, wenn sie mehr in die Höhe sich erstreckt. Für die Geologie ist die Aufsuchung der Erze besonders deßhalb von Wichtigkeit, weil jene den Weg zum Innern der Erdrinde eröffnen und weil uns also ohne den Bergbau die Kenntniß von Vielem abgienge, was zur geologischen Wissenschaft gehört.

Die wichtigsten Metalle, deren Erze im Uebergangsgebirge sich finden, sind das Quecksilber, das Blei und das Eisen. Eisenerze fehlen fast in keiner Formation, wie denn das Eisen beinahe allen Gesteinen, wenn auch in geringer Menge, beigemengt ist und ihnen ihre rothen, gelben, braunen, grünen Farben ertheilt. Dagegen ist das Quecksilber hauptsächlich auf die alten Gebirge, die Uebergangs- und Steinkohlenformation beschränkt. Sein fast einziges Erz,

der Zinnober (Verbindung von Quecksilber mit Schwefel) kommt besonders bei Idria in Krain, bei Almaden in Spanien, in Peru und Californien, auch bei Obermoschel in der bairischen Rheinpfalz vor. Das Blei ist, was die Menge des Vorkommens betrifft, fast immer an Schwefel gebunden und bildet mit diesem den Bleiglanz. Auch von diesem Erz finden sich die Hauptlager in den älteren Gebirgen; besonders reich daran ist der Harz, sodann England und Nordamerika. Auch Arsenik, Kupfer- und andere Erze enthält das Uebergangsgebirge; aber wir können ja nicht Alles aufzählen, es möge an dem Vorstehenden genügen.

(Fortsetzung folgt.)

Lückenbüßer.

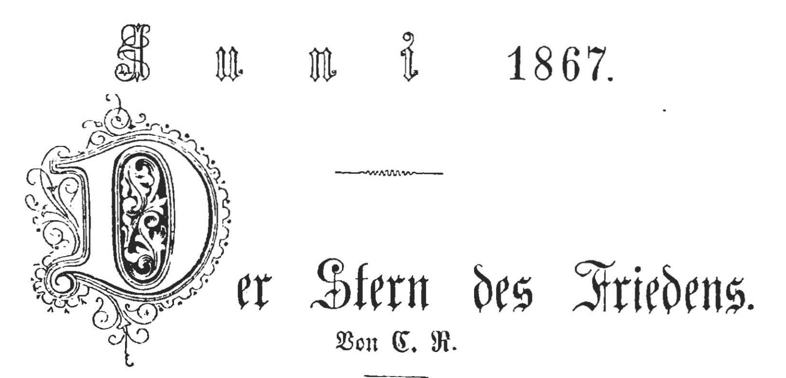
Ein armer Musiker bat einst die Kaiserin Josephine, vor ihr ein Quartett vortragen zu dürfen, und versicherte alle vier Stimmen so vollständig in der Gewalt zu haben, daß die Täuschung vollständig sei. Josephine erlaubte ihm, sich Abends hören zu lassen. Der vierstimmige Sänger kam, und schon sein sonderbares Aussehen erregte allgemeine Heiterkeit. Ein vor Alter farblos gewordener Frack, eine vergilbte gestickte seidene Weste, ein verrosteter Degen an der Seite, eine ungeheure Perücke; dazu eine dicke, rothe Nase, kleine blinzelnde Augen, zitternde Kniee, die Füße nach einwärts gestellt, und beide Hände sorgfältig unter die Ellbogen gelegt, um deren Blöße zu decken, das war das Bild, welchem gegenüber nur Josephine würdevollen Ernst zu behaupten vermochte. Die Kaiserin frug den Armen über seine Verhältnisse und die Art seiner Kunst, und er antwortete mit mehr Anstand und Verstand, als man seinem Aeußern nach erwartete.

Der Sänger bat um einen Ofenschirm, hinter welchen er sich stellte, und das Quartett begann; es war von vornherein so komisch, daß nur die Gegenwart der Kaiserin lautes Lachen verbot. Endlich aber wagte er sich auch an die Nachahmung der Stimme der damals gefeiertsten Sängerin Barilli, und nun vermochte nichts mehr den Ausbruch homerischen Gelächters zu unterdrücken, welches fortdauerte, bis der Gesang verstummte. Die Kaiserin näherte sich nun dem armen Manne, ließ ihm ein Nachtessen auftragen, händigte ihm 10 Napoleonsd'or ein und sagte ihm voll Freundlichkeit, die allgemeine Heiterkeit habe ihm gezeigt, daß er ihrem Hofe einen vergnügten Abend bereitet habe.

„Sie sind noch sehr jung, meine Fräulein," sagte sie, als der Sänger sich verabschiedet hatte, „und es ist entschuldbar, daß Sie über das Lächerliche lachen; mir wäre es nicht zu verzeihen gewesen, hätte ich an etwas anderes denken können als an das entsetzliche Elend dieses Mannes, welcher sich so viele Mühe gab mir zu gefallen, indeß er fast vor Hunger starb; und künftig setzen Sie sich vielleicht auch mehr über das Aeußere der Unglücklichen hinweg, die, gleichviel in welcher ehrlichen Weise, um ihr Auskommen ringen."

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Juni 1867.



Der Stern des Friedens.

Von C. R.

Friede durch das Erdenleben,
Friede stets in Leid und Lust,
Ach, was kann es schönres geben
Für die vielbedrängte Brust!
Er ist aus dem Paradiese
Noch ein Schimmer wundermild,
Knüpft mit goldnen Strahlen diese
Welt an's himmlische Gefild.

Er besänftiget die Welle,
Die an's Herz mit Brausen schlägt,
Macht den Pfad des Pilgers helle,
Wenn der Himmel Donner trägt.
Wo er strahlt, da wird die ganze
Seele voller Sonnenschein,
Und in seinem Wunderglanze
Blüht die Liebe süß und rein.

Bangen Kummer kann er heilen,
Finstre Sorgen hält er fern,
Ja, die Engel selber weilen
Gern bei diesem schönsten Stern.
Eintracht sprießet und Vertrauen,
Wo sein Strahl ein Herz erhellt,
Und auf ihn nur läßt sich bauen
Glück und Heil, das nie zerfällt.

Was die Seelen ewig bindet,
Kommt von diesem Stern allein,
Alles Werk der Hände findet
Nur in seinem Licht Gedeih'n.
Der ist Gottes Wohlgefallen,
Dem er tief im Herzen ruht,
Darum suchet doch vor allen
Gaben dieses sel'ge Gut.

Unterhaltungen aus der Naturgeschichte.

Von Prof. K.

(Fortsetzung.)

Die Hautbekleidung der Insekten.

Indem wir die zahlreichste und mannigfaltigste Abtheilung des Thierreichs in's Auge fassen, kann es nicht verwundern, wenn wir auch bei der Betrachtung des Hautgebildes eine große Mannigfaltigkeit antreffen. Zwar bildet eine mehr oder weniger verdickte Chitinschichte bei

allen die Hautdecke, allein wie verschieden ist dieselbe bei den verschiedenen Abtheilungen nach Stärke, Farbe, Glanz und Aussehen überhaupt; wie ganz anders bei dem Hornschröter oder Maikäfer als beim bunt bemalten Schmetterling, oder bei der bestaubten Motte! Und da auch die Flügel, die Flügeldecken, die äußeren Mundtheile, die Fühler und Tastorgane, die Beine und selbst die Stimmorgane, wo sie vorhanden sind, durch die Haut zu ihren Verrichtungen befähigt werden, so erweitert sich damit unser Gebiet in einer Weise, wie es bei keiner andern Thierklasse vorkommt. Von ganz besonderer Bedeutung ist sodann noch die Verschiedenheit des Häutungsprozesses, welcher bei der Verwandlung am sichtbarsten, bei den Meisten aber auch schon im Larvenzustande vor sich geht.

Fassen wir zunächst die einzelnen Schichten des Hautorgans in's Auge, so finden wir unter der äußern nicht empfindlichen aber desto mehr schützenden Chitindecke eine weiche, empfindliche und belebte, saftreiche Bindehaut, worin häufig größere oder kleinere Hautdrüsen liegen, wie dieses namentlich bei den behaarten Raupen der Schmetterlinge der Fall ist. Von der zuvor genannten Innenhaut geht immer die Neubildung der Außenhaut aus wenn die Larven sich häuten; denn sobald die äußere Haut abgeworfen ist, trifft man bereits eine neugebildete an, sonst wären die zarten Geschöpfe so lange der nachtheiligen Einwirkung der Luft ausgesetzt, bis eine neue Hautdecke entstanden wäre. Bei solchen Insekten, welche eine vollständige Verwandlung haben, wie die Hautflügler, Käfer, Schmetterlinge und Mücken, geschieht mit der Verpuppung zugleich eine äußere und innere Umbildung verschiedener Organe; und bei der letzten Häutung, wo das vollendete Insekt mit Flügeln und Füßen versehen aus der Puppe hervorgeht, entwickeln sich diese Bewegungsorgane zugleich mit der äußern Haut. Bei allen Insekten ersetzt die Haut, wie bei den Krebsen, zugleich das Knochengerüste und vermittelt die Bewegungen, indem sich innerlich an derselben die Muskeln festsetzen. An den Käfern kann Jedermann dieses deutlich wahrnehmen, und wenn der Hornschröter mit seinen großen Kinnbacken uns in die Finger kneipt, so beweist er eben damit seine Muskelstärke und die Beweglichkeit der Hornscheide durch die Muskel. Einen ähnlichen Beweis liefert der Flug der Insekten. Die dünnhäutigen Flügel derselben sind bloße Ausdehnungen der Chitinhaut und werden ebenfalls durch Muskeln, welche sich am Grunde derselben festsetzen, in Bewegung gesetzt. Dagegen können die lederartigen Vorderflügel der Käfer beim Fliegen nur aufgerichtet, nicht aber zum Fluge benützt werden, weil sie dazu wegen ihrer Steifigkeit nicht taugen. Sehr merkwürdig ist aber auch der Umstand, daß in die Flügeldecken der meisten Käfer feine Zweige der Luftröhren eindringen.

Bei den Hautflüglern oder Immen (Hymenoptera) ist die Chitinhaut am Kopf und Bruststück ziemlich fest, am Unterleib aber weich, und nur der Legestachel der Weibchen ist ziemlich hart. Letzter besteht in der Regel aus drei Stücken, und bei den Schlupf- und Sägewespen ist das innere von den beiden andern in Form einer Scheide umgebene Blatt steif und sägeartig gezähnt, damit sie Rinden, Holz, Knospen oder auch andere lebende Insekten anbohren und ihre Eier hineintragen können. Viele, wie z. B. die Bienen und Hummeln sind behaart, manche schön gefärbt oder gezeichnet. Die Haare sind in der Regel hohl und sitzen nicht wie bei den Säugethieren in einer besonderen Tasche, sondern stellen nur eine Erweiterung oder Ausstülpung der Chitinhaut dar. Bei den Goldwespen zeigt die Haut einen metallischen Glanz. Auch der Giftstachel der Bienen, Hornisse, Wespen und Hummeln ist hart und hohl und in denselben mündet der Ausführungsgang der im Hinterleib befindlichen Giftdrüse, so daß sich beim Stich ein Tröpfchen Gift in die Wunde ergießt und den bekannten Schmerz erregt. Hat man etwas Salmiakgeist bei der Hand und bringt einige Tropfen davon sogleich auf die verletzte Stelle, so hört der Schmerz alsbald auf und es entsteht auch keine Anschwellung. Diesem Giftstachel entspricht der Legestachel der Weibchen und er findet sich nur bei den weiblichen und Arbeitsbienen, da letztere verkümmerte Weibchen sind. Die Flügel sind länglich, dünnhäutig und werden nur von wenigen Adern durchzogen, auch zeigen sie unter dem Vergrößerungsglas keine Spur von zellenartiger Bildung.

Die Larven oder Maden haben eine sehr dünne, aber elastische Haut und spinnen sich in eine seidenartige Hülle ein, worin sie sich verpuppen, um nach 12 Tagen als vollendetes Insekt daraus hervorzugehen. So ist es wenigstens bei der Honigbiene und ihren Verwandten.

Auch unter den Ameisen gibt es einige, welche einen Giftstachel haben, und bei allen sind die Kinnladen und Kinnbacken hart und stark, zum Beißen eingerichtet, wie es denn bekannt ist, daß sie Holz und andere Pflanzentheile zerstören können. Die Larven der Holzwespen sind gleichfalls mit starken Freßwerkzeugen versehen, so daß also bei denselben der Chitinüberzug der Mundtheile die Stelle der Kiefer und Zähne höherer Thiere vertritt.

Die Käfer haben unter allen Insekten die stärkste Oberhaut und dieselbe hat besonders an dem Kopf, den Bruststücken, Flügeldecken (Vorderflügeln) und den Beinen eine eigentlich hornartige Beschaffenheit. Die Füße sind bei manchen mit spitzen krummen Klauen, bei andern mit Dornen oder spitzen Stacheln versehen und sehr kräftig, und die Kinnbacken zu wahren Beißwerkzeugen gestaltet oder in Kneipzangen verwandelt. Besonders hart ist der Schnabel der Rüsselkäfer, welcher an der Spitze die Beißwerkzeuge, in der Mitte die Fühler trägt, und womit sie Pflanzentheile aller Art anbohren und zernagen können. Dagegen gibt es aber auch einige weichhäutige Gattungen, wie z. B. die spanische Fliege und der Maiwurm, der Leuchtkäfer und dergleichen. Die Larven der Käfer sind hingegen mit einer dünnen, weichen Haut versehen und nur ihre Freßwerkzeuge sind hart, daher sie auch im Larvenzustand theilweise vielen Schaden thun können, wie dieses von dem Maikäfer, dem Kornwurm und den Borkenkäfern bekannt genug ist.

Sonst zeigt die Hautdecke der Käfer eine große Mannigfaltigkeit. Es gibt glatte, gefurchte, warzige, punktirte, mit Grübchen versehene, glänzende, metallisch schimmernde, oft prächtig gefärbte und auch schwarze oder braune und matte, zuweilen auch behaarte oder sammtartig schimmernde unter ihnen, insbesondere finden sich sehr schöne in den warmen Ländern, so daß sie mit den schönsten Schmetterlingen und Kolibris wetteifern können. Ich habe einen brasilianischen Juwelenkäfer von 1'' Länge vor mir, der zu den Rüsselkäfern gehört und einen stark gewölbten Rücken hat, von schwarzbrauner Farbe, der aber über und über mit goldiggrünen Blättchen oder Schuppen besetzt ist. Am Kopf, Bruststück und Bauch liegen dieselben ohne bestimmte Ordnung, theilweise sehr gedrängt beisammen, aber auf den Flügeldecken, welche über den ganzen Rücken weg laufen, liegen sie in rundlichen Vertiefungen, die jederseits in 10 Längsreihen geordnet sind, und die Füße sind mit silberweißen Haaren besetzt; die hinteren Fingerglieder bestehen aus 3 Paar braunen unten glatten Platten, wovon das letzte Paar vorne abgerundet ist, wie man es an den Klauen mancher Kühe sieht, während sonst die Käfer gewöhnlich krumme Krallen besitzen. Bei einem andern derselben Gattung, der nur halb so groß ist, findet sich derselbe goldene Farbenschmuck, aber die Flügeldecken zeigen zwischen den Reihen der Grübchen erhabene mit braunen Körnchen besetzte Streifen und die Beine sind lang behaart. Der indische Prachtkäfer (Buprestis vittata), $1\frac{1}{2}$'' lang und $\frac{1}{2}$ Zoll breit, nach hinten verschmälert, ist am Bauch und den Beinen goldiggrün und hat auf dem Rücken jederseits 15—20 Reihen ebenfalls mit grünen Metallblättchen geschmückte Punkte, die Flügeldecken sind aber am äußern Rande schön kupferroth, so daß der ganze Käfer mit prachtvollem Glanz übergossen erscheint. Aber auch unter den Lauf- oder Sandkäfern, so wie unter unsren kleinen Blumen- und Laubkäfern (Cetonia, Chrysomela) gibt es mehrere sehr schöne, so z. B. der grüne und schimmernde Kugelkäfer (Chr. aenea, fastuosa) wovon der erste an Pappeln und Erlen, letzterer auf Triften, und auch in Gärten nicht selten vorkommt. Dagegen sind die größeren Käfergattungen, wie z. B. der Herkules, Goliath, Nashornkäfer, welche meist von Auswurfstoffen in den warmen Ländern leben, die Bock- und Wasserkäfer gewöhnlich braunschwarz wie unser Hirschkäfer. Ich habe einen Goliath von der Goldküste, welcher 3'' lang, $1\frac{1}{2}$'' breit und $\frac{3}{4}$'' dick ist und 2'' lange Füße hat, dessen Rücken schwarzbraun und weiß gefleckt ist, aber sammtartig schimmert und sich auch ganz weich anfühlt. Er ist neben dem Herkules, der in Brasilien einheimisch ist, eines der größten Insekten der Erde.

Die Schmetterlinge oder Schuppenflügler (Lepidoptera) unterscheiden sich von allen andern Insekten durch ihre großen mit Staubschuppen bedeckten Flügel und entfalten die größte Pracht, die sich nur mit derjenigen der Blumen vergleichen läßt. Es ist aber nicht allein der Schmelz und die Mannigfaltigkeit der Farben und der Zeichnung, sondern auch die ganze Gestalt, die Schlankheit des Körpers und die Leichtigkeit der Bewegung, welche diesen Geschöpfen das Gepräge der Schönheit verleihen, und auch hierin müssen wir die Harmonie in der Schöpfung bewundern, wenn wir die Schmetterlinge der heißen Länder mit denen der gemäßigten und kalten Zonen vergleichen, indem wir hierin wieder die Uebereinstimmung mit der Größe, Gestalt und Färbung der Blumen derselben antreffen, denn die eigentlichen Prachtexemplare finden sich wie bei den Käfern und Vögeln nur in den warmen und heißen Ländern, und der Schmuck sollte diesen Geschöpfen zugleich ein Schutz gegen die Nachstellungen ihrer Feinde sein. Es ist nämlich leicht zu begreifen, daß ein Thierchen, das sich unter gleich gefärbten und gestalteten Blumen oder Blättern umtreibt, weniger leicht von seinen Feinden erspäht wird als im gegentheiligen Fall, sonst würde es bald ausgerottet sein.

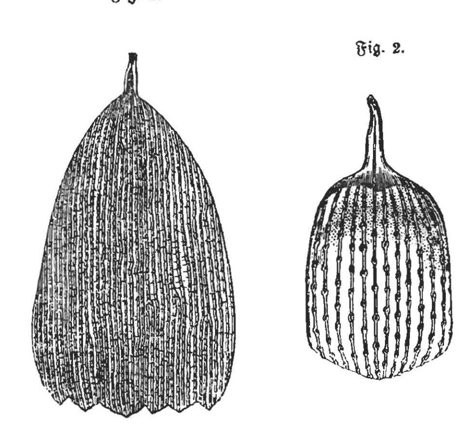
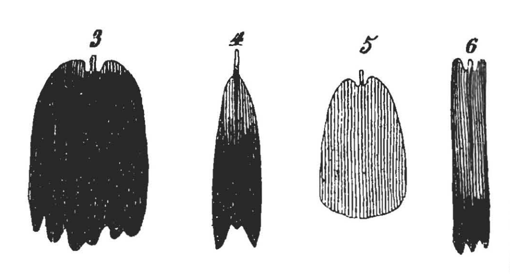


Fig. 1. Fig. 2.

Gehen wir nun näher auf die Flügel der Schmetterlinge ein, so finden wir, daß dieselben da, wo der Staub fehlt, sei es, daß er nicht vorhanden war oder daß wir ihn hinweggenommen haben, durchsichtig, farblos und mit wenigen großen Längsadern versehen sind, die zuweilen große Maschen bilden, etwas bräunlich erscheinen und im Innern hohl sind. Sie bestehen aus derselben feinen Chitinhaut, wie sie die Flügel der Bienen und Käfer zeigen, und werden durch die angeführten starken Rippen oder Adern in ihrer Ausspannung erhalten, gleichsam verstärkt. Die Farben aber und der Glanz werden durch die Staubschuppen hervorgebracht, welche wie Dachziegel auf der Oberfläche liegen und deren jede mit einer feinen Spitze in bestimmter Ordnung auf dem Flügel befestigt ist. Am äußern und hintern Rande sieht man dieselben in Gestalt feiner Franzen oder Haare häufig etwas hervorstehen, und fährt man mit den Fingern oder einer feinen Bürste darüber weg, so läßt sich jener Staub abwischen und näher betrachten. Hiezu ist jedoch ein gutes Mikroskop erforderlich, und man bringt den Staub zwischen dünne Glastäfelchen, doch also, daß man denjenigen der obern Fläche von dem der Unterseite getrennt beobachtet, indem auch hierin gewöhnlich ein Unterschied stattfindet.

Die Schuppen der Tagfalter, die sich durch breitere Flügel und lebhaftere Farben auszeichnen, auch einen schlankern Leib haben, sind meist länglich, zierlich gestreift und die Streifen erscheinen bei manchen wie mit feinen Körnern besetzt. Bei dem Menelaus und Achilles (Morpho Menelaus, Achilles) ist die Oberseite ganz oder theilweise prachtvoll blauschillernd, die Unterseite braun und weiß gezeichnet und mit weißen schwarzumsäumten Augenflecken geziert; die schillernden Schuppen liegen in parallelen Querreihen und sind mit gekörnten Längsstreifen besetzt, wie die Figur 1 zeigt, welche von dem Menelaus stammt und sehr stark vergrößert ist. Diejenigen des Argus (Lycaena Argus), der bei uns einheimisch ist, sind in Figur 2 dargestellt, zeigen etwas stärkere Rippen und Körner.

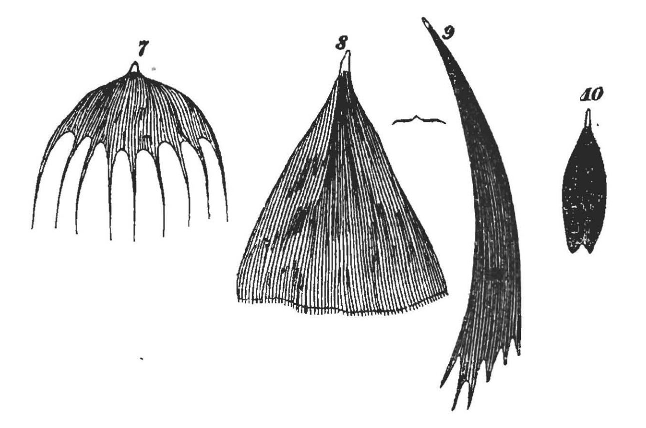
Auch die folgenden Schuppen stammen von Tagfaltern und sind weniger stark vergrößert, also daß man nur die Längsstreifung wahrnimmt. Figur 3 stellt eine Schuppe von der Unterseite des Perlmutterfalters (Argynnis Aglaia), von dem Hinterflügel dar. Figur 4 ist von der Ober-



seite des Vorderflügels des Grasfalters (Hipparchia Janira) genommen, und Figur 5 und 6 stellen die Schuppen eines Augenfalters (Lycaena Acis), erstere von der Oberseite, die zweite von der Unterseite des Hinterflügels dar.

Nichts gleicht aber der Pracht des Lelius, eines brasilianischen Segelfalters, dessen Hinterflügel sich verschmälern und wie bei unserem Schwalbenschwanz in einen langen nach außen gekrümmten Schweif auslaufen. Oben sammtschwarz, unten schwarzbraun sind sie in die Quere mit smaragdgrünen unten in's schönste hellblau übergehenden Linien und Binden geschmückt, welche wie mit feinen Perlen besetzt prachtvoll schimmern und durch den schwarzen Grund besonders gehoben werden; der äußere Saum der Hinterflügel ist von silberweißen Fransen umfaßt.

Die Nachtfalter stehen an Lebhaftigkeit der Färbung den Tagfaltern in der Regel nach, dagegen trifft man bei ihnen desto mehr sanfte Schattirungen von rosenroth, grau und blau, grau und braun, braun und schwarz, und sehr hübsche Augen- oder Halbmondflecken in roth, braun und weiß, Bändern, Streifen und dergleichen; und die zierlichsten Zeichnungen finden sich bei den Kleinschmetterlingen (Microlepidoptera), welche unter dem Namen der Spanner, Zünsler und Wickler, sowie der Motten bekannt sind. Die Gestalt der Schuppen weicht oft sehr von derjenigen der Tagschmetterlinge ab, wie dieses die nachstehenden Figuren beweisen. Figur 7 ist von der Unterseite des Vorderflügels der Fichten-



glocke (Gastropacha Pini) genommen, zeigt eine kurze Haftspitze, breitet sich sogleich aus, theilt sich nach unten in lange Spitzen und ist der Länge nach gestreift. Ihre Raupe ist unter dem Namen große Kienraupe berüchtigt und zerfrißt die Nadeln der Föhre so, daß oft ganze Waldbestände absterben. Sie ist schwarz — aschgrau, oder braun und ziemlich groß, der Schmetterling ist aschgrau, weiß und braun bestaubt.

Figur 8 ist eine Schuppe von dem Vorderflügel des Lindenspinners (Pygära bucephala), und zwar von der oberen Seite, Figur 9 aber von der unteren Fläche desselben genommen; erstere ist dreieckig, letztere langgestreckt, etwas gekrümmt am Hinterrand gefranst, beide sind aber der Länge nach feingestreift. Figur 10 stammt von der oberen Fläche des Hinterflügels des Jakobkrautspinners (Euprepia Jacobaea) und

schließt sich nach Gestalt und Beschaffenheit an die Schuppen mancher Tagfalter an.

Wir müßten befürchten die Leser zu ermüden, wenn wir diesen Gegenstand weiter verfolgen würden, und fügen nur noch die Bemerkung bei, daß die Schuppen bei jedem Schmetterling etwas anders beschaffen sind, daß nicht nur die Vorder- und Hinterflügel, sondern auch die obere und untere Fläche, ja oft auch die verschieden gefärbten Flecken und Zeichnungen wieder Verschiedenheiten in den Schuppen zeigen. Nehmen wir noch in Betracht, daß auch die Raupe jeder Gattung in Beziehung auf Farbe, Behaarung u. s. w. wieder verschieden ist, so muß man erstaunen über der Mannigfaltigkeit dieser Gebilde, besonders wenn man bedenkt, daß die Zahl der bekannten Schmetterlinge sich auf viele tausende beläuft.

Aber auch die Raupen der Schmetterlinge verdienen eine Erwähnung, denn wir treffen auch bei ihnen eine außerordentliche Verschiedenheit in der Hautdecke. Manche sind glatt, andere mit Borsten oder Haaren bekleidet, und auch Färbung und Zeichnungen zeigen eine große Mannigfaltigkeit. Bei den Behaarten sind die Haare hohl und durchbrechen die äußere Chitinhaut, welche selbst eine Menge feiner Porenkanäle besitzt, und in der darunter liegenden Bindehaut liegen rundliche Drüsen, deren Saft bei vielen sich bis in die Haarspitzen eindrängt. Bei der bunten Raupe des Schwalbenschwanzes ist der Farbstoff der rothen und schwarzen Flecken in der Oberhaut, der gelbe in den tieferen Schichten der Chitinhaut befindlich. Die Raupe des Abendpfauenauges (Sphinx ocellata) hat den grünen Farbstoff unter der Chitinhaut und bei der grauen mit goldgelben und rosen-rothen Knötchen geschmückten und behaarten Raupe des kleinen Nachtpfau's (Saturnia Carpini) liegen die grünen, gelben und blauen Farbkörnchen ebenfalls unter der Oberhaut, so daß sie durchschimmern. Bei alten Raupen setzen sich zahlreiche Muskeln an die Hautringe an, und es ist bekannt, daß sie sich mittelst derselben sehr leicht und in allen Richtungen bewegen können.

Was nun die Färbung der Raupen betrifft, so ist dieselbe häufig wesentlich verschieden von derjenigen des Schmetterlings. So ist z. B. die des Kohlweißlings grün und gelb gestreift, die des Apollo schwarz und roth punktirt, die des schwarz- und weißgefleckten Schachbretts und des Schillerfalters grün, des Trauermantels schwarz und grün, des prächtig roth gezeichneten Admirals schmutzig-grün, vom Abendpfau grün und gelb gestreift.

Die Puppen der Schmetterlinge haben meist eine sehr feste Chitinhaut von lederartiger Beschaffenheit und sind von brauner, grauer oder grüner Farbe, nur ausnahmsweise vielfarbig.

Die Zweiflügler oder Mücken, zeigen in Beziehung auf Hautbeschaffenheit nichts besonderes. Manche sind behaart, Andere sind glatt, und nur wenige, wie z. B. die Schmeiß- und Aasfliege zeigen einen rothen oder grünen Metallglanz; die Hinterflügel fehlen und werden bei den Meisten durch gestielte Bläschen oder Schwingkolben ersetzt. Die Mundtheile sind bei den Stechmücken, Kriebelmücken und Bremsen mit stechenden und schneidenden Degen, Messern oder Lanzetten versehen, womit sie Menschen und Thiere verletzen, um ihr Blut saugen zu können. Einige, wie die Schafläuse, haben nicht einmal Flügel.

Die Netzflügler oder Wasserjungfern haben eine weiche Haut aber vier große, zierlich gegitterte und geaderte Flügel und verwandeln sich nur durch wiederholte Häutung. Manche sind schön smaragdgrün, andere blaugefärbt, und im Larvenzustand sind ihre Mundtheile zum Beißen eingerichtet. Die wegen ihrer Gefräßigkeit berüchtigten weißen Ameisen oder Termiten der warmen Länder, deren Larven alle Pflanzen und Thierstoffe verzehren, sind schmuzigbraun oder schwarz, jedoch mit leichteren durchsüchtigen Flügeln versehen.

Die Geradflügler oder Heuschrecken haben schneidende Freßorgane und keine Verwandlung. Ihre Flügel sind stark, besonders die vorderen, daher machen sie beim Fliegen ein Geräusch und die starken Hinterbeine dienen bei Vielen zum Hüpfen. Bei Allen ist die Haut ziemlich stark und fest. Die Schienbeine sind bei Manchen mit Dornen oder Stacheln bewaffnet. Bei dem Blattheuschrecken (Phyllium) haben die Flügel die Gestalt und zierliche Aderung gewisser Baumblätter, sind dabei grün, gelb oder bräunlich, bei den Feldheuschrecken sind die Vorderflügel schmal und braun oder grün, die hintern

bunt oder meist rothgefärbt und der Länge nach gefaltet, dabei oft sehr zierlich gegittert.

Ich habe eine Riesenheuschrecke (Acridium cristatum) aus Südamerika vor mir, deren ausgespannte Flügel 5'' messen, der Leib ist vorne förmlich gepanzert und mißt 3''; aber auch die Wanderheuschrecke und der grüne Grashüpfer sind ziemlich groß. Dagegen sind die Grabheuschrecken, die gefräßigen Schaben (Blatta) und die Grille mit weicher Haut und Flügeln versehen.

Ganz abweichend von allen diesen und einen Uebergang von ihnen zu den Schmetterlingen bildend sind die sonderbaren Geschöpfe, welche man Zuckergast (Lepisma) und Springschwanz (Podura) genannt hat. Ersteres ist ungeflügelt silberglänzend und mit weißen Schuppen


11


12

(Fig. 12.) bedeckt. Es lebt in Kommoden und Speisekammern und läuft sehr behende, fühlt sich fettig an und ist etwa vier Linien lang, von der Gestalt eines kleinen Fisches, daher man es auch Fischchen genannt hat. Der Springschwanz (Podura nigra) dagegen lebt im Wasser, hat eine Schwanzgabel, womit er sich fortschnellt und ist gleichfalls mit eirunden Schuppen (Fig. 11.) bekleidet.

Die Halbflügler (Hemiptera) oder Schnabel-Insekten (Rhynchota), zum Nagen und Saugen eingerichtet, begreifen sehr verschieden gestaltete Geschöpfe in sich. Zu den auffallendsten gehören die Cikaden, welche mit dicken breiten Körpern und hellen grobgeaderten Flügeln versehen, bei warmer Witterung ihre einförmigen Töne erschallen lassen und im südlichen Deutschland zuweilen in sonnigen Weinbergen, viel häufiger aber in Italien und Südfrankreich getroffen werden. Ihre Haut und Flügel sind ziemlich fest, aber dünn, das merkwürdigste ist ihr Schallinstrument. Dasselbe besteht aus zwei Trommeln oder Höhlen, welche an den vorderen Bauchringen liegen und von einer elastischen Haut überspannt werden, die durch kleine Muskeln in schwingende Bewegung versetzt werden kann, wodurch die Töne erzeugt werden. Dicht hinter denselben befindet sich noch ein zweites Paar Höhlen, wodurch die Töne noch verstärkt werden. Doch singen nur die Männchen und die Weibchen sind stumm. Anders ist es bei den Feld- und Hausgrillen, deren Zirpen durch Reiben der Vorderflügel an einander entsteht, und die zirpenden Heuschrecken reiben mit den Schenkeln die Vorderflügel.

Die Feld- und Wasserwanzen haben kurze, etwas verdeckte Hinterflügel, daher der Name Halbflügler ihnen vorzugsweise gebührt. Die Hinterflügel und der Leib sind weichhäutig, zuweilen sehr schön gezeichnet. Bei den Schildläusen sind die Weibchen ungeflügelt. —

(Fortsetzung folgt.)

Ueberlandfahrt.

Von L. T.

(Fortsetzung.)

2. Von Alexandria bis Suez.

Nach einer glücklichen Seefahrt hatten wir am sechsten Tag unsrer Reise in dem Hafen vor Alexandria Anker geworfen.

Herrlich war der Anblick, als die Stadt mit ihrem stolzen Frankenquartier und ihren Denkmälern alter und neuer Zeit allmählig aus dem Meere emporstieg. Die Ueberreste griechisch alexandrinischer Kultur fielen uns vor Allem in

die Augen; nicht weit vom Strande erhob sich der röthlich schimmernde Obelisk, an dessen granitnen Hieroglyphen die Stürme eines Jahrtausends beinahe spurlos vorübergebraust sind. Und die Strahlen der Morgensonne beleuchteten golden das wundervolle Kapitäl der Pompejussäule, welches hinter einem Wald von Dattelpalmen hervorsah.

Der Hafen wimmelte von großen und kleinen Schiffen mit den Flaggen aller Herren Länder, und über Alles erhaben ragte der berühmte Leuchtthurm silberweißglänzend zu den Wolken hinan. Auf unserem Schiffe wars ebenfalls lebendig geworden, Mohren und Araber, Franzosen und Engländer, welche die verschiedensten Berufsgeschäfte an Bord geführt hatten, waren im lebhaftesten Verkehr begriffen. Das Ausladen des Gepäcks nahm nun aller Passagiere Aufmerksamkeit in Anspruch, so daß ich nicht allzulang im Anschauen des wundervollen Schauspiels rings umher mich vertiefen durfte, vielmehr meine Gedanken zusammennehmen mußte, daß keines unserer Gepäckstücke zurückblieb.

Der Aufregung müde war ich froh, als Alles in Ordnung gebracht und wir in einer der buntbemalten Gondeln dem Lande zusteuerten. Der Himmel war tief blau und spiegelte sich in der ruhigen klaren See. Die warmen Strahlen der südlichen Sonne beleuchteten Alles ringsum mit hehrem Glanze und erwärmten gleichsam unsere Herzen, indem wir freudig bewegt dem Herrn dankten, der uns so sicher bis hieher geführt hatte.

Die stille Viertelstunde, da wir ans Land fuhren, war nur zu bald vorüber und wir bedauerten es fast, als unser Boot anlegte und lautes Geschrei und Getöse uns entgegen tönte. Am Landungsplatze war ein Haufen halbnackter Araber beschäftigt, welche beim Heben schwerer Balken durch laute Zurufe sich gegenseitig anfeuerten. Kaum hatten wir den Fuß ans Land gesetzt, als wir uns auch von einem Schwarm Knaben und Mädchen umringt sahen, welche zudringlich wie die Schmeißfliegen uns auf Schritt und Tritt verfolgten und sich alle Mühe gaben, ein Bakschisch (Trinkgeld) von uns herauszuschlagen.

Unser Weg gieng nach dem Bahnhof, da wir heute noch nach Cairo befördert werden sollten, weil der Dampfer, in dem wir uns nach Bombei einschiffen mußten, schon in Suez vor Anker lag. Wir bedauerten sehr keine Zeit zu haben, um uns in Alexandria ein wenig umzusehen; ich dachte freilich nicht, daß ich 1½ Jahre später auf unsrer Rückreise nach Europa Gelegenheit finden würde, die Stadt zur Genüge zu beschauen. Im Bahnhofe trafen wir beinahe alle unsre Reisegefährten wieder an, da die Meisten dasselbe Reiseziel, nämlich Indien, vor sich hatten.

Einen seltsamen Anblick gewährten die Herren unserer Reisegesellschaft, sie hatten ihre europäischen Seidehüte mit weißen Wollshawls umwickelt, um die heißen Strahlen der egyptischen Sonne von ihrer unpraktischen Kopfbedeckung abzuhalten. Bis zu unsrer Abfahrt spazierten wir in dem geräumigen Bahnhof herum, wo wir fortwährend von einer Schaar Knaben, Frauen und Mädchen verfolgt wurden, welche uns in flachen Körben Orangen, Eier und eine Art Bisquit zum Kaufen anboten; eigentlich aber scheinen diese Geschöpfe nur in jedem Fremden eine günstige Gelegenheit zum Erpressen von Geschenken zu sehen, welche sie mit besonderem Geschick herauszulocken verstehen.

Die Tracht der Mädchen und Frauen dieser niedern Volksklasse ist sehr ärmlich; mit einem indigoblauen Hemd aus Baumwollenzeug spärlich bekleidet, tragen sie ein Tuch von derselben Farbe über dem Kopf, welches sogar auch das Gesicht theilweise bedeckt und nur die Augen und Wangen bloß läßt, was die Gesichter auffallend entstellt.

Während der Stunde Aufenthalt, welche wir theils im Wartsaal, theils im Bahnhof zubrachten, hatten wir Gelegenheit, einige Einsicht in das Eisenbahnwesen des Vizekönigs zu bekommen. Der Bahnhof ist ein geräumiges, stattliches Gebäude. Der Wartsaal hoch und luftig, ganz dem Klima angemessen, auch geschmackvoll dekorirt und mit bequemen Divans versehen. Die Waggons sind ganz nach europäischem Muster gebaut, nur haben sie zum Schutz gegen die heiße Sonne doppelte Dächer und sind sehr gut ventilirt. Allein wenn auch diese Dinge nichts zu wünschen übrig lassen, und die europäischen Einrichtungen genau kopirt

sind, so drängt sich doch unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß zwar die Form vorhanden, aber der Geist fehlt.

Die Präcision unserer Eisenbahnverwaltung vermißt man hier sehr, und auch wir merkten gleich, daß wir uns unter der Türkenherrschaft befanden. Im Bahnhof z. B. fuhren verschiedene Lokomotiven hin und her auf einem Schienenwege, wo eine Menge Passagiere standen, eben im Begriffe, in den bereitstehenden Zug einzusteigen. Ein Wunder war's, daß kein Unglück entstand, denn kein Zeichen der Warnung wurde gegeben, und nur ein kühner Seitensprung rettete uns vor der daherbrausenden Maschine. Die höheren Beamtenstellen der Verwaltung sind mit Franzosen und Engländern besetzt, während die niederen Funktionen von Arabern und Mohren verrichtet werden, welche ihr Amt gewöhnlich ganz ihrem Charakter angemessen, d. h. fahrlässig und gedankenlos versehen.

Endlich war das Signal zur Abfahrt gegeben, und einige Augenblicke später fuhren wir mit Windesschnelle durch die lachenden Gefilde dieses Wunderlandes, welches man noch vor wenigen Jahren nur mit Hilfe der bekannten Nilboote bereisen konnte, wobei man Mühseligkeiten und Strapazen jeglicher Art zu überstehen hatte. Wir reisten in einer Jahreszeit, wo die Leute eben ihr Feld bestellten, und da die Fruchtbarkeit des Nilthales einzig und allein von dem überströmenden Nilwasser abhängt, das seinen fetten Schlamm zurückläßt, so gewahrten wir überall kleinere und größere Kanäle, Wasserbassins und Schöpfräder, welche durch Kameele in Bewegung gesetzt wurden und den üppigen Boden bewässerten.

Viel hätte ich darum gegeben, wenn der Bahnzug manchmal auf Augenblicke stillgestanden wäre, um mir diesen und jenen Anblick tiefer einzuprägen. Gleich einer Fata Morgana zogen die manchfaltigsten Bilder in überraschender Reihenfolge an mir vorüber, hier eine kleine Stadt auf einem Hügel gelegen, deren schlanke Minarete in der Morgensonne glänzten. Dort ein freier Ausblick auf einen Hauptarm des alten Vater Nil, auf welchem einzelne Fischerboote mit ihrem schnabelförmigen weißen Segel gleich ungeheuren Möven sanft auf und nieder ruderten; bald auch gewahrte man einen Zug beladener Kameele bedächtig über die Ebene hinschreitend.

An verschiedenen Nebenstationen wurde ein kurzer Aufenthalt gemacht, welche Frist von den meisten mitreisenden Arabern dazu benützt wurde, ihre Andacht zu verrichten. Mit gegen Mekka gewendetem Gesicht warfen sie sich auf den Boden und fuhren fort mit Kniebeugen und dergleichen Ceremonien ihren Gottesdienst zu verrichten, bis die Signalpfeife sie wieder zum Einsteigen nöthigte.

Gegen Mittag erreichten wir Kefr-Layad, wo ein herrlicher Viadukt über den Nil führt. Ganz von Stein und Eisen gebaut, ist diese kolossale Brücke ein eigentlicher Triumph menschlicher Kunst; doch knüpft sich daran das Andenken eines sehr traurigen Ereignisses, das sich vor etwa zehn Jahren dort zugetragen und ebenfalls einen klaren Blick gibt in die Nachlässigkeit, womit öffentliche Angelegenheiten betrieben werden.

Ehe der große Viadukt, das Werk eines Franzosen eröffnet wurde, wurden die Wagen auf einem mit Schienen versehenen Boote bis an's diesseitige Ufer des Nil geführt. Als nun eines Tages der Sohn des Vizekönigs in Begleitung eines glänzenden Stabes auf diesem Boote weiter befördert werden sollte, versäumte der fahrlässige Dienstthuende den Schlagbaum vorzuschieben, und schob den Wagen gerade auf das Schienengeleise des Bootes, von wo es unaufhaltsam in den Nil hinabrollte, so daß Alle elendiglich ertranken.

In Kefr-Layad machten wir einen halbstündigen Aufenthalt, um ein Gabelfrühstück einzunehmen. Kellner im arabischen Kostüm servirten uns einen sehr mittelmäßigen Imbiß aus kalten Hühnern, Eierspeisen, Datteln und Orangen bestehend, wozu englisches Bier getrunken wurde; allein die Speisen waren so mit Mücken besetzt, daß unser Appetit nicht besonders rege wurde. Ich genoß einiges Wenige und benützte dann die kurze Zeit, um mir alles Neue genau zu besehen. Der Saal in dem wir uns befanden war von beträchtlicher Länge; an den Wänden entlang befanden sich zu beiden Seiten rothe Divane, in in der Mitte stand die lange Tafel, an der die Gäste auf niederen Tabouretten saßen; der Fußboden war mit Steinplatten belegt, um den Raum kühler zu halten, und in den vier Ecken standen ungeheure dickbauchige Wasserkrüge. So hatte

Alles den Reiz der Neuheit für mich von der Draperie der bunten Fenstervorhänge bis zum Tischgeräthe, und ich sah mit Vergnügen den flinken Bewegungen der Diener zu, die in weiten Pumphosen, das scharlachrothe Feß auf dem Kopfe, so behend von einem Ende des Saales zum andern eilten, wobei die blauseidene Quaste des Feß', welche bis auf den Rücken herabhieng, allerlei abenteuerliche Sprünge machte. Nach kurzem Aufenthalt nahmen wir wieder unsere Plätze im Waggon ein, und der Zug setzte sich in Bewegung zum Unglück für einen unserer Mitreisenden, welcher den zudringlichen Bitten einer Orangenverkäuferin willfahren wollte und ihr ein Goldstück zum Wechseln gab, während sie ihm ihren Korb mit Früchten zum Aufheben überließ. Es ist wahrscheinlich, daß das Mädchen absichtlich zögerte; kurz, der Zug fuhr ab, ehe sie zurückkam, und der gute Kapitän C. war um einen halben Sovereign geprellt.

Nach einer sehr ermüdenden Fahrt erreichten wir Abends 6 Uhr Kairo; eine Menge Omnibusse und Chaisen standen bereit, uns in die Gasthöfe zu führen. Die Kutscher waren meist Mohren im grellsten Aufzuge, welche wie toll zufuhren, sobald ihre Fahrgelegenheit gefüllt war. Ein Haufen Eseltreiber, wovon jeder sein Thier vermiethen wollte, vermehrte den Lärm, so daß ich herzlich froh war, glücklich in einen Omnibus verpackt hop i di hop! durch die Straßen der berühmten Stadt Kairo dahinzuhaudern. Vor Shepherds Hotel stiegen wir ab und nahmen das uns zugewiesene Zimmer in Beschlag; nachdem wir ein wenig ausgeruht, kleideten wir uns um und benützten die freie Stunde vor dem Abendessen, uns die Stadt ein wenig zu besehen.

Kairo hat ein durch und durch orientalisches Gepräge, die Straßen sind enge und krumm bis auf wenige Ausnahmen, und außer einigen wirklich schönen Moscheen mit herrlichen schlanken Minarets sucht man vergeblich nach architektonischen Schönheiten. Und doch übten diese dunkelbraunen, grauen und schneeweißen Häuser mit ihrem künstlichen Holzschnitzwerk, ihren arabischen Inschriften und vergitterten Fenstern einen geheimen Zauber auf mich aus; wenn dann vollends ein blühendes Frauengesicht auf Augenblicke in einem der Erker sichtbar wurde, tauchten längst vergessene Erinnerungen arabischer Mährchen in mir auf.

Die Nebenstraßen sind sehr still und einsam, kaum daß man einen Fußgänger, oder einer dichtverschleierten Dame begegnet; um so greller tritt der Kontrast hervor, wenn man unversehens in eine der belebten Bazarstraßen einbiegt und von dem ewigen Gedränge, das unaufhaltsam durch die Straßen wogt, gleichsam fortgerissen wird. Beim hellen Tag ist es beinahe dunkel in diesen Gassen, weil die Giebel der Häuser sich begegnen und man kaum ein Streifchen vom Horizonte entdecken kann. Eine bunte Menge fluthet hier vom frühen Morgen bis in die späte Nacht auf und nieder, hier kohlschwarze Nubier mit krausem Wollkopfe, dort gravitätisch einherschreitende Türken, den stattlichen Turban auf dem stolzen Haupt, in jenem Gewölbe eine Gruppe feilschender Armenier mit spitzen zuckerhutartigen Filshüten, daneben einige herrenlose Hunde um einen Knochen balgend, Kaffee- und Wasserverkäufer mit den klingenden Bechern von Messing, deren eigenthümliches Geräusch sie weithin kenntlich macht, Eseltreiber, welche mit ihren Thieren um die Wette schreien, dazwischen arabische Damen in der schwarzseidenen Verhüllung, aus welcher man nur ein paar lebendige Augen glänzen sieht. Oft auch trat eine solche vermummte Araberin nahe an mich heran, schlug den faltigen, schwarzen Umwurf auseinander und ließ mich ihre zarte, in prächtige, hellfarbige Seidengewänder gehüllte Gestalt sehen, um mir entweder diese Kleiderpracht, oder ihre schönen, jugendlichen Formen, nebst dem rosigen Gesicht zu zeigen, das freundlich grüßend schnell wieder sich in die Kaputze hüllte.

Oft stockte sich das Gedränge, daß man nur mit Mühe vorwärts kommen konnte, bis ein Reiter auf reich gezäumtem Rosse, mit goldgestickter Schabrake sich einen Weg durch den Menschenknäuel bahnend, denselben auseinander sprengte.

Der Handel wird sehr öffentlich, d. h. auf offener Straße betrieben, obwohl sich auch schon viele Verkaufsgewölbe nach fränkischem Muster hier befinden. Der ächte Araber übrigens sitzt hinter seiner Verkaufsbude, welche er aus vier Bambusstäben mit einem darübergespannten Tuch improvisirt hat und bietet seine vor ihm vortheilhaft ausgelegten Waaren feil.

Mittlerweile war es ganz dunkel geworden und wir lenkten unsere Schritte wieder nach Shepherds Hotel, wo wir im hellerleuchteten Saale des Erdgeschosses unsre sämmtliche Reisegesellschaft versammelt fanden. Nach dem Abendessen zog es uns aus dem geräuschvollen Saale hinaus in's Freie, wo wir in der Esbekieh lustwandelnd einen recht lebendigen Eindruck von dem Leben und Treiben Kairo's bei Nacht bekamen. Unter den herrlichen, dichtbelaubten Bäumen der Esbekieh saßen an niedlichen Tischchen die verschiedensten Gruppen beisammen, behaglich ihre Wasserpfeifen rauchend und Sorbet dazu schlürfend, hier versammelte sich eine lauschende Schaar um einen Mährchenerzähler, dort begleiteten die süßen Töne einer Mandoline einen begeisterten Sänger, und spekulative Griechen und Kopten hatten ihre Buden aufgeschlagen, wo sie Speisen und Getränke um theures Geld verkauften.

Unzählige farbige Lampen und Lämpchen flimmerten durch die dunkeln Büsche, und warfen ein zauberisches Licht auf das schimmernde Blätterwerk; des Himmelgewölbes dunkles Blau war mit Millionen Sternen besät und balsamische Düfte erfüllten die Luft. Lange blieben wir noch außen, ehe wir unser Nachtlager aufsuchten.

Daß wir uns in der Heimat der Muskito's befanden, sah ich an den manchfachen Maßregeln, welche uns vor diesen unangenehmen Gästen schützen sollten. Unser Schlafgemach war eine Art Alkov, ein kühles Gewölbe ohne Fenster, der Fußboden mit Steinplatten belegt, worin ein paar schneeweiße, mit Muskitovorhängen versehene Betten nebst einigen Stühlen das einzige Ameublement bildeten. Um in die Betten zu gelangen, mußte alles Geschick angewendet werden, damit keines der Thierchen sich einschmuggeln könne; wir schoben die Vorhänge unter das Betttuch und schliefen herrlich und ungestört bis an den lichten Morgen. Nicht so gut ergieng es einem unsrer Reisegenossen, wir erkannten ihn beinahe nicht mehr, so jämmerlich war sein Gesicht zerstochen und diese Denkzeichen jener Nacht blieben bis zu unsrer Ankunft in Bombay sichtbar. Am folgenden Morgen war das ganze Haus in Bewegung, Alles war auf den Beinen und beeilte sich zur rechten Zeit fertig zu werden, da der Zug für Suez punkt 8 Uhr von Kairo wegfahren sollte. Vor dem Hotel drängten sich Kutscher, Eseltreiber und Lastträger, um den Reisenden ihre Dienste anzubieten, respektive aufzudrängen.

Viel Spaß machten uns die drolligen Eseltreiber, die sich in allen Sprachen versuchten, von welchen sie einige Fragmente bei dem fortwährenden Fremdenzufluß aufgeschnappt hatten. Sogar auch einige Brocken unsrer geliebten Muttersprache bekamen wir zu hören; nicht sobald bemerkte einer derselben, daß wir Deutsch zusammen sprachen, als er uns behend zurief: „Sie da, mein Esel ist mein bester Freund." Diese Eseltreiber welche eine eigentliche Klasse in Kairo bilden, sind ein ganz origineller Menschenschlag, sie führen ein Leben des Müßiggangs und sehen alle Fremden als gute Beute an, deren Unerfahrenheit sie stets zu ihrem Vortheil auszubeuten verstehen. Auch uns verfolgten sie mit ihrer lästigen Bettelei, bis uns der weiterfahrende Zug ihren Blicken entrückte.

Wir waren sehr gespannt die Wüste zu sehen, wo kein grünes Blatt das Auge erquickt und nur unendliche Sandflächen sich vor den müden Blicken ausdehnen; wir labten uns deßwegen noch ganz besonders an dem herrlichen Anblick, den Kairo von der Morgensonne beleuchtet darbot. Es war ein prachtvoller Morgen: die Sonne erschien gleich einer Königin am lichten Himmelsgewölbe und tauchte die Stadt und ihre Umgebung in jene goldne Lichtatmosphäre, welche man nur in südlichen Himmelsstrichen wahrnimmt. Eine Menge schlanker zierlicher Minarete erhob sich über dem Häusermeer, zerstreute Palmenbäume wiegten ihre Blätterkronen sanft vom Morgenwinde bewegt, und von den großen Kuppeln der Moscheen erglänzte der goldene Halbmond, uns wehmüthig daran erinnernd, daß hier noch eine Macht ihren Sitz aufgeschlagen habe, die dem friedlichen Symbol unsres Christenglaubens todfeindlich gegenüberstehe.

Durch lachende Fluren fuhren wir nun dahin, Zuckerrohrfelder, Baumwollenpflanzungen und Getraide wechselten mit großen Strecken saftig grünen Grases ab; allmählich jedoch wurde die Vegetation spärlicher, statt der Bäume sah man nur niedriges Gestrüpp und statt der grünen Felder unfruchtbare Strecken, bis nach und nach kein grüner Halm mehr zu entdecken war und

so weit das Auge reichte, eine trostlose Landschaft grau in grau gefärbt sich vor uns aufrollte.

Doch war auch hierin einige Abwechslung: bald waren die Hügel höher bald niedriger, bald gieng der Weg durch große Strecken Flachland, auch der Sand hat seine Nüancen, an manchen Stellen gelblich ist er an andern mehr braun, manchmal auch röthlich gefärbt.

Außer einigen elenden Beduinenzelten, welche wir hin und wieder bemerkten, war keine Spur menschlichen Daseins sichtbar. Zahlreiche Kameelgerippe, die in der Sonne bleichten, ließen uns ahnen, welchen jämmerlichen Tod diese armen Thiere in der wasserlosen Wüste gefunden hatten, ehe das Dampfroß sonder Beschwerde die Lasten zur Beförderung übernahm.

Aber nicht nur der seufzenden Kreatur ist vieles durch die Eisenbahn erleichtert worden, sondern insbesondere die Reisenden haben Grund, für den Schienenweg dankbar zu sein, wenn man bedenkt, welche Mühseligkeiten früher zu überstehen waren, als der Weg von Kairo bis Suez noch in sogenannten Vans zurückgelegt werden mußte. Diese Vans sind plumpe zweirädrige Karren, mit ungepolsterten Sitzen versehen; da es in der Wüste keine Straße gibt, sondern nur nach der Richtung, auf dem sehr unebenen Terrain, gefahren wurde, so läßt sich leicht denken, mit welch zerschlagenen Gliedern man nach 35 zurückgelegten Wegstunden in Suez ankam. Zu der Zeit, als wir den Weg machten, war die Eisenbahn noch nicht ganz fertig und es mußte noch eine ziemliche Strecke in diesen Vans zurückgelegt werden, gerade so viel, um uns einen Begriff beizubringen, welche Strapazen die Reisenden früher zu überstehen hatten.

Um die Mittagszeit wurde an einer Station Halt gemacht, eine Reihe Zelte war aufgeschlagen und in einem derselben stand ein Imbis für uns bereit. Große Stücke eines grobfaserigen Fleisches nebst einigen mageren gesottenen Hühnchen und getrocknete Früchte sollten uns das Mittagsmahl ersetzen. Jedes schluckte, so viel es zur äußersten Nothdurft nöthig hatte; die drückende Hitze in dem niedern Zelte war nicht geeignet, unsre Eßlust zu vermehren und uns den Kameelsbraten lockender zu machen, auch waren alle Speisen kohlschwarz mit Mücken besetzt; so verließ ich denn mit leerem Magen das schwüle Zelt und erquickte meine lechzende Zunge dankbar mit einer saftigen Orange, welche eine freundliche Reisegenossin mit mir theilte. Abends gegen 4 Uhr kamen wir an der provisorischen Endstation der Eisenbahn an, wo eine Anzahl der obenbeschriebenen Vans mit muthigen, arabischen Pferden bespannt für uns bereit stand: darin nahmen wir ohne weiteren Aufenthalt unsre Plätze ein.

Ein Mohr in phantastischem Aufputze ritt auf einem prachtvollen Schimmel der wunderlichen Expedition voran; eine große Peitsche in der nervigten Faust schwingend ritt er wie unsinnig im Kreise herum oder ließ sein Pferd bolzgerade in die Höhe steigen; die ganze Sache mußte ihm als lustiger Schwank erscheinen, denn er zeigte beständig lachend zwei Reihen blendend weißer Zähne. War es in den Straßen Kairo's hop i di hop gegangen, so gieng es hier beinahe auf Kosten unsrer armen Glieder. Wir empfanden jeden Stoß um so empfindlicher, als unsre Karren nicht in Federn hiengen, und ohne Wahl des Terrains, das hier besonders holperig war und namentlich viele mit Sand überwehte Löcher hatte, ganz toll zugefahren wurde. Einer unsrer Reisegefährten, ein in Indien reich gewordener Kaufmann, der mit seiner jungen Frau wieder dorthin zurückkehrte und sich auf der ganzen Reise ungemein viel um seinen Comfort bemüht hatte, empfand diese Stöße augenscheinlich viel härter als wir übrigen Menschenkinder; wenn der Karren unversehens in eines der Löcher plumpte, so rieb er sich die Schläfe mit kölnischem Wasser und sah jämmerlich drein, während wir lachten. Doch waren auch wir alle herzlich froh, als der Spaß ein Ende hatte und wir unversehrt in Suez anlangten.

Die Pyramiden von Ghizeh.

(Mit Bild in Farbendruck.)

Daß man jetziger Zeit durch Egypten reisen kann, ohne die Pyramiden zu sehen, oder auch nur nach ihnen zu fragen, daran ist die Eisenbahn schuld. Vorher sah man sie wenigstens von dem Nilboot, wenn es sich Kairo näherte, man sah sie von der Citadelle der Hauptstadt, die einen großartigen Ueberblick über das Nilthal gestattet; konnte man auf einen Besuch bei ihnen auch nicht einen ganzen Tag verwenden, irgendwie ließ sich doch ein Eindruck von diesen merkwürdigen Denkmalen einer grundverschiedenen Zeit nach Indien oder Europa mitnehmen. Jetzt ist der arme Reisende an den Fahrtenplan gebunden, und wohl ihm, wenn er sich darnach richtet, falls er nämlich wirklich arm ist. Denn wenn er über den Pyramiden die Uhr vergißt, kann ein acht- oder vierzehntägiger Aufenthalt in Egypten seinen Beutel allerhand wissen lassen, das ihm minder wohl gefällt.

Der Name der Pyramiden (perami, das Hohe) kommt in der h. Schrift nicht vor, wenn nicht Hiob 3, 18. von ihnen die Rede ist. Luther übersetzt dort: „Mit den Königen und Rathsherrn, die das Wüste bauen," während andere gerade hier ein Wort finden, das auch „Grabmale" bedeuten kann. Und daß diese Pyramiden hauptsächlich Grabmale von Königen sind, daran kann kaum mehr gezweifelt werden. Wir verstehen es freilich nur mit Mühe, wie Menschen einmal solche Steinkolosse hinstellen konnten, bloß um irgend welchem Leichnam eine ansehnliche Ruhestätte zu bereiten. Die alten Egypter aber dachten hierüber anders als wir; sie würden auch, wenn sie heute wieder in's Leben kämen, sich über manches wundern, worauf wir viel Mühe verwenden.

Im Ganzen zählt man wohl 60 Pyramiden in Egypten, von denen etwa 27 in der Nähe der alten Hauptstadt Memphis stehen und Königen dieser Stadt zum letzten Ruheplatz dienten. Die berühmtesten sind die drei von Ghizeh. Davon ist die größte die des Cheops; sie steht auf unserm Bild zur Linken und läßt sich am leichtesten besteigen, weil die äußere glatte Decke weggerissen ist. Man baute sie nämlich treppenartig, und brachte dann die Mumie des Königs in die dafür bestimmte Kammer. Die Decke von glatten, weißen Steinen aber ward zuletzt von oben herab aufgelegt, so daß das Denkmal, wenn die Arbeiter wieder unten angelangt waren, auf allen Seiten glatt und eben anzusehen war. Die Chalifen haben aber diese Decksteine zu ihren Bauten in Kairo weggenommen, und dann fand sich der Eingang in die Grabkammer, der nur mit einem lose eingefügten Steinblock verrammelt war. Es versteht sich von selbst, daß man die Leichname von König und Königin, wo man sie traf, nicht ungestört ließ. In der größten fand sich wirklich eine Inschrift mit dem Namen des Schufu (Cheops). Sie war ursprünglich wohl 480' hoch und bedeckt ein Viereck von 13 Morgen Lands.

Die zweite, kleinere aber auf höher gelegenem Boden gebaute, ist die des Schafra, den die Griechen Chephren nannten. In der dritten suchte sich der König Menkarura (Mycerinus) zu verewigen. Darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, daß Abram, als er Egypten besuchte, diese Denkmale bereits bewundern konnte. Wahrscheinlich war das Nilthal damals schon von den mit Abram verwandten semitischen Stämmen erobert, welche unter dem Namen der Hirtenkönige Jahrhunderte hindurch Egypten beherrschten und namentlich in Zoan (Tanis oder Heliopolis) ihre Residenz aufschlugen. Schon dazumal werden die Pyramiden als ein altes unverstandenes Denkmal verschwundener Königsgröße von den einfachen Hirten angestaunt worden sein. Von Zoan aus konnte man sie auf 6 Stunden Entfernung recht gut emporragen

sehen. Wie viele Veränderungen sind seither an ihnen vorübergegangen und haben sie im Grunde kaum benagt!

Memphis selbst lag vier Stunden oberhalb Kairo auf dem westlichen Ufer des Stroms und erstreckte sich bis an den Fuß der libyschen Berge. Die unregelmäßigen Schutthügel des elenden Beduinendorfs Mitrahanni (gerade hinter der mittleren Pyramide) bezeichnen hauptsächlich die Stätte, wo die Herrlichkeiten des alten Moph oder Noph (Hes. 30, 13.) begraben liegen, während freilich die ganze Strecke zwischen dem Nil und den westlichen Hügeln ein großes Grab genannt werden kann; ein reicher Schatz für die Alterthumsforscher, welche seit Jahren jenen Schutt durchwühlen. Die dunkleren Streifen auf dem Bilde bedeuten Palmenhaine, welche links in die Stadt der Minarete, das menschenreiche Kairo auslaufen. Im Hintergrunde erhebt sich die ernste, nackte Kette des östlichen Gebirges.

Der Landgraf Karl von Hessen.

(Schluß.)

4.

Wer sollte erwarten, den edlen, kindlich frommen Karl auch als Freimaurer kennen zu lernen, und ihn in der Gesellschaft von Männern zu treffen, wie Weißhaupt, der Stifter des Ordens der Illuminaten, und der vielbesprochene Graf St. Germain? Es ist das ein bedeutungsvolles Zeichen jener Zeit, deren flacher Rationalismus die tiefsten Bedürfnisse des menschlichen Herzens so wenig befriedigte, daß nicht nur, wie wir das in der Geschichte Gustavs III. sahen, (Jugendbl. März 1867) bei den wirklich Ungläubigen mit ihrer falschen Aufklärung der gröbste Aberglaube Hand in Hand gieng, sondern auch wahrhaft fromme Gemüther, wie ein Stilling und Lavater, von dem wie in der Luft liegenden Sehnen nach Wunderbarem mitergriffen, sich der Mystik ergaben.

Machen wir denn zunächst einmal die Bekanntschaft des Grafen Saint Germain, und zwar nicht die des unter Ludwig XV. in Ungnade gefallenen Generals, der unter Friedrich V. die dänische Armee reorganisirte und befehligte und unter Ludwig XVI. als Kriegsminister sich Türgot's Reformen anschloß, nachdem er dreißig Jahre zuvor der Schüler des Marschalls von Sachsen gewesen war, sondern die des Abenteurers, der seinen Namen entlehnte. Dieser Letztere ist der merkwürdige Mann, der seit zwei bis drei hundert Jahren in die Zeitereignisse eingegriffen und am Hofe Franz I. gelebt haben wollte, den Bourbonen die Geheimnisse der Valois erzählte, und vorgab die Kunst zu besitzen, dem Alter und dem Tode zu trotzen. Als Günstling Ludwig XV. machte er bald in einem Flügel des Schlosses von Chambord seine chemischen Versuche, bald wurde er ohne Wissen des beglaubigten Gesandten mit einer geheimen politischen Mission betraut; und überall blendete er die Geister durch seine seltene Unterhaltungsgabe, die Vielseitigkeit seines Wissens, den Glanz seiner Juwelen, und das Geheimnißvolle seiner Erscheinung.

„Es hält sich gegenwärtig hier ein ganz außergewöhnlicher Mann auf," berichtete am 14. März 1760 Herr v. Kauderbach, der sächsische Gesandte im Haag seinem Hofe. „Er sieht höchstens wie ein Fünfundvierziger aus, und man behauptet, er habe volle 110 Jahre auf dem Rücken. Herr von Affry (der französische Gesandte) hat mich versichert, er sei viel älter als wir Beide zusammen, und doch hat jeder von uns sein halbes Jahrhundert schon überschritten. Und ein Mitglied der Landstände, das nahe an 70 ist, sagt mir, es habe diesen seltsamen Menschen schon als Kind ungefähr gerade so, wie er jetzt erscheine, in seinem väterlichen Hause aus- und eingehen sehen. Er bewegt sich mit der Leichtigkeit eines dreißigjährigen Mannes, trägt keine Perrücke, sondern seine eigenen dichten, schwarzen Haare und hat auch nicht Eine Runzel im Gesicht. Er ißt beinahe kein Fleisch, höchstens ein wenig Geflügel, und lebt hauptsächlich von Grütze, Gemüsen und Fischen. Er schützt sich sehr vor der Kälte, fürchtet aber das Nachtwachen nicht und hat uns aus Gefälligkeit schon bis 1 Uhr Gesellschaft geleistet, ohne daß man's ihm am folgenden Tag anspürte. Könnte ich dem guten Alten sein Verjüngungsmittel entreißen, so würde ich dem König einen großen Dienst dadurch zu erweisen glauben, daß ich es Eurer Excellenz mittheilte, um demselben ein so kostbares und nützliches Leben zu erhalten, wie das Ihre. Dieser Mann hat ungeheure Reichthümer. Seiner Aussage nach wäre er im Besitz der verborgensten Kräfte der Natur; er spricht davon ohne alle Geheimnißthuerei und sucht durch seine wissenschaftlichen Erklärungen auch die Ungläubigsten zu überzeugen, ohne daß man dabei irgend eine eigennützige Absicht durchfühlt. Er hat uns Edelsteine von unberechenbarem Werth und unvergleichlicher Schönheit gezeigt. Der Merkwürdigkeit halber lege ich Ew. Excellenz den Umfang von einem seiner Opale bei, der von der makellosesten Vollkommenheit ist. Er versichert, kein Monarch auf der ganzen Erde habe so große Schätze an kostbaren Steinen aufzuweisen, wie er. Er hat alle Länder bereist und spricht die meisten der bekannten Sprachen. Dabei ist er ein ausgezeichneter Musiker, spielt vortrefflich Violine und Klavier und singt zum Entzücken" rc.

Derlei Sachen zu behaupten, ist am Ende keine Kunst, wohl aber Glauben damit zu finden. — Wie griff es der räthselhafte Mann nur an, so Viele zu bethören, ja selbst unter Diplomaten, deren Sache allzugroße Leichtgläubigkeit doch sonst nicht ist, eine Zeitlang seine Rolle mit Glück zu spielen? Gewiß hatte er zu viel Takt, um Alle glauben machen zu wollen, „er habe seit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung seine Seele in seinem Körper festgebannt," er wußte, wie weit er bei Jedem gehen durfte, und verstand es, für alle von der Sucht nach Wunderbarem Ergriffenen die rechten Dosen zu mischen. Die abenteuerlichsten Gerüchte über seine Person rührten höchst wahrscheinlich gar nicht von ihm selbst her. Die jugendliche Frische, die er seiner einfachen Lebensweise in einer Zeit allgemeiner früher Abgelebtheit durch übermäßigen Sinnengenuß verdankte, konnte recht gut hinreichen den Glauben zu erwecken, er habe den Stein der Weisen und das Lebenselixir gefunden, und — „ich lasse die Leute schwatzen" — erklärte er selbst der Marquisin Pompadour.

Lange dauerte indeß die Herrlichkeit im Haag nicht. Schon am 24. April 1760 meldet Herr v. Kauderbach seinem Hof die Ungnade, in die Saint Germain bei Ludwig XV. gefallen sei, und fügt dann höchst naiv hinzu: „Er hat uns mit so groben Lügen unterhalten, daß man beim zweiten Sehen es müde wird, ihm zuzuhören, wenn man nicht etwa Lust hat, sich mit seinen Mährchen die Zeit vertreiben zu lassen. Er kann kein zehnjähriges Kind täuschen, viel weniger einen verständigen Menschen. Ich halte ihn für einen Abenteurer ersten Rangs, dessen Hilfsquellen jetzt erschöpft sind, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn er nicht noch ein tragisches Ende nähme. Einige englische Offiziere, die hier durchkamen, haben ihn vor 20 Jahren in London gekannt und mit der größten Verachtung von ihm gesprochen, sie halten ihn für einen einfachen Violinspieler."

War aber der Boden der Politik, wo mehr als auf irgend einem andern Gebiet die nüchternste Berechnung waltet, den Phantasieen des Abenteurers nicht günstig, so irrte sich doch Kauderbach, wenn er diesen nun ganz am Ende seiner Hilfsquellen glaubte. Schmählich aus dem Haag verwiesen, weiß er noch in England, Deutschland und Rußland Aufmerksamkeit zu erregen; aber er ist so klug, sich von nun an nur mit blendenden oder auch nützlichen Dingen — Alchymie, Diamanten und Farben — zu befassen. Zwanzig Jahre nach seiner meteorartigen Erscheinung im Haag läßt er sich endlich in der Nähe von Altona nieder, und dort wird ihm zum Schluß noch die Ehre zu Theil,

sich vom Prinzen Karl als einen tiefen, genialen Forscher geschätzt zu sehen, der der Natur einige ihrer schöpferischen Geheimnisse abgelauscht hat. Doch lassen wir uns von dem arglosen Fürsten selbst erzählen, wie Saint Germain sich ihm in die Arme warf.

„Bei meiner Rückkehr nach Altona sah ich den berühmten Grafen Saint Germain, der sogleich eine große Zuneigung zu mir zu fassen schien, als er hörte, ich sei kein Jäger und habe auch sonst keine Liebhabereien, die mit dem Studium der Natur im Widerspruch stehen. Er sagte: „Ich werde Sie in Schleswig besuchen, und Sie werden sehen, wie Schönes wir da zusammen leisten werden.“ Ich gab ihm zu verstehen, daß ich Gründe habe, die Gefälligkeit, die er mir erweisen wolle, für jetzt nicht anzunehmen, aber er erwiederte: „Ich weiß, daß ich Sie zu besuchen und mit Ihnen zu sprechen habe.“ Ich wußte kein anderes Mittel, einer weiteren Erklärung auszuweichen, als ihm zu sagen, der Oberst Köppern, der krank zurückgeblieben sei, werde mir in einigen Tagen nachkommen, er möge mit diesem sprechen. Dann schrieb ich Köppern, er möge doch wo möglich Saint Germain abhalten, hieher zu kommen. Köppern versuchte das, doch der Graf entgegnete: „Sie mögen sagen was Sie wollen, ich muß nach Schleswig gehen, und werde mich nicht davon abbringen lassen. Das übrige wird sich finden. Halten Sie mir nur eine Wohnung bereit.“ Ich konnte das Resultat von Köpperns Unterredung nicht billigen; übrigens hatte ich mich beim preußischen Heer genau nach diesem seltsamen Menschen erkundigt, und mein Freund, der Oberst Frankenberg hatte mir gesagt: „Sie können sich darauf verlassen, daß er kein Betrüger ist und ungewöhnliche Kenntnisse besitzt. Er war in Dresden, als ich mit meiner Frau gerade auch dort war, und wollte uns Beiden wohl. Meine Frau wünschte ein Paar Ohrringe zu verkaufen. Der Goldarbeiter bot ihr eine Kleinigkeit dafür. Sie erzählte es dem Grafen, der fragte: „Wollen Sie sie mir zeigen?“ Sie thats. Dann sagte er: „Wollen Sie mir sie für ein paar Tage anvertrauen? Und er gab sie ihr so verschönert zurück, daß der Goldarbeiter, dem meine Frau sie nun wieder zeigte, ausrief: „Das sind schöne Steine, ja das ist etwas Anderes, als was Sie mir zuerst zeigten.“ Und er bezahlte ihr den doppelten Preis.“

„Kurz darauf kam Saint Germain nach Schleswig und unterhielt mich viel von Allem, was er zum Wohl der Menschheit unternehmen wolle. Ich fühlte nicht die geringste Lust mich darauf einzulassen, aber endlich hatte ich doch keine Ruhe mehr dabei, um eines falschen Begriffes von Klugheit oder Sparsamkeit willen wichtige Kenntnisse zu verschmähen, und so wurde ich sein Schüler. Er sprach viel von einer Verschönerung der Farben, die sich beinahe ohne Kosten herstellen lasse, und von der Verbesserung der Metalle, wobei er jedoch ausdrücklich erklärte, selbst wenn man es könnte, sollte man kein Gold machen; und diesem Grundsatz blieb er auch vollkommen treu. Die Edelsteine kosten die Ankaufssumme, aber wenn man sich auf ihre Verschönerung versteht, kann man ihren Werth außerordentlich erhöhen.“

Da haben wir also unsern Prinzen Karl als lernbegierigen Schüler Saint Germains. Verwahrten ihn denn seine religiösen Ueberzeugungen nicht vor dem Einfluß eines Betrügers; lehrten sie ihn gar nicht die Geister prüfen? möchte man fragen. Es ist wahr, in allen Fällen diente ihm seine kindliche Frömmigkeit nicht zu der sichern Schutzwehr und Schranke, die ein unter allerlei Zweifel und Anfechtung erkämpfter und erprobter Glaube dem gereifteren Christen bietet, allein weit abirren vom rechten Weg ließ ihn seine Aufrichtigkeit nicht. Mit feinem Gefühl wußte er recht wohl zu unterscheiden zwischen dem bei allem Komödienspiel wirklich gelehrten Saint Germain und dem gemeinen Betrüger und Geisterbeschwörer Schrepfer, der zu jener Zeit viel von sich reden machte und dann in Leipzig mit Selbstmord endete. Darin sieht er wirklich schärfer als Mirabeau und alle andern Schriftsteller jener Tage, und inmitten all' seiner Leichtgläubigkeit schreibt er:

„In Leipzig erkundigte ich mich bei verschiedenen Personen genau nach dem bekannten Schrepfer, u. A. auch bei den Professoren Eck und Marche, die mir Einzelheiten von seinen Zauberkünsten erzählten. Sie waren dabei, als er Geister citirte, die nicht nur erschienen, sondern auch mit den Zuschauern sprachen. Ich hatte durch den Prinzen Friedrich von Braun-

schweig, und durch den edlen Oberst Frankenberg, schon viel von ihm gehört. Letzterer hatte zwar nicht Schrepfer selbst, aber einen seiner hauptsächlichsten Schüler gesehen. Ich bat ihn dringend, eine so gefährliche Verbindung doch aufzugeben, und sich einzig und allein an unsern Herrn zu halten, worin er mir auch gewissenhaft folgte.“

„Saint Germain ist ein Mensch, der nicht stirbt,“ hatte einmal Voltaire Friedrich dem Großen geschrieben. Nun, ein Mensch, der nicht stirbt, könnte am Ende eine allzubekannte Erscheinung werden, wenn er nicht Sorge trüge, von Jahrhundert zu Jahrhundert unter einem neuen Namen aufzutauchen. Saint Germain wechselte den seinen wenigstens je nach den Ländern. Zuerst ein Marquis von Montferrat, war er in Venedig ein Graf Bellamare, in Pisa Ritter Schöning, in Mailand Ritter Welldone, in Genua Graf Soltikoff, in Schwalbach Graf Tzarogy, während er in Frankreich seinen endgiltigen Namen und Titel annahm. Kam er auf seine Kindheit zu sprechen, so war es nur, um den Glanz zu schildern, in dem er dieselbe verlebt habe. Seine dunklen Andeutungen schienen dann bald auf Spanien, bald auf Italien, auf Granada oder Florenz im 15ten Jahrhundert hinzuweisen, und augenscheinlich schmeichelte es dem geschickten Erzähler, wenn die Phantasie seiner Zuhörer in ihm einen Nachkommen der Mediceer oder der Könige von Granada sah. Hat er aber überhaupt je in seinem Leben die Wahrheit gesagt, so ist das wohl am ehesten kurz vor seinem Ende unter dem Einfluß des Prinzen von Hessen geschehen, als die Ewigkeit ihm nahte und mit dem möglichen Nutzen auch das Bedürfniß zu lügen einigermaßen verschwand. Hören wir also, was Karl uns zuletzt von ihm zu erzählen hat.

„Man wird vielleicht begierig sein, die Geschichte Saint Germain's zu hören; und so will ich sie mit der größten Treue nach seinen eigenen Worten aufzeichnen und nur die unentbehrlichsten Erklärungen einschalten. Als er hier ankam, sagte er mir, er sei 88 Jahre alt; bei seinem Tode zählte er also 92 oder 93. Mir erzählte er, er sei der Sohn des Fürsten Rakozky von Siebenbürgen und dessen erster Gattin, einer Gräfin Tekely. Er wurde unter die Pflege des letzten Mediceers gestellt, der ihn als Kind bei sich im Zimmer schlafen ließ. Als er hörte, daß seine beiden Brüder, Söhne der Prinzessin von Hessen-Rheinfels oder Rothenburg, wenn ich mich recht erinnere, sich Kaiser Karl VI ergeben und von ihm die Namen des Kaiserpaares St. Karl und St. Elisabeth erhalten haben, rief er aus: „nun, dann werd ich mich Sanctus Germanus, der heilige Bruder nennen.“ Ich kann zwar seine Geburt nicht bezeugen, daß er aber ein besonderer Günstling des letzten Mediceers war, habe ich auch von anderer Seite gehört. Dieses Haus ist ja durch seine hohe Gelehrsamkeit bekannt, und es ist nicht zu verwundern, daß er dort seine ersten Kenntnisse geschöpft hat; indessen behauptet er, sein Verständniß der Natur durch eigene Forschung erworben zu haben. Mit Kräutern und Pflanzen gründlich bekannt, hatte er verschiedene Arzneien erfunden, deren er sich beständig bediente, und die sein Leben und seine Gesundheit verlängerten. Ich habe noch alle seine Rezepte, aber die Aerzte ließen sich nach seinem Tode sehr gegen seine Wissenschaft auf. Dem Doktor Lossau, der früher Apotheker gewesen war, gab ich einen Jahresgehalt von 1200 Thalern für die Bereitung der Rezepte, die ihm Saint Germain diktirte. Zu diesen gehörte besonders ein Thee, den die Reichen kauften und die Armen unentgeldlich erhielten. Nach dem Tode jenes Arztes zog ich sämmtliche Rezepte zurück und besetzte seine Stelle nicht wieder, weil ich der Bemerkungen müde war, die ich allerorten darüber zu hören bekam.

„Saint Germain wollte hier zu Lande eine Farbenfabrik gründen, und da ich Gelegenheit hatte, in Eckernförde um billigen Preis die nöthigen Gebäulichkeiten dazu zu kaufen, that ichs und stellte sie ihm zur Verfügung. Ich kaufte Seide, Wolle u. s. w. und alle die nöthigen Geräthschaften zu einem derartigen Etablissement. In einem großen Kessel sah ich darin auf die gleiche Art, wie ich selbst es in einer Tasse gelernt und geübt hatte, 15 Pfund Seide färben, und es gelang vortrefflich. Man kann also nicht sagen, die Sache sei nicht im Großen betrieben worden. Das Unglück wollte aber, daß Saint Germain gleich bei seiner Ankunft in Eckernförde in einem feuchten Parterrezimmer,

das er bewohnte, sich einen starken Rheumatismus zuzog, von dem er trotz aller seiner Heilmittel nie mehr ganz genas. Ich besuchte ihn oft in Eckernförde und verließ ihn nie, ohne um einige neue und sehr interessante Belehrungen reicher geworden zu sein.

Eines Tages fand ich ihn sehr krank, und wie mir schien nahe an seinem Ende. Er nahm sichtbar ab. Nachdem ich in seinem Schlafzimmer gespeist hatte, hieß er mich allein an sein Bett sitzen, sprach über verschiedene Dinge viel deutlicher mit mir, als er es bisher gethan hatte, verhieß mir Großes davon und bat mich, möglichst bald wieder zu kommen, was ich auch that. Ich fand ihn etwas besser, aber sehr schweigsam. Als ich im Jahr 1783 eine Reise nach Cassel machen mußte, sagte er mir, ich werde, falls er während meiner Abwesenheit stürbe, ein wohl versiegeltes Billet von seiner Hand finden, das mir über Alles den nöthigen Aufschluß gebe; aber dieses Billet kam nicht zum Vorschein, vielleicht war es in unzuverlässige Hände gerathen. Ich war oft an ihm gewesen, mir noch zu seinen Lebzeiten mitzutheilen, was er mir in jenem Billet hinterlassen wolle; dann hatte er mir aber mit einem Seufzer geantwortet: „Ach, mein lieber Prinz, wie unglücklich wäre ich, wenn ich mir zu sprechen erlaubte."

„Er war vielleicht einer der größten Weisen, die je gelebt haben. Sein Herz schlug nur für das Wohl Anderer; er wünschte nur Geld zu haben, um es den Armen zu geben, und auch den Thieren war er ein Freund. Er glaubte wirklich, die Menschheit durch die Erhöhung ihrer Genüsse, wie durch schönere Stoffe und schönere und wohlfeilere Farben beglücken zu können. Seine prachtvolle Farben kosten beinahe nichts. Ich habe nie einen Menschen von schärferem Verstand gesehen als ihn; und dabei besaß er namentlich in der alten Geschichte Kenntnisse wie wenige. Er hatte alle Länder Europa's besucht, und ich weiß beinahe keines, in dem er nicht einen längeren Aufenthalt gemacht hätte. Er war oft in Constantinopel und in der Türkei gewesen; doch schien Frankreich sein Lieblingsland zu sein. Er wurde Ludwig XV. und der Marquisin Pompadour vorgestellt und bei den kleinen Soupers des Königs zur Tafel gezogen. Ludwig XV. setzte großes Vertrauen in ihn und schickte ihn sogar als geheimen Agenten in's Haag, um wegen des Friedens mit England zu unterhandeln. Es war nämlich die Gewohnheit dieses Königs, hinter dem Rücken seiner Gesandten politische Emmissäre auszusenden; nur ließ er sie schnappen, sobald sie entdeckt wurden. Der Herzog von Choiseul bekam damals Wind von Saint-Germains Schritten, und wollte ihn arretiren lassen, aber er flüchtete sich noch zeitig aus dem Haag und nahm dann den Namen Welldone an.

„Seine religionsphilosophischen Ansichten waren der helle Materialismus, aber er wußte sie mit solcher Gewandtheit vorzubringen, daß man sie nicht leicht siegreich widerlegen konnte; doch wurde mir das Glück zu theil, ihm mehrmals erfolgreich entgegenzutreten. Er war nichts weniger als ein Verehrer Jesu Christi, und da er sich in Beziehung auf ihn Ausdrücke erlaubte, die mir sehr peinlich waren, sagte ich einmal: „Mein lieber Graf, es steht Ihnen vollkommen frei, von Jesus Christus zu denken, was Sie wollen; aber ich gestehe Ihnen offen, daß es mir sehr wehe thut, wenn Sie feindselig von Demjenigen sprechen, dem ich von ganzem Herzen ergeben bin." Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Jesus Christus ist nichts, aber Ihnen wehe thun ist etwas; ich verspreche Ihnen also, nie mehr von ihm zu reden." — Während meiner Abwesenheit beauftragte er noch auf seinem Todenbette den Doktor Lossau, mir bei meiner Rückkehr von Kassel zu sagen, Gott habe ihm die Gnade erwiesen, ihn vor seinem Ende auf andere Gedanken kommen zu lassen; er wisse, fügte er hinzu, welche Freude mir das machen werde, und daß ich in einer andern Welt noch viel für sein Glück thun werde."

Mirabeau schließt seine ironische Schilderung Saint Germains mit den Worten: „Er hängte sich an den Prinzen von Hessen und vergaß wie seine Vorgänger seinen Vorsatz, nicht zu sterben." Das soll wohl heißen: „Der Betrüger fand nur bei einem wohlwollenden und leichtgläubigen deutschen Fürsten noch eine Zufluchtsstätte und beschloß seine Tage in einem Dunkel, aus dem er nie hätte heraustreten sollen; lassen wir ihn also im Schatten verschwinden." Uns aber scheint, wenn zu irgend einer Zeit Saint-Germain einiger Theilnahme werth sei, so sei es in dem

Augenblick, da die Maske fiel, der Abenteurer die verlorenen Stunden durch nützliche Beschäftigungen auszukaufen suchte und sein durch die lange Gewohnheit des Lügens eingeschläfertes Gewissen zu erwachen begann. Oder war auch sein letzter Auftrag an Karl vielleicht nur eine letzte Komödie? Das eben ist der Fluch des Lügners, daß man nicht weiß, ob man seine endliche Umkehr nicht für einen neuen Betrug halten soll.

5.

Ueber seine Verbindung mit dem Freimaurer-Orden gibt uns Karl gleich bei den ersten Zügen seiner Erzählung einiges Licht. Im Frühling 1774 hatte er am Tage seiner Aufnahme in denselben mit dem Oberst Köppern, der gleichfalls aufgenommen werden sollte, und einigen Bekannten die ihn zu diesem Schritt bewogen hatten, in Louisenlund am Meeresstrand gespeist. Das Haus, in dem die Ceremonie stattfinden sollte, lag am entgegengesetzten Ende der Bucht. Um vom Schlosse aus dorthin zu gelangen, mußte man entweder den Krümmungen des Ufers folgen oder die Bucht durchschneiden. Man war übereingekommen, gleich nach der Tafel den Weg zu Pferd zu machen. Doch man verspätete sich, und es blieb nichts anderes übrig, als einen Kahn zu besteigen. Schon dämmerte es; der Nebel wurde dichter und dichter, und kaum war man vom Lande gestoßen, so hatte sich schon der Kahn in den ausgeworfenen Fischernetzen gefangen. Mühsam macht man ihn los, die Ruderer sind wieder auf ihrem Posten und leicht gleitet das kleine Fahrzeug auf der glatten Fläche hin. Aber ehe man sichs versieht, ist man aufs neue umgarnt; nur ein Fischer hätte sicher den Weg durch die mit Netzen bedeckte Bucht finden können; so aber hat die unvorsichtige Barke aus Mangel an einem kundigen Führer noch mehr als einen Zusammenstoß mit jenen unsichtbaren Schlingen. Endlich, endlich, nach heißer Arbeit gewahrt man ein schwaches Lichtlein auf einem kleinen Felsvorsprung; man steuert auf den ungewissen Leuchtthurm los; man landet. Ist man jetzt wirklich am Ziel? Noch immer nicht. Man hat des rechten Wegs verfehlt, und muß sich erst durch einen Sumpf hindurcharbeiten, ehe man durch eine Hinterthüre in die Loge gelangt. „Wenn ich ein Horoscop stellen wollte, wäre diese Reise ein treffendes Sinnbild des mühsamen und nur auf Umwegen zum Ziele führenden Pfades, dem ich bei der Freimaurerei folgen mußte, und des Zustandes, in dem ich sie damals traf."

Ja, hinter all den feierlichen, geheimnißvollen Ceremonien des Ordens war wenigstens zu der Zeit, als Karl in denselben eintrat, das leere Nichts, erst einige Jahre später wurden sie der Rahmen, hinter den unruhige Geister der verschiedensten Art sich versteckten. Den Anstoß zu dieser tiefgreifenden Veränderung gab die Aufhebung des Jesuitenordens. Als am 21. Juli 1773 das päpstliche Breve erschien, waren von allen Jesuiten die deutschen am ungeduldigsten, den verlorenen Einfluß in anderer Gestalt wieder zu erlangen. Unter der Maske religiöser Bestrebungen sich in weltliche Angelegenheiten zu mischen, gieng nicht an, aber die Freimaurerei konnte zu einer passenden Vermummung dienen. Und wirklich hatten kurz darauf natürlich nicht die wirklich frommen, aber die thaten- und ränkedurstigen unter den bairischen Jesuiten in allen Logen festen Fuß gefaßt. Unvermerkt wäre der ganze Freimaurerorden Süddeutschlands eine jesuitische Verbrüderung geworden, wäre nicht vom Norden her ein Alarmruf erschallt, der auf die Gefahr aufmerksam machte. Während nun die Jesuiten die mittelalterlichen Orden der Templer und Rosenkreuzer wieder in's Leben riefen und sogar protestantische Geistliche in diese geheimnißvollen Verbindungen hineinzuziehen wußten, faßte der Ingolstädter Professor Adam Weißhaupt den Vorsatz, seine einstigen Lehrer für alle Zukunft unmöglich zu machen. Aus einem Schüler der Jesuiten war er ihr erbitterter Feind geworden und schickte sich nun an, sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Er glaubte den Augenblick gekommen, nach ihrem Muster, mit ihrer Disciplin und Taktik, eine andere Streiterschaar zu organisiren, deren Aufgabe es sein sollte, den philosophischen und sittlichen Ideen des 18. Jahrhunderts den Sieg zu erkämpfen. Als ein zweiter Ignaz von Loyola wollte der unbekannte, erst achtundzwanzigjährige Mann Europa von der doppelten Ge-

fahr des Jesuitismus und der Freimaurerei befreien, in welch letztere bereits auch Geisterbeschwörungen, alchymistische Versuche und andere Gaukeleien eingedrungen waren. In den vier ersten Jahren warb er seine Anhänger für den neuen Orden nur unter seinen Ingolstädter Studenten; als aber 1780 der junge hannöversche Edelmann Adolph **Knigge** auf seinen abenteuerlichen Irrfahrten mit einem Vertrauten Weißhaupts zusammentraf und sich nun begeistert den Illuminaten anschloß, öffnete sich diesen plötzlich eine neue Welt. Knigge zieht als seitheriger Freimaurer von Stadt zu Stadt, von Loge zu Loge, und so weit jene nicht bereits unter dem Einfluß der Jesuiten oder unter dem der Mystiker stehen, fallen sie den Illuminaten zu. In wenigen Monaten hat die Propaganda ungeheure Fortschritte gemacht, und jeder neue Jünger zieht einen Andern nach sich. Ein Göthe, ein Herder sogar schließen sich an. Bedächte man nicht die fieberhafte Aufregung, die sich in jenen glaubensarmen Tagen aller Geister bemächtigt hatte, die Umtriebe der bairischen Jesuiten und alle die geheimen Gesellschaften, gegen die das Kriegsgeschrei ertönte, und die leeren Formen der Freimaurerei, die eines belebenden Geistes warteten, man könnte es wirklich kaum begreifen, wie eine von einem mittelmäßigen Denker und einem leichtsinnigen Junker gestiftete Gesellschaft innerhalb weniger Jahre sich über ganz Deutschland und Scandinavien verbreiten, ja sogar bis ins russische Reich verzweigen konnte.

Doch, wo sind wir? Was hat mit all dem der Prinz von Hessen zu thun? Lassen wir ihn selbst sprechen: „Um's Jahr 1782 (eigentlich 1776) hatte sich in Deutschland, besonders in Bayern, eine neue Gesellschaft gebildet, die sich die Illuminaten nannte. Mehrere ihrer Häupter kamen während der großen Freimaurerversammlung in Wilhelmsbad nach Frankfurt und ließen sich auch in Hanau sehen, jedoch ohne ihre Farbe zu zeigen. Sie suchten mehrere der Anwesenden für ihr System zu gewinnen, das in seinem innersten Wesen viel mit dem Jesuitismus und besonders mit dem Jakobinismus gemein hat. Erst im folgenden Jahr kam einer von ihnen Namens **Bode** zu mir nach Kassel, um mir von dem neuen Orden zu erzählen, der sich hinter die ersten Stufen der Freimaurerei versteckte. Der Anfang schien nur Gutes zu bezwecken, das Ende mußte aber zum Umsturz der Throne und der Kirche führen. Bode war ein redlicher, von den besten Absichten beseelter Mann. Er übergab mir seine Papiere mit den Worten: Hier ist ein System, das in schlechten Händen das Unglück der Menschheit werden, in weisen Händen aber viel Gutes stiften kann. Als Bevollmächtigter unseres Ordens übergebe ich es Ihnen in der Hoffnung, Sie werden eines der Häupter desselben werden. Norddeutschland, Dänemark, Schweden und Rußland stehen ganz und gar unter Ihrer Leitung.“ Er ließ mir die Schriftstücke und sagte mir, er werde in einigen Stunden wieder kommen, um meine Befehle zu holen. Ich überflog sie, so schnell ich konnte, indem ich Gott inbrünstig bat, mich in einer für das Wohl der Menschheit so wichtigen Sache doch recht zu leiten. Ich sah bald, um was es sich handelte, und mein erstes Gefühl war, meinen ganzen Abscheu vor solchen Greueln auszudrücken; dann aber begriff ich mit Bode, wie viel Böses diese Papiere stiften könnten, wenn sie einem selbstsüchtigen, ehrgeizigen Manne in die Hand fielen, der sich nichts um die Gesetze der Religion und Moral kümmerte. Ich schwankte daher nicht, als Bode mit der Frage zurückkam: „Nun, haben Sie die Papiere gelesen? Nehmen Sie das Ihnen angebotene Amt an?“ sondern antwortete frisch: „Ich habe noch nicht bis zum Ende gelesen, aber ich nehme das Amt unter der bei den höheren Graden des Freimaurerordens üblichen Bedingung an, daß Niemand ohne meine Erlaubniß aufgenommen werden kann.“ — „Das versteht sich von selbst,“ erwiederte er, „und Sie können sich darauf verlassen, daß es Ihnen freistehen wird, alles nach eigenem Ermessen einzurichten.“

„Mein Titel war: Le directeur national du Nord. Es war ein vollständiger Plan zur Einführung des Jakobinismus. Ich erhielt die Namensliste der schon gesammelten Mitglieder; glücklicherweise waren es deren nicht viele. Bei meiner Rückkehr nach Dänemark ließ ich einige der Obersten zu mir kommen, und nahm jeden besonders, um mit ihm zu sprechen. Der Obersten, sage ich, aber auch sie standen noch auf den unteren Stufen und ahnten den Abgrund

nicht, zu dem man sie fortriß. Ich setzte sie davon in Kenntniß und sagte ihnen, ich habe das Amt des „Nordhäuptlings“ nur angenommen, um die weitere Ausbreitung dieser abscheulichen Gesellschaft zu verhindern. Gott sei Dank! sie machte auch, meines Wissens wenigstens, keinen Fortschritt im Norden. In Bayern fiengen sodann die Verfolgungen an, und der Jakobinismus konnte in Deutschland nicht Wurzel fassen, wie in Frankreich, wo man, wie mir gesagt wurde, schon so lange ich in Wilhelmsbad war, auf die Revolution hinarbeitete.“

Es war das Jahr 1785, in dem von Seiten der Regierungen der Sturm gegen die Illuminaten begann. Von ihren drei Häuptern hatte, wie wir so eben gesehen haben, Bode als der Nüchternste schon zwei Jahre zuvor die Gefahren erkannt, die durch die Ausbreitung des Ordens möglicher Weise heraufbeschworen werden konnten, und seinem Gewissen dadurch Genüge zu thun gesucht, daß er die Leitung desselben in die besten Hände zu legen bemüht war. Knigge sagte sich, etliche Monate ehe die Grundsätze der Illuminaten durch eines ihrer Mitglieder verrathen wurden, von ihnen los, trat in's Privatleben zurück, und schrieb später ein in manchen Beziehungen lehrreiches Buch, in dem er als ein Mann, der etwas von der Sache versteht, mit bewegter Feder alle geheimen Gesellschaften verdammt. Weishaupt, der im Sturm von 1785 allein übrig Gebliebene, fand bei einem Anhänger seiner Sekte, dem Herzog Ernst von Gotha Schutz und Zuflucht. Vergessen von der Zeit, ist er in hohem Alter gestorben.

6.

Der Prinz von Hessen, dem es gewiß kein Schmerz war, den Orden der Illuminaten erlöschen zu sehen, blieb dessen ungeachtet bis zum Ende seines Lebens Freimaurer. Nimmt man seine edle Einfalt, sein warmes Herz für seine Mitmenschen, sein reges Interesse für jede neue Erscheinung und seine Empfänglichkeit für jeden schönen Traum zusammen, so klingt es in der That nicht unglaublich, daß er sich auch noch unter die **Jakobiner** nach Paris verirrt haben könnte. Unwillkürlich wird man an ihn erinnert, wenn der preußische Baron Klootz in seinem bekannten Brief (vom Okt. 1790) an einen deutschen Fürsten ausruft: „Kommen Sie, Prinz, kommen Sie getrost, weil es Ihnen ja eine Lust wäre, dem großen Schauspiel beizuwohnen, das wir der Welt geben! Kommen Sie so schnell als möglich; Paris ist voll erhabener Seltsamkeiten! Ich werde Sie zu den Jakobinern führen, wo Ihr Vetter, der Prinz von Hessen, den wir Monsieur Hesse nennen, zwischen seinem Schneider und seinem Schuhmacher sitzt!“ Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Monsieur Hesse wirklich der Landgraf Karl, der Statthalter von Norwegen, der Schwager Christians VII. und Gustavs III., der Vertraute Friedrichs II., der Freund und Beschützer Saint Germains und der Nordhäuptling in der Phalanx der Illuminaten. Was that er dort, und wie mag ihm dabei zu Muthe gewesen sein?

Er selbst schweigt darüber. Gleichsam als fürchtete er sich, jene Erinnerungen heraufzubeschwören, bricht seine Lebensbeschreibung mit dem Jahr 1786 plötzlich ab und verschwindet damit aus der neuesten Geschichte. Aber wenn er selbst auch davon nichts mehr erzählt, erwähnt ihn doch die Chronik verschiedener kleiner Deutschen Höfe von 1815 an als den Vertreter einer wohlwollenden, freisinnigen Richtung. Im Jahr 1821 nahm er noch ein ihm gewidmetes Buch über eine Reformation des Freimaurerordens mit lebhafter Theilnahme an; je länger, je mehr scheint er aber doch von jeder Täuschung über den Werth geheimer Gesellschaften zurückgekommen zu sein. Das Christenthum, dem er ja nie entsagt hatte, wurde immer ausschließlicher der Gegenstand seiner Beschäftigung. Freilich kannte er es nicht frei von allerlei menschlichen Beimischungen; doch suchte er nach dem ihm verliehenen Maß von Licht aufrichtig Gott zu dienen mit einer zeitgemäßen Modification des Lutherthums, und sehnte sich von Herzen nach dem Anbruch des tausendjährigen Friedensreiches vor dem Schlußgericht über das Menschengeschlecht. Er sammelte einen kleinen, auf eine mystische Auslegung des Evangeliums gegründeten Kreis von Freunden, der als Secte in England und Amerika noch immer einige Anhänger zählt. Eigenthümlich ist die Mühe, die er sich gab, den Thierkreis von Denderah, der aus Egypten nach Frankreich

gebracht worden war und die dortigen Gelehrten viel beschäftigte, in einer solchen Weise zu deuten, daß alle seine Träume von apocalyptischen Zeitrechnungen sich an dessen räthselhafte Figuren anlehnten. Auch mit der Alchymie beschäftigte er sich unermüdet. Ein Freund Jung Stillings scheint er doch mit andern lebendigen und zugleich nüchternen Bibelchristen kaum in nähere Berührung gekommen zu sein.

Immer aber blieb sein Wahlspruch: Omnia cum Deo! Er wohnte nun abwechselnd in Dänemark, an das ihn viele theure Erinnerungen ketteten, wo auch König Friedrich VI. sein Schwiegersohn geworden war, und im Kurfürstenthum Hessen, wo zu seinem Schmerz der ganze alte Despotismus wiederkehrte, sein Einfluß aber doch manche unheilvolle Maßregel verhinderte.

Als die Revolution in Kassel 1830 seinen Neffen Wilhelm II. zur Flucht nöthigte, erschien er noch in der Kammer und beschwor die neue Constitution. Die Anwesenheit des geehrten Greisen diente damals dem Erbprinzen zu seinem Schutze in aufgeregten Tagen. Stets von der Hoffnung beseelt, noch eine herrliche Zeit auf der alternden Erde anbrechen zu sehen, entschlief er sanft am 17. August 1836, ein jugendlich gebliebener Greis von 92 Jahren.

Ein Vikarsleben.

(Schluß).

Siebentes Kapitel.

Die Krankenstube.

Eine drückende Luft herrscht in jedem Raume, drin ein geplagter Kranker hoffnungslos darniederliegt. Was werden da oft Kämpfe ausgefochten, furchtbarer, entscheidender, als in manchem Schlachtgewühl. Und je nachdem eine Menschenseele, umgeben von der elenden, hinschwindenden Körperhülle, in einem Stadium ihres inneren Kampfes steht, theilt sich der ganzen Luft ihrer Umgebung der Zustand des Kranken mit. Es gibt Krankenzimmer, drin nur im steten, grauenvollen Gleichklang der hohle Ton uns entgegenschallt: „Unsere Hoffnung ist verloren, unsere Gebeine sind verdorret; es ist aus mit uns!“ Sie sehen nur auf ihre mageren Hände, auf die täglich abnehmende Kraft, auf den entsetzlichen Mangel des Lebensodems, um den sie täglich mehr mit unsäglichem Zittern und Zagen ringen müssen. Mit allen Künsten, je nach dem Maß der Mittel wird da um den kurzen Rest des Lebens gekämpft, ja solche erleiden oft viel von ihren Aerzten, und verzehren darob all ihr Gut. Es ist nicht gut sein in einer solchen Krankenstube. Scheu und bange schleichen da auch gewöhnlich die den Kranken Umgebenden hin und her. Scheu und bange folgt auch des Kranken Blick den Vorbeihuschenden. Da ist Niemand gern im Krankenzimmer, die Trostlosigkeit theilt sich der Umgebung mit; ja hier ist des Todes Schrecken, und kein Gegengift wider den Tod zu spüren. Wo aber so die letzten Tage der Kranken nur dunkles Grauen sind, wie furchtbar muß die ewige Finsterniß sein, das dunkle Reich, dem sie entgegengehen, und davon ihr Todesgrauen nur eine schwache Ahnung sein soll.

Ehrwürdig und erbaulich aber ist eine Krankenstube, wenn auch der Tod seine verderbende Gewalt darin zu üben begonnen hat, wo das innere blühende Leben mitten unter der täglichen Sterbensnoth zur lieblichen Entfaltung, ja oft zur starken, herrlichen Bewährung kommt. Hier wird dann wohl Schritt vor Schritt, für den aufmerksamen Beobachter deutlich, für den

Kranken oft ohne lebendige Empfindung, ein göttlich Werk nach dem andern gewirkt, eine Schlacke nach der andern hinweggefegt, ein irdisch Gebein nach dem andern zerbrochen, die duldende Seele durch das Alles aber immer näher dem ewigen Licht, der Luft des Himmels, der Lebens- und Liebesgemeinschaft des Herrn gebracht. In einer solchen Krankenstube kommen gewiß auch nicht selten furchtbare Kämpfe mit der oft unsäglichen Schwachheit des Leibes vor. Das Zerbrechen der Gebeine erfolgt ja naturgemäß mit hartem, erschütterndem Krachen, es gibt Zeiten und Stunden auch an dem erbaulichsten Sterbelager, wo das natürliche Grauen vor dem Tode die Oberhand zu behalten scheint, zum Zeugniß, daß der letzte Feind wirklich der Tod ist, und daß auch Kinder Gottes, ihrem natürlichen Wünschen nach, möchten lieber überkleidet als entkleidet werden; aber was ist all das Geächze des Todesleibes gegen die Lebensmacht und die Kraft der Auferstehung, die sich immer wieder Bahn bricht und des Sterbenden Auge mit ewigem Glanz verklärt! Nur Eins muß bei einem solchen scheidenden Erdenpilger klar und wahr sein, dann wird seine Feindin nimmer sich freuen, daß er darnieder liegt: die Sehnsucht nach dem lebendigen Gott, nach der vollen Lebensgesundheit der Seele, gegenüber dem Jammer der Sünde, der Armuth, Eitelkeit und Vergänglichkeit dieser Welt.

Das letzte lernt sich wohl in einer Krankenstube, in der's zum Sterben geht; kommt das Erste dazu, entweder schon mit hineingebracht, oder in ihr geboren durch die Wundermacht des Geistes, dann sind diejenigen zu beneiden, die in der Luft einer solchen Krankenstube aus- und eingehen dürfen.

Der kranke Freund brachte den vollen Eindruck von Beidem mit in seine letzte Kreuzstation. Heimatlich war's ihm nie auf Erden gewesen, auch nach seinem Einzug mit der Lebensgefährtin unters eigene Dach. Sie hatte ihn schon nach Jahresfrist allein gelassen in dem Pfarrhause, nicht einmal das erwartete Kindlein war um ihn geblieben und nun war ihm seine letzte ernste Kampfesarbeit angewiesen. Sein Fleisch und Blut sträubte sich lange, nicht weichen wollt er dem Feinde; ihm ahnte die Kürze seines Lebenstages, da ihm zu wirken vergönnt war, und vor seinem Auge lag schon lange die Nacht, die seinem irdischen Tagewerk ein Ende zu machen bestimmt war. Er, dessen ganze Seele voll Feuer und Flammen schien, von dem sein Vater mir einst schrieb, daß das junge Roß sich noch nicht wolle zügeln lassen, daß der Herr vielleicht werde mit ihm allein reden müssen, möge es dann nur freundlich geschehen, — er wurde nun wirklich in eine Wüste geführt und der Herr redete allein mit ihm. Das Wirken, Predigen und Zeugen hatte ein Ende; kaum 27 Jahre alt öffnete sich dem schauernden Jüngling die Todespforte, unter bebendem Widerstreben trat er hinein; auch mit bangen Klagetönen, in denen allgemach leiser und immer leiser seine irdische Hoffnung sich begrub: — und fortan sollte er nur noch predigen durch seine welkende Trauergestalt, aber auch durch die stille Gewalt eines überaus sanften, demüthigen, geduldigen, auch in schwersten Leiden Gott preisenden Geistes.

Ich war bei ihm während des letzten Halbjahrs vor seinem seligen Heimgang. Ein Bruder aus der Rettungsanstalt, von dem Schwiegervater dazu gesandt, war sein Krankenwärter; ein von Leben und Gesundheit strotzendes Gesicht neben dem bleichen, nicht viele Jahre älteren Kranken. Ach welch' ein eintönig dahinschleichendes Leben war das, wie jammervoll besonders die Nächte! Mit größter Bangigkeit, oft mit unheimlichen Empfindungen sah er jeder neuen Nacht entgegen, unzähligemale meinte er, es würde seine letzte sein. Dabei ein unaufhörliches Ringen um die nöthigste Lebensluft, die ihn bei der tödtlichen Erschöpfung zum Stehen und Umherwandern zwang. Die jugendliche Gestalt war zum zitternden, keuchenden Greise geworden, dem die geringste Anspannung eine doppelte Ermattung brachte. Aber wunderbar, einer Lieblingsgewohnheit, der er in seinen gesunden Tagen fast leidenschaftlich ergeben war, entsagte er auch in den qualvollsten Leidenstagen nicht. Er ließ nicht von seiner Pfeife, die hat ihn begleitet fast bis an den Tag seines Todes. Bei allen seinen Beklemmungen war ihm diese eine wahre Erquickung, und wir dürfen es kühn als eine Freundlichkeit seines Gottes ansehen, daß ihm in aller Odemsnoth noch Luft blieb, zu rauchen. Das war mir oft ein herzrührender Anblick, der mir mehr als einmal die Augen

überlaufen ließ, wenn ich den erschöpften Freund im Dämmerstündchen aufsuchte und ihn trotz allen Nöthen behaglich dampfen sah.

Nun ist's ihm klar geworden, was er gleich im Anfang seines Amtsantritts, auf die Nachricht von einem schmerzlichen Trauerfall dem Vater schrieb: „Müd bist du wohl auch, und wartest auf das Signal zur Abfahrt — aber, lieb Väterchen, du darfst uns noch nicht fehlen... Mir ist's freilich trotz Heirat, trotz Amt immer noch, als sei ich nur zum Besuch hier; und wenn auch das Gefühl zu Zeiten zurückgedrängt wird, es macht sich immer und immer wieder geltend, und wenn ich mich gehen ließe, ich könnte eine Heimwehpredigt halten.“ Damals, kurz nach seiner Hochzeit machte er folgende Verse, in denen dieses Heimweh sich in klarster Weise ausspricht.

So eilt denn nun ihr Tage und ihr Stunden!
Was ich bis jetzt hienieden nicht gefunden,
Erwart ich nicht von dir, o Welt.
Ich glaubte einst, es würden Zeiten kommen,
In denen jeder Sorgenberg erklommen:
Ob's noch geschieht? Dir sei's anheimgestellt.
Ich will, anstatt zu grübeln und zu denken —
In deine Treue mich, o Herr, versenken.

Dein Herz blieb noch in jedem Jahr das gleiche,
Das ewigtreue, immer gnadenreiche,
Mein Trost, mein Frieden, meine Zufluchtsstadt.
Du hast von früher Jugend mich getragen.
Warum sollt ich's denn jetzt nicht weiter wagen,
Du bist mein Stecken, wenn ich müd und matt.
So laß mich denn von einem Jahr zum andern
An deiner Hand zur Sabbathruhe wandern.

Dank dir, o Herr, für alle deine Gnade!
O, ständen nur auf meinem Lebenspfade
Mehr Dank-, als Klagesteine da. —
Was du im neuen Jahr mir auch beschieden —
Mach mich mit deiner Führung nur zufrieden
Und sei du mir nur fühlbar nah;
Daß ich, so oft das blöde Herz will jammern,
Mich um so fester mög' an dich, Herr, klammern.

Und als nach Jahresfrist ihm die Gefährtin genommen ward, sang er ihr nach:

Ach, wann wird der Tag erscheinen,
Ach, wann bricht die Stund herein,
Wo ich mit den theuren Meinen
Darf bei meinem Heiland sein! —
Sagt mir nichts von guten Tagen,
Von der Welt und ihrer Pracht.
Meine Träume sind zerschlagen,
Ruh'n in tiefster Grabesnacht.
Seit der Nacht, so bang und schwer,
Bietet mir die Welt nichts mehr.

Mein Verlangen geht nach Oben,
Geht zum rechten Vaterland;
Dort ist sicher aufgehoben,
Wer hier keine Ruhe fand.
O, seit du bei unserm Herrn,
Folgte ich so gern, so gern!

Dank für alles treue Lieben,
Das hier unten mich umgibt;
Doch, kein Herz ist mir geblieben,
Das mich so wie du geliebt.
Das mich ganz und gar verstand,
So dem Meinen war verwandt....

Nun ich fühls, in dieser Hütte
Weil' ich auch nicht lange mehr.
Schon vernehm' ich Botentritte
Von dem Thronsaal Gottes her.
Jetzt noch etwas Goldschmidsglut,
Bald am Ziel durch Jesu Blut.

Die Gluth kam und sein Studierzimmer ist die Feueresse des Schmelzers für ihn geworden. Und doch so tief ernst er schon bei den ersten Mahnzeichen seinen Stand auffaßte, mit so lieblichem Humor wußte er die besorgten Eltern zu beruhigen, als die Gattin die erste Mittheilung über plötzliches Schwellen der Füße, furchtbaren Krampfhusten, Schmerzen der Brust und große Ermattung machte: „Meine Amalie,“ schreibt er mit zitternder Hand unter den Brief, „sieht wieder durch arg schwarze Brillengläser; sie hat so Etwas vom Mückenseigen und Kameeleverschlucken. Sie ist selbst gründlich erkältet u. s. w.“ Und als mitten in den schweren Anfängen seines Leidens jene furchtbaren Zustände sich einstellten, die seinem geliebten Weibe erst das Augenlicht raubten, dann einen jähen Tod bereiteten, da schreibt er mitten aus diesen Gluthen heraus an die Eltern zwar die erschütternden Worte: „Seit drei Nächten habe ich nur wenig oder gar nicht geschlafen, und sehe der vierten schweren Nacht entgegen. Meine theure Amalie ist sehr krank. Mit den Augen ists von Tag zu Tage schlimmer geworden. Selbst wenn ich

ganz vor ihr stehe, kann sie mich gar nicht erkennen. Welche Empfindungen, wenn sie so unter strömenden Thränen vor mir steht und wimmert: O Wilhelm! jetzt sehe ich dich gar nicht mehr! Jetzt noch ein wenig! O laß mich dich noch einmal sehen! bald kann ichs nicht mehr.“ Sie glaubt, ich sei gefaßt: Im Verborgenen aber hab' ich um so mehr zum Herrn geschrieen und eben jetzt sind mir auch die Augen so naß, daß ich kaum schreiben kann“ — dann aber setzt er gleich hinzu: „Und doch kann ich stille sein, und ob mein Zimmer jetzt Studierzimmer, Kranken- Besuchs- Eßzimmer zugleich ist, so finde ich doch, daß solche Schulen recht gesegnet sind und sich auf so geweihten Zimmern prächtig studieren läßt! Ich gehe stundenweise in die Gemeinde und tröste meine Kranken mit dem Troste, mit dem mich der Herr tröstet.“ Dann, als um Mitternacht des 10. Januar sich die Noth aufs höchste steigert und er erst ganz allein bei der bereits vom Todeskampf ergriffenen Gattin aushalten muß, schreibt er noch unter denselben Brief: „Seit zwei Stunden stehe ich in tiefster Nacht mit meiner schwer erkrankten Amalie allein. O Herr, mache mich stille! was kommen will, komme schnell.“

Und es kam schnell; noch zwei Stunden weiter und er selbst mit dem Todeskeime in der Brust, hielt eine starre Leiche in seinen zitternden Armen. So war sie ihm vorangeeilt, sie die vor wenig Tagen noch voll Angst die Keime jener unerbittlichen Krankheit bei ihrem Gatten herannahen sah. „Mein Herz blutet und schreit nach seiner Amalie,“ schreibt er nach zwei Tagen an die Eltern. „Mein Herr und Heiland aber wird und muß durchhelfen,“ heißt es gleich hinterher.

Ich will noch einige briefliche Aeußerungen an dieser Stelle folgen lassen, aus denen ein lieblich schwermüthiger, mitunter von heißer Sehnsucht nach der Seligen erfüllter, aber doch vorwiegend heldenmüthiger und zu seinem Gott getroster Geist athmet. Am 19. Januar. „Zuweilen gibt mir der Herr, daß ich still sein kann; besonders sind mir der Verkehr mit seinem Wort, eine Bibelstunde, die ich gestern Abend gehalten, und einige Krankenbesuche von Segen gewesen. Im Uebrigen blutet das Herz immerfort. Doch: „Ich steh' in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben; Nicht Erdennoth, nicht Erdentand, soll mich daraus vertreiben,“ das war meiner sel. Amalie Lieblingslied und so stehe ich jetzt, daß ich mich gehen lasse, wie der Herr mich gerade führt. Meine Freude ist mein Studierzimmer, wo ich immer meine Selige wiederfinde, und komme ich Abends nach Hause, so flüchte ich mich bald hieher und meine, ihren Geist und ihre treue Nähe zu verspüren..... Aus der Gemeinde kommt mir eine Liebe entgegen, die mir recht erquickend ist. Ein Konfirmand brachte mir heute zwei Tauben, um den angegriffenen Pastor zu stärken. — O hätt' ich noch einmal meine Amalie!“ — Mit dem Februar beginnen bereits regelmäßige Krankenberichte an die Eltern, wenn auch sein Zustand sehr wechselt, und bald ernster, bald leichter erscheint. Die Mutter betont gelegentlich eines Besuchs bei dem kranken Sohne schon die Nothwendigkeit einer stehenden Vertretung, von der er anfangs durchaus nichts wissen wollte. Bald jedoch fügte er sich dem entschiedenen Rath des Kollegen und er, der seit er Prediger war, jeden Sonntag beklagte, an dem er das Wort nicht hatte verkündigen können, mußte nun einen Sabbath nach dem andern müßig am Markte sitzen. Das ist wohl mit der größte Schmerz seiner kranken Tage gewesen. Tausendmal, sobald nur ein leiser Hoffnungsschimmer in leichteren Stunden auftauchte, hat er ernstlich, ganz im Gegensatz zu dem nächsten Kollegen, ans Predigen gedacht; hatte er je einmal eine Taufe, eine Trauung auf seinem Zimmer mit kurzer Ansprache überwunden, so hielt er sich gleich für fähig, den nächsten Sonntag seiner lieben Gemeinde, an der er mit ganzer Seele hieng, die gute Botschaft zu verkünden. Gewöhnlich aber folgten solchen gewaltsamen Erregungen die größten Ermattungen auf dem Fuß, und es kam wohl vor, daß, wenn er einen Brief mit Rühmen, und der besten Hoffnung voll, begonnen, der Schluß bereits wieder ein Klagelied war. Er fühlt das auch selbst sehr wohl, wenn er einmal schließlich sagt: „Ich bin eben doch noch krank, und so oft ich mir einbilde, gesund zu sein, und anfange, Pläne zu machen, läßt mein treuer Heiland einen Drücker kommen, der den Zeiger einige Zahlen zurück setzt. Das Wort Gottes, der Verkehr mit dem Herrn und meiner sel.

Amalie, und Hofackers Leben sind drei Dinge, die mich bei alledem stets am meisten erfrischen." Zuweilen kommen Briefe, bei denen man sich ordentlich besinnen muß, daß sie ein unheilbar Kranker schreibt, solch ein Geist der Frische und des Humors weht darin. Einmal scheint sich der liebe Kranke alles Ernstes fast genesen zu fühlen, und nur die allzuängstliche Umgebung hindert ihn, sich diesem Gefühle wirklich hinzugeben; in gewohnter Demuth und Geduld fügt er sich dann: „An den Festtagen darf ich wohl das Abendmahl austheilen und auch eine Predigt halten, indessen man wagt kaum etwas der Art zu schreiben, weil sich alsbald ein solches Geschrei von Schonung erhebt, daß man schier verstummen muß."

Ein anderes mal, nachdem er noch kurz vorher mit großem Ernst von seiner nun nächsten Sonntag zu haltenden ersten Predigt gesprochen, schreibt er an demselben Sonntag: „T. (der Stellvertreter) ist eben in der Kirche am Predigen, während ich auf dem Sessel der Mittagsruhe gepflegt habe, ohne mich um Amt und Gemeinde zu kümmern. Es ist etwas Wahres an dem Wort, daß man sich am Ende auch den Müßiggang wohlgefallen läßt. Fatal ist, daß ich jetzt wieder so wohl aussehe und einen so gesunden Appetit habe, daß unbefangene Beobachter schier an meinem Kranksein zweifeln können."

In diesen Zeiten war es ihm denn auch noch einmal vergönnt, Gänge in die Gemeinde zu thun; am liebsten zog es ihn dann zu seinen Kranken, an deren Betten er manches liebliche erfahren durfte. Der Herr erfüllte ihm sogar noch den heißen Wunsch, eine wenn auch kurze Zeit hindurch, das Wort vom Kreuz vor der Gemeinde zu verkündigen. Wunderbar, vom Grabe fast zurück auf die Kanzel, um bald darauf doch wirklich ins Grab zu gehen. Dieser kurze Zwischenlauf ist wieder bezeichnet durch eine rastlose, erstaunliche Thätigkeit, durch Gänge in die entferntesten Winkel der Gemeinde, die bei den häßlichsten, vom Regen aufgeweichten Wegen kaum für möglich gehalten wurden, und ihm wohl mit Recht den Vorwurf der Unvorsichtigkeit zuzogen. Es kam wieder vor, daß er von Morgens zehn bis Abends acht auf dem Wege war. „Indessen," schreibt er, „es war eine Amtssache, nothwendig und darum hab' ichs im Glauben gewagt." Sobald ihm nur etwas Luft wurde, trat der ihm eigene, heitere, oft sprudelnde Geist hervor. So war die Geburt eines Kindleins aus verwandter Familie zu melden: „Ein Mägdlein mit schwarzem Haar und dicken vollen Backen. Seine erste That war, Marie M. in den Tantenstand zu erheben und Onkel Ludwig zum Großvater zu declariren;" und bei einer andern Gelegenheit, als die haushaltende Anstaltsschwester auf einen Tag abwesend sein sollte, meldet er den Eltern: „T. (Vikar) will zwar gern den ganzen Tag kalte Küche haben, und selbst am Morgen statt des Kaffees rohe Eier und Speck essen." Weil ihm aber vor so barbarischen Sitten noch graut, so wünscht er Hilfe.

Bald war die kleine Kraft wieder zu Ende, die Schwingen, die ihn eine kurze Zeit hindurch wieder rasch empor getragen, wurden stark beschnitten und hiengen schlaff zu Boden. Das Wandern und Predigen hörte wieder auf, aber obwohl die Kraft von Tage zu Tage dahinschwand, die innigste Theilnahme an dem Wohl und Wehe der Seinigen, seiner Gemeinde, und Aller, die mit ihm in irgend einer Beziehung standen, wuchs bis an sein Ende. Fort und fort, oft aus der größten Schwachheit gehen die zärtlichsten Briefe ab an die Eltern, ja nach allen Seiten; nichts ist ihm fremd, was die angeht, an die er schreibt; die unbedeutendsten Sachen werden mit einer rührenden Liebe und Theilnahme besprochen. Bei der Verlobung eines Bruders, welche die Eltern anfangs mit einiger Bedenklichkeit erfüllte, bespricht er, obwohl grade an dem Tage sehr geplagt, in liebevollster Weise die einschlagenden Verhältnisse, wobei er des Bruders Schritt von Herzen billigt, wie denn auch die Zukunft ihn vollkommen gerechtfertigt hat. Liebliche Gebetserhörungen kommen auch vor, selbst in ganz äußern Dingen, und stärken seine Kraft: „Gestern Abend," erzählt er 2. März, „konnte ich den Herrn so recht kindlich um etwas bitten, und heute Morgen um 10 Uhr liegt es auf meinem Tisch: ein ansehnliches Geschenk, das ich aber gegen Niemand erwähnen soll. Name des Gebers wie der Gabe ist daher in tiefstes Dunkel gehüllt." Um diese Zeit schlug die Nachricht von dem plötzlichen Tode des russischen Kaisers erschütternd in alle

Gemüther ein. Auch sein Gemüth war bei aller persönlichen Noth dem ganzen Eindruck dieses Ereignisses offen. Vielleicht war es die tiefe Empfindung von der Hinfälligkeit aller irdischen Größe von der Staubnatur, die selbst einen großen Kaiser voll Kraft und Gesundheit noch vor ihm hinwegraffen kann!

An des Czaren Todtenbett.

Da liegst du nun, das Auge festgeschlossen,
Das eben noch von Kampfeslust gesprüht.
Wie ist so welk der Leib dahingegossen,
Den bis zuletzt nur Thatendurst durchglüht;
Groß warst du Czar, des Reiches Millionen
Sie standen deines Winks gewärtig da,
Groß warst du, Czar! Von allen Fürstenthronen
Stand keiner wie der deine ehern da.

Wo sind sie nun die großen Herrlichkeiten?
Kalt ist die Hand, die Rußlands Zügel hielt.
Du standest da — der Große deiner Zeiten —
Auch deine Rolle ist nun ausgespielt.
Mag man auch auf's Paradelager betten,
Auf sammtnen Pfühl, den kaiserlichen Staub!
Die Erdenmajestät ist nicht zu retten,
Auch Rußlands Czar ist der Verwesung Raub.

Hörst du vielleicht noch etwas von den Tönen,
Mit denen man dich himmelhoch erhebt?
Schlägt wohl noch dumpf an's Ohr der Feinde Höhnen,
Daß du den Sturz des Reichs nicht überlebt?
Man preist dich selig, läßt dein Lob erschallen,
Verkündet weithin deines Namens Ruhm;
Man hörts, wie alle Dome wiederhallen
Vom Ruf, daß du nun seist im Heiligthum!

So spricht man hier, doch nun hinweg den Schleier!
Dort oben gilt kein Kaiserdiadem;
Trotz Sakrament, pomphafter Grabesfeier
Stehst du als armer Sünder nur vor dem,
Deß Auge nicht nach Fürstenkronen fraget,
Vor dem gilt nur die neue Kreatur.
Du siehst vor ihm, vor dem der Seraph zaget,
Säh er in ihm den strengen Richter nur.

Czar oder Bettler, Kronen oder Wunden;
Hier, wo nur probehaltig ächtes Gold,
Da heißts: „Gewogen und zu leicht erfunden!"
Zu Jedem, der die Gnade nicht gewollt.
Fürst oder Bettler — beiden Eine Pforte,
Ein Weg zum Leben. — Wahre Neugeburt!
Verloren Alle, nach dem ewigen Worte,
Die Ihr von meinem Leben nichts erfuhrt!

Wir richten nicht; wir haben keine Kunde
Von deinem Herzensstand, erhabener Czar.
Wir hoffen nur, daß tief im Herzensgrunde
Ein still Verlangen nach Erbarmung war.
Wir wüßten gern dich in der Sel'gen Schaaren. —
Entsetzlich, wenn es in der Ewigkeit
Nun heißt: Er ist zur Hölle hingefahren
Aus aller Pracht und großer Herrlichkeit.

Zugleich fühlt er schwer den allzu phlegmatischen Geist seiner Gemeinde: „M. ist ruhig — kalt bis ans Herz hinan — so lange M. nicht selbst angegriffen wird. Hier exaltirt man sich nicht so leicht." Der eintretende Bußtag gibt ihm Veranlassung zu der Klage: „Seit 10 Jahren liegt die Hand des Herrn schwer über uns und alle Gerichte Gottes, Krankheit an Pflanzen, Theurung, Pestilenz, Krieg und Kriegsgeschrei, Revolutionen u. A. sind hereingebrochen und doch ist von einem gemeinsamen Schuldgefühl, einer Landesbuße, gar nicht die Rede. Und selbst die Christen, anstatt sich lieb zu haben, trennen sich und leider ist's auch in M. so, daß das gegenseitige Vertrauen mehr und mehr schwindet. O, es kann einem oft so weh thun, wenn der Eine hier, der Andere dort etwas wittert, was ihm am Andern nicht recht ist, und sich sein Christenthum eigens construirt und darnach auch den Andern modeln will."

Achtes Kapitel.

Sein Zustand ward bei alledem von Tage zu Tage gebrochener, und still in seiner Brust steigert sich die Todesahnung, die er nur dem Vater, im strengsten Vertrauen entdeckt, zu immer größerer Bestimmtheit. Neben den heitersten Aeußerungen, zu denen er sich zwingt, drängt sich dieser Eindruck mehr und mehr hervor; am Morgen nach dem Bußtage, 3. Mai schreibt er: „Es gieng mir nicht gut; der Husten will nimmer weichen; ich weiß nicht, ob ich ihn doch nicht für einen schwindsüchtigen halten soll. Ich meine oft, der Herr komme nun bald." Dann aber ist er wieder voll liebewarmen Interesses für alle, wie man ihn denn überhaupt nie gleichgiltig gesehen hat. Das war ein köstlich Gnadengut, mit seinem Vater gemeinsam ihm ver-

liehen, daß nichts von dem, was an ihn herantrat, ihn unberührt ließ, er nahm zu allem, auch dem kleinsten eine hingebende Stellung. Und wie groß war der Wirkungskreis, der sich ihm selbst von seiner Krankenstube aus eröffnete. Welch eine Masse von Briefen wurden von seiner zitternden Hand, unter erstickendem Husten, unter Keuchen und Beklemmungen nach allen Richtungen hin geschrieben! Welche Schaaren von Besuchenden (er spricht fast in jedem seiner Briefe oft von 2—5 auf einmal), die auch seine Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, erfreuten sich an dem noch stets so frischen Geist. Fürwahr von seiner Krankenstube aus hat er mehr gewirkt, gebetet, geforscht, zu der Gemeinde geredet, den Seinigen gedient, als viele seiner Brüder, die in der Fülle leiblicher Gesundheit ein langes genußreiches Amtsleben führen. Und dabei vermochte er doch an den meisten Tagen nicht vor Mittag, oft nicht vor 2 Uhr das Lager zu verlassen, und klagt dann wohl, daß er sich lieber gleich wieder hinlegen wolle. Doch überwand der Geist, sobald er auf seine Füße trat, den schwachen Körper, und kaum ein Tag ist wohl vergangen, der nicht durch irgend eine That lieblich bezeichnet gewesen wäre. Mit diesem hustenden, zitternden Kranken gieng Jeder lieber um, als mit so manchem Gesunden, dessen Seele noch in den Banden des fleischlichen Lebens krankte. So hatten seine Gehilfen im Amt, deren drei nach einander schon vor mir im Hause gewesen waren, außerordentlich viel an ihm. Sie waren oft die Niedergedrückten, er der Tröstende; sie muthlos oft bei den Kämpfen und Widerwärtigkeiten in der ausgedehnten Gemeinde; er sie immer wieder aufrichtend durch unverdrossenen, oft sehr eifrigen Zuspruch; aus seinem Krankenzimmer haben sie reiche Ausbeute für ein gesegnetes Predigen genommen. Es ist auch eine schöne literarische Frucht aus seiner Feder während dieser letzten Zeit hervorgegangen, ein Blüthlein von seiner Arbeit und manchen tiefen Blicken in das Geheimniß des Menschenherzens. Es ist ein Lebensbild aus der alttestamentlichen Zeit, wie es sich unter andern Namen nur zu deutlich wiederfindet in unsern modernen Zeiten; „Samuel, der treue Prophet des Herrn, nach seinem äußern und innern Lebensgange," lautet der Titel des Büchleins, das unter dem Druck des Kreuzes geboren, etwas von der Frucht des Lebens an sich hat, das unter dem Kreuze blüht.

Nicht übergehen möchte ich ein Zeugniß, das der mit seltener Zartheit an den Eltern hängende Sohn aus Anlaß ihres dreißigjährigen Hochzeitsfestes aus seiner Krankenstube ihnen sendet: „Billig sollte ich heute die Harfe von den Weiden nehmen und spielen auf dem Psalter von 10 Saiten; aber Lieder kann man von einem Lungenkranken nicht erwarten, der kaum gehen, geschweige auf dem flüchtigen Pegasus sich halten kann. Uebrigens wird nach einer Ehe von 30 Jahren auch die Poesie immer mehr vor der Wahrheit der Prosa schwinden müssen; manche liebliche Zukunftsbilder, die Ihr Euch gemacht hattet, sind dahin gesunken, mancher Wunsch unerfüllt geblieben; herrliche Hoffnungsblüthen für dieses Leben sind mit dem Kirchhofsrasen bedeckt — und geblieben nur die ewige Bundestreue des Herrn und seine Verheißung: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig"... So viel ich weiß, ist kein Jahr in Eurer Ehe, das nicht durch irgend einen Wermuthstropfen markirt wäre. Warum das? Weil das Brod sein Salz und Jesu Jünger sein Kreuz haben muß. Aber, wie wird doch die Trübsal überwogen von allen Beweisen der Treue unsers Herrn, von seinen unzähligen Durchhilfen und Tröstungen. Eins nur laßt mich hervorheben: Wie köstlich, herzlich und innig ist doch unser Familienleben! Daß auch hier nicht Alles Licht ist und die Sünde sich geltend macht, ist natürlich; aber wenn ich nur auf die letzten acht Tage sehe, die ich bei Euch war, so möchte ich doch fragen: Wo findet sich eine Familie, in der Eltern, Kinder und Geschwister untereinander so zusammen gewachsen sind? Und ist das nicht eine große Gottesgnade, gegenüber so viel tausend andern Familien, daß die Kinder rufen: Wo gibts Eltern, wie unsere Eltern sind? Und die Eltern (nun, ich will getrost fortfahren trotz aller Wenns und Abers): Wo gibts Kinder, wie die unsern, die uns und sich untereinander so lieb haben? Die Reihe hier unten ist zwar schon merklich gelichtet, aber unsere Familie in Jerusalem und die auf dem Weg ist doch unzertrennlich verbunden und durch die eine wird der andern der Weg verkürzt. — Ich

meine, unter solchen Verhältnissen geht sichs doch getrost weiter und wenn auch der Abendhimmel nicht wolkenlos ist, so ists doch ein lieblicher Lebensabend, dem Ihr im Kreise Eurer Kinder entgegen geht."

Ach welche Stiche ins innerste Leben müßte solch ein Zeugniß mancher Familie, Eltern wie Kindern geben, wenn sie's läsen! Ein so zartes heiliges Band, das sich in dem vollen Bewußtsein des Einzelnen um Alle webt, ist mit Nichten im natürlichen Familienleben zu suchen; es ist einzig und allein die Frucht eines geheiligten Christenlebens, die Frucht einer innern Zucht, in der sie alle stehen und gebunden sind, daß sie nicht dürfen nachgeben den bösen Wallungen und besondern Sünden des Familienlebens, die in unzähligen Fällen die Familienliebe vergiften. Nicht zu vergleichen ist mit solchem erquickenden Bilde das natürliche, äußerlich friedliche Zusammenleben so mancher Familien, in deren Hause doch kein Altar aufgerichtet steht, auf dem täglich des Herzens böse Triebe dem Herrn geopfert werden. Da bleibt es Sonnenschein im besten Fall, so lange nicht dunkle Schatten sich über das Haus lagern; die Probe der Feuersgluth hält solcher Frieden nicht aus.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen war es, daß zwei theure Seelen sich geradezu entgegen standen in der Behauptung, daß der Kranke genesen und daß er nicht genesen werde. Der älteste Bruder schrieb fort und fort mit einer an Gewißheit gränzenden Zuversicht, er habe es von dem Herrn empfangen, daß der Theure seine volle Kraft und Gesundheit wieder erlangen werde; der andere, ein alter Gebetsheld, hatte bei einem Besuch ihm traurig gesagt, auf dem ganzen Wege habe er den Herrn bestürmt, ihm zu erlauben, dem Geliebten die Gewißheit seiner Genesung versichern zu dürfen, aber es sei ihm innerlich ein entschiedenes Nein geworden. Er behielt Recht, der Bruder täuschte sich; ein ernster Wink, auf den innern Werth solcher oft vermeintlichen Gebetserhörungen genau zu achten. Wie oft ist's nichts, als der bloße Herzenswunsch und das Unvermögen, sich ins Gegentheil zu finden, was sich als Gebetserhörung geltend macht.

Bald trat dann ein Ereigniß ein, daß denen, die in die Sache eingeweiht waren, ein Schrecken durchs Herz gieng und dem lieben Pastor zumeist. Sein Gehilfe war ein sehr junger Schweizer. Der hatte bei seiner ersten Predigt bereits dadurch von sich reden gemacht, daß er stecken blieb, ein Mißgeschick von dem man auf jener Kanzel und überhaupt in jener Gegend fast nie vernommen hatte. Darüber äußerte der kranke Freund sich sehr schonend: „Leider hat das fatale Concept die Predigt, die sonst gut war, verdorben; die Schweizer müssen hier eben die gemüthliche Art des Ablesens mit aller Gewalt verleugnen. Uebrigens hat der Candidat in seinem bescheidenen, demüthigen Wesen mein Herz gewonnen und die Predigt soll mich nicht abhalten, ihn in des Herrn Namen als meinen Timotheus hier zu halten. Ich glaube, daß wir noch recht beschämt werden und mehr an ihm haben, als es jetzt den Anschein hat." Das war nun nicht der Fall, der friedsame Geist, der gern Alles zum Besten wendete, hatte ihn dießmal getäuscht. Nicht lange nachher heißt es: „Der Candidat ist in seinem Thun und Denken doch recht langsam und etwas träge, so daß der Stecken des Treibers manchmal Noth thut." Noch einige Wochen, und der Vikar hatte eine unbeschreibliche Noth mit dem Predigen; es stellte sich heraus, daß er oft kaum im Stande war, eine Predigt auszuarbeiten; gewöhnlich kam er dann voll Angst zu dem kranken Pastor, klagte über Oede und Dürre, über Kälte und Frost im Innern, daß ihm kein Quell der Gedanken entspringen wolle, daß er nimmer warm werden könne, und auch im Gebet ihm keine Hilfe werde. Die Hinweisung darauf, daß ihm der freudige Geist schon kommen werde, wenn er nach aller nutzlosen Mühe allein dem Herrn vertraue und es auf seine Gnade wage, beantwortete er mit Achselzucken und Verstummen. Als später der Grund dieser Geistes-Armuth zu Tage trat, ward es allen klar, welche Hölle ihm das Predigen von dem reinen Sünderheiland bereitet haben mußte, da er selbst so unrein — und was das Furchtbarste, so voll heimlicher Sündenliebe war, daß bei ihm wohl im besonderen Sinn von dem Greuel der Verwüstung an heil. Stätte geredet werden konnte. Nachdem unter Hangen und Würgen die Sache eine Zeitlang so fort gegangen war, erschien er eines Morgens früh in Reisekleidern, mit

einer Tasche an der Hand, auf der Treppe und versuchte leise das Haus zu verlassen. Die Magd aber begegnete ihm, und auf die verwunderte Frage, was er vorhabe, antwortete er ausweichend, er wolle einen kleinen Ausflug machen. Vergebens wartete man auf seine Rückkehr. Er kam nicht wieder. Statt seiner gab ein Brief datirt aus einer fernen Stadt eine erschütternde Auskunft. Ein geheimer Sündenbann belastete seine Seele, hatte ihn schon lange in Banden der Finsterniß gefangen gehalten. Alle Kämpfe seien vergebens gewesen. Es sitze auch noch jetzt in seinem Herzen das grinsende Gespenst und schlage ihn täglich aufs Neue darnieder. „Ich werde es nicht lassen, so lange ich Leben finde in meiner Hand" so lautete am Schluß das fürchterliche Bekenntniß. Dann war noch gesagt, er habe einen erleuchteten gottseligen Geistlichen aufgesucht, dem er sich entdeckt und der sich seiner mit großem Erbarmen angenommen. Weiter ist von dem Unglücklichen Nichts kund geworden; möge er von seinen Feinden durch die Wundermacht des Löwen aus Juda endlich doch errettet sein!

Die kurze Geschichte aber steht da als Warnungsschrei, ein Zeugniß von der Jammergestalt des Menschen, wenn er im Heiligthum steht mit unheiligen Händen.

So stand der kranke Freund wieder allein, da wars ihm denn lieb, daß sich mein Weg zu ihm wenden konnte, und mir war es eine sehr freundliche Fügung, daß ich das letzte Halbjahr seiner schweren Wanderschaft mit ihm zusammen wandern durfte. So lange ich bei ihm war, hat er, mit einer einzigen Ausnahme, die Schwelle seines durch so manche ernste Stunde geweihten Studirzimmers nicht wieder verlassen. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn eines Nachmittags die Treppe hinunter in die untere Wohnstube. Todesmüde traf ich ihn Abends von dem Treppensteigen. Da ist ihm wohl klar geworden, daß er auf irdische Genesung nicht mehr zu hoffen habe.

Die Nächte wurden immer trüber, schlafloser, beängstigender; Morphium-Tropfen sollten eine künstliche Ruhe bereiten, und die rasende Glut der hektischen Fieber betäuben. Aber der Kranke sah diese Tropfen mit einer Art von Grauen an, eben um ihrer betäubenden Wirkung willen, und nahm sie nur mit dem größten Widerstreben. Ich schlief neben seiner Kammer und war oft Zeuge seiner angstvollen Phantasiebilder, in denen er wohl alle Schuld seiner Ermattung diesem Mittel zuschrieb und ausrief: „Ich will diese Satanstropfen nicht wieder einnehmen, sie stammen aus der Hölle und sind vom Teufel gebraut." Seine Seele wollte immer klar und lebendig sein; lieber ertrug er schlaflose Nächte als den Gedanken, vielleicht plötzlich in stumpfer Betäubung von seinem Herrn abgerufen zu werden. In solchen Nächten vermochte es denn Niemand so gut wie der treue Vater, den wogenden, ächzenden Geistern Ruhe zu gebieten durch seinen sanften und stillen Geist. Wöchentlich kam er einmal zu dem kranken Sohne herüber, schlief dann mit mir auf einer Kammer und stand in den Nächten dem Sohne mit rührender Liebe zur Seite. Vor seinem freundlichen Zuspruch legten sich die empörten Wellen, es ward allmählich ruhiger in dem Gemüthe des Kranken, bis er dann gegen Morgen mehr Erleichterung fand.

Auch durch mich wurde leider der Selige nicht lange nach meinem Eintritt in Unruhe versetzt.

Es betraf eine Wahl, die mir eine ziemlich starke Aussicht zu einer Pfarrstelle öffnete; diesmal wars aber nichts und die Spannung des Freundes hierüber erwies sich ungegründet. Es war mein redlicher Wille, ihm durch mein Bleiben, falls Gott es zuließe, den häufigen Wechsel fremder Hilfe zu ersparen. Ich wußte, es brachte ihn jedesmal in große innere Aufregung, wenn ihm sein Gehilfe von dannen gerufen ward, wenn er auch einer solchen Lebensentscheidung in keiner Weise durch eigene Wünsche entgegen zu treten gesonnen war. Ist es doch in solchem Zustande den meisten fast unmöglich, ein fremdes Angesicht zu sehen, wie schwer nun für ihn, daß ein Fremder nach dem andern sein Haus betrat, eine Zeit lang drin aus und eingieng und dann, wenn der Kranke sich eben an ihn gewöhnt, einem Andern Platz machte. Nun war er des alten Freundes froh geworden, es gieng Alles gut, der Sorge um die Ausfüllung seines Platzes war er wenigstens für das Nothwendigste enthoben; manche trauliche Abendstunde war es den Freunden vergönnt, über Heiliges

und Irdisches, über ewige Hoffnungen und unsern blöden Vorstellungen davon, wie deren herrliche Erfüllung einst vor sich gehen werde, über Tod und Todeskampf, und wie das Brausen des letzten Sturmes sich in ein sanftes Säuseln verwandeln werde — manches erquickliche Wort zu reden. Ihm war immer so bange vor dem Erstickungstode — „o wenn mir nur der Todeskampf nicht allzu schwer wird!" hatte er oft mit tiefen Seufzern ausgerufen. Wohl wußten wir, daß kein Mensch auch nach Gottes Wort mehr leiden solle, als er ertragen könne — ja, daß auch das medizinische Urtheil über den Hergang des Todeskampfes darin feststeht, daß das Bewußtsein und Empfindungsvermögen schon vor dem Stillstand des Odems mindestens einige Minuten den Körper verlassen habe; daß selbst von im Wasser Ertrunkenen, die nachher ins Leben zurückgerufen worden, bezeugt sei, daß von einer namenlosen Angst während des Ertrinkungsprozesses durchaus nicht die Rede sei, vielmehr sich die wunderbarsten Träume der Seele bemächtigten, ja, daß Einzelnen in diesen 2—3 Minuten, die der Bewußtlosigkeit vorhergegangen, ihr ganzes Leben mit all' seinen guten und bösen Erfahrungen, und auch all' die einzelnen Sünden und Thorheiten, die sie begangen, wie ein großes Gesammtbild an ihrem innern Auge vorübergegangen und sie im sanften Traume eingeschlafen seien. Wir wußten selbst aus anatomischen Collegien, denen wir beigewohnt, daß in getödteten Thieren durch galvanische Einflüsse vollständig organische Lebensbewegungen hervorgerufen wurden, Zuckungen und Athmungsprozesse, die ganz genau den Todeszuckungen und dem grauenvollen Röcheln von Sterbenden ähnelten; Beweis genug, daß diese in ihren letzten Kämpfen auch bei den scheinbar furchtbarsten Zuständen kein Bewußtsein davon zu haben brauchten, daß im Gegentheil, ehe der wirkliche Tod eingetreten, bereits die irdische Thätigkeit des Geistes ihr Ende erreicht habe. — Allein alle diese Beruhigungsgründe reichten am Ende doch nicht aus und mußten weichen vor dem die Angst der Seele jederzeit allein stillenden Ergeben auf Tod und Leben in die Barmherzigkeit des Herrn. Wenn seine Liebe mehr ist als Mutterliebe, wie er das selbst bezeugt, so wird und muß er seinen Kindern auch im Todesstündlein nicht fehlen; und wenn dann unser Stolz in der seligen Hingabe an dies ewige Erbarmen sich zusammen fand in dem Worte:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir! 2c.

Ja, dann fühlten wir etwas von dieser göttlichen Mutterliebe und auch in des sterbenden Freundes Seele ward es still und getrost, und ein freudiges Leuchten gieng über sein Angesicht. Zuweilen erhob er sich zu einem triumphirenden, heldenstarken Glauben, — dann war es überaus erbaulich, mit ihm umzugehen.

Solche Zustände traten wohl ein in seinen schwächsten Stunden. Einen Weihnachtsabend habe ich mit ihm verlebt, der hat sich unvergeßlich in meine Seele geprägt. Er ließ sichs nicht nehmen, einen Christbaum aufzustellen, richtete selbst die Bescheerung für all' seine Hausgenossen, und ließ, wie eine Mutter, uns, den Vater, seinen Kollegen, mich, die beiden andern Personen des Hauses, hineintreten. Wir sangen gemeinschaftlich einen fröhlichen Christagsvers, dann brach er in ein so mächtiges Gebet aus, daß uns allen gar weihnachtlich zu Muthe wurde: Das selige Fest wolle er sich vom Teufel nicht verkümmern lassen. Er wolle sich freuen mit allen Fröhlichen trotz seines sterbenden Körpers. Er wolle auch aus seiner Trübsalsglut dem Herrn heute sein Hosianna, sein Hallelujah singen. Und während er dies sagte, kämpfte und arbeitete sein schwacher Odem wie ein Fünklein, das jeden Augenblick erlöschen kann.

Nachdem jene Aussicht für mich zerfallen war, stellte sich bald eine andere ein. Ohne mein Zuthun wandten sich die Blicke einer andern Gemeinde, wenige Stunden von M. entfernt, auf mich. Es war eine „Hilfspfarrerstelle," für die man mich ins Auge faßte, mit geringem Einkommen, aber großer Arbeitslast. Ich kannte die Gemeinde nur vom Hörensagen, und war etwas verwundert, als mir der Postbote eines Tages eine amtliche Aufforderung brachte, dort zur Probe zu predigen. Der kranke Freund erschrack; mir war wenig daran gelegen. Ich sagte die Predigt ab. Damit schien die Sache zu Ende und ruhig gieng ich ein paar Wochen meinen gewohnten Beschäftigungen nach, lief redlich beim widrigsten Wetter in die Gemeinde,

kam Abends müd nach Hause, saß nach Tische noch ein Stündchen bei dem Freunde, legte mich dann schlafen, studirte morgens ein paar Stunden, las; schrieb u. s. w., und war nach Tische gewöhnlich schon auf dem Wege zu meinen Kranken, ehe der kranke Freund das Lager verlassen hatte. Abends ließ er sich dann gerne von meinen Erlebnissen erzählen, von dem Zustande der Kranken, ihrem innern Leben oder ihrer Unbußfertigkeit. Alles interessirte ihn, und wo ich ihm von einem Lebensfünklein erzählen konnte, das in dem Einen oder Andern angefacht schien, da war er ganz Auge, ganz Ohr; und mit der innigsten Freude erfüllte es ihn, als ich eines Abends mittheilte, daß ich heute das Herz eines 80jährigen bis dahin ganz in der Welt stehenden Mannes dadurch für das willige Anhören der Wahrheit gewonnen, daß ich zufällig einen Namen ausgesprochen, der ihn elektrisirte. Der Mann hatte hartnäckig allem herzlichen Andringen widerstanden und sich mit aller Macht gegen die Mahnung verschanzt, die ihn an sein hohes Alter, und die Nothwendigkeit erinnerte: „Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben.“ Vom Sterben wollte der Alte, der bis dahin in der Fülle der Gesundheit gelebt, durchaus nichts wissen. Mit Gewalt hielt er sich die Ohren zu, bis ich zufällig den Namen eines Mannes aussprach, der als junger Geistlicher nach kurzer Krankheitszeit fröhlich im Herrn entschlafen war. Von dessen erbaulichem Ende hatte ich gerade ein Heftchen bei mir, woraus ich ihm einige Aeußerungen des glaubensstarken Kreuzträgers vorlas. „Was? hat das Pastor K. gesagt, der früher hier gestanden?“ rief er sichtbar bewegt aus, war auf einmal wie verwandelt und ließ sich noch mehr von dem Manne erzählen. Er habe ihn sehr gut gekannt und viel auf ihn gehalten. Wenn der so ernstlich vom Tode spreche und selbst schon in die Ewigkeit gegangen sei, dann wäre es gewiß auch für ihn hohe Zeit, sich zu der Abreise bereit zu machen. Nun hörte er mit großer Rührung meine Worte an und seine Seele schien wirklich mit vollem Ernst sich ringend und flehend zum Herrn zu wenden. Es war mir nun wohl bekannt, daß eine Verwechselung der Person stattgefunden hatte; daß jener K., den er meinte, später als Generalsuperintendent fortberufen worden und der K., um den es sich handelte, in Köln Pfarrer gewesen. Allein, ich hielt es nicht für gerathen, dies Mißverständniß aufzuklären, da der Herr dasselbe in seiner Wirkung so auffallend gesegnet hatte; ließ vielmehr den Mann bei seiner für ihn so glücklichen Meinung, und unser Freund war ganz meiner Ansicht. Auch für ihn brachte es einen nicht geringen Segen, denn ihn ergriff tief das wundersame Walten des Herrn, der sich der geringsten Umstände bediene, um die Seele eines Menschen auch im höchsten Alter herumzuholen vom Verderben.

So lebte der Freund auf seiner Krankenstube doch inmitten seiner Gemeinde, weinte mit den Weinenden und freute sich mit den Fröhlichen. So lebte er, wiewohl gestorben für die Außenwelt, doch ein reiches seliges Leben und blieb in Gemeinschaft mit allen, die in seinen gesunden Tagen in ein Verhältniß zu ihm gestellt waren. Darin nahm seine Kraft kaum merklich ab, bis zu Ende. Einzelne Gemeindeglieder waren ihm in besonderer Anhänglichkeit zugethan; diese bewiesen sie unverdrossen durch die zartesten Liebeszeichen. Da ihm kräftige Fleischspeisen Noth thaten, sandte der eine Freund ihm regelmäßig eine Ochsenzunge; der Andere wußte, in welche Geldverlegenheit der theure Kranke bei seinem bescheidenen Einkommen und den großen Kosten seines Schmerzenslagers oft gerieth, und half ihm dann, ach, wie unzählige Male auf die unbefangenste und zarteste Weise aus seinen Verlegenheiten. Grade diese Erinnerung ist mir besonders werth, ja ehrwürdig geworden; das Bild des theuren X. steht in seiner ganzen Treue gegen den Seligen vor mir. Wie zieren sich die reicheren Brüder oft doch so sehr, wenn es gilt frisch und fröhlich einem Bruder aus der sichtbaren Noth zu helfen, in die ihn der Herr hineingeführt. Unter wie vielen Künsten und sogenanntem falschem Zartgefühl, verbergen sie oft nur die Trägheit und den Eigennutz des Herzens, das sich trotz dem mahnenden Bilde des nothleidenden Bruders nicht von einer nahmhafteren durchschlagend helfenden Summe trennen kann. Und auf der andern Seite wie ziert sich der nothleidende Bruder oft, eine in herzlicher Liebe dargebotene Hand zu ergreifen. Wie gern verbirgt er aus falscher Scham seine Lage, so

lange es geht, und wie häufig kommts vor, daß er lieber zu allerlei, oft thörichten Hilfsmitteln greift, ehe er demüthig und dankbar eine unverdiente Hilfe annimmt. Warum sich schämen auf der einen Seite, und warum so schwer sich entschließen zur Hilfe auf der andern Seite, wo man doch dem Herrn dient und ihn kennt. Ja, warum so viel Schwierigkeit gerade unter gebildeten Christen im Geben und Nehmen, da doch beides so lieblich zusammengestellt und sanktionirt ist von der ewigen Liebe, die es also geordnet, daß der eine Bruder reich, der andere arm und gedrückt ist, gewiß auch darum, um sie beide zu üben in der seligen Kunst des Nehmens oder Gebens und sie dadurch inniger untereinander und mit dem Herrn zu verbinden.

So hatte ich hier Gelegenheit, nach allen Seiten Blicke in die verborgene Oekonomie des Reiches Gottes zu thun, manches theure Gotteskind kennen zu lernen, und auch sehr häufig in meiner Ungeduld durch des Freundes stille Geduld beschämt zu werden.

Neuntes Kapitel.

Nachdem die eine Aussicht fehl geschlagen, kann ich nicht leugnen, daß mich die Ablehnung der anderen Aufforderung doch einigermaßen in Scrupel versetzte, und mir im Stillen der Gedanke nachgieng, ich möchte doch einigermaßen wider den Willen des Herrn gehandelt haben. Die Auflösung des Freundes gieng mit Riesenschritten ihrem Ende entgegen, das konnte sich keiner verhehlen, der die Sache unbefangen ansah. Und was dann? Gerade, weil es mir, wie ich nicht leugnen will, in stiller Hoffnung auf eine winkende schönere Pfarrstelle, so leicht geworden war, die Aufforderung nach K. abzulehnen, grade darin schien mir ein selbsterwählter Weg zu liegen, und nach erfolgter ungünstiger Entscheidung der ersteren Angelegenheit war ich innerlich doch froh und entlastet, als bald darauf ein zweiter entschiedenerer Ruf von K. an mich ergieng, zur Predigt zu kommen. Ich legte auch dießmal die Entscheidung in des Freundes Hände und lehnte nach dessen Wunsch zum zweitenmale ab, jedoch mit der Bemerkung, daß ich, wenn dennoch eine Wahl auf mich fallen werde, dieselbe dann als den bestimmten Willen Gottes ansehen und ihr folgen werde. Ich aber könne nichts dazuthun und den kranken Freund nicht freiwillig verlassen. Dieser äußerte merkwürdiger Weise: „Das wird wahrscheinlich der gerade Weg sein, um dich hinzubringen.“ Und in der That, es war so. Am nächsten Sonntag, da mir die Hauptpredigt zufiel, erschien eine Deputation aus K., wohnte dem Gottesdienst bei, besuchte mich hernach, ließ sich von mir bestätigen, daß ich im Fall der Wahl, ohne dort gepredigt zu haben, den Ruf annehmen werde und entfernte sich wieder. Die Sache war bald entschieden. Nach kaum 14 Tagen wurde ich von der auf mich gefallenen Wahl benachrichtigt, und dadurch entschied sich auch die letzte Lebenswendung meines Freundes, die ihn wohl bittere Kämpfe gekostet haben mag.

Es war in der Passionszeit. Der Tag der Confirmation nahte mit den Ostertagen für die Gemeinde heran. Ich hatte zum ersten Mal die Knaben unterrichtet, was mir sauer genug geworden war. Die Gabe, stets bei der Sache zu bleiben, nicht abzuschweifen, das Gebiet der christlichen Lehre auch wirklich mit den Kindern, so weit es für sie nöthig ist, ganz zu durchwandern, ihnen wirklich eine Kraft fürs Leben mitzugeben, daß sie auch einen Stachel daran haben, selbst wenn sie später in Versuchungen fallen — dies dünkte mich unendlich schwer. Ich konnte vor der großen Masse des Lehrstoffs, der wie ein Wust vor mir lag, nicht zur Klarheit und Nüchternheit kommen; es war mir, als müsse ich alles erklären, zergliedern, ihrem Verstande faßlich, ihrer Vernunft einleuchtend machen. Daß das Wort Gottes sich meist selbst am besten erklärt, und daß die wunderbare Herrlichkeit unserer theuern Heilslehre sich dem Herzen auch der Bauernkinder viel leichter aufschließt, als wir ahnen, ist mir erst später klar geworden. Es heißt nicht umsonst, das Wort hören; der Herr hats seinen Jüngern auch meist gesagt und nicht aus ihnen herausgelockt, was von Geisteswahrheiten ihnen Noth thut, und sie zeigten sich doch oft recht kindisch. Das hat aber nicht gehindert, daß das Leben in ihnen geboren wurde und der heil. Geist ihnen später alles erklärte. Mit allzuvielem Fragen geht eine schöne Zeit dahin; lieber später, was ihnen in warmer Liebe gesagt ist, fragend

wiederholen! Das hatte ich noch nicht begriffen, auch bei der Prüfung nicht, die mir damals ein helles Licht darüber aufgesteckt hat, daß der Unterricht der Kinder bei weitem das wichtigste, aber auch das schwierigste Ding im Amt ist.

Auch was *Examiniren* ist, lernte ich zu meiner großen Beschämung damals sehr praktisch und handgreiflich. Der Unterricht wird dort nämlich mit einem öffentlichen Examen geschlossen. Anstatt nun aus allen Gebieten der Lehre hie und da das Wichtigste herauszunehmen und doch im Zusammenhang zu bleiben, fieng ich von Anfang an, fragte bis ins einzelnste hinein über die Schöpfung, die Natur des Menschen, Geschichte Israels ꝛc. und gerieth bei letzterer mitten ins rothe Meer hinein, aus dem ich kaum wieder herauszukommen wußte. Und dabei wurde vollständig katechetisch zu Werke gegangen, nicht nach dem Erlernten nur gefragt, sogar Neues hineingezogen und verfolgt, Falsches möglichst ängstlich korrigirt, ganz wie in den Stunden des Unterrichts. Darüber vergieng die mir zugemessene Zeit und ein paar mal mußte ich durch das Klopfen des älteren Kollegen gemahnt werden, daß er jetzt an der Reihe wäre. Das war dann ein anderes Examiniren. Die Kinder wurden nur gefragt, was wesentlich war, was wirklich von einem mündigen Gemeindegliede zu fordern war, was sie meist auch wirklich wußten, wenn es vielleicht auch vorher in runderer Form ihnen gegeben war. Da kamen in kaum einer Stunde in der That die wichtigsten Heilslehren vor; der Eine gab eine kurze, gediegene Erklärung von der Sünde; der Andere mußte ihre Frucht für den Menschen erklären, der Dritte in scharfer Form das Wesen Gottes, und die aus ihm hervorgehende Nothwendigkeit seines Zorns über die Sünde, und seiner Gnade zur Errettung zeigen. So wieder übergeführt zu den wichtigsten Lehren, die sich daraus ergeben u. s. w. Der Eine wurde kurz und bündig nach der Bedeutung der Taufe gefragt und die Antwort war auch kurz und bündig; der Andere nach der Herrlichkeit des Bundesmahles und dessen Segenswirkung, und die Antwort war auch durch und durch praktisch, das Herz befriedigend, das göttliche Geheimniß wohl ahnen lassend aber ohne viel doctrinären Redeschwall. Die ganze Prüfung dauerte kaum 3/4 Stunden, doch war nichts Wesentliches ausgelassen, und der Zuhörer konnte volle Beruhigung bekommen, daß diese Kinder den Heilsweg und den Weg zum Frieden wohl finden würden, wenn sie ihn anders zu wandeln innerlich entschlossen waren. Ich merkte, es sei ein eigenes Ding um die rechte Behandlung der jungen Seelen, und eine köstliche Gabe, mit ihnen so umzugehen, daß die Ueberzeugung von den ewigen Heilswahrheiten in ihnen zur That werden müsse.

Die Konfirmation, bei der ich als nicht Ordinirter natürlich nur die Predigt hielt, schließt meine Wirksamkeit in M. ab. Der liebe Kranke konnte nichts thun als die Schriftsprüche den Knaben auswählen und ihnen ein herzliches Abschiedswort zurufen. Denn auch die Stunde seiner Trennung von M. rückte nahe heran, wie die Stunde seiner Heimfahrt. Hätte man geahnt, daß diese so schnell kommen sollte, man hätte ihm wohl den Schmerz dieser Trennung von seiner geweihten Leidensstätte erspart und ihn ruhig sterben lassen an dem Ort, an dem alle seine irdischen Hoffnungen begraben lagen.

Die erste ernste Anregung zu dem herben Schritt war die Besorgniß des Kollegen, daß der stete Wechsel von Kandidaten den Verhältnissen der Gemeinde doch nachtheilig sein könnte; auch werde es schwer halten, einen Nachfolger, so rasch als es das Bedürfniß erfordere, zu finden. Die Gegend war dazumal ziemlich entblößt von Kandidaten, und die Besorgniß wohl gerechtfertigt. Auch meinte er, sei es Pflicht, ernstlich an die Frage heranzutreten, ob der kranke Bruder wohl je wieder seines Amtes warten könne, und darüber sei das Urtheil sachverständiger Aerzte einzuholen und müsse dann maßgebend sein. Es blickte wohl die Angst durch, daß nach meiner Entfernung die ganze Arbeitslast auf seinen Schultern längere Zeit allein ruhen werde. Sie lag dem alternden Manne, der nun schon drei seiner Kollegen, entweder in langsamen Krankheiten oder durch einen jähen Tod an sich vorübergehen sah, mit Recht schwer auf dem Herzen. Nachdem er erst mit mir sich besprochen, übernahm ich es, den kranken Freund davon schonend in Kenntniß zu setzen, und wider mein Erwarten gieng er in voller Anerkennung der Gründe auf den Wunsch des Kollegen ein. Er war zu allem willig, worin er den Wink seines

Gottes zu sehen glaubte. Wohl war es auch so besser: er ist zu Hause in den Armen des unbeschreiblich geliebten Vaters gestorben, umgeben von den lieben Angesichtern der Seinigen. Dort hätte er unter Fremden sterben müssen; denn als der Tod kam, überraschte er ihn sehr schnell. Welch einen innern Kampf er dennoch bei sich gekämpft hat, davon ist seine Umgebung wohl am wenigsten gewahr geworden, denn mit allen Fasern seines Herzens war er an der Stätte seiner Schmerzen verwurzelt. „Der Rath ist gut und verständig,“ äußerte er nach meiner Mittheilung; „ich will mich dem Urtheil zweier erfahrenen Aerzte unterwerfen. Sagen sie, ich werde bald meiner Auflösung entgegen gehen, so läßt man mich wohl hier ruhig sterben; ist ihre Meinung, ich dürfte vielleicht wieder zu einer Art Genesung gelangen, also daß ich einen kleinen Wirkungskreis übernehmen könne, so lege ich meine Stelle nieder und gehe zu den Eltern und warte da ab, was der Herr über mich beschließen wird.“

In gewohnter Energie, wenn einmal ein Entschluß bei ihm feststand, führte er denselben auch aus. Der Arzt des Orts, dessen Urtheil allerdings längst feststand, wurde ersucht, einen erfahrenen Arzt vorzuschlagen, dessen Ausspruch, in Uebereinstimmung mit seinem eigenen, er sich willig unterwerfen wolle. Er nannte einen bekannten Arzt in E.; derselbe erschien wenige Tage darnach im Pfarrhause. Die Untersuchung wurde mit großer Umständlichkeit und Gründlichkeit vorgenommen, und machte auf mich einen sehr peinlichen Eindruck. Das kalte und geschäftsmäßige Herumklopfen und Betasten des ausgezehrten Körpers machte den Eindruck, als handle es sich um die gleichgiltigste Sache der Welt, und nicht um den ernsten Ausspruch über Leben und Tod eines Menschen. Ueber die Maßen lange däuchte mir dieser traurige Act, bei dem der Kranke mit entkleidetem Oberkörper eine wahre Tortur zu ertragen hatte; zum Tode erschöpft stand er endlich von dem Stuhle auf, auf dem er gesessen. Nun wurde die Formel gesucht, unter der man dem Leidenden am schonendsten und doch zugleich mit hinreichender Entschiedenheit seinen hoffnungslosen Zustand erklären wollte. Das Gutachten lautete: der Kranke leide an einem starken, rechtsseitigen Exsudat und in Folge dessen an Tuberkulose der Lunge. Unter diesen Umständen sei an eine Möglichkeit dereinstiger Uebernahme seiner amtlichen Thätigkeit an dieser Gemeinde nicht zu denken; eine Genesung, selbst wenn sie eintreten sollte, werde ihn nie wieder recht gesund erscheinen lassen. Das war deutlich genug. Ein Geschichtchen, das der fremde Arzt, um das Herbe des Gutachtens zu mildern, noch erzählte, war in seiner Tendenz zu verständlich, um den hoffnungslosen Eindruck besonders abzuschwächen. Er sprach von einer nach menschlichem Urtheil im höchsten Grade schwindsüchtigen Frau, die er vollständig aufgegeben und der er dies auch gesagt habe. Darauf habe sie seinen Rath nicht mehr begehrt. Nach einem Jahre etwa, da sie längst der Rasen hätte decken sollen, sei er auf der Straße angerufen worden. Eine gesunde Frau habe ihn angelacht und gefragt, ob er sie nicht mehr kenne. Mit großem Erstaunen habe sie ihm erklärt, sie sei eben jene Frau, die er dem Tode nahe geglaubt. Nachdem sie sich seinen Rath verbeten, hätte sie sich an keinen Arzt mehr gewandt, aus Furcht, noch einmal ihr Todesurtheil zu hören; nun sei sie doch wieder auf die Beine gekommen, trotz den Aerzten.

So war das Trauerspiel im Pfarrhause zu M. am Ende. Rasch wurden die nöthigen Anstalten zur Uebersiedlung des Kranken nach E. gemacht, und die Emeritirungsfrage geordnet. Ich sollte diese erschütternde Reise nicht mehr sehen. In K. wartete man bereits ungeduldig auf meinen Eintritt. Doch hatte ich in M. zu viel erlebt. Die erschütternden Scenen, von denen ich Zeuge gewesen, sammt der aufreibenden Arbeitslast, die in dieser Gemeinde auf meinen Schultern lag, hatten mein Gemüth heftig ergriffen, mich auch physisch etwas ermattet. Nicht so plötzlich vermochte ich aus der großen Gemeinde in die andere noch größere überzugehen. Mit genauer Noth erlangte ich einen vierzehntägigen Urlaub vom Superintendenten und, ich kann es nicht leugnen, mit einer großen geistigen Erleichterung, mit innerm Aufathmen vertauschte ich die Trauerluft, die mich ein halb Jahrlang umgeben, mit den heitern sonnenhellen Bildern, die mich in der Nähe meiner fröhlichen, in voller Lebensfrische strahlenden B. erwarteten.

Während ich auf Flügeln der Sehnsucht nach Sachsen eilte und dort im Hause meiner Lieben eine liebliche Zeit der Erholung fand, siedelte der theure Kreuzträger ins Vaterhaus nach E. über. Das war eine schwere, langsame Reise, in die Arbeitsstube seiner Kindheit zurück. Da saß er nun wieder vor dem alten Tisch, daran er seine Schularbeiten gemacht und mit so treuem Fleiße oft bis Mitternacht geweilt hatte. Es waren dieselben Wände, alles so wie ehedem — aber was war mit ihm selbst seitdem geschehen! Damals in den begeisterten Träumen der Jünglingskraft schwelgend — heute dem Grabe mit Riesenschritten entgegen eilend. Im Sturme hatte er das Amt erobert, um das er mit heißem Verlangen geworben. Ein geliebtes Weib hatte er gewonnen und nach Jahresfrist begraben unter brennenden Schmerzen. Nun mußte er auch das geliebte Amt lassen, um aller äußern Bande ledig, als ein aus den Wellen heimgekehrter Schiffbrüchiger sein Asyl in den Armen der Eltern zu finden. So saß er noch vierzehn Tage umgeben von der Liebesluft der Seinigen, dann nahte der letzte Kampf und der Triumph. Wunderbar! Ich war eben von Sachsen zurückgekehrt, eben in Kr... eingeführt — da trieb michs hinunter ins Thal, ihn zu sehen und zu grüßen. Sterbensmatt saß der Freund in seinem Lehnstuhl — das Gehen und Stehen gieng auch nicht mehr. Ich brachte ihm ein Bild meiner Braut, darüber er trotz seiner Todesschwäche noch eine innige Freude empfand.

Des andern Morgens fand man ihn in Todeskämpfen. Nicht allzu leicht ward der erlösten Seele ihr Triumph gemacht. Aber was lag an den wenigen Stunden des letzten Kampfes — gegenüber der ewigen Ruh, in die sie frohlockend nun eingehen sollte? Gegen Mittag hatte er überwunden und konnte seinen Heiland grüßen von Angesicht zu Angesicht. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!

So konnte ich ihm selbst nachrufen, was er einst, vielleicht in der Vorahnung seines eigenen Todesweges, dem in der Morgenfrühe so eilends heimgerufenen Freunde klagend nachgesungen:

Auch du schon da? Auch du so früh vollendet?
Freund meiner Seele, theurer Bruder, du!
So im Beginn schon ist der Kampf geendet?
So schnell dem rüst'gen Streiter schon die Ruh?
Wohl ahntest du, daß nicht zu langem Streite
Dein Gott die reiche Rüstung dir verlieh'n.
Und er, der dich so früh zum Rüstzeug weihte,
Er ließ dich rasch und voll und schön erblüh'n.

..... Leb wohl, mein Freund — mein letzter Gruß nach Oben,
Er trifft dich dort, du Frühverklärter, an;
Hier trifft er Thränen, dich im Rühmen, Loben!
Fahr' wohl, mein Bruder Jonathan!

Mannesthränen.

Von **Fr. B.**

„Wer ist ein Mann? Nie konnt' ich den so nennen,"
Bekannte eine Rothhaut ihrem Lehrer,
„Dem ich, so oft er eures Wortes Hörer,
Die Augenlider sah von Thränen brennen.

Ich ließe keine Thrän' im Aug' erkennen,
Und predigte der eifrigste Bekehrer,
Ja weinte nicht und athmete nicht schwerer,
Würd' man das Fleisch mir von den Knochen trennen.

Ich bin ein Mann! Nie wird der Bär zum Lamme!"
So dacht ich einst in meines Herzens Härte.
„Nun wein' ich auch. Der Mann am Kreuzesstamme

Hat mir gezeigt, daß ich auf falscher Fährte.
Er sah mich an, da schmolz ich an der Flamme
Der Liebe, die Ihn für mich sterben lehrte." —

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Jugend-Blætter.

Monatschrift zur Förderung wahrer Bildung.

Begründet von **Dr. C. G. Barth**, fortgesetzt von **Dr. H. Gundert**.

1867, Zweiter Halbband.

Juli bis Dezember.

(3. Serie. 33. Halbjahr oder der ganzen Folge 63. Band.)

Druck und Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Uebersicht des Inhalts.

Erstes Heft.

Seite

Der Brief. (Gedicht) von C. R. 1

Fritz Müllers Reise nach Amerika. Mitgetheilt von Orelius dem Aelteren 3
1. Winke für Seereisende 12
2. Menschen in Eisen 13
3. Der lustige Passagier 14
4. Die arme Verkommene 15
5. Deutsche Treue 16
6. Etwas mehr als eine frische Brise . . 17
7. Der Familienkreis 19

Jefferson Davis 20

Vor Zeiten (Forts.).
Die Bildungen der alten Zeit.
3. Die Steinkohlenformation 27

Der Vermißte. Eine Erzählung von K. W.
1. Wie die Schusterseb Wittwe wird und was ihr Mann derselben hinterließ . . 43
2. Wie es mit den Kindern der Ev gieng . 48

Der deutsche Krieg 54

Preisfragen 80

Zweites Heft.

Mein Gott. (Gedicht) von Juven 81

Fritz Müllers Reise nach Amerika. Mitgetheilt von Orelius dem Aelteren (Schluß).
8. Erregte Zeit 82
9. Eine Leiche 85
10. Ausbruch der Feindschaft 86
11. Frei von des Adlers Klauen 87
12. Weiterreise 91
13. Der Niagarafall 92
14. Die Herberge in Cleveland 95
15. Fort Wayne und unsere Farm . . . 96

Vor Zeiten (Forts.).
Die Bildungen der alten Zeit. (Schluß.)
4. Die Dyasformation 99

Seite

Der Vermißte. Eine Erzählung von K. W. (Forts.).
3. Wie der Kaspar ein Unmontirter wird . 111
4. Was man vom Kaspar hörte, und wie seine Mutter darüber in Herzeleid gerieth 119
5. Wie man der Ev erklärte, was „ein Vermißter" sei, und wie sie darüber gar trostlos that 124

Jagd im Norden und im Süden . . . 134

Denkmäler aus den ersten Zeiten des Christenthums in Gallien 144

Aus dem Kavalleristenleben. Von J. K.
1. Eine grausige Rettung 153

Sinnbilder. Von A. G.
1. Der Apotheker. 159
2. Das fleißige Bienlein 160

Drittes Heft.

Das Gebet der Elenden dringt durch die Wolken. (Gedicht) von Fr. B. 161

Der Vermißte. Eine Erzählung von K. W. (Schluß.)
6. Wie man in der Armensitzung zu Egersheim der Schusterseb gedachte und auch ein wenig vom Regiment disputirte . . 163
7. Wie die Schusterseb endlich doch stille wird 169
Ein Schlußwort des Erzählers . . . 174

Ueberlandfahrt. Von L. T. (Schluß).
Von Suez nach Bombay 175

Denkmäler aus den ersten Zeiten des Christenthums in Gallien (Schluß.) 187

Der Musikanten-Sepperl. Von Emil Ohly.
1. Die zerbrochene Postchaise. 193
2. Ein Teller mit Kirschen 197
3. Der kleine Herr im Hause 203
4. Die drei Stockwerke 205
5. Der Friseur in Leopoldstadt . . . 210

Seite

Der indische Aufstand 214

Aus dem Kavalleristenleben. Von J. K. (Forts.)
2. Gutmüthigkeit ist ein leeres Blatt . . 226

Hochgetriebene Gastfreundschaft. Von Fr. B. 237

Sinnbilder. Von A. G. (Forts).
3. Das Vogelnest. 239
4. Das verborgene Vaterauge . . . 239
5. Der Honigseim 240

Viertes Heft.

Wahrheit in Liebe. (Gedicht) von A. Z. . 241

Auf welchen Wegen Einer Schulmeister geworden. Von C. R. 242

General Thomas J. Jacksons Tod. Von M. in W. 270

Eine Woche im Mormonenland 295

Der indische Aufstand (Schluß) 303

Aus dem Kavalleristenleben. Von J. K. (Forts.).
3. Der glückliche Dragoner 313

Fünftes Heft.

Das Loos. (Gedicht) von G. R. 321

Eine wahre Geschichte 323

Seite

Vor Zeiten. (Forts.)
Die Bildung der mittleren oder mesozoischen Zeit 341
5. Die Triasformation 347

Nur nichts übereilt 362

Eine Woche im Mormonenland (Schluß) . 374

Sinnbilder. Von A. G. (Forts.).
6. Der nächtliche Stallrumor 383
7. Das Ausgäten des Flachses 386

Aus dem Kavalleristenleben. Von J. K. (Forts.)
4. Ein braves Opfer des deutschen Kriegs . 386
5. Die Kavalleristenbraut 390
6. Gebetserhörungen 396

Sechstes Heft.

Höherer Standpunkt. (Gedicht) von A. G. . 401

Der Edelmann aus Etschland. Von K. W. . 402

Vor Zeiten. (Forts.)
Die Bildungen der mittleren Zeit.
5) Die Triasformation (Forts.) . . . 414

Erzählung eines alten Jägers. Von Fr. B. . 433

Von Friedrichshafen nach Bregenz. Von B. . 450

Der Sonnentempel in Peking 467

Dienst der Engel 471

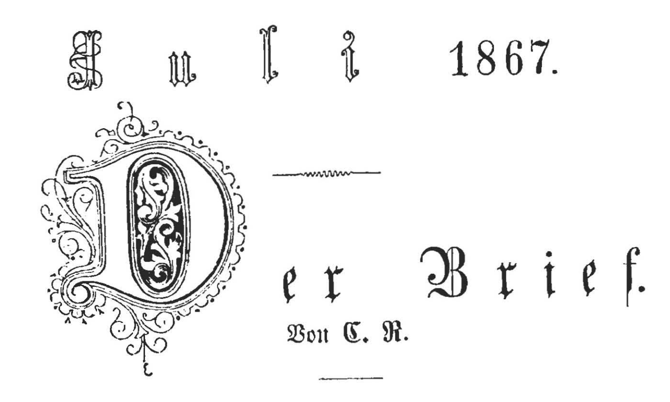
Bücherbericht (auf den Umschlägen der Hefte).

2. Aus dem Leben eines Unbekannten. I. Umwege und doch gerader Weg. Mit einem Vorwort von Dr. Fabri.

Das todte Meer. Ein Vortrag von Dr. O. Fraas.

4. Morgenröthe und Nacht in Italien. Eine Erzählung aus dem Reformationszeitalter.

6. Weihnachtsfreude. Eine Sammlung unserer schönsten Weihnachtslieder von B. von Cölln.



Juli 1867.

Der Brief.

Von C. R.

Hier find' von Freunden und von Lieben
Ich manches alte, theure Blatt,
Das lange unberührt geblieben,
Ich les' und lese mich nicht satt;
Vertraute Bilder seh ich tauchen
Wie Lichtgestalten aus der Gruft,
Und unversehrte Blüthen hauchen
Mir heimatlichen Frühlingsduft.

Doch von den lieben Blättern allen
Will eins mir nimmer aus der Hand,
Mein Herz wird schwer und Thränen fallen
Mir auf das heil'ge Liebespfand.
Wie trüber Nebel mich's umschwebet,
Wirft auch die Lampe helles Licht,
Es bebt die Hand, das Blättchen bebet,
Und weiter lesen kann ich nicht.

Wo ist sie, theures Blatt, geblieben
Die edle, treue Bruderhand,
Die dich mit Thränen wohl geschrieben,
Mit Thränen dich mir zugesandt?
Das ich so fest in meine Arme,
An meine Brust so innig schloß,
Wo ruht es nun, das Herz, das warme,
Das sich so ganz in dich ergoß?

Vielleicht hat es schon längst verblutet,
— Ach, wärs zum Heil für's Vaterland! —
Wo mancher Jüngling unvermuthet
Ein schändlich Grab statt Glückes fand,
Wo Bruderhaß Vernichtung sprühte,
Wo Buben ein entsetzlich Spiel
Mit Helden trieben, deutsche Blüthe
Gepflückt von deutschen Henkern fiel.*)

Darf ich die Züge nicht mehr schauen,
Drein sich der Mutter Bild geprägt,
Die längst schon schläft auf jenen Auen
Des Friedens, wo kein Herz mehr schlägt,
Mein lieber Bruder! ach, so sollen
Doch diese Züge lebensreich
Mir stets dich spiegeln mit dem vollen,
Dem theuren Bild der Mutter gleich.

*) Im amerikanischen Bürgerkriege.

Fritz Müllers Reise nach Amerika.*)

Mitgetheilt von Orelius dem Aelteren.

Motto:
Das muß kein rechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern!

ROAO

1.

Auf der Rhede von Bremerhafen, den 19. August 1865.

Wir haben Windstille. Sie und konträrer Wind sind für den Neuling auf der See eine wahre Wohlthat. Er lernt sich biegen und bücken, wenn er in die Koje geht; lernt morgens zum Kaffee ein Beefsteak, gebratene Eier, Schinken ꝛc. verzehren. Die Seeluft hat große Kraft; sie verdaut Speisen, die man auf dem Lande nicht vertragen hätte. Nur die Unthätigkeit ist bei dem Gedanken, daß man seinem Ziel nicht näher kommt, etwas ganz Unerträgliches. So schätze ich mich glücklich, wenn ich für und an meine l. Freunde etwas schreiben kann.

Die Erlebnisse des ersten Tages auf dem Schiffe sind mir, nach der so bittern Trennung von meiner Heimat, besonders lieb gewesen. Es war gestern früh schon spaßhaft, daß die HH. F. und R., Fräulein B. und Bruder, die auf's Schiff gekommen waren, um uns Lebewohl zu sagen, unfreiwillig die Reise mit beginnen mußten, bis sich nach langem Harren ein Bootsmann ihrer erbarmte, und sie dem Lande zuführte. H. Winterberg kam auch noch und brachte uns die letzten Blumen und freundliche Grüße aus der verlassenen Heimat. Doch nicht Blumen nur, sondern auch einen Topf guter Butter, eine Trommel voll Zwieback und Pfeffernüsse erhielten wir durch seine Vermittlung. Diese, so wie die zwei Tonnen schöner Aepfel von den lieben Midlumer Freunden, werden eine gute Zukost zu der schweren Schiffsnahrung sein.

Noch zum zweiten Mal kam H. W. an das Schiff. Ein Zwischendeckpassagier hatte seine Kiste in Bremen verloren. Durch viele Mühe war es H. W. gelungen, sie nach Geestemünde zu schaffen. Nun brachte er sie zur großen Freude des kleinen Schneiders, dem die Kiste gehörte, an den „Adler." Er that noch mehr. Da der junge Mensch nur 25 Groschen im Vermögen hatte, und für den Transport der Kiste etwas über 1 Thaler zu entrichten war, so bezahlte W. mit einem andern die Suppe. Der überglückliche Schneider machte nun recht nette Bücklinge, und wünschte gar herzlich dem Ueberbringer eine glückliche Reise.

Auch that ich an diesem Morgen einen kühnen und glücklichen Griff. Während uns der Dampfer „Vulkan" aus dem Hafen schleppte, kamen noch einige Passagiere in mein Boot.

Eine Frau erstieg die steile Leiter am Schiff. Das Boot unter ihr war durch die starke Strömung fortgetrieben. Ein jäher Schrei trieb mich die Leiter hinunter. Die Frau hatte einen Arm voll Kleider, und gerade, als sie zurücktaumelte, packte ich sie fest im Nacken. Mit aller Kraftanstrengung hielt ich sie, und bald war sie glücklich oben.

Unter den 400 Menschen, die der „Adler" in sich birgt, sind, wie man sich denken kann, die verschiedenartigsten Charaktere: lustige, ernste, gemüthliche, aber auch schmutzige, verdorbene Seelen; alles bunt durch einander gewürfelt. Doch mußten auch nach unserem Wunsch darunter sein, denn als wir gestern Abend in der Kajüte waren, erscholl, von einer Harmonika begleitet, der liebliche Gesang herunter:

„Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?
Wer deckt sie mit schützenden Fittigen zu?
Ach bietet die Welt keine Freistatt mir an,
Wo Sünde nicht kommen, nicht anfechten kann?
Nein, nein, hier ist sie nicht!
Die Heimat der Seele ist droben im Licht!"

Bis heute haben wir vor Anker gelegen, und da kein Wind zu erwarten ist, so bringt uns der „Vulkan" weiter bis zum grünen Wasser der Nordsee.

Auf der See, den 20. August.

Die liebe Weser und die alte, theure Heimat sind unsern Blicken entschwunden. Die „drei Jungfern," das letzte, was wir zwischen Himmel und Meer sehen, fühlen nicht unsere zärtlichen Blicke. Mit vollen Segeln geht es seit Mitternacht in die Nordsee hinein. Ich weiß nicht, wie ich das Schaukeln des „Adlers" beschreiben soll. Die kleinen Bücklinge des Schneiders, der, als er mich erblickte, in Freudenbewegungen ausbrach, daß er seine Kiste wieder habe, waren sehr ungelenk dagegen. Und doch soll der „Adler" nur erst Schneiderbücklinge machen, im Vergleich zu denen, welche wir zu erwarten haben, wenn wir die heimatliche Nordsee durchschritten haben.

Die vielen Auswandererschiffe, die mit uns abgefahren, sind abwechselnd in Sicht. Ob wohl alle, die auf diesen großen Nußschalen — Jupiter, Republik, Geestemünde, Ocean und Norma — schwimmen, zum Ziel gelangen werden? Die Seekrankheit hat schon manchen zu Boden geworfen; auch meine Frau und Kinder sind arg heimgesucht. Ich aber werde mit jedem Tage hungriger. Als wir gestern Abend „Labskau" hatten, konnte ich, obwohl mir das Gericht fremd war, für zwei essen, und das Sprichwort: „wat de Bur nech kennt, dat it he nech," wurde ganz zu Schanden.

21. August.

Wieder eine Nacht vorüber. Sie hat manchen Müden und Kranken gestärkt und erquickt. Unten im Schiff liegt eine Frau mit ihrem Kinde krank, ich darf ihr die nöthige Medicin aus der Schiffsapotheke reichen. Der Wind fegt frisch daher, und immer stolzer wiegt sich der „Adler," die Wellen durchschneidend. Es sind drei kleine Vögel an Bord gekommen, doch vergebens späht das Auge nach dem Lande, das sie und wir verlassen haben. Nichts sieht man als Himmel und Meer. Ich muß den Vögelein Grüße zur Heimat mitgeben:

Vögelein, wohin fliegest du
In eilendem Zug.
Ach wende meiner Heimat zu
Doch heute deinen Flug
Und grüße sie!
Wolke, schön am Himmel dort,
Die du so rastlos ziehst
Dem Lande zu fort und fort,
Wenn du die Heimat siehst,
So grüße sie!
Du kühlender Abendwind,
Wehest so frisch und frei,
Wohl über diese Welt geschwind;
Ziehst du der Heimat vorbei,
So grüße sie!
Ja, Grüße die send ich nur,
Kann selber nicht gehn,
Und Niemand soll eine Spur
Vom Heimweh nur seh'n!
Drum grüße sie!

22. August.

Die Seekrankheit könnte wohl ein eigenes Kapitel meiner Reisebeschreibung bilden. Weil ich aber keine Kapitel gemacht habe, sondern bunt durcheinander schreibe, so werde ich hierüber auch keins abfassen. Denn da ich nur aus der Anschauung schreibe, so müßte ich befürchten, daß meine Leser von der bloßen Beschreibung seekrank würden — so jämmerlich ist es anzusehen. — Doch ist sie noch nicht so recht

*) F. M., Hofbesitzer im Lande Wursten, wanderte mit Frau und neun Kindern nach Amerika. Er hinterließ im Stader Sonntagsblatt folgenden „Abschiedsgruß.

„Allen Lieben, welche mit uns Freundschaft gehalten, ja allen Lesern des Sonntagsblatts sagen wir vor unserer Abreise nach Amerika ein herzliches Lebewohl. Das theure Heimatland wird nie aus dem Gedächtniß schwinden, mögen auch die Stürme und Sonnenblicke des Lebens es oft noch zu verdrängen suchen. Es war doch unsere erste Liebe. Hat auch das Bild in den Jahren der Revolution und der Katechismusstürme viel Flecken und Runzeln bekommen, so scheiden wir doch mit dem Bewußtsein; es gibt nur Ein Deutschland, nur Ein Hannover. Gott der Herr schütze es und mache es rein und neu.

F. Müller aus Bosenbüttel, Johanne M., geb. Rösing, Theodore, Elisabeth, Wilhelm, Erich, Emma, Friedrich, Enno, Johannes, Gertrud.

Geestemünde, den 11. August 1865."

Aber im Frühling 1866 lasen wir in demselben Blatte folgende Todesanzeige:

„Allen Freunden und Bekannten die Traueranzeige, daß unser geliebter Gatte und Vater, Oekonom F. Müller, bisher in Bosenbüttel, am 6. Mai, nach sechszehntägigen schmerzlichen Leiden in freudigem Glauben und Bekenntniß Jesu Christi sanft und selig entschlafen ist. Seine irdische Hülle ruht auf dem Stadtkirchhofe von Kendallville, Indiana.

Johanne Müller und neun Kinder."

im Gange, denn das Schiff verleugnet seine Adlernatur und will nicht fliegen. Der Wind ist stiller geworden. Da hat man denn Zeit, die Wunder des Meeres zu beschauen. Eine Polypenart sieht man oft vorbei schwimmen, die ich wohl dem Hamburger Aquarium wünschen möchte. Sie ist der dort befindlichen Seerose ähnlich, nur zehnfach größer. Das schöne, grüne Meer ist nicht zu beschreiben. Der weiße Schaum, der da, wo sich das Wasser am Bug des Schiffs, dem Schnabel des Adlers, bricht, emporspritzt, fällt nieder, wie ausgeschüttete Perlen. Lasset mich versuchen, es zu besingen:

O Meer, o Meer, o Meer,
Mit deiner grünen Fluth!
Wie labet sich das Herz,
Schaut es in deine Glut.
O wunderschönes Meer
Mit dem demant'nen Schaum,
Wer dich nicht selbst befuhr,
Ahnt deine Schönheit kaum.
O du hellglänzend Meer!
Doch fragen möcht ich gern
Und deine Wunder seh'n,
Du Wundermeer des Herrn!
O unergründlich Meer
Mit deiner dunkeln Fluth!
Es wird dem Blick nicht klar,
Was tief dort unten ruht.

23. August.

Langsam und ohne Sturm bringt uns der leichte Wind weiter, und zwar geht es nicht durch den Kanal, sondern um Schottlands Küsten herum, zwischen den Orkney- und Schetlandinseln hindurch. Ob wir wohl die Mitte treffen werden?

Der Wind hebt etwas frischer an. Die Wellen bekommen auch dort, wo kein Schiff Furchen zieht, weiße Spitzen, und der „Adler" wiegt sich höher und mächtiger; Delphine umschwärmen ihn — Schweinsfische, wie der Seemann sie nennt. Blau und grün schillern sie unter der Oberfläche; nur wenn sie aus dem Wasser herausspringen, verrathen sie ihre gelbe Farbe. Büchse und Revolver sind nicht geladen: da müßte eine Schlinge, ähnlich wie die liebe Wurster Jugend sie zum Fischfang benützt, nicht übel sein. Mit der Harpune sind sie wohl schwer zu treffen. Zwei Falken kamen ganz ermüdet zu uns. Sie setzten sich auf die Raaen, die kleinen Vöglein haben sie verzehrt. Wenn ich nicht den „Mäusefraß" oder das „Kolumbusei" gelesen hätte, wären sie längst geschossen. Sollte der Verfasser genannter Schrift dieß lesen, so nehme er es als einen warmen Händedruck, den ich ihm gern reichte.

24. August.

Die Menschen werden uns auf dem Atlantischen Ocean viel beschäftigen: Arbeit, Kummer, Sorge, aber auch Freude wird uns durch sie zu Theil. Als ich heute Morgen auf dem Verdeck war, sprach ich mit dem Segelmacher von der Fahrt und bedauerte, daß wir nicht rasch genug fortkämen. Ein Mann aus Newyork, der dem Segelmacher nähen half, mischte sich in das Gespräch. Er äußerte, wir hätten zu viele Heilige im Zwischendeck, darum kämen wir nicht schnell weiter. Meine Wurster Natur ließ mich nicht schweigen. Ich antwortete: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Die Bordellwirthe aus Newyork haben wohl eher die Zögerung veranlaßt." Er fragte, wer das seien. „Nun," antwortete ich, „wer es sei, wisse er selbst am besten." Der war abgefunden. Wenn er mich nun sieht, zeigt er die größte Theilnahme und erkundigt sich angelegentlich nach Befinden. Ob es mir gelingen wird mit allen so fertig zu werden, weiß ich nicht. Die Freude aber habe ich, daß mir die armen Kranken von Herzen zugethan sind, da ich ihnen manche lindernde Medicin verschaffen kann.

28. August.

„Der Mensch versuche die Götter nicht!" Der Neptun mit dem Dreizack muß ein hämischer Gesell sein. Wollte nur einige Fragen an sein Meer richten, hab's aber kaum gewagt, da gibt er mir schon mit seiner Gabel einige Stiche als Antwort; der unterleibliche Vulkan machts nicht besser. Eruptionen mit solcher Vehemenz, daß die Funken aus den Augen stieben und blutiges Unterlaufen zurücklassen. O du Schrecken der Seekrankheit! Fair Island (Eiland), deines Anblicks werde ich nie vergessen — nicht deiner nackten Schroffheit und Eigenthümlichkeit wegen, auch nicht, weil du das letzte Stück von Europa bist, das wir sehen, eben so wenig der Gefahren wegen, die wir in Nacht und Nebel, bei so heftigem Winde an deiner Küste ausstanden — wir sind ja glücklich vorbei gekommen — das alles ist's nicht, was dich mir im Gedächtniß erhalten wird. Nein, es sind die Wellen des Meeres, die schon der 107. Psalm besingt (V. 23—32); die Wellen, die wir zum ersten Mal erblickten, machten einen schrecklichen Eindruck. — Der wettergebräunte Kapitän nannte es eine frische Brise. — Ob es eine solche oder mehr war, was uns die hohen Wellen zuführte, wir wollens nicht erörtern. Aber bis zum Rande tauchte sich unser Schiff in die Fluth, und der Adler schüttelte sein hölzernes Gefieder, als ob er trocken werden wollte, umsonst! Das Vordertheil des Schiffs war und blieb mit Schaum, Staub und Wasser überdeckt. Meine Kinder lagen an der Erde, wenn man es so nennen kann, mit der Seekrankheit und den Windungen des Schiffs kämpfend. Theodore kroch auch einmal nach oben. Ich stand am Rieling und beobachtete sie genau. Die Augen weit aufgerissen, starrte sie einer hohen Welle entgegen. Mit einem lauten Schrei sah sie dieselbe auf das Schiff losstürzen und weinend bog sie den Kopf an die Brust ihres Bruders. Der Friedrich kam auch ängstlich zu mir und fragte hastig: „mein Vater, mein Vater, kommen wir nun alle sogleich in den schönen Himmel?" Meine Frau war beständig einer Ohnmacht nahe, weniger vor Angst, als vor Schwäche. „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben, darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge umfielen." Meine Vernunft sagte mir wohl, daß ein Schiff wie der „Adler," welches meine in dieser Hinsicht so sichern Freunde, die Gebrüder Bosse in der Burg, erbaut haben, nicht vom bloßen Schaukeln aus einander gehen kann. Doch machten mich die vielen aufgespannten Segel, und das Knarren der Masten bedenklich. Später sagte mir der Kapitän, er habe nicht anders gekonnt: die vielen Segel hätten schnell über die gefährlichen Klippen bringen müssen.

Was ist es, was thürmet so hoch sich empor?
Was toset so schaurig in brüllendem Chor?
Das sind die Wellen des Meeres!
Was sind das für Berge mit schneeigem Haupt?
Was wälzet sich wüthend, der Ruhe beraubt?
Das sind die Wellen des Meeres!
Verschwunden, versunken sind bald sie im Nu,
Wo Berge erst standen, siehst Thäler jetzt du;
So sinken die Wellen des Meeres.
Du Adler, was schütterst so bang du den Rumpf?
Was knarrest du bebend, was seufzest du dumpf?
Ist's Furcht vor den Wellen des Meeres?
Was bleibst du nicht ruhig, bewußt deiner Kraft?
Daß nichts dir anhaben, vom Sturme gejagt,
Die tobenden Wellen des Meeres.
O Wandrer, frag nicht, das ist so mein Brauch.
Beugst du denn die Knie dem Allmächtigen auch
Beim Toben der Wellen des Meeres?

29. August.

Es waren trübe Tage für die Passagiere. Wie es unten im Zwischendeck aussah, ich weiß es nicht, verlange es auch nicht zu wissen. War es bei uns doch schon so trübe! Unsere Mutter war die Kränkste. Es ist leider nach dem Sturm keine gute „Gelegenheit," wie der Seemann sagt, der Wind kommt daher, wohin wir gehen müssen — so machen wir keine Fortschritte. Unsere Gefährten Jupiter, Union, Geestemünde ꝛc. tauchen mitunter am Horizont auf. Es ist beruhigend, daß alle zusammenhalten und keines durch den Kanal gegangen ist. Ein Schiff, es scheint der „Delius" zu sein, liegt vor uns. Er ist einige Tage vor dem Adler abgefahren. Wenn du aber mich fragst, ob es mir leid ist, die Reise mit einem Segelschiff statt mit einem Dampfschiff unternommen zu haben, so muß ich es bestimmt verneinen, denn die Angst, beim Sturm mit Feuer zu kämpfen, ist schon nicht erquicklich; die hohe Passage ist ebenfalls nicht angenehm. Wenn auch noch einige Zeit mit Windstille verstreichen sollte, so ist ferner die langsame Seereise eine Vorbereitungszeit für die neue Heimat, eine gute Uebung der Geduld; und der wichtige Schritt wird mit Besonnenheit ausgeführt. Mancher hat sich getäuscht gefunden, viele haben es bestimmt ausgesprochen: „Ja, wenn wir das gewußt hätten, so wären wir daheim geblieben," und doch haben sie noch nichts erlebt, als etwas Wind und Erbsensuppe. Doch die Süddeutschen, wenn auch seekrank, sind immer guten Muths. Unter ihnen zeichnet sich besonders ein alter Schweizer aus, der schon in Algier für die Franzosen gefochten hat, der singt zur allgemeinen Heiterkeit seine heimatlichen Lieder mit vielem Jodeln. Man muß sich für

den alten Burschen interessiren. Er hat leider das Unglück gehabt, seinen Hut von den Wellen verschlingen zu sehen, und so lief er, um seinen besten Hut zu schonen, immer mit rauhem Kopf umher. Ich schenkte ihm ein Stück Tuch, vom Schiff bekam er etwas Segeltuch. Da hatte er sich bald eine hübsche Kappe gemacht, worauf er mir zu Ehren eines seiner besten Lieder auftischte.

30. August.

Wenn meine Zeilen nicht sehr inhaltsreich sind, so denke zu meiner Entschuldigung an die uns plagende Seekrankheit. Es schwammen heute zwei große wasserspritzende Fische um unser Schiff herum. Das war hübsch anzusehen, wie plötzlich eine Fontaine aus den grünen Wellen aufsprudelte. Meine Büchse war nicht geladen. Jetzt soll die Kugel aber drin bleiben, da wird es bald einen interessanten Knall abgeben, der für meine Freunde etwas einbringt.

2. September.

Wie Aegidius sich stellet ein,
Dreißig Tage dir werden sein.

Es ist oft vom nassen und trockenen Hirsch gesprochen worden, — wir haben noch keinen gesehen. Aber der in Aussicht gestellte Knall hat statt gefunden. Die Kugel ist dem Gußstahlrohr entschlüpft. Wo nach? Erschrecke nur nicht, — nicht nach einem Kopf, sondern nur nach einer Kopfbedeckung, die über Bord gefallen war. Ich hatte nicht das Herz, eine der schönen weißen Möven zu schießen — nicht, weil nach den alten Schiffersagen die Seelen der Ertrunkenen darin wohnen — nein, ihre klugen Augen blickten mir in's Herz hinein. Da nun auch kein Haifisch sich blicken ließ, an welchem ich meine Büchse probiren konnte, so freute ich mich, daß ein Hut über Bord gieng — aber auch den fehlte ich, auf 150 Schritt, eine Hand breit. Es schaukelte zu arg — da ist von einem Knalleffekt nichts zu erwarten.

2.

Geraume Zeit ist verflossen, ehe ich wieder zu meinem Büchlein zurückkehre, und sie ist mir lang geworden. Vierzehn Tage sind es nun, daß uns der Adler gewiegt, gekreiselt, geschaukelt, gerollt hat — alles, wie es ihm gefiel — eine lange Zeit für eine Landratte, zumal wenn die Petersilie durch die Seekrankheit verhagelt ist. Sie hat mich rein aus Text und Concept gebracht. Darum bitte ich mir den täglichen Bericht zu erlassen, und mit einer ungebundenen Erzählung fürlieb zu nehmen. Freilich wird der Faden wohl einige Knoten bekommen, auch nicht immer reines Leinen liefern, sondern wohl oft etwas Hede oder Baumwolle mit verweben. Halte es mir zu gute.

1. Winke für Seereisende.

Es gibt viele Mittel, die Seekrankheit zu erleichtern, aber keines sie zu beseitigen. Orangenbitter oder Bischofsextract, viermal des Tags 20 Tropfen in etwas Weißwein, gibt eine gute Stimmung im Magen. Auch ist, wenn der Geschmack so bitter, und der böse Magen nichts mehr annehmen will, ein Theelöffel voll Magnesia von guter Wirkung. Gut ist es, einige Tage vor der Reise eine tüchtige Rhabarberportion zu nehmen. Gute Häringe bekommen in der Seekrankheit immer. Geduld aber ist das beste und hilft am meisten; doch ist es ein seltenes Kräutlein, und wächst nicht in allen Gärten.

Ein anderes, was ich leider beklagen muß, kann mit zur Seekrankheit gerechnet werden, und darum auch zur Warnung für Andere. Moden sind oft, ja meistens, nicht ohne Pein. In der ersten Kajüte herrscht die größte Solidität. Die Thüren und Wände sind vom schönsten Mahagoni-, Jackaranda- und Ebenholz — schwarz, weiß, braun, roth — alles recht schön polirt. Aber mein Daumen sollte wohl die etwa fehlenden Farben nachbringen. Er ist grün und blau gequetscht; nur die Schmerzen, die ich eine Nacht ausgehalten, und wer weiß, wie lang noch hätte aushalten müssen, wenn wir unsere schöne Arnica-Tinctur nicht gehabt hätten, sind nicht angenehm. Und das habe ich allein der modernen, nobeln Thüreinrichtung zu verdanken. Warum können die Thüren nicht auch, wie in der zweiten Kajüte, aufgeschoben werden? Es ist unmöglich dieselben beim Sturm mit Sicherheit zu öffnen. Als ich unter heftigen Schmerzen

meine Beschwerden über die fehlerhaften Thüren vorbrachte, tröstete mich der Kapitän damit, daß auf einer frühern Reise einem Kinde die Finger abgeschlagen seien.

2. Menschen in Eisen.

Blut ist geflossen! Wie ist die Erde doch so verderbt, und die Kainsnatur in so vielen wieder zu finden! Im Zwischendeck war ein alter Bierbrauer, der sich leider so betrug, daß jeder dumme Junge die Füße an ihm abkratzte. Beim Kaffee, den Jeder sich holen mußte, hatte ihm ein Bengel ein Bein gestellt. Der Alte fällt, steht auf, geht nach seinem Platz, nimmt eine leere Flasche, kehrt mit dieser nach dem Weinsteller zurück und schriftstellert demselben ein großes Loch in den Kopf. Die Glasscherben waren aber glücklich geflogen, daß sie weiter Niemand Schaden zugefügt; der alte Bierbrauer geht schimpfend auf seinen Platz. Der junge Bursche holt Verstärkung und versetzt dem Alten einige Hiebe mit einem scharfen Knotenstock am Kopf, daß er bluttriefend schreit: Ich habe genug, ich habe genug! Der Kapitän vereinigt in sich alle richterliche und executive Gewalt. Er ließ die kriegführenden Parteien aufmarschiren. Nachdem ein Verhör statt gefunden, legte er beiden eine feste Handschelle an. Das Publicum machte Randglossen und ergieng sich weidlich über die Selbstvertheidigung. Ich untersuchte den alten Esel von Bierbrauer, und fand zu meinem Schrecken, daß derselbe in der rechten Schläfe ein tiefes Loch bekommen. Meine Nadeln kamen mir gut zu statten. Die Wunde gereinigt, zugenäht, dann mit Hilfe eines Kölner Barbiers mit Arnica-Umschlägen behandelt, heilte ohne Eiterung zu. — Ja die Menschen! Mein alter Freund, der Schweizer, hat sich von andern Flegeln ganz betrunken machen lassen, und wurde durch seinen närrischen Taumel Allen zum Gespötte. Ein badischer Schmied brachte ihn auf meinen Wink zur Koje, wo er in seinem Nichts verschwand. Diesem Badenser, den ich in den ersten Tagen seiner Sprünge und lächerlichen Geberden wegen für einen Komiker irgend einer Künstlerbande hielt, will ich noch einige Zeilen widmen.

3. Der lustige Passagier.

Eines Mittags, als alles der Ruhe pflegte und es auf dem Verdeck ganz still war, saß auf einer Bank, im Anschauen zweier Bilder versunken, der Badenser. Als ich mich ihm näherte, zeigte er mir die Photographien. Eine derselben stellte seine hübsche Vaterstadt, Constanz dar; die andere seine dort wohnende Großmutter. „Da hob i halter a gute Großmutter an," sagte er, und erzählte mir seine Lebensgeschichte, die ich jedoch in unser ernstes Hochdeutsch übersetzen muß.

„Mein Vater und meine Mutter sind beide früh verstorben, und ich bin von der alten Großmutter erzogen. Man hatte mich zum Studiren bestimmt. Doch da mein Bruder in Amerika Maschinenbauer ist, wollte ich auch nichts anders werden. So kam ich bei einem Schmied in die Lehre. Die Lehrzeit war noch nicht zu Ende, als der Krieg zwischen Oestreich und Italien ausbrach. Ich war 17 Jahre alt. Alles schwärmte für die Befreiung Italiens, ich nicht weniger. Ich ließ mich annehmen, und habe drei Jahre (?) den Krieg mitgemacht. Gegen Ende dieser Zeit wurde ich gefangen, und nach kurzer Gefangenschaft an Baden ausgeliefert. Hier wurde ich zu siebenjährigem Strafdienst verurtheilt. Doch da ich mein Handwerk verstand, schickte man mich ein halbes Jahr in die Beschlagschule.

„Von dem Krieg in Italien kann ich nicht viel erzählen, als daß wir keinen Hunger und Durst gelitten haben. Bekanntlich sorgte der Spitzbube, der österreichische General, für seinen Geldbeutel, aber die 1000 Ochsen, welche für seine Leute bestimmt waren, kamen uns gut zu statten. Den Verlust einer Zehe am rechten Fuß und die Kugel, die mir durchs Bein gieng, schlug ich nicht hoch an.

„In Constanz mußte ich in der Schmiede und Kaserne meinen Dienst verrichten, wurde aber von den jungen Offizieren oft cujonirt. Ich war Korporal, konnte aber mit meinen Rekruten nicht so verfahren, wie man mit mir that. Darüber machte man mir das Leben sauer. Als ich nun eines Nachts auf Wache war, dachte ich über meine Lage und mein künftiges Leben nach. Freiheit, die ich meine, die

mein Herz erfüllt! Nach Amerika! sonst war kein Weg, um aus diesen Banden zu kommen. In aller Stille besorgte ich mein kleines Vermögen durch einen Agenten in Wechseln auf Newyork, kaufte mir eine Kiste voll Zeug, brachte sie nach dem Bahnhof, hieng meine Uniform in einem Privet auf, dann fort zur Bahn und losbrauste der Zug. Hui, da war ich frei von meiner Strafe, frei von den dunkeln Mauern und Wällen. In Bremen, wo Polizisten nach meinem Paß fragten, zeigte ich meine bezahlte Passagekarte vor, und als gute Handelspolizisten ließen sie mich laufen. Doch traute ich der Luft noch nicht ganz und offenbarte mich lieber meinem Wirth. Der war ein freundlicher Mann — der half mir, als die Polizei ins Wirtshaus kam und nach mir suchte. Doch am Tage unserer Abreise kamen zu meinem nicht geringen Schrecken zwei Bremer Polizeidiener an den Adler und fragten nach meinem Namen. Ich setzte mich nah an den Rand des Schiffes, ein Lied summend. Den Tod hatte ich vor Augen. Denn ich war leider fest entschlossen, über Bord zu springen, sobald sie mich fänden. Aber die guten Leute giengen gleich nach unten, und untersuchten dort alle Ecken und Winkel des Schiffs. Als sie mich nicht fanden, giengen sie, ohne sich auf dem Verdeck umzusehen, in ihrem Diensteifer auf andere Schiffe. Mein Herz schlug wieder ruhig und warm, denn nun war ich außer Gefahr. Ich möchte nur die langen Gesichter sehen, die sie machen werden, wenn sie bei meiner Großmutter mein Vermögen in Beschlag nehmen wollen, und sie ihnen sagt: S'ist schon drüben!"

Einige Tage später traf ich den Constanzer neben einigen andern Passagieren. Einer erzählte von seinem reichen Onkel in Amerika, zu dem er reise. „Ach was, reicher Onkel!" rief der Schmied, „i hob zwei reiche Onkel, die verlassen mi nit!" Dabei zeigte er seine muskulösen Arme, und machte, als ob er hämmerte.

4. Die arme Verkommene.

Weil ich einmal angefangen das Schiffsleben zu beleuchten, so muß ich auch das traurigste Bild aufrollen, das mir vorgekommen ist. Ein Mädchen von 17 Jahren war, wie man sagte, von den Eltern fortgeschickt, weil sie gestohlen habe. Sie war kaum an Bord, so suchte sie sich schon einen Liebhaber, fand aber keinen als einen großen Matrosen. Sie wurde nun ihres schlechten Betragens wegen aus der zweiten Kajüte ausgestoßen. Im Zwischendeck wollte man sie auch nicht aufnehmen. Von dem Matrosen wurde sie verlassen. Da kam sie zum Kapitän, und stand nun von allen verhöhnt und verspottet mit zerissenem Kleide, mit borstigem Haar und niedergeschlagenen Augen vor uns. Man wußte nicht, ob Mitleid oder Zorn über das Gefühl die Herrschaft habe. Jetzt hält sie sich sehr zurück, doch ist leicht die Frechheit oben.

5. Deutsche Treue.

Ein junges Ehepaar aus Württemberg macht auf dem Adler seine Hochzeitreise. Der Mann ist als siebzehnjähriger Jüngling nach Amerka gezogen, als seine jetzige Frau erst 11 Jahr alt war. Sie haben einen spärlichen Briefwechsel geführt, der auch bald bei dem bewegten Leben des Mannes eingeschlafen ist. Aber als der Krieg vorbei und er wieder zur Ruhe gekommen ist, da wacht die alte Liebe wieder auf, und er bekommt solches Heimweh, daß er eilends nach Schwaben zurückkehrt. — Wiedersehen und Wiederfinden will ich nicht beschreiben. Die Melodien und Accorde der Liebe lassen sich nicht in prosaische Worte fassen. Nur das muß ich mittheilen, daß die alte Mutter ihren Sohn, der Bruder den Bruder erst nach Stunden langem Beisammensein wieder erkannt haben. Gestern Morgen nun kamen unsere lieben Nachbarsleute — ein Herr Grote aus Lesum — und riefen mich zum Würtemberger. Der blute die ganze Nacht aus der Nase, und auch am Tage vorher habe er viel Blut verloren; sie wären recht besorgt. Ich folgte ihnen und fand die kleine Frau still weinend an ihres Mannes Beit. Zuerst beruhigte ich sie wegen ihrer Angst, dann schnitt ich zwei Stücke von einem Schwamm, beträufelte sie mit Essig, und steckte sie ihm in die Nase. Darauf legte ich ihm nasse Tücher in den Nacken. Er war so weit, daß er nicht mehr klar sah. Erst half es, aber nicht lange. Da gab ich ihm Essig zu trinken — das half. — Der liebe Leser mag mich ob dieses unbefugten Doktorirens in Anspruch nehmen und fragen, wo bleibt denn die Reisebeschreibung? Darum flugs ein neues Kapitel.

6. Etwas mehr als eine frische Brise.

Auch ohne des Kapitäns Erlaubniß will ich es einen starken Wind nennen. Denn wenn die Segel wie Papier zerreißen, so glaube ich ein Recht zu dieser Benennung zu haben, und niemand darf mir von Zephyrlüften vorschwatzen. Wir hatten am 5. Vollmond, und da weiß ein Wurster Küstenbewohner, daß sich etwas bei der Springfluth ereignen wird. Ende vorigen Monats wurde ich mit meiner Springfluth verlacht — man kehre sich auf offener See nicht daran. — Aber bei der Vorspringe gieng es kraus her, und jetzt bei der Nachspringe riß der Wind durch sechs Segel. Wenns damit nur vorwärts gienge — aber man kann Geduld lernen. Daß Sturzwellen übers Hintertheil gehen, wird man schon gewohnt. Doch haben einige meiner Kinder unfreiwillig ein Seebad genommen oder vielmehr bekommen. Wenns einem unten in der Kajüte so übel und weh wird, so versucht man in die frische Luft zu kommen. So auch meine Kinder. Kaum aber sitzen sie heute morgen oben, so spült sie eine salzige Welle fast fort. Lachend kamen sie die Treppe herunter, und es war kaum ein trockener Faden an ihnen — so energisch hatte das Sturzbad gewirkt. Mehr belästigt uns das schlimme Schaukeln. Man kann, ohne sich zu halten, kaum stehen, und stürzt oft gegen die niedere Seite des Schiffs. Am schlimmsten ists beim Essen der Suppe. Jeder hält seinen Teller — aber wenn man dann selbst von seinem Sitze stürzt, so ist die Suppe verloren, und auch das Zeug, über welches sie geschüttet wird. Zuweilen fliegen Schüsseln, Teller und Gläser auf dem Tisch bunt durcheinander, trotz der hohen Rahmen, die um und über dem Tische sind.

Gestern konnte ich nicht weiter schreiben, weil unser Wilhelm aus Luthers Leben vorlas, und obgleich ich dieß schöne Büchlein schon gelesen, so ist es mir doch immer lieb. Unser Wilhelm machte sich am letzten Sonntag so schmuck, daß wir erstaunten. Wir erfuhren, daß sein 19. Geburtstag sei. Wo so viele Geburtstage sind, kann man wohl einen oder den andern vergessen. Wir hatten bei der Morgenandacht das schöne Lied: „Bis hieher hat uns Gott gebracht, durch seine große Güte." Ach, wenn wir das auch nur erst auf dem Lande anstimmen könnten! Leider haben wir noch immer ungünstige Winde. Dasselbe Leiden hindert auch die mit uns nach Amerika gehenden Schiffe. Wir sprachen diesen Morgen ein englisches Schiff an. Es hatte von Liverpool 14 Tage gebraucht — ungewöhnlich viel. Möchte doch bald anderer Wind kommen. Sechzig Fässer Wasser sind verbraucht, 200 sind an Bord, davon sollen aber viele leck sein. Die Passagiere sind heute auf Deck, um angeschrieben zu werden. Dabei gibts auch einmal etwas zu lachen. Ein Mädchen aus Württemberg heißt Viktoria Speck, und gleich ruft das Publikum: „Viktoria, nun gibts Speck." Ein Ostfriese heißt Focke Rolfs, und sein Sohn Rolfs Focke Rolfs. Wenn nun diese Arbeit auch nicht sehr geistreich ist, so geht doch ein Tag damit hin.

Am lieben Sonntag war meine Absicht, eine Predigt vorzulesen; doch Regen und Sturm ließen es nicht dazu kommen. Aber Traktate und Testamente wurden vertheilt, und wer wollte, las still für sich. Da kamen vier Bursche und wollten Karten spielen. Ich gieng zu ihnen und sagte, wenn sie kein Gewissen für den Sonntag hätten, so möchten sie unten spielen, hier sollten sie nicht stören. Da drückten sie sich und zwei von ihnen nahmen gar Traktate und lasen.

Der junge Ehemann, dem ich vom Nasenbluten geholfen, erzählte mir seine erste Reise, die er über Liverpool gemacht. Er wolle jedem Deutschen sehr abrathen, mit englischen Schiffen auszuwandern. Die Kost und der Ton auf dem Schiff sei nicht zu beschreiben. Gewöhnlich seien die Irländer stark vertreten. In der ersten Nacht seien die Matrosen zu den Einwanderern eingedrungen. Da habe ein Mann, um seine Frau zu schützen, sein Messer gezückt, und dem Obersteuermann eine Hand abgestochen. Dieser sei wieder an's Land gebracht, aber der Irländer wurde in Eisen gelegt. Das Trauerspiel habe traurig geendet. Der Irländer sei in einem

unbewachten Augenblick, da man ihm beim Essen das Eisen abgenommen, über Bord gesprungen und verschwunden. Jeden Tag blutige Köpfe, Schmutz über alle Grenzen, Ungeziefer ohne Zahl — das sei das ungefähre Bild eines englischen Schiffs. Doch, was soll ich viel von andern erzählen; es ist hier schon genug vorgekommen, was man auf einem Bremer Schiff nicht erwartet hätte!

7. Der Familienkreis.

Ich habe dir schon viel von meinen Reisegefährten erzählt, darf ich dir auch einige Scenen von meinen Kindern schildern? Elisabeth ist wohl die kräftigste, sitzt frisch und mit rothen Backen oben und näht, wenn es irgend möglich ist, bei Frau Grote, oder sonst Jemand. Wilhelm liest viel, oder hält Schule mit den drei jüngeren Brüdern. Doch kann ich wohl sehen, daß ihnen das Schreiben ziemlich sauer wird bei dem ewigen Schaukeln. Beim Rechnen fliegt ihnen immer das Buch vor der Nase weg; da vergeht ihnen bald die Lust. Dame spielen ist etwas anderes, wenn die Steine auch einmal durch einander fliegen, das schadet nicht, sie werden geduldig wieder zurecht gesetzt. Theodore ist übel dran. Sie sitzt entweder auf dem Sopha oder auf der Erde, oder oben in wollenen Decken. Wo sie sitzt, da bleibt sie sitzen ohne viel zu sagen. Noch schlimmer aber ist Erich. Der kommt wenig aus der Koje, der arme Junge. Doch hoffe ich, daß er darnach recht gesund und kräftig werde. Emma sitzt oft seelenvergnügt bei Grote's und andern kleinen Kindern und hilft ihnen beim Spielen. Hans macht sich gern eine Rutschpartie. Wenn das Schiff recht im Schaukeln ist, setzt er sich in der Kajüte auf den Fußboden, und rutscht, den Bewegungen des Schiffs gemäß, hin und her. Auch turnt er gern an einem Seil und klettert daran hinauf. An dem Jungen hat jeder seinen Spaß, und keiner kann ihn ansehen, ohne ihm ein freundliches Wort zu sagen. Die großen Kinder haben ihre Freude und Bewunderung am Meer und seiner Schöne. Gegen Abend, wo man sich am wohlsten befindet, lösen sich die Zungen. Wir sitzen dann oft unter der schaukelnden Lampe, und erzählen uns von Deutschland, von schönen, vergangenen Zeiten, und von der Freude, wenn wir erst Land unter den Füßen fühlen werden. Und da können wir uns dann nicht in die Koje finden.

(Fortsetzung folgt.)

Jefferson Davis.

Am 19. Mai 1865, gerade 35 Tage nach der Ermordung des ehrlichen Abraham Lincoln, ankerte der Clyde auf der Hampton Rhede mit einer Anzahl Staatsgefangener, für welche in der Festung Monroe Quartier gemacht wurde. Drei Tage später wurden die Gefangenen gelandet. Einer zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, ein langer, hagerer, leichenähnlicher Mann, in dessen eingefallenem Gesichte, besonders um die Lippen her, die Muskeln zuckten, während er unsicher vorwärts schritt. Stark konnte diese Gestalt nie gewesen sein; aber tiefes Leiden, ununterbrochene Arbeit und Schlaflosigkeit hatten sich mit den vorrückenden Jahren vereint, sie der würdevollen Strammheit zu berauben, welche früher sie ausgezeichnet hat. Krankheit hat ihn eines Auges beraubt; das andere muß, von allerhand optischen Bildern und Täuschungen geneckt, dem leidenden Mann seinen Gang erschwert haben. Sein Kerkermeister führt ihn durchs Thor in die Zelle, die ihm angewiesen ist; nur ein wohl verwahrtes Fenster gestattet die Aussicht



auf den Festungsgraben. Er wird aber nicht allein gelassen. Zwei Soldaten erhalten Befehl, ihn unablässig zu bewachen und ein strenges Schweigen zu beobachten.

Der Gefangene sieht sich einige Augenblicke um, schaut gedankenvoll durch das Geschützfenster, setzt sich dann plötzlich in einen Sessel, legt beide Hände auf die Kniee und fragt einen der Soldaten: „Wohinzu geht diese Oeffnung?" Der Soldat schwieg. Mit lauterer Stimme wiederholt der Gefangene seine Frage. Wieder tiefes Schweigen, nur daß die beiden Schildwachen im Innern und die vier draußen in gemessenen Schritten auf und abgehen. Als wäre der erste Soldat vielleicht taub, wendet sich der Gefangene an den andern. Aber auch dieser öffnet den Mund nicht; blos ein unmerkliches Zucken der Augen verräth, daß er die Frage gehört hat, aber nicht reden darf. „Schön," sagt der Gefangene und wirft mit bitterem Lachen die Hände in die Höhe, „ich wünschte, meine Bursche hätten sich so gut schulen lassen wie ihr."

Von den zwei Soldaten, welche keine Silbe los lassen, denkt Jefferson Davis zurück an die Heere, die er erst noch kommandirte, und dann an die früheren Zeiten, da er als Kriegsminister von den Beamten derselben finstern Zwingburg mit militärischen Ehren empfangen worden war. Der blutige Kampf der fünf Jahre lag nun hinter ihm. Der entschlossene, rücksichts-

lose Staatsmann, der die Vernichtung jener Union bezweckte, welcher er Treue geschworen, der kühne Führer des Aufstands, der den Kampf noch lange fortgesetzt hatte, nachdem er ihm selbst als hoffnungslos erschienen war, er war nun in der Gewalt seiner bitter gehaßten Gegner. Wie viele Soldaten hatten schon gewünscht, den schrecklichen Davis zu fangen, um ihn am nächsten wilden Apfelbaum aufzuknüpfen. Jetzt da er gefangen war, dachten die meisten Führer, wie viel besser es doch gewesen wäre, wenn Oberst Prichard den unbequemen Vogel nicht eingefangen hätte.

Am 23. Mai wurden dem Gefangenen Handfesseln angelegt, wie sehr er sich dagegen wehrte. Noch war Lincolns Leichnam unbegraben, Minister Seward noch in Todesgefahr von den Wunden, die ihm ein Meuchelmörder beigebracht, und jede Stunde mehrte die Anzeichen von einer gräßlichen Verschwörung gegen die Leiter des Staatswesens; da konnte auch Johnson nicht umhin, sich der Person des Gefangenen, der wohl um die Verschwörung gewußt haben mußte, auf jede Weise zu versichern. Sobald sich der Umfang der Verschwörung deutlicher ermessen ließ, bereits nach fünf Tagen, wurden dem Expräsidenten die Fesseln wieder abgenommen.

Noch waren keine fünf Wochen seit seiner Einkerkerung verflossen, als ihm auch Spaziergänge auf den Wällen gestattet, und Bücher, Zeitungen und Schreibmaterialien zugestellt wurden. Für zweckmäßige Kost hatte sein Arzt, Dr. Craven, zu sorgen, der für den Gefangenen große Theilnahme hegte. Schon nach fünf Monaten wurde ihm dann Carroll Hall, ein angenehmer Wohnsitz, angewiesen, in welchem er noch lange auf die gerichtliche Untersuchung seines unzweifelhaft großen Antheils an der Schuld des Bürgerkriegs warten sollte.

Als Invalid und Gefangener ließ Davis, wie zu erwarten stand, sich viele Klagen und ärgerliche Bemerkungen entschlüpfen, die dem gefallenen Löwen nicht gerade gut anstehen. Es ist kein Offizier der Union in die Gefangenschaft der Südlinger gerathen, dem seine Haft entfernt so erträglich gemacht worden wäre, wie dem Expräsidenten der Konföderation die seinige. Interessant sind aber manche seiner Aeußerungen über die Geschichte des Bürgerkriegs, welche Dr. oder Oberst Craven veröffentlicht hat. So macht er für das Unterliegen seiner Partei den Finanzminister Memminger (einen Württemberger) verantwortlich. Davis meint, derselbe hätte die drei Millionen Baumwolleballen, die im Süden lagen, schnell nach Europa schaffen und dort liegen lassen sollen, bis der ursprüngliche Preis von 10 Cent (12—15 kr. das Pfund) auf das sieben- oder achtfache gestiegen wäre. Mit dem durch eine solche Operation gewonnenen Gelde hätte sich ein doppelt so langer Krieg führen lassen. Memminger habe die Ausführung des Plans verschoben, bis die Blockade dieselbe unmöglich machte; ohne Silber in der Tasche lasse sich nicht viel ausrichten, wenn man auch noch so viel Silber auf der Zunge habe.

Von Lincoln spricht Davis mit aller Achtung vor seinem redlichen, durchaus christlichen und uneigennützigen Charakter. Er hätte dem guten Abraham nie den Tod gewünscht, so lange der rücksichtslose Hamlin, als Vicepräsident, Aussicht gehabt hätte, dessen Nachfolger zu werden. Als dann Lincoln das zweitemal zum Präsidenten gewählt wurde, sei der Widerstand gegen ihn schon ins letzte hoffnungslose Stadium getreten, und damals habe er, Davis, von Lincoln bessere Bedingungen zu erhalten gehofft, als sein Nachfolger Johnson je gewähren durfte. Jener hätte die Sache großmüthig zum Abschluß bringen können, dieser als geborner Südländer würde in einem solchen Fall immer der Verdächtigung seiner Motive ausgesetzt gewesen sein. Daher ihm (Davis) nichts ferner liegen konnte, als ein Mitwirken zur Beseitigung des ehrenwerthesten Gegners.

Davis, der Sohn eines Soldaten aus dem Freiheitskriege, ist am 3. Juni 1808 in Kentucky geboren und hat sich früh für den Kriegsdienst auf der Schule von Westpoint vorbereitet. Er schlug sich in seiner Jugend mit verschiedenen Indianerstämmen herum, ergab sich später dem Landbau in Mississippi und vertrat diesen Staat im Congreß. Als Oberst hat er sich sodann im Krieg mit Mexiko rühmlich ausgezeichnet. Vier Jahre lang (1853—57) diente er der Union als Kriegsminister mit eben so viel Eifer als Gewandtheit und bildete sich zum vollendeten Staatsmann aus, als welcher er für Mississippi in den Senat eintrat.

Für die Rechte der Sklavenhalter stand er da zu jeder Zeit aufs eifrigste ein. Sobald sein Staat die Verbindung mit der Union aufgelöst hatte, trat er aus dem Senat aus, mit der Erklärung, er wünsche, daß auch ferner freundschaftliche Beziehungen ihn und sein Volk mit den Nordstaaten verbinden mögen; wenn aber diese anders gesinnt seien, so sehe er wohl voraus, welch Unheil der Krieg über das ganze Land bringen werde, er rufe aber den Gott der Väter an, der sie von der Macht des Löwen erlöst habe, sie auch vor dem Anfall des Bären zu schützen. „Auf Gott uns verlassend, und auf unsere feste Herzen und starken Arm, werden wir unser Recht vertheidigen, so gut wirs vermögen."

Im Februar 1861 wars, daß sich im Montgomery (Alabama) die provisorische Regierung bildete, welche Jefferson Davis zuerst auf ein Jahr zum Präsidenten der conföderirten Staaten wählte. Im nächsten Jahr fielen die Stimmen aller Staaten ungetheilt auf seinen Namen. Damals hat er auch zuerst das Bedürfniß gefühlt, sich einer christlichen Gemeinschaft anzuschließen; seit dem Februar 1862 ist er Mitglied der bischöflichen Kirche des Südens.

Der Arzt C., der ihn zu bewachen hatte, sagt: „Mein Gefangener sucht nicht für fromm zu gelten, aber je mehr ich von ihm sehe, desto überzeugter bin ich von der Aufrichtigkeit seiner religiösen Ueberzeugungen. Er liebt es sehr, Schriftstellen unter einander zu vergleichen, und redet mit fast leidenschaftlichem Ernst über ihren Inhalt. Besonders hängt er an der Geschichte von Abrahams Glauben, und in mancher Stunde schwerer Anfechtung ist Jehovah-jireh (der Herr wirds versehen) sein einziger Trost gewesen. — Mit besonderer Wärme erzählt Davis auch von der Frömmigkeit seines Generals Stonewall Jackson, wie der jeden Morgen um 3 Uhr aufstand, um Zeit zu seinen Andachtsübungen zu bekommen, und dann so frisch an die Spitze seiner Truppen ritt. Mitten im Kugelregen konnte er oft betend die Hände erheben; er war ein ganzer Mann."

Daran ist nicht zu zweifeln, daß auch Davis sich als einen ganzen Mann gezeigt hat. Ohne seine Energie und Umsicht hätte die Sache des Südens nie den bedeutenden Aufschwung genommen, der Anfangs den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln schien. Er wußte immer die besten Generale zu wählen, und hat ihre trefflichsten Plane mit entworfen und mit ausgeführt. Er war nicht bloß der Fürst, sondern auch das Kriegshaupt der Südlinger; er sammelte ein Heer um's andere, um die Reihen der im Verlauf des Kampfs Hinweggerafften auszufüllen. Ohne seine unbeugsame Festigkeit hätte der Kampf keine vier Jahre gedauert; wußte er doch mit seiner Entschlossenheit und Zähigkeit die bedeutendsten Heerführer anzustecken, auch nachdem er selbst jede Hoffnung auf eine siegreiche Beendigung des Bürgerkriegs aufgegeben hatte. Er hat fortgestritten, auch nachdem er zu dem Geständniß genöthigt war, daß die Fortdauer der Sklaverei nicht mehr zu den möglichen Erfolgen des Kriegs gerechnet werden dürfe. Daß er aber zu der grausamen Behandlung der Gefangenen nicht bloß stille geschwiegen, sondern im Wesentlichen sie gebilligt, wenn nicht geradezu angeordnet hat, wird im Urtheil der Geschichte seinem Namen einen guten Theil des erworbenen Ruhmes entziehen.

Von einer Verurtheilung des Mannes durch irgend welchen Gerichtshof kann nun kaum mehr die Rede sein. Bereits ist er gegen eine Bürgschaft von 100,000 Dollars aus der leichten Haft entlassen worden, in welcher er das letzte Jahr verlebt hat, und hält sich vorerst in Kanada auf. Zu einem Prozeß im Herbst dürfte es wohl nicht mehr kommen; die Amerikaner haben Nöthigeres zu thun, als aus den Vertretern einer überwundenen Sache Märtyrer zu machen.

Vor Zeiten.

(Fortsetzung.)

Die Bildungen der alten Zeit.

3. Die Steinkohlenformation.

Es ist vielleicht manchem unserer Leser schon etwas räthselhaft erschienen, wie man doch, um Steinkohlen zu finden, so dreist da oder dort die Erde anbohren könne, da man doch nirgends vorher wissen könne, auf was der Bohrer in der Tiefe führe. Und allerdings hat man noch vor einigen Jahrzehnten mit fast unbegreiflicher Planlosigkeit da und dort den Bohrer angesetzt und aufs Gerathewohl gebohrt an Orten, wo man nach dem jetzigen Standpunkt der geognostischen Wissenschaft schon im Voraus hätte wissen können, daß man ohne Erfolg arbeiten würde. — Dem aufmerksamen Leser unserer bisherigen Abschnitte ist es aber nicht entgangen, in welcher Weise die Geognosie beim Aufsuchen gewisser Gebirgsschichten als Führerin dienen kann, und wir brauchen nur hinzuzufügen, daß nach den bisherigen Erfahrungen die eigentliche und an allen Orten, wo man sie gefunden hat, weitaus ergiebigste Ablagerungsstätte der Steinkohlen diejenige Formation ist, welche über der Devon- und unter der Dyasformation liegt und welche wir hiernach mit dem Namen *Steinkohlenformation, Steinkohlengebirge* bezeichnen.

Wo man also in den zu Tage ausgehenden Gesteinsschichten an den eingeschlossenen Versteinerungen die Silur- oder Devonformation erkennt, da wird man vernünftiger Weise nicht in die Tiefe bohren, um auf die Steinkohlenformation zu stoßen. Und auf der andern Seite: An einem Orte, wo man verhältnißmäßig junge Gesteine zu Tage ausgehen sieht, z. B. die Schichten der Kreideformation (man vergl. die Zusammenstellung auf S. 34 des Januarheftes), da wird man im Allgemeinen sagen können, daß der Bohrer erst in sehr bedeutender Tiefe die Steinkohlenformation, wenn sie überhaupt an dem betreffenden Ort nicht zufällig fehlt, treffen werde, weil er außer den Kreideschichten noch die ganze Jura-, Trias- und Dyas-Formation durchsinken müßte; — es sei denn, daß man sichere Anzeichen für das theilweise oder vollständige Fehlen der letztgenannten Schichtensysteme habe.

Gehören dagegen die Gesteine, welche unmittelbar zu Tage ausgehen, der untern Trias- oder der Dyasformation an, so hat man im Allgemeinen eine bessere Aussicht, die Steinkohlenformation zu erreichen. Indessen kann immer noch möglicherweise eine sehr bedeutende Mächtigkeit der zu durchbohrenden Gesteine hindernd in den Weg treten; und hat man endlich das untere Ende der Dyasformation erreicht, so kann möglicherweise die Steinkohlenformation ganz fehlen und es können sogleich devonische, silurische oder gar Urgesteine folgen. Ja wenn auch die Steinkohlenformation angetroffen wird, so ist noch die Möglichkeit vorhanden, daß die Steinkohlen selbst fehlen. Eins aber hat man in allen solchen Fällen immerhin erreicht, nämlich daß man die Kenntniß der geognostischen Verhältnisse des Ortes erlangt hat. Denn die Gesteinsbrocken, welche der Bohrer zu Tage fördert, gestatten in der Regel, insbesondere wenn sie Versteinerungen einschließen, eine mehr oder weniger genaue Bestimmung der Formation und des Schichtencomplexes, dem sie angehören. Und der wissenschaftliche Geognost hat immer eine heimliche Freude, wenn irgendwo eine solche Bohrung ausgeführt worden ist, gleichgültig ob man Steinkohlen gefunden hat oder nicht.

Das aber haben wir nun schon gesehen, daß es um das Bohren auf Steinkohlen immerhin eine sehr precäre Sache ist, da so verschiedene Möglichkeiten der Erfolglosigkeit der Arbeit vorhanden sind. Nur den einen übrigens nicht unwichtigen Anhaltspunkt kann die Geognosie gewähren, daß sie unter Umständen mit

Bestimmtheit sagen kann: „Hier ist keine Möglichkeit, Steinkohlen zu finden!“ oder: „An dieser Stelle muß man zum Mindesten so und so tief bohren, ehe man sich Hoffnung auf Kohlen machen kann!“ —

Aber wir wollen ja vor der Hand keine Kohlengrube eröffnen, uns ist es zunächst nur darum zu thun, die Schichten der Erdrinde kennen zu lernen und so wollen wir nun die Verhältnisse näher in's Auge fassen, unter denen die Steinkohlen in der Natur vorkommen. Zuerst zählen wir die Schichten auf, aus denen die Steinkohlenformation zusammengesetzt ist.

Die unterste Abtheilung der Steinkohlenformation bildet ein grauer Kalkstein, welcher „bituminös“, d. h. von organischen, erdpechartigen Substanzen durchdrungen, und theilweise außerordentlich reich an Versteinerungen ist. Man hat ihn von andern Kalksteinen durch den Namen ‚*Kohlenkalk*‘ unterschieden, womit nichts Anderes gesagt sein soll, als daß er derjenige Kalkstein sei, welcher die Unterlage der die Steinkohlen einschließenden Schichten bilde. In England spielt derselbe eine große Rolle; er wird bis zu 2000′ mächtig und setzt zum Theil ganze Berge zusammen, weßhalb man ihm dort den Namen ‚mountain limestone‘ oder, ‚*Bergkalk*‘ gegeben hat. Auch in Westphalen schwillt dieser Kalkstein zu gewaltigen Massen an, und da seine Versteinerungen lauter Reste von Meerthieren sind, so hält man mit Recht den Kohlenkalk für ein Gebilde, das aus Meerwasser sich abgesetzt hat, wie ja auch sonst fast durchgehends die Kalksteine Meeresgebilde sind und Reste von Meerbewohnern einschließen. Wo dagegen Sandsteine Platz greifen, da zeigen fast überall die eingeschlossenen Versteinerungen und Abdrücke von Süßwasser-Thieren und -Pflanzen und von Festlandgewächsen die Entstehung durch Absatz und Anschwemmung aus süßen Gewässern an. So namentlich auch im Steinkohlengebirge. An manchen Orten geht der Kohlenkalk nach oben in graue Schiefer über und diese werden dann von einem meist grobkörnigen Sandstein überlagert, der in seinen oberen Schichten die Steinkohlen einschließt. Mit dem Eintritt in die Sandsteine hört die Meeresbevölkerung auf und es tritt nach und nach eine Süßwasser- und Landflora und -Fauna an ihre Stelle. Es scheint daraus hervorzugehen, daß der frühere Meeresgrund sich allmählich gehoben hat, daß süße Gewässer die Trümmer der Gesteine, durch welche sie ihren Lauf genommen hatten, als Ufersand, „wie Sand am Meer,“ abgesetzt haben, der später durch Verkittung der einzelnen Körner mittelst irgend eines Bindemittels zum festen Sandstein wurde, und daß so theilweise festes Land trocken gelegt wurde, auf dem sich Landpflanzen ansiedeln konnten.

Aber nicht überall ruhen die Sandsteingebilde der Steinkohlenformation auf solch einer Unterlage eines Meerkalksteins. Der Berg- oder Kohlenkalk fehlt zuweilen ganz und in solchen Fällen beobachtet man zugleich, daß sich die Schichten des Steinkohlengebirgs, die dann vorherrschend nur aus Sandsteinen bestehen, in mulden- oder beckenartige Vertiefungen der älteren Gesteine eingelagert haben. Daher spricht man alsdann gerne von sogenannten Kohlenbecken, wie das pfälzische Becken eines ist, welches sich den devonischen Schiefern des Hunsrück am südlichen Abfall dieses Gebirgs auflagert und im Süden von dem zur Trias gehörigen Buntsandstein, im Osten von tertiären Schichten bedeckt ist. In solchen Kohlenbecken beginnt also die Steinkohlenformation unmittelbar mit Sandstein, dessen untere Abtheilung, da sie noch keine Kohlenflöze enthält, mit dem Namen ‚*flözleerer Sandstein*‘ bezeichnet wird. Derselbe ist zuweilen aus gröberem und feinerem Schutt zusammen gesetzt, der sich deutlich als Zertrümmerungsproduct aus den älteren Gesteinen, Schiefern, Grauwacken u. s. w. erkennen läßt. Solche Conglomerate bilden besonders in Sachsen die untere Abtheilung des Steinkohlengebirgs. Wo der flözleere Sandstein feinkörnig ist, da ist er als Baustein sehr geschätzt; dagegen liefern seine grobkörnigeren Abänderungen ausgezeichnete Mühlsteine, wie namentlich in England, wo der flözleere Sandstein den Namen ‚Millstone grit‘ führt. (Grit ist die englische Bezeichnung für Sandstein, wie grès im Französischen.) Endlich folgt

das ‚*productive oder Hauptkohlengebirge*‘, der eigentliche ‚*Kohlensandstein*‘. In letzterem liegen die *Kohlenflöze*, Schichten,

die aus reiner Steinkohle bestehen und oft in vielfacher Wiederholung, eingeschlossen in ‚Schieferthon', über einander folgen. Sind die Flöze nur etliche Zoll bis 2 Fuß mächtig oder wenig darüber, so sind sie nicht bauwürdig, d. h. es verlohnt sich nicht der Mühe, das darüber oder darunter liegende Gebirge soweit abzubauen, daß der Bergmann Raum genug zur Gewinnung hat. Oft aber erreichen die Kohlenflöze eine viel bedeutendere Mächtigkeit. Im Saarbrücker Kohlenbecken hat man an einer Stelle 164 Flöze über einander gezählt, von denen gegen die Hälfte bauwürdig waren und welche zusammenaddirt eine Kohlenschicht von 338′ Mächtigkeit repräsentirten.

Der Schieferthon, zwischen welchen die Kohlenflöze eingebettet sind, besteht aus einem feinen Schlamm von grauer Farbe, welcher vortrefflich geeignet ist, von den Blättern und andern Dingen, die darin liegen, die zartesten Abdrücke zu bilden. Die schönsten Farrenwedel und andere Pflanzenreste hat dieser Schieferthon conservirt. Außer den Kohlen schließen aber die Schieferthone an vielen Orten noch etwas Anderes ein, nämlich Eisenerze. Wir werden weiter unten darauf zurückkommen; hier erwähnen wir nur die rundlichen Concretionen, Geoden genannt, die aus einem durch Thon verunreinigten Spatheisenstein (kohlensaurem Eisenoxydul) bestehen und nicht selten prachtvolle Versteinerungen bergen. Wenn man sie mit einem glücklichen Schlag entzwei spaltet, so zeigt sich entweder ein Fisch mit glänzenden Schmelzschuppen, oder ein Blatt-Abdruck, oder versteinerte Excremente, sogenannte Coprolithen u. s. w.

Dieß führt uns nun überhaupt auf die Beschreibung der in der Steinkohlenformation vorkommenden Thier- und Pflanzenreste. Zunächst tritt uns von Meeresbewohnern im Berg- oder Kohlenkalk ein außerordentlicher Reichthum entgegen. — Von Meerfischen, deren älteste Repräsentanten wir schon im letzten Abschnitt kennen gelernt haben, findet man häufig die härteren Theile, wie Zähne und Flossenstacheln, erhalten; man schreibt sie Haifischen und Rochen zu. Die Trilobiten, jene merkwürdigen Krebsthiere der ältesten Zeit, kommen im Bergkalk noch in einzelnen Arten vor, sterben aber hier für immer aus. In keiner späteren Gebirgsschichte findet man etwas Aehnliches wieder, so wenig als in den heutigen Meeren. Ebenso erreichen unter den Cephalopoden oder Kopffüßlern die Goniatiten, jene einfacheren Formen der großen Familie der Ammonshörner, im Kohlenkalk ihre Endschaft. Neben ihnen findet man die Gehäuse der ihnen nahe verwandten Nautilen und von jenen gerade gestreckten Nautiliten (Orthoceratiten oder Geradhörner, vrgl. die Abbildung auf S. 303 des Aprilheftes, wie zu den Goniatiten die auf S. 392 des Maiheftes) gelangt eine dem Bergkalk angehörige Art, die man in England gefunden hat, noch zu der kolossalen Länge von 8′. Unter den Brachiopoden gewinnt das Geschlecht der Produkta durch bedeutende Zahl der Arten, wie der Individuen, eine große Wichtigkeit, die es auch noch in dem Kalkstein der nächsten Formation, dem Zechstein, behält. Man kann hier, wie bei andern Armfüßlern (Pentamerus, Stringocephalus, Spirifer, s. die Abbildungen auf S. 304, 390 und 391 im April- und Maiheft), eine Rücken- und eine Bauchschale unterscheiden. Erstere ist bei Productus hoch gewölbt, letztere flach; und die Schloßlinie, worin beide Schalen mit einander artikuliren, ist lang und gerade, zuweilen mit langen Stacheln besetzt. Wir werden seinerzeit beim Zechstein eine demselben angehörige Art abbilden. — Auch andere Armfüßler, namentlich aus dem Geschlecht der schon in der Devonformation besprochenen Spiriferen, fehlen im Bergkalk nicht. — Insbesondere aber entwickelt sich in diesem Kalkstein ein großer Reichthum von Korallen und Haarsternen, zum Theil in außerordentlich zierlichen Formen. Die letzteren wiegen ihre mathematisch gebauten, mehrere gefranste Arme tragenden Blumen auf einem schlanken Stiel, der aus vielen Gliedern zusammengesetzt ist (vgl. den Cypressenhaarstern auf S. 389 im Maiheft). Daneben erscheinen die Seeigel in herrlichen fünftheiligen Kugeln, deren Oberfläche von vielen regelmäßigen, meist sechsseitigen Kalktäfelchen gebildet wird.

Man sieht wohl, daß eine einigermaßen vollständige Sammlung von Versteinerungen aus dem Bergkalk des Sehenswerthen manches enthält; sie würde aber einen ganz anderen Totaleindruck machen, als eine solche aus dem oberen

Steinkohlengebirge. Denn dort finden wir lauter Geschöpfe, welche nur im Meer leben konnten, und welchen zum Theil wegen der außerordentlichen Dünnschaligkeit ihrer Gehäuse schon die bloße Annäherung an den Strand todbringend gewesen sein würde, indem diese durch die Uferbrandung unfehlbar zerschellt worden wären. Hier dagegen, in den Gesteinen, welche die Steinkohle unmittelbar begleiten, treffen wir die Ueberbleibsel von Süßwasser- und Landbewohnern. Diese interessiren uns aber in viel höherem Grade, weil ihr Vorhandensein in naher Beziehung steht zur Bildung der Steinkohlen selbst.

Wir beschauen uns zunächst die Pflanzen. Fehlen auch die höher organisirten Gewächse mit ihren vollkommenen Blüthenorganen und Früchten, so bietet uns doch die Pflanzenwelt der Steinkohlenformation Alles, was wir brauchen, um uns ein üppiges Vegetationsbild vorstellen zu können. Die Pflanzen, welche hier vorkommen, und welche dem größten Theil nach im Schieferthon sich finden, in welchen sie wie in ein Herbarium eingelegt sind, gehören fast ausschließlich der großen Abtheilung der Kryptogamen (verborgenblüthigen) oder Acotyledonen (keimblattlosen Gewächse) an, deren Hauptcharakter darin liegt, daß sie, wie unsere Farrenkräuter, es nicht zur Erzeugung von Blüthen, und demgemäß von eigentlichen Samen und Früchten bringen. Wollten wir nun aber die Kryptogamenwelt unserer Gegenden zum Maßstab für die Steinkohlenzeit nehmen, so würden wir gewaltig irren. Denn man findet in den Schieferthonen, welche die Steinkohle begleiten, mächtige Stämme von Pflanzen, deren Verwandte aus der heutigen gemäßigten Zone nur schwache Stengelchen oder statt eines stattlichen aufrechten Stammes nur einen unterirdischen Wurzelstock besitzen. Vielmehr müssen wir mit Berücksichtigung solchen großartigen Pflanzenwuchses, für den wir ein Analogon nur in der heißen Zone finden, ein tropisches Klima an-


Ideale Landschaft aus der Steinkohlenzeit. Nach Unger.

nehmen, unter welchem die Steinkohlenpflanzen gewachsen sind.

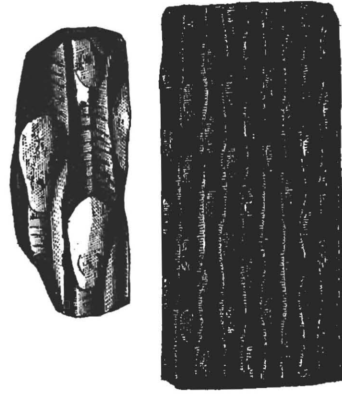
Es sind hauptsächlich dreierlei Gewächsfamilien, welche wir vertreten finden, nämlich die Farne, die Bärlappgewächse und die Schachtelhalme; an sie schließen sich sodann noch einige andere an. Von den Farnen findet man besonders die gefiederten Wedel mit ihren kleinen Fiederblättchen im Schieferthon oft auf's zierlichste erhalten, so daß die feinen Netzadern und die Fruchthäufchen, die auf der Rückseite der Wedel sitzen, oft noch vollkommen deutlich sichtbar sind. Beistehende Figur zeigt ein kleines Stückchen eines solchen Farnkrautwedels; es gehört der Gattung der Nervenwedel (Neuropteris)



Nervenwedel.

an. Auf unserer idealen Landschaft (s. vorhergehende Seite) erblicken wir im Hintergrund schlanke Farnbäume mit schirmartig ausgebreiteten Wedeln; links im Vordergrund und rechts im Hintergrund erscheint niedriges Farnkrautgesträuch mit mehrfach gefiederten Wedeln, theilweise auch mit ganzrandigen schmalen Blättern (Glossopteris) nach Art des in unsern Wäldern vorkommenden Zungenfarns.

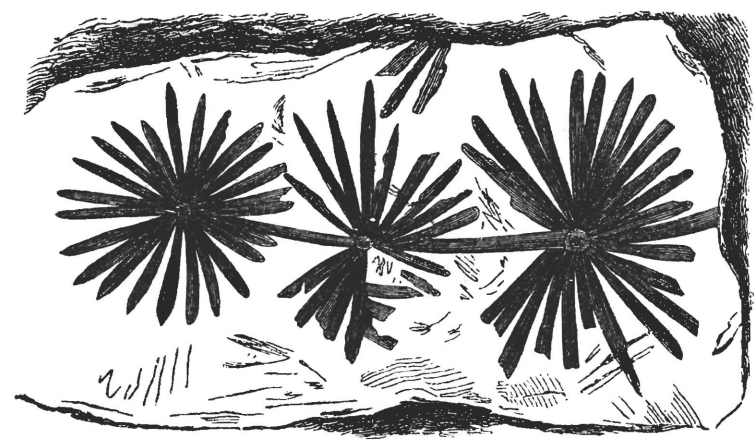
Von den Bärlappgewächsen findet man meistens Stämme, deren Oberfläche von den Narben der abgefallenen Blätter bedeckt sind. Auf diesen Narben ist in der Regel noch die Stelle zu erkennen, wo die Gefäßbündel aus dem Stamm ausgetreten sind (s. nachfolgende Figur). Stehen diese Narben in einfachen Längsreihen, wie bei nebenstehendem Stück, so nennt man die Bäume Sigillarien oder Siegelbäume. Bilden dagegen die Blattnarben regelmäßige Spiralen um den Stamm, so heißen sie Schuppenbäume (Lepidodendron). Man findet zuweilen einzelne Zweige, die noch mit Blättern bedeckt sind, und manchmal sogar am Ende der Zweige die Fruchtzapfen, welche unter dem Namen Lepidostrobus bekannt sind, und unter



Stammstück einer Sigillaria.

den Deckschuppen noch deutlich die Keimsporen einschließen. Auf unserem idealen Landschaftsbild erkennt man mehrere solcher Schuppenbäume an den spiralig gestellten Blattnarben. Andere Stammstücke, die mit Narben versehen sind und die man früher unter dem Namen der Stigmarien als besondere Pflanzen betrachtet hat, haben sich in neuerer Zeit als Wurzelstücke von Siegelbäumen erwiesen, von denen die abgefallenen Wurzelzasern ebenfalls Narben zurückgelassen haben.

In der Mitte unseres Landschaftsbildes erblickt man einen stattlichen Schachtelhalmstamm, der sich durch seine regelmäßigen Abgliederungen kennzeichnet. Stammstücke von solchen, sogenannte Calamiten, findet man nicht selten, aber nicht bloß im Steinkohlengebirge, sondern von ganz ähnlichem Aussehen namentlich auch in den Sandsteinen der Trias. Zahlreiche Bruchstücke liegen z. B. in den feinkörnigen Sandsteinen des Keupers, die um Stuttgart gebrochen und als Hauptbaustein verwendet werden. Während diese Schachtelhalmstämme gewöhnlich einen Durchmesser von mehreren Zollen haben (also unsere lebenden Schachtelhalme, wie sie z. B. in unsern Haushaltungen wegen ihres Kieselerdegehaltes zum Scheuern des Zinngeschirres verwendet werden, um ein sehr bedeutendes übertreffen), so findet man neben jenen auch kleine Pflänzchen, gar niedlich im Schieferthon konservirt, welche zwar immerhin wesentlich von den eigentlichen Schachtelhalmen abweichen, aber doch kaum eher mit etwas anderem verglichen



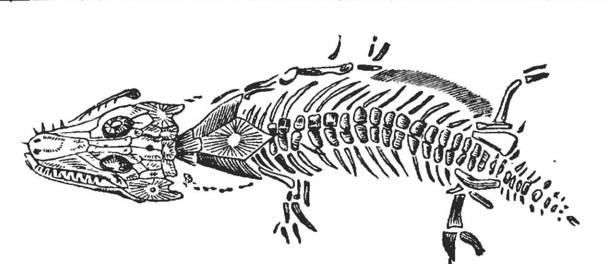
Langblättrige Ringpflanze (Annularia longifolia).

werden können. Es sind dieß die Annularien oder Ringpflanzen, deren schlanker Stengel von Strecke zu Strecke einen regelmäßigen Stern von schmalen Blättchen trägt. Sie kommen zuweilen in überraschender Menge vor. Ob sie im Schatten der größeren Bäume auf dem trockenen Lande gewachsen, oder im stehenden Wasser geschwommen sind, wird wohl schwer zu entscheiden sein. Neben ihnen kommen noch andere Pflanzengattungen von ähnlichem Habitus vor. Von einigen hat man sogar früchtetragende Exemplare gefunden.

Endlich haben wir noch der Coniferenhölzer zu gedenken, welche durch und durch versteinert im Kohlensandstein vorkommen. Ohne Zweifel sind diese Nadelhölzer nicht, wie die bisher beschriebenen Gewächse, in oder an stehendem oder fließendem Wasser gewachsen, sondern auf trockenem Boden, von wo ihre Stämme gelegentlich wohl auch durch starke Regengüsse oder Ueberfluthungen mit den Resten der übrigen Pflanzen zusammengeschwemmt worden sein mögen. Der Umstand, daß die Zellen der Coniferen, wie man sich an einem dünnen Tannenholzspahn, den man unter das Mikroscop legt, leicht überzeugen kann, sich durch die eigenthümlichen runden Tüpfel auszeichnen, läßt solche in Quarz oder kohlensauren Kalk verwandelte Holzstücke, wenn man sie dünn genug schleift, sehr leicht als Nadelhölzer erkennen. — Nadelhölzer werden auch in jüngeren Formationen sehr häufig gefunden, und sie scheinen hiernach in früheren Zeiten gegenüber den Laubhölzern eine viel bedeutendere Rolle gespielt zu haben als jetzt.

Wir haben im Bisherigen die häufiger vorkommenden Pflanzenreste der Steinkohlenformation beschrieben; zu ihnen gesellen sich ferner die im Kohlensandstein vom Saarbrückischen u. a. O. aufgefundenen dreikantigen nußartigen Früchte, welche man Palmen zugeschrieben (und Trigonocarpum genannt) hat. Außerdem kommen als Seltenheiten Wedel von Sagobäumen (Cycadeen) und Reste von grasartigen Pflanzen vor. —

Nicht minder als die Pflanzen deuten die Thiere der Steinkohlenzeit auf süße Gewässer und festes Land. Beginnen wir mit den höchstorganisirten Geschöpfen, so tritt uns zunächst der erste unzweifelhafte Repräsentant der Klasse der Reptilien entgegen, ein froschartiges Amphibium, dessen ungefähr 6″ langer, aber zum Unterschied von den eigentlichen Fröschen mit Panzerplatten bedeckter Schädel in den oben angeführten Geoden des Schieferthons gar nicht so selten gefunden wird. Archegosaurus heißt das Geschlecht, ein Name, der dieses Thier als den Stammvater der „Saurier" bezeichnet. Das Thier, das nach Art unserer Molche geschwänzt war, mag übrigens kaum etwa 3′ lang geworden sein, eine Länge, die im Vergleich mit den erst später auftretenden Krokodilen und andern Sauriern gewiß sehr unbedeutend ist. Die nachstehende Abbildung gibt ein ziemlich vollständiges



Skelett des Archegosaurus Decheni, verkleinert.

Skelett dieses interessanten Thieres. Neben den Resten solcher Saurier sind in den Geoden des Schieferthons verschiedene Arten von Fischen eingeschlossen, unter denen die Gattungen Amblypterus die häufigste ist. Die Schwanzflosse ist, wie bei allen älteren Fischen ungleichlappig und die viereckigen Schuppen sind mit einer harten, stark glänzenden Schmelzsubstanz überzogen, weßhalb diese Fische zu den sogenannten Ganoiden oder Eckschuppern gerechnet werden. — Von Weichthieren ist das Vorkommen von Fluß- oder Teichmuscheln (Unio carbonarius) erwähnenswerth, welche gleich den übrigen Thier- und Pflanzenresten das Süßwasser beurkunden.

Aber auch luftathmende Thiere kommen vor. Interessant ist in dieser Beziehung besonders der Fortschritt, welchen die Abtheilung der Gliederthiere mit dem Eintritt in die Steinkohlenzeit gemacht hat. Da sind außer Krebsen, welche von den bisherigen, den Trilobiten, wesentlich abweichen, namentlich auch Skorpionen und Insekten (Käfer, Heuschrecken, Wanzen, Ameisen); ja sogar eine ächte Spinne, die älteste, soweit man bis jetzt weiß, ist vor einigen Jahren im schlesischen Steinkohlengebirge entdeckt worden. Was die Insekten betrifft, so ist es sehr interessant, daß dieselben, nach dem Urtheil*) des ausgezeichneten Insektenkenners, Professor Oswald Heer in Zürich, der Mehrzahl nach aus nächtlichen Thieren, Kakerlaken und Termiten bestehen. Dazu stimmt vortrefflich, daß die Pflanzen, welche wir oben aufgeführt haben und welche die damaligen Wälder bildeten, ebenfalls meist schattenliebende Gewächse sind, sowie daß die Coniferenhölzer noch keine Jahresringe zeigen, was darauf hinweist, daß damals noch nicht so, wie jetzt, ein Wechsel der Jahreszeiten stattfand. Da überdieß die organischen Reste, welche man in der Steinkohlenformation der verschiedensten Erdtheile bis hinauf zum 80. Grad nördlicher Breite findet, sich außerordentlich gleich bleiben, so kann man vermuthen, daß die Wärmequelle für das Wachsthum der Pflanzen mehr noch die eigene Wärme der Erde als die von der Sonne zugestrahlte gewesen sei und daß auch das Licht der Sonne noch keinen so großen Einfluß auf die Erdoberfläche ausgeübt habe. Solche Dinge sind gewiß von hoher Wichtigkeit bei der Vergleichung der durch die Geognosie gewonnenen Resultate mit dem Schöpfungsbericht der heiligen Schrift. Aber wir wollen es dem Leser überlassen, weitere Schlüsse aus den angeführten Thatsachen zu ziehen, und beschränken uns auf die Darstellung dessen, was uns vor Augen liegt, statt über das, was einmal gewesen sein mag, allzu kühne Hypothesen aufzustellen.

*) Die Urwelt der Schweiz von Dr. Oswald Heer. Zürich 1865.

Es bleibt uns noch übrig, über die Steinkohle selbst ein paar Worte beizufügen. Es wird keines weiteren Beweises bedürfen, daß dieselbe nichts Anderes ist, als das Vermoderungsprodukt der Pflanzenstoffe jener Urwälder, das aber unter dem gewaltigen Druck der darauf lastenden Gebirgsmasse und anderen Einflüssen zur harten und festen, bald rein schwarzen, bald, jedoch seltener, dunkelbraunen Masse geworden ist. Wer aber daran noch zweifeln und etwa glauben wollte, sie sei eine auf anorganischem Weg gebildete Masse, dem brauchte man nur einen jener Sigillarienstämme zu zeigen, an welchen oft ganz unzweideutig zu erkennen ist, wie die äußerste Schichte in die ausgezeichnetste Steinkohle umgewandelt ist, während das Innere mit Steinmasse ausgefüllt ist. Daß aber dieser

Umwandlungsprozeß der Pflanzensubstanz in Steinkohle auf dem Weg der Vermoderung und nicht der Verkohlung durch Feuer vor sich gegangen ist, geht aufs Klarste daraus hervor, daß die Steinkohlen beim Anzünden mit heller rußender Flamme brennen und daß man in den Gasfabriken reichliche Mengen von Leuchtgas daraus abdestilliren kann, was bei einem verkohlten Stück Holz nicht mehr möglich ist. Da darf man nun aber nicht erwarten, daß man in der Steinkohle selbst noch die Zusammensetzung aus Stengeln, Blättern und Holzwerk müßte erkennen können. Denn begreiflicher Weise wird eine zusammen gehäufte Masse von Pflanzensubstanz, wenn sie einem lange andauernden Vermoderungsprozeß ausgesetzt und zugleich durch den Abschluß der Luft durch Wasser oder Schlamm vor förmlicher Verwesung geschützt ist, nach und nach weich und verliert mit dem Zusammenhang der Theile auch die organische Struktur. Nur wo sich die Form der Blätter u. s. w. in einer weichen, zarten, aber unzersetzbaren Masse, wie der Thonschlamm ist, abdrücken konnte, da blieb sie erhalten und ist auch jetzt noch im Schieferthon deutlich zu erkennen. Aus diesem Grunde ist die Steinkohle meist ohne alle äußerlich sichtbare organische Struktur. Doch ist dies nicht durchaus der Fall, wie wir sogleich sehen werden. Es ist bekannt, daß die Steinkohlen, wenn man sie mit den Fingern berührt, öfters abfärben. Bei genauer Untersuchung aber findet man, daß die Hauptmasse derselben, soweit sie ein dichtes, homogenes Gefüge zeigt, nicht schmutzt, sondern daß das Abfärben nur von den kleinen durch die ganze Masse vertheilten Partieen einer staubartigen Substanz herrührt, die man deßhalb Rußkohle nennt. Man erkennt an diesen Partieen öfters einen schwachen seideartigen Glanz und ein faseriges Gefüge; diese Partieen (auch wohl Faserkohle genannt) zeigen in der That bei genauer Untersuchung noch organische Struktur und man vermuthet, daß sie aus verkohlten Faserzellen von Coniferenholz bestehen.

Was die chemischen und physikalischen Eigenschaften der Steinkohlen, sowie namentlich auch was die Gefahren bei ihrer bergmännischen Gewinnung betrifft, so verweisen wir hierüber auf das, was in den Aufsätzen über „die Chemie fürs Haus" auf S. 121 ff. des Augustheftes Jahrgang 1864 dieser Blätter gesagt worden ist.

Wie für die Industrie hauptsächlich zweierlei Mineralschätze es sind, von denen ihre Entwicklung abhängig ist und die bei einander sein müssen, wo größere Etablissements errichtet werden sollen, nämlich Kohlen und Eisen, so finden wir auch in der Natur die Steinkohlen immer von Eisen begleitet. Freilich finden sich nicht überall wirklich ergiebige Lager von Eisenerzen in der Nähe der Steinkohlen; aber in größerer oder geringerer Quantität kommt immer das Eisen in irgend einer Form seiner Vererzung mit den Steinkohlen vor und wäre es auch nur die des Schwefelkieses (Verbindung von Eisen mit Schwefel), der in feiner Vertheilung fast überall die Steinkohlen durchdringt. Dieses letztere Vorkommen des Eisens ist nun freilich nicht, was man gerne hat; denn dieser Schwefelkies macht die Kohlen für viele Zwecke unbrauchbar, da er beim Verbrennen sich zersetzt und die zerstörenden Dämpfe der schwefligen Säure entwickelt. Um so erwünschter ist dagegen das Vorkommen anderer, oxydischer Eisenerze, wie wir solches schon oben im Vorbeigehen erwähnt haben. Jene Geoden oder rundliche Concretionen, die man z. B. im Saarbrückischen findet, eingelagert in den Schieferthon der Steinkohle, bestehen wie gesagt aus einem unreinen Spatheisenstein, der in den Eisenhütten verarbeitet ein gutes Eisen liefert. Vor allen andern Ländern ist England durch einen großen Reichthum an solchen Eisenerzen ausgezeichnet, die als schwarze Schichten, „Blackband" genannt, in denselben Lagern wie die Kohlen liegen und gewonnen werden. Ihnen verdankt dieses Land mit die bedeutende Stellung, welche es in industrieller Beziehung einnimmt. Wollte man sich von der Bildung dieser Erze eine Vorstellung machen, so könnte man etwa an die sogenannten Raseneisensteine und Eisensinter denken, welche sich noch heutzutage an sumpfigen Orten mit dem Torf ablagern, also unter ganz ähnlichen Umständen erzeugen, wie die der Steinkohlenzeit.

Der Reichthum an Steinkohlen ist allerdings sehr ungleich ausgetheilt und wir Schwaben

müßten ein Klaglied anstimmen, wenn wir die wahre Glückseligkeit, wie man so oft hören kann, von der durch die Kohlenproduktion bedingten Hebung der Industrie abhängig machen wollten. Aber so wenig das Gold, so wenig kann ja auch das Eisen oder die Steinkohle einen Menschen oder ein Volk glücklich machen, wenn gleich diesen beiden gegenwärtig in gewisser Beziehung mehr Werth beigelegt wird als jenem. Denn nach einer Schätzung, die sich auf die letzten Jahre bezieht, soll gegenwärtig mehr als der doppelte Werth in Form von Eisen als von Gold gewonnen werden (an Gold jährlich für 400, an Eisen für 870 Millionen Gulden). — Der bedeutendste Kohlendistrikt auf dem Continent ist derjenige, welcher sich im Norden des rheinischen Schiefergebirges über Rheinland-Westphalen, Belgien und einen Theil des nördlichen Frankreichs erstreckt. Auf diesen folgt das oben berührte Kohlenbecken der Saargegend südlich vom Hunsrück; weiterhin die schlesische und die sächsische Kohlenmulde. Weniger bedeutend sind die übrigen, unter denen uns der Nähe wegen die unbedeutenden Kohlenvorkommnisse am westlichen Abfall des Schwarzwalds (bei Berghaupten am Ausgang des Kinzigthales, sowie bei Baden) interessiren. — In England sind 800 Quadratmeilen von der Steinkohlenformation bedeckt, und noch viel bedeutender ist der Reichthum an Kohlen, welchen die Vereinigten Staaten besitzen.

Wir dürfen uns also hiernach nicht beunruhigen mit der Befürchtung, daß die Kohlen so bald ausgehen könnten; eher dürfte sich eine ähnliche Vermuthung in Beziehung auf das nordamerikanische Erdöl bestätigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vermißte.

Eine Erzählung von K. W.

Erstes Kapitel.

Wie die Schustersev Wittwe wird und was ihr Mann derselben hinterließ.

Die Schustersev zu Egersheim ward allerdings der Hauptsache nach auf dieselbe Weise Wittwe, wie jede Frau Wittwe wird, nämlich dadurch, daß ihr Mann starb. Allein ihr Mann starb nicht wie die meisten, nämlich so, daß er blieb, bis der Herr kam und ihn abholte, weil die ihm zugemessene Zeit abgelaufen war nach dem Gang der im Himmel aufgestellten Uhr. Der Mann der Ev lebte leider schneller, als er nach Gottes Uhr hätte leben sollen. Er kürzte sein Leben aber weder durch einen Strick noch durch Wasser ab, sondern durch Branntwein, den er im Uebermaß trank; und ich halte dafür, daß auch ein kleines Maß dieses Getränkes zum Uebermaß wird, wenn es einmal gewohnheitsmäßig getrunken wird.

Die Ev suchte wohl mit guten und bösen Worten ihrem Mann den Branntwein zu verleiden. Aber redete sie mit guten Worten, so rührte sich der Schalksnarr in ihm, daß er sagte: „bist ja ein gutes Weible, Ev; vergönnst gewiß deinem Mann auch etwas Gutes; — und so ein Budele Schnapps ist doch gar zu gut für meinen kalten Magen." Und aus einem Budele wurden zwei, selbst zu Hause, da ja die Ev so gut war, daß sie immer einen Krug Schnapps zu Hause hielt, um den Mann von dem Wirthshausgehen ab, und zu Hause auf dem Schusterstuhl bei der Arbeit fest zu halten.

Redete sie mit bösen Worten, wie er sich durch

den Branntwein eine Flamme für die Hölle anzünde, sie und die Kinder in Mangel und Elend bringe rc. rc., so sprang er zornig von seinem Drehstuhl herab, warf Ahle, Draht und Leder weg und eilte unter Poltern und Fluchen über das „bösmaulige, mißgünstige Weib" zur Thüre hinaus und dem Wirthshause zu. „Grad meiner geizigen, knarrenden, schnarrenden Ev zum Tort — bring mir ein Budele!" sagte er zum Rößleswirth, der ganz in der Nähe des Schusterdick seine Leimruthe für alle lüsternen Vögel als Schild mit einem weißen Rosse ausgesteckt hatte.

„Schusterdick" hieß aber der lüsterne Vogel, von dem wir gerade erzählen, nicht weil er etwa dick oder stark am Leib war, sondern weil er bei seiner Taufe den Namen „Benedict" erhielt, der nach dem Sparsamkeitssystem der Volksredeweise kurzweg in „Dick" verwandelt wurde. Daß diesem schönen Namen der Mann, der ihn trug, so wenig Ehre machte, ist ein trauriger Beweis von Nichtachtung des Sprüchleins:

Christ, bedenke wohl,
Was dein Taufname bedeuten soll."

Der Rößleswirth schenkte nicht selten dem lüsternen Vogel auf seiner Leimruthe so oft ein, daß er auch anfieng zu singen. Ein Gesang aus innerer Lust und Freud konnte das nicht gewesen sein, sondern ein solcher, der die Regungen des Gewissens übertäuben sollte. Doch muß der Schusterdick gemeint haben, daß der Branntwein ein Sorgenbrecher und Lustigmacher sei. Denn als ihn sein Pfarrer einmal auf die traurigen Folgen des Branntweintrinkens aufmerksam machte und ihn liebevoll mahnte, doch seiner armen Seele, seines Weibes und der Kinder wegen das Branntweintrinken aufzugeben, sagte er: „Der arme Mann muß doch auch manchmal eine Freude haben und der Branntwein erfreut auch des Menschen Herz, wie der Wein."

Da hat aber nach einiger Zeit der liebe Gott dem Pfarrer einen Vicar oder Hilfsprediger gegeben. Den hat der Schusterdick durch keine lose und spitzige Rede zum Schweigen bringen können; im Gegentheil der hat den Schuster zuerst zum Schweigen und dann zum Jammern und Aechzen gebracht. Dieser Gehilfe des Pfarrers hieß „Wassersucht." Ja die Wassersucht hat der Schuster bekommen, weil er zu viel Branntwein gesucht hat. Sonst hat er nur gewußt, daß das Wasser in den Schuhen nichts nütze ist; jetzt aber hat er lernen müssen, daß es noch weniger nütz ist im Leib, zwischen Haut und Fleisch. Und die Traurigkeit, wovon der Schusterdick jetzt gequält worden ist, hat auch der Branntwein nicht vertreiben können, obwohl ers zuerst hiemit probirt hat. Bald hat er einen völligen Eckel bekommen, wenn er nur einen Branntwein gerochen oder gesehen hat. — Wie die Krankheit ansetzte, war er noch ganz wild und zänkisch gegen sein Weib. Aber wie er einmal so angelaufen war, daß er gar nicht mehr im Bett liegen konnte, sondern Tag und Nacht im Lehnstuhl sitzen mußte, sind ihm oft die Thränen über die Backen herunter gelaufen und er hat seinem Weib die Hand gereicht, ohne ein Wort zu sagen. Angesehen hat er sie dabei, daß sie merken konnte, er wolle sagen: „O vergib mir, Ev, was ich an dir gesündigt hab." — Sie konnte nichts antworten, sondern mußte auch weinen. Aber was sie sagen wollte, hat sie durch die That bewiesen. Denn sie pflegte und wartete sein, besser als eine Mutter ihr Kind pflegen und warten kann. Oft vergaß sie über der Fürsorge für den kranken Mann des kleinen Kindes, eines Mägdleins von anderthalb Jahren, das so schwach war, daß es noch auf keinem Füßlein stehen konnte.

Der Pfarrer hat neben seinem Gehilfen den Schuster auch besucht und er fand zu seiner Freude, wie gut sein Gehilfe das Aufwecken aus dem Sündenschlaf verstanden und getrieben hat. Denn der kranke Mann rief dem Pfarrer selbst entgegen: „Jetzt hab' ichs, was Sie mir prophezeit haben: ‚die Freud, die der Branntwein gibt, wird in Trauer verwandelt werden.' Jetzt hab' ichs. Helfen Sie mir nur, daß ich Vergebung meiner Sünden bekomm und eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens." — „Dazu hat ein Anderer schon geholfen;" versetzte der Pfarrer. „Das ist der Herr Herr, der gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen." — „Ach, der wird nichts von mir wissen mögen," seufzte der Schuster. „Hab ja den schlechtesten Branntwein lieber gehabt, als ihn." — „Das ist freilich wahr!" bestätigte der Pfarrer. „Allein der Sünden vergeben kann, trägt dem bußfer-

tigen Sünder nichts nach, wie Menschen thun, sondern sagt: ‚Wer zu mir kommt, den stoße ich nicht hinaus,' und wie er sagt, so thut er auch. Darum nur frischweg zu ihm hinan und an die Brust geschlagen und aus dem Herzen gesprochen: ‚sei mir armen Sünder gnädig und dein Blut mache mich rein von allen meinen Sünden;' — von allen; — er kanns, er thuts." — Der Schusterdick wurde auch mit der Zeit so keck, all seine Sünden Christo aufzuladen und von ihm die Gerechtigkeit dagegen zu nehmen, die vor Gott gilt. Und das war gut für ihn; denn seine Leiden sollten noch länger dauern, und da nichts verdient wurde im Hause und der Kranke alle Tage etwas brauchte, das schwache Mägdlein und die zwei gesunden Knaben gespeist und gekleidet sein wollten, unbekümmert darum, woher es die Mutter nehme, so mußte Geld aufgenommen und das Häuslein verpfändet werden.

Der Schusterdick starb nach langen Leiden in den besten Jahren, denn er war erst ein angehender Vierziger und der Branntwein hat ihm den frühen Tod gebracht. So wurde sein Weib, die Ev, zur Wittwe. Hinterlassen hat er ihr drei Kinder, ein Mägdlein von etwas über zwei Jahren, den Balthas von vier und den Kaspar von sechs Jahren. Ein Häuslein hat der Schusterdick seinem Weib wohl auch hinterlassen; allein es gehörte ihr davon — kein Ziegel auf dem Dache hätte ich bald gesagt, wenn mir nicht einfiele, daß es mit Stroh gedeckt war. Doch ließen ihr die Gläubiger das Häuslein; wohl nicht aus christlichem Mitleiden, denn sie waren Juden, sondern nur, weil sie jetzt dasselbe nicht ohne Schaden verkaufen konnten und weil sie hofften, daß die Schusterev sich bemühen werde, den Zins zu rechter Zeit aufzubringen.

Doch durch die Gnade Gottes in Christo, die der leidende Dick noch in Buße und Glauben ergriffen und sich zueignete, hat er seiner Wittwe die gute Zuversicht hinterlassen, daß seine Seele gerettet sei, und das war ein großer Trost für sie. Der gab ihr auch Muth, das Häuslein sich zu erhalten und ihre drei Kinder darin in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen.

Zweites Kapitel.

Wie es mit den Kindern der Ev gieng.

Sie wuchsen alle drei kräftig heran; denn sie sorgten und sagten nicht: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit sollen wir uns kleiden? Für das Alles ließen sie die Mutter sorgen und wenn sie auch nach Anleitung zu Gott beteten: „unser täglich Brot gib uns heut!" so dachten sie doch nicht anders, als daß die Mutter das Brot geben müsse. Aber sie wuchsen auch ins Brot und brauchten um so mehr zur Nahrung und Kleidung, je größer sie wurden. Da kamen schon Tage, an denen die Ev fragen mußte: woher nehme ich Brot, daß diese essen? Und wenn es ihr auch nicht gieng, wie der Wittwe zu Zarpath, die so am letzten Bissen war mit ihrem Sohne, daß sie meinte, mit ihm Hungers sterben zu müssen; so schickte ihr doch Gott auch keinen hungrigen Propheten ins Haus, der machte, daß ihr Vorrath nicht ausgieng, obschon er selbst nichts hatte. Sie mußte sich eben nach einem Verdienst umschauen, durch Spinnen, und der war gering. Einem bessern Erwerb, durch Taglohn, konnte sie am allerwenigsten im Winter nachgehen, weil der Kasperle in der Schule sein mußte und der Balthasle keinen Aufseher und Wärter des Bäbele hätte machen können.

Da spann die Ev auch die halbe Nacht hindurch in kalter Stube und bei düsterer, stinkender Leinöllampe. So ein Schüsselein voll Mehl gab schon jede Bäuerin dem Spinnerlohn noch bei, wenn die Ev das Garn heimtrug; aber das reichte nicht weit und das Geldbüchslein war auch stets eher wieder leer, als der Flachs gesponnen; und die Kinder waren zur rechten Zeit und zur Unzeit voll Hunger. Zu betteln schämte sie sich; wußte aber auch, daß die wohlhabenden Bewohner des Dorfes zu den Leuten, die um ein Almosen anhielten, mit stolzen Mienen sagten: „Wir zahlen unser Sach in die Armenkass' und das nicht wenig."

Und aus der Armenkasse etwas zu verlangen — nein, das konnte die Ev nicht übers Herz bringen. Denn die Großen im Rathe wiesen die Armen, namentlich die gesunden, mit den groben Worten ab: „Wir müssen auch schaffen und sparen. Aber das will sich nur von uns

Bauern ernähren lassen." Was halfs, wenn der Pfarrer zuredete und zur Barmherzigkeit mahnte? Bewilligten sie endlich für den Tag etwa ein Gröschlein, so brüstete sich jeder, als gäb er alles aus seinem eigenen Beutel, und schimpfte für einen Gulden. Wo eben Christus nicht Wohnung aufgeschlagen hat in einem Herzen, da wächst mit dem Reichthum der Geiz und die Hartherzigkeit. Und in Egersheim wählte man nicht leicht einen in den hohen Rath der Gemeinde, der Christum bei sich hatte Wohnung nehmen lassen. Nein, — aus der Armenkasse wollte die Schusterev nichts begehren. Lieber legte sie sich selbst oft hungrig zu Bette; und für ihre Kinder trieb sie doch das Nothwendigste auf.

Die Stegmüllerin, die keine Kinder hatte, gab der Ev bald Brod, bald Mehl; auch ein Stücklein Rauchfleisch und etwas Schmalz oder Milch wurde ihr gereicht; nur durfte es der Müller nicht sehen. Sie hielt ihren Mann in dieser Beziehung für ihre linke Hand, die sie nicht wissen ließ, was ihre rechte that. Besser wär's freilich gewesen, wenn sie ihres Mannes Herz auch zur Mildthätigkeit gestimmt hätte. Aber der mußte ein Stück von einem Mühlstein da haben, wo sonst bei einem Menschen das Herz sitzt. Er war gleichen Sinnes wie jener Mann zu Maon, der sein Wesen zu Carmel hatte und fast großes Vermögen besaß; von dem sein eigen Weib sagen mußte: „er ist ein Narr, wie sein Name heißt."

Außerdem wohnte auch eine Schwester jener Tabea von Joppe zu Egersheim; — das war die Vogelbäuerin. Die Schusterswittwe konnte zwar keine Röcke und Kleider zeigen, welche diese Egersheimer Tabea für ihr Bäbele oder Balthasle gemacht hatte, aber doch solche, die für ihre eigenen Kinder nicht mehr gut genug waren und die sie der Ev schenkte. Der Vogelbauer hielt darauf, daß seine Kinder immer sauber gekleidet waren, und die Vogelbäuerin sagte: „Zum Flicken gibt's bei mir keine Zeit und Zerrissenes mag ich der Ev auch nicht schenken."

Die Kinder der Schusterswittwe übernahmen mit Vergnügen das Geschäft des Zerreißens und die Ev griff dann mit Freuden zur Nadel zum Flicken. Und einen Riß oder ein Loch konnte sie an den Kleidern ihrer Kinder nicht sehen. Ihr Kasperle hütete im Sommer bei dem Vogelbauer die Gänse und bekam so große Stücke weißes Brod oder Zelten mit auf die Hut, daß er mehr als die Hälfte seiner Mutter geben konnte. Hatte er ja einmal nicht vor dem Hause seiner Mutter vorbeigetrieben, um seinen Ueberfluß dort abzugeben, so suchten ihn der Balthasle und das Bäbele bei seinen Gänsen auf und erhielten da sicherlich mehr als die Hälfte von des Bruders Kuchen. Dafür sahen sie aber auch weidlich auf die Gänse und der Kasperle konnte sich hinsetzen und seine Lexen lernen im Katechismus oder Spruchbuch für die Schule.

So brauchte die Schusterswittwe die Armenkasse nicht anzusprechen, und freiwillig dargereichtes Almosen annehmen, war nicht gebettelt. Aber Gott und ihren Wohlthäterinnen Dankesopfer darzubringen, vergaß sie nicht und gewöhnte auch ihre kleinen Kinder zum Gebet und zur Dankbarkeit.

Gott wußte ihr Grämen zu beschämen und that ihr über Bitten und Verstehen Gutes. Als vollends der Kasperle vom Gänshirten zum Stallbuben beim Vogelbauer avancirt war und schon seine zwölf Gulden Jahreslohn nebst einigen Ellen flächsenes Tuch zu einem Hemd, eben so werchenes zu einem Schurz, und Garn zu einem Paar Strümpfe bekam, als der Balthasle die Gänse hütete beim Balthermichel und das Bäbele ein Kindsmägdlein machte bei der Hopfenkapperin, da dünkte sich die Schusterev reich zu sein und konnte sogar Schulden abzahlen. Mit Freudenthränen rühmte sie die gnädige Durchhilfe Gottes vor ihren Wohlthäterinnen, um zugleich ihnen ihre Dankbarkeit zu bezeigen, und vor ihren Kindern, um diese zur Liebe Gottes anzutreiben. „Das haben wir der Fürbitte unseres Heilandes zu verdanken" — setzte sie in Demuth vor ihren Kindern hinzu; — „denn wir hätten diese Vaterhuld Gottes uns weder erbeten können noch verdient."

Wer hätte glauben sollen, daß es noch anders, nämlich schlimmer kommen könnte bei der Schusterev, als einmal die Kinder aus dem Gröbsten waren? Und doch kam es so. Als das Bäbele zur Confirmation kam, merkte man, daß die rechte Schulter höher wurde, als die

linke. Das war wohl für das Mägdlein eine traurige Bemerkung; denn sie war sauber und einige Eitelkeit fieng schon an sich bei ihr zu regen. Mutter und Brüder hielten diese hohe Schulter für keinen besondern Fehler. Allein aus dieser hohen Schulter wurde ein krummer Rücken, dabei wuchs auch die Brust aus und als das Bäbele fünfzehn Jahr alt war, hatte sie alle ihre Schönheit verloren. Auf dem Rücken und auf der Brust ausgewachsen, bekam auch ihr Gesicht eine lange, hagere Gestalt und ihr Kopf wurde übermäßig groß. Dabei athmete sie so schwer wie ein Schwindsüchtiger. Einer schweren Arbeit konnte sie nicht vorstehen und es blieb nichts anders übrig, als sie das Nähen erlernen zu lassen. Offenbar hatte sich das Bäbele Schaden zugefügt, als sie, noch jung und schwach, ein Kindsmägdlein machen und ein schweres Kind herumtragen mußte. Obschon dieser traurige Fall öfter vorkommt, daß das schwache Kindsmägdlein sich zum Krüppel macht oder daß ein Kleines durch das schwache Mägdlein beschädigt wird, so lassen die Landleute dieser Gegend doch nicht von der sündhaften Weise, das Kind einem Kinde zur Wart zu übergeben. Da heißts: „Wer wird für so ein kleines Kind eine große Person herhalten; wer wird großen Lohn und theure Kost verabreichen für das unbedeutende Geschäft, ein Kind zu warten!“ Sehen sie dann den Schaden, der dadurch angerichtet wurde, so werden sie auf einmal fromm, sagen: „Das kommt vom Herrn!“ und beschwichtigen damit ihr Gewissen.

Das wäre freilich Unglück und Trauer genug für die Ev gewesen, ihr früher so sauberes Töchterlein als Krüppel vor sich zu sehen. Doch tröstete man sich, da der Balthas das Schneiderhandwerk erlernte, mit der Aussicht, dieser könne wohl dereinst die Schwester beschäftigen, wenn er einmal Meister wäre. Und so schätzten schon Mutter und Tochter, welchen Nutzen das Bäbele dem Balthes bringen könne. Aber „schätzen kann fehlen,“ sagte jener Bettelmann, der drauf rechnete, daß er an einem Fasttage in dem großen Bauernhofe, dem er sich nahte, eine Dampfnudel bekommen werde, als ihn der Bauer mit dem Hund aus dem Hof hetzte. Ja „Schätzen kann fehlen,“ das mußten auch die Schusterev und ihre Tochter erfahren. Denn gerade hatte der Balthas ausgelernt, da wurde er von einer Gicht befallen, die ihm die Hände und Finger ganz krümmte und ihm die Füße lähmte, so daß er nur auf ein Paar Krücken gestützt sich im Zimmer bewegen konnte, als er einmal außer Bette war. Nun war das Maaß des Elendes voll bis zum Ueberlaufen. Denn der Balthas konnte weder die Nadel führen noch sonst ein Geschäft treiben. Dabei saß er den ganzen Tag auf der Bank vor dem Ofen und brütete und sinnirte vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen. Nur wenn er einmal aufblickte und sah, wie das buklige Bäbele die Nadel führte, rieselten ihm große Thränentropfen über die eingefallenen Wangen herab. Die Mutter sah ihn an, ohne zu fragen: „Balthas, warum weinst du?“ Sie griff nur nach der Schürze und wischte sich die Thränen aus den Augen.

Dem Pfarrer aber gab der Balthas einmal, als er auch gradaus blickte und sich nachdenklich zeigte, Antwort auf die Frage: „Was sinnirst denn, Balthas?“ Er antwortete: „Ich möchte doch wissen, warum mir Gott so ein Kreuz auflegt. Da gäb's doch gnug Leut, die's verschuldet hätten.“ „So, so!“ fiel der Pfarrer ein. „Auf dein Warum weiß ich das Darum. Darum legt dir Gott dieß Kreuz auf, weil du ein selbstgewaschener Heiliger bist und meinst, du hättest verdient, daß dir Gott Kutschen und Pferd gäb' und keine Krücken. Gott will dich demüthigen, daß du erkennst, was du für ein armer, strafwürdiger Sünder bist und Gerechtigkeit im Blut Christi suchst.“

Dieß und noch mehr dergleichen hat der Pfarrer zum Balthas gesagt und zuletzt der Mutter, der Tochter und dem Sohn den Rath gegeben, sie sollten fleißig mit einander beten um Dankbarkeit für's Kreuz, das Gott auflegt. „Es geht dem Fleisch hart ein“ schloß er seine Mahnung — „zu sagen: ‚ich danke dir Gott, daß du mich gedemüthigt hast‘. Aber es wird nicht eher aus dem Kreuz eine Krone, aus der Krücke eine Brücke über die Wasser der Trübsal in den Himmel.“ — Damit verabschiedete sich der Pfarrer und wünschte ihnen mit einander Zufriedenheit mit Gottes Regiment.

Die Mutter meinte auch, wie der Pfarrer fort war: „Ja, Gott meints doch gut mit uns. Kann doch ich noch schaffen und was verdienen.

Dem Bäbele geht das Nähen aus den Händen wie einem Schneider; und was hat der Kasper für einen großen Lohn und wie sparsam ist er, um uns unterstützen zu können! Und das thut er so gern.“

In der That der Kasper ist ein braver Bursch gewesen. Er hat jede freie Stund bei seiner Mutter und bei seinen Geschwistern zugebracht und keinmal ist er leer gekommen. Denn er ist schon längst beim Vogelbauer Oberknecht worden. Und hat er von seinem Lohn den größten Theil seiner Mutter bracht, so hat ihm die Vogelbäuerin auch nicht selten Etwas mitgegeben für die Bäbi oder für den Balthas. Aber auch diese Freude über den Kasper ist der Ev noch zu Wasser worden. Der Kasper mußt' im Winter 1865 zum Spielen und hat eine niedere Nummer gezogen. Einen Fehler hat er nicht gehabt und so mußt' er Soldat werden.

Denn in Bayern ist's nicht so, daß der älteste Sohn einer Wittwe frei ist. Er kann einen Ersatzmann kaufen, wenn die Mutter reich ist; und ist sie arm, — nun dann muß er fort. Jetzt ist der Jammer erst groß worden bei der Schusterev. Sie hat geweint und die Bäbi und der Balthas haben geheult, dem Kasper selber ist das Herz schwer geworden. Denn jetzt war's aus mit dem Bringen und mit dem Geben. Da sind sie alle vier bei einander gesessen, die Mutter und die drei Kinder und haben geschluchzt und gejammert. Draußen aber haben die Rekruten, die sich frei gespielt haben, und die Untauglichen und die Reichen, die einen Ersatzmann kauften, gejubelt und gesungen, wie die Wilden.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Krieg.

Wir haben im letzten Jahre versucht (Jugendbl. Sept. 1866), von den Ursachen des deutschen Kriegs uns einen kurzen Ueberblick zu verschaffen. Wagen wir uns nun auch daran, die Geschichte desselben, und was sich daran hängt, uns einigermaßen zu vergegenwärtigen!

1.

Als sich die drohenden Wolken sammelten, sprach sich ein fremder Zuschauer über die Sachlage also aus: Preußen habe alles, was nur immer zu einem Großstaat gehöre, außer daß ihm das rechte Leibesmaaß fehle; Deutschland bestehe aus werthvollen Gliedern, denen nur der Kopf abgehe; was wäre natürlicher, als daß sie in einander aufgiengen? Preußen würde dann behäbiger in demselben Maße, als Deutschland sich straffer zusammenschlöße. Freilich aber scheine von dem bizarren Staatsmann, der jetzt Preußens Geschicke leite, kaum zu erwarten, daß er ein solches Unternehmen glücklich durchführe.

Was die Fremden dachten, das war auch im deutschen Vaterlande schon oft und viel gedacht worden; und bei aller Uebereinstimmung in Betreff des vorliegenden Bedürfnisses war man auch so ziemlich einig darüber, daß der Ausführung des Gedankens fast nur — der Bismarck im Wege stehe. Zwar wurde er sehr verschieden beurtheilt: den einen schien er fast ein Hanswurst mit seiner „cynischen Freimüthigkeit,“ den andern vielmehr ein durchtriebener Schlaukopf; jener meinte, er habe sich den Russen verkauft, dieser: nein, dem Napoleon! Auch fromm sollte er sein, ja sogar ein Mucker, wogegen die schauderhaften Geschichten von seinen tollen Streichen gerechtes Bedenken erregten. Daß er ein Feind der Freiheit sei, war den meisten ausgemacht; andere meinten, es käme ihm nicht darauf an, auch rasch die Farbe zu wechseln,

wenn er sich nur am Ruder erhalte. Hat er vielleicht dem König Wilhelm etwas eingegeben, daß dieser nicht sieht, wie er durch seinen Minister um alle Popularität, am Ende gar um die Krone kommt? Jedenfalls war er der bestgeschmähte Name in Deutschland, und die Bauleute, deren es in Deutschland so viele gibt, berufene und unberufene, waren übereingekommen, daß sich mit diesem Steine entschieden nichts anfangen lasse.

Oestreich und Preußen hatten sich durch den Gasteiner Vertrag dahin vereinigt, daß jenes Holstein, dieses Schleswig verwalten solle. Am 26. Januar aber beklagte sich Bismarck über die kaiserliche Regierung in Holstein, sie lasse den Augustenburger, „den sogenannten Hof in Kiel,“ gar zu viele Wühlereien anstellen; auch in Frankfurt dauern die Umtriebe der Revolution fort. Wenn Oestreich nicht dreinsehe, sehe Preußen die Allianz für gebrochen an und behalte sich völlige Freiheit in seinen Entschließungen vor. Der östreichische Minister antwortete ausweichend, worauf Bismark (22. Februar) die unbequemen Kammersitzungen in Berlin schloß (in denen sogar die Erwerbung Lauenburgs angemäckelt wurde), und 28. Februar einen großen Ministerrath hielt, in welchem das weitere Vorgehen in der anhängigen Sache verhandelt wurde. So viel erhellt über jene Zeit, daß Oestreich die Herzogthümer damals gerne an Preußen abgegeben hätte, wenn letzteres ihm dafür ein Stück von Schlesien hätte abtreten wollen. Dazu konnte sich aber der König nicht entschließen; eine Summe Geldes hätte er leichter hergegeben. Oestreich dagegen begünstigte nun den Augustenburger, nur damit Preußen sich nicht vergrößere.

Schon im März kündigte Bismark etlichen holsteinischen Rittern an, daß seine Regierung die Vereinigung der Herzogthümer mit Preußen ernstlich anstreben werde, und drohte denen mit strengen Strafen, die in Schleswig thun würden, was in Holstein gebilligt war. Oestreich begann nun zu rüsten und Bismarck benützte diese Truppenbewegungen an seinen Grenzen, um (24. März) in einem Cirkular an die deutschen Regierungen sich über die drohende Stellung Oestreichs zu beklagen und anzukündigen, daß Preußen sich andere Garantieen für seine Sicherheit suchen werde. Dazu gehöre „eine Umgestaltung der Bundesverfassung.“ Die Mittelstaaten sollten also wohl ihre Militärmacht und die Vertretung im Auslande an Preußen überlassen. Ein Parlament in Frankfurt, schlug Bismark vor, gewählt „durch allgemeines Stimmrecht,“ solle eine Einheit Deutschlands zu Stande bringen (9. April). Er selbst schloß nun eine Allianz mit Italien, während Oestreich sich durch Bündnisse mit Sachsen, Württemberg, Darmstadt und Nassau zu stärken suchte. In den Mittelstaaten erhob sich damals besonders zürnend der gewandte sächsische Minister v. Beust, der gelegentlich daran erinnerte, schon auf der Universität habe er sich den Namen des „Bissigen“ erworben.

Schon drohte der Krieg; da wurde noch einmal von Entwaffnung die Rede. Und Oestreich wollte seine Truppen von der preußischen Grenze zurückziehen, aber nur um sie auf der italienischen zu sammeln. Dagegen wehrte sich Bismark, der geradezu aussprach, Oestreich scheine den Krieg zu wollen, da es in seiner verzweifelten Finanzlage darin allein noch eine Aussicht auf Wiedererstarkung erkenne, und die Kluft wurde immer unheilbarer. Damals äußerte König Wilhelm (4. Mai): „Die Zeitungen heißen ihn täglich bedenken, was es heiße Krieg führen, als ob er der einzige Mann im Lande sei, der das nicht bedächte, während er gerade der Erste sei, der täglich mit seinem Gewissen vor Gott stehen und alle Tragweiten erwägen müsse. Er habe den Kaiser gebeten, wie nur ein Bruder den andern bitten könne, die Hand zur Ausgleichung zu reichen, aber Alles sei vergeblich. Man wolle die Erniedrigung Preußens, und die dürfe er nicht zugeben. Müsse er sein Volk zu den Waffen rufen, so möge Jedermann beten, daß Gott da Sieg geben möge, wo die gerechte Sache sei.“ Das war augenscheinlich aus tiefem Herzen gesprochen.

Ein jüdischer Jüngling aber meinte in diesem wetterschwangeren Frühling, durch ein großes Opfer sein Vaterland von den Verheerungen des Kriegs retten zu können. Er geht nach Berlin, nähert sich dem gehaßten Minister und schießt fünf Läufe seines Revolvers gegen ihn ab, indem er diesen dem Feind auf die Brust drückt. Umsonst! Gottes Hand wachte wunderbar über dem Bedrohten, und Blind schnitt sich selbst den

Hals ab (7. Mai). Es war der Tag, da die preußische Armee aufgerufen wurde. Tags zuvor aber hatte der Kaiser Napoleon in Auxerre ausgesprochen, daß er die Gesinnungen des Oberhaupts seiner Familie geerbt habe, und die Verträge von 1815 verabscheue. Wie schwer lag dieses Wort auf jedem deutschen Herzen! denn anders ließ sich's doch kaum denken, als daß, nachdem die Deutschen sich gehörig gerauft und geschwächt hätten, ihr Erbfeind einschreiten würde, den Hader zu schlichten.

Am ersten Juni that Oestreich den wichtigen Schritt, daß es der Bundesversammlung in Frankfurt die Entscheidung über den Besitz von Holstein anheimstellte und zugleich erklärte, es berufe die dortigen Stände ein, um sich über diese Frage auszusprechen. Trotz der scharfen preußischen Einsprache, berief der östreichische Statthalter die holsteinischen Stände auf den 11. Juni nach Itzehoe. Alsbald rückten Preußen in Holstein ein und drängten höflich — mit Musik und sonstigen militärischen Ehren — die wenigen Oestreicher hinaus, um das Zusammenkommen der Stände zu verhindern.

Darüber klagte nun Oestreich beim Bunde und trug darauf an, daß die gesammte Bundesarmee gegen das gewaltthätige Preußen mobil gemacht werde. Ein verhängnißvoller Schritt; denn die Verfassung Deutschlands wußte wohl von einer Bundesexekution, aber nichts von einem Krieg gegen Bundesglieder, der vielmehr ausdrücklich für alle Zeiten verboten war. Trotz Preußens Protest, stimmten (14. Juni) die meisten deutschen Regierungen in Frankfurt für die Annahme des östreichischen Vorschlags. Mecklenburg, Oldenburg, Thüringen und die Hansestädte standen allein auf Preußens Seite; Baden und Luxemburg enthielten sich der Abstimmung. Alsbald erklärte der preußische Gesandte den Bundesvertrag für gebrochen und eben damit für erloschen. Der Krieg brach aus, man kann wohl sagen, darum, weil Oestreich und die meisten deutschen Fürsten neben ihrer eigenen „Machterhaltung“ eine „Machtentfaltung Preußens“ um keinen Preis zugeben wollten. Daß aber eine solche Machtentfaltung wirklich kein eitler Einfall, sondern der gottgewollte Beruf Preußens war, davon sollte wenigstens der nächste Ausgang des Kampfes auch viele Feinde überzeugen. Uebrigens geben auch die Preußen nun zu, daß es sich ihrerseits nicht um einen bloßen Vertheidigungskrieg handelte.

2.

Die Blätter und Volksredner fuhren wüthend über Preußen her; viel stiller gieng es im Norden zu. Von Begeisterung für den Krieg war in Preußen nichts zu hören, halb widerwillig, aber gehorsam rückten die Landwehrleute bei ihren Regimentern ein. In Berlin aber war eine Meisterhand am Ruder. Rasch gieng ein Ultimatum nach Dresden, Hannover und Kassel ab: die drei Nachbarstaaten möchten sich alsbald zur Neutralität entschließen und abrüsten, so garantire ihnen Preußen ihren Besitzstand. Auf die ablehnende Antwort erfolgte sogleich (16. Juni) auf allen Punkten der Einmarsch der preußischen Heere, und in drei Tagen waren diese Staaten besetzt. Der blinde König von Hannover floh mit seinen ungerüsteten Truppen südwärts, der Kurfürst ließ sich gefangen nehmen, der sächsische König führte sein tüchtiges Heer nach Böhmen hinüber. Schon sollte auch das wichtige, reiche Frankfurt von Preußen besetzt werden; da kamen ihnen aber Hessen und Württemberger zuvor; immerhin flüchtete der Bundestag seine Kasse nach Ulm.

Die „affenartige Behendigkeit“ der Preußen wurde nun wohl in Wien verspottet; englische und andere fremde Zeitungen aber begannen, vor dem Friedensstörer, der sie bisher genug geärgert hatte, etwelchen Respekt zu bekommen. Man fieng an zu fragen, warum denn der alte Haudegen Benedek, der seiner Sache so gewiß schien, noch immer zaudere, und wunderte sich, auf was denn sein tiefer Plan hinauslaufen werde. Es verlautete, daß er von seinem Kaiser, der sich den Spaziergang nach Berlin sehr leicht gedacht habe, wirklich genöthigt worden sei, den Oberbefehl zu übernehmen; ihm schien er also jedenfalls eine sehr schwierige Aufgabe. Jetzt erst (20. Juni) erklärten Preußen und Italien an Oestreich den Krieg.

Am 24. Juni wars, daß die erste Schlacht geschlagen wurde; es war ein Sonntag und der Jahrestag des mörderischen Kampfes von Solferino, in welchem Oestreich vor sieben Jahren

die Lombardei verloren hatte. Siegsgewiß zog die italienische Armee über den Mincio, und rückte zwischen den Festungen Mantua und Verona vor, um nun auch Venetien dem Kaiser zu entreißen. Sie wurde aber vom Erzherzog Albrecht bei Custozza übel zugerichtet, und hat auch im weiteren Feldzuge es zu keiner glänzenden Waffenthat gebracht, obwohl man ihr zugestehen muß, daß sie sich tapfer gehalten hat.

In Süddeutschland sah es betrübt aus. Der greise Prinz Karl von Baiern sollte den Oberbefehl über die Truppen seines Landes, wie über das achte Armekorps des südwestlichen Deutschlands führen, während er selbst wieder unter Benedeks Oberleitung stand. So weit schien für einheitliche Leitung gesorgt. In Wahrheit fehlte sie aber durchaus. Man hatte sich kaum recht ernstlich gerüstet, und die vorhandenen tüchtigen Kräfte standen einander überall im Wege, so daß die einzelnen Heerestheile weder zu ihren Führern noch zu den Bundesgenossen ein rechtes Vertrauen faßten. Alles schrie über Verrath, gewiß ohne Grund. Der Krieg will eben, wie jedes Handwerk, gelernt sein, und im langen Frieden war man nicht dazu gekommen, sich auf ein ordentliches Zusammenwirken in großen Massen einzurichten.

Dazu kam noch ein Uebelstand, der viele Verwunderung erregte. Man sollte meinen, Deutschland habe sich an das Zusammenleben seiner beiden Hauptreligionen gehörig gewöhnt und erkenne, wie bei dem vorliegenden Krieg es sich durchaus nicht um kirchliche Fragen handle. Dagegen zeigte sich besonders in Baiern, aber auch anderswo, daß die katholische Landbevölkerung, und darum auch ein Theil der Truppen, von einem glücklichen Kriege gegen Preußen den Untergang der Ketzerei erwartete. Ganz offen wurde den evangelischen Nachbarn angekündigt, nächstens müssen sie auch Rosenkränze beten; ja man redete davon, die Häuser und Felder der Halsstarrigen zu vertheilen. Das machte denn doch eine gute Anzahl von Protestanten bedenklich, und während in allen Kirchen für den Sieg des Bundes gebetet wurde, giengen die Gebete der einzelnen weit auseinander.

Indessen hatte König Georg seine Hannoveraner, an 22,000 Mann, in Göttingen gesammelt, jedoch nicht ohne viel kostbare Zeit damit einzubüßen. Da Kassel schon von den Preußen besetzt war, mußte der Zug nach Süden seitwärts durch Thüringen versucht werden, wohin die Baiern entgegen kommen wollten. Wieder zögerte der König, durch preußische Unterhändler aufgehalten. Er war schon von 30,000 Preußen umstellt, als er (27. Juni) bei Langensalza mit dem nur 9000 Mann starken Korps des Generals Flies zusammenstieß. Die Preußen litten gewaltig in dem heißen Kampfe, aber die Hannoveraner waren festgehalten, und in der Nacht vom 28. auf den 29. kapitulirte die treffliche Armee und wurde in die Heimat entlassen. Der König zog sich nach Oestreich zurück. Ueber der Frage, ob die Baiern dabei ihre Schuldigkeit gethan haben, entspann sich nun ein heftiger Federstreit unter den Verbündeten, der nicht eben geeignet war, das gegenseitige Vertrauen zu stärken.

3.

Doch der Hauptschlag sollte im nordöstlichen Böhmen ausgeführt werden. Dort hatte Benedek etwa 250,000 Oestreicher in einem weiten Bogen der Grenze genähert. 280,000 Preußen standen ihm gegenüber in drei Armeen; die erste unter Prinz Friedrich Karl in der Lausitz, die zweite unter dem Kronprinzen in Schlesien, die dritte oder Elbarmee, unter Herwarth v. Bittenfeld, in Sachsen. Der schweigsame General Moltke hatte den Plan entworfen, diese drei Armeen im Feindeslande (etwa bei Gitschin) zu vereinigen, und durch die schnelle Besetzung von Sachsen war ihm die Hoffnung auf das Gelingen desselben fast zur Gewißheit geworden.

Am 23. Juni überschritten die erste und dritte Armee in mäßiger Entfernung von einander die böhmische Grenze, ohne in den Gebirgspässen auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Tags darauf war der Prinz schon im Besitz der Fabrikstadt Reichenberg. Erst den Uebergang über die Iser machte Clam-Gallas den Preußen streitig; in dem Nachtgefechte bei Podol (26. auf den 27. Nachts) wurden aber seine Truppen in einer Weise zurückgedrängt, die zeigte, welchen Eindruck das Schnellfeuer des Zündnadelgewehrs auf sie machte; auffallend viele Gefangene wurden eingebracht. Tags darauf hatte die Elbarmee, ohne ernstliche Kämpfe, ihre Vereinigung mit der ersten Armee vollzogen, und ihr Kampf um Münchengrätz (28. Juni) entschied sich schon am Vormittag gegen die Oestreicher. Clam-Gallas mußte sich auf Gitschin (8 St. weit) zurückziehen.

Das war nun der Punkt, wo Prinz Karl so gern mit dem Kronprinzen zusammengetroffen wäre. Am 29. Abends näherten sich die Preußen den wohlbesetzten Höhen; sie wurden unter schwerem Feuer erstürmt, und die ganze Nacht noch schlug man sich in den Straßen der engen stockfinstern Stadt, deren Besitz erst gegen Morgen entschieden wurde. 2000 Todte und Verwundete zählten die Preußen, kaum weniger die Feinde, welche überdieß wieder 2000 Gefangene eingebüßt hatten.

Indessen hatte der Kronprinz der Hauptmacht Benedeks gegenüber einen schweren Stand gehabt. Da sein Weg der kürzere war, durfte er erst am Morgen des 27. Juni aus den schlesischen Engpässen hervorbrechen, was er mit möglichster Verheimlichung seiner Bewegungen auch glücklich bewerkstellte, bis mitten im Städtchen Trautenau durch Schießen aus Fenstern und Thüren das Signal zu einem heißen Kampfe gegeben wurde, der am Ende des Tages dem einen Theil der Armee einen kurzen Rückzug gebot. Schon der nächste Tag aber ließ die Preußen 5000 Gefangene machen; während das Korps des Generals Steinmetz in dem gefährlichen Engpaß von Nachod (27 Juni) und vor den Eisenbahndämmen von Skalitz (28. Juni) sich mit Ruhm bedeckte. Am 30. stand die ganze schlesische Armee vereinigt bei Königinhof, nur acht Stunden von der ersten entfernt.

Indessen hatte König Wilhelm mit seinen Berlinern einen Bettag gefeiert (27. Juni), und zwei Tage darauf ihnen die ersten Siege verkündigt. Der Jubel war groß, die Liebesarbeit für die Verwundeten allgemein. Am 2. Juli traf der König selbst in Gitschin ein. Benedek hatte sich hinter der Bistriz verschanzt, auf der Höhe von Chlum; in seinem Rücken standen schützend die beiden Festungen Josephstadt und Königgrätz, der Elbe entlang. 500 Geschütze hatte er geschickt aufgestellt und durfte auf einen Sieg hoffen, falls der Kronprinz mit den zwei andern Armeen nicht noch auf dem Schlachtfeld zusammenwirken konnte. Am Morgen des 3. Juli trat ihm Prinz Karl entgegen, fest entschlossen, den Gegner in der Mitte festzuhalten, bis von Nordosten der Kronprinz, von Westen die Elbarmee herbeieilen, und den Feind auf den Seiten umfassen würden. Es war ein regnerischer, kalter Tag, doch kam der siebenzigjährige König schon nach den ersten Schüssen herbeigeritten und blieb nun auch volle 12 Stunden im Sattel. Nach einer hitzigen Kanonade erst entspann sich der mörderische Kampf um Sadowa und die andern Dörfer, die an der Bistriz liegen, in welchen schon auch — den Sachsen gegenüber — Herwarth weiter unten im Thale eingriff. Zerschmettert von der Artillerie auf den Höhen mußten sich's die Preußen gefallen lassen, stundenlang nur die gewonnene Thallinie zu behaupten, ohne weitere Angriffe zu wagen. Es war Mittag geworden; da ritt endlich Benedek nach rechts, von wo beunruhigende Nachrichten eintrafen, während die gegenüberstehenden Preußen noch nichts merkten. Erst um zwei Uhr sah auch die Umgebung des Königs etwas wie Kanonenrauch im Osten, und — „der Kronprinz ist da!" erscholl es durch die Reihen, die nun eines vollständigen Siegs gewiß waren. Auf zwei Uhr hatte er versprochen einzutreffen, und noch vorher hatte er angefangen, den rechten Flügel des Feinds zurückzudrängen. Auf allen Seiten giengs nun vorwärts; vergebens stürzte sich Benedek in's dichteste Schlachtgewühl, die Hügel wurden — — unter plötzlich lächelndem Sonnenschein — erstürmt und von $3\frac{1}{2}$ Uhr an kämpften die Oestreicher nur noch um einen leidlichen Rückzug. Ihre Reiterei suchte ihn mit aller Aufopferung zu decken, allein erst der einbrechende Abend und die Elbe setzten der Verfolgung ein Ziel. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr traf der König mit dem Kronprinzen zusammen und gab ihm einen Orden für „das Verdienst." Die Preußen aber jubelten: „dem König g'räths!" und durch ganz Europa flog die Kunde von dem „siebentägigen" Feldzug, die Fürsten und Völkern noch viel zu denken und zu schaffen geben sollte.

Von 20 gewonnenen Kanonen berichtete des Königs Telegramm; aber wie man erst die Früchte des Sieges überschaute, waren es ihrer

174. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 20,000 ꝛc. Der englische Berichterstatter erkannte, daß die östreichische Armee moralisch vernichtet sei. Bei dem Schlachtfeld und seinen Schrecken, bei den Lazarethen und Beerdigungen der gefallenen Menschenmassen können wir uns nicht aufhalten; wir eilen zu den weiteren Ereignissen fort.

4.

Der vierte Juli fand den Palast der Tuilerien, wie der französische Minister später bekannte, in angoisses patriotiques (patriotischen Aengsten). So hatte sich der kluge Mann an der Seine den Feldzug nicht gedacht. Daß Preußen Norddeutschland unter seinen Scepter, oder doch unter seinen Einfluß bekomme, Venetien an Italien übergehe, Süddeutschland, getrennt von Oestreich und Preußen, sich in beliebiger Weise konstituire, und dabei für Frankreich eine Grenzberichtigung abfalle, das etwa waren seine Plane gewesen. Wie aber, wenn nun Oestreich zusammenfiele, und ganz Deutschland sich unter Preußens Leitung stellte? Das durfte einmal nicht sein!

Doch Oestreich hat einen schnellen Entschluß gefaßt. Noch vermag es nicht, sich vor Preußen zu demüthigen; ein Waffenstillstand wurde da wohl nachgesucht, aber daß die Armee geschlagen sei, durfte kaum zugegeben werden. Lieber wendet es sich an Napoleon; es tritt durch ein Telegramm Venetien an den Kaiser der Franzosen ab. Das hieß etwa so viel: „du hast doch die Geschicke Europa's in der Hand; mit dem ersten Feldzug hast du uns in Italien geschlagen, mit dem zweiten in Deutschland. Woran dir eigentlich liegt, das ist ja nur der Wunsch, dein Wort einzulösen, daß Italien bis zur Adria frei sein solle. Nun gewähren wir dir diesen gern. Zwar haben wir dir erst noch vor kurzem gesagt, Venedig können wir nicht hergeben, weil das einem politischen Selbstmorde gleich käme, der Oestreich vom Rang einer Großmacht herabwerfen würde. Allein was thut man nicht für einen Freund! Wir sind also im Reinen, und nun hilfst du uns in Deutschland, nicht wahr? Muß doch dir so gut wie uns daran liegen, daß Deutschland zertheilt und Preußen schwach bleibe. Also komm herüber und hilf uns!“

Es thut einem Deutschen weh, daß Oestreich sich nicht lieber mit dem deutschen Feinde abfinden mochte. Allein so groß war die Erbitterung der einstigen Bundesglieder, daß davon nicht die Rede sein konnte. Und gestehen wirs nur, gegen Oestreich benahm sich auch Preußen nicht deutsch genug. Daß es sich mit Italien verbündet hatte, mochte durch die Nothwendigkeiten der Politik entschuldigt werden. Unrecht aber war es, daß nach all dem Lärm, der über den Beruf der Großstaaten, die Revolution zu bekämpfen, in Berlin erhoben worden war, die Preußen nun auch mit der Revolution verbündet, dem Kaiserstaat zu Leibe gehen wollten. Eine Proklamation an die Böhmen stellte diesen alte, lockende Bilder von unabhängiger Existenz vor die Seele; und gefangene Magyaren wurden von früheren Flüchtlingen Ungarns bearbeitet, für preußischen Sold zur Empörung ihres engeren Vaterlandes gegen ihren Kaiser zu helfen. Wahrscheinlich sollte alles dieses bloß den Kaiser einschüchtern, daß er um so schneller Frieden mache. Zur Entscheidung des Kampfes haben aber diese krummen Wege nichts Wesentliches beigetragen, während sie einer späteren gründlichen Versöhnung mit Oestreich immer störend im Wege stehen müssen.

Kaum verständlich scheint nun, warum die Mittelstaaten auf die Nachricht von der telegraphischen Botschaft nach Paris nicht alsbald mit Preußen Frieden schloßen. Wenn der Kaiser von Oestreich sich dergestalt Napoleon zu Füßen legte, nur um seine Einmischung in die deutschen Händel herbeizuführen, so war damit eine Lektion gegeben, von dem verhängnißvollen Bunde mit dieser unsichern Ostmacht abzustehen und die von Preußen gebotene Neutralität dankbar anzunehmen. Allein die beklagenswerthe Zerfahrenheit unserer Zustände sollte noch weiter offenbar werden, dadurch daß Oestreich seine Bundesgenossen, auch nachdem sie — freilich nicht mehr zu seinem Nutzen — Blut gelassen hatten, völlig vergaß und damit fast nöthigte, sich gleichfalls Frankreich in die Arme zu werfen.

Vorerst nun sagte Napoleon dem Kaiser Franz Joseph seine guten Dienste zu, und es schien, als sollte seine Flotte auslaufen, um das

schöne Geschenk in Besitz zu nehmen. Auch daran soll in Paris gedacht worden sein, ob es etwa an der Zeit wäre, eine Armee an den Rhein zu senden. Da sollen aber die Marschälle erklärt haben, für den Augenblick sei die Armee nicht stark genug; und der Kaiser sah hinlänglich, wie morsch es mit Oestreich aussehe, so daß er einer katholischen Aufforderung zur Allianz mit Oestreich entgegnete: „Soll ich mich mit einem Leichnam verbünden?“

Jedenfalls betrieb er aber die Abschließung eines Waffenstillstandes mit großem Eifer. Der italienische Minister Ricasoli wurde (5. Juli) aufgefordert, von weiteren Kriegsthaten abzustehen, die Sache sei ja entschieden, Italien werde Venedig bekommen; auch Preußen stimme dem Waffenstillstand zu. Dem war aber anders; nur blieben die aus Böhmen — über Paris — gesandten Telegramme in Florenz aus. Der preußische Gesandte daselbst beharrte jedoch darauf, Italien zu treuer Erfüllung des Vertrags aufzumuntern, und Ricasoli widerstand der von Paris gekommenen Zumuthung. Napoleon mußte erkennen, daß, wenn er bisher mit Preußen und Italien der dritte (oder erste?) im Bunde gewesen war, die Verhältnisse sich nun gewaltig geändert hatten. Es handelte sich alles Ernstes darum, ob er noch das erste Wort in Europa führe.

Er entschied sich vorerst dahin, die Vermittlung eines Friedens mit Oestreich zu übernehmen, um ferneres Blutvergießen, wenn möglich, zu verhindern, erklärte aber, daß ihm dabei jeder Gedanke an ein Dazwischentreten mit den Waffen ferne liege. Zugleich bereitete er eine Umwandlung des französischen Militärsystems vor, welche die Zahl seiner Truppen auf 800,000 erhöhen würde, und machte sich mit Ernst daran, denselben ein Hinterladungsgewehr zu verschaffen, welches das preußische Zündnadelgewehr in seinen verderblichen Wirkungen noch weit übertreffen sollte. Auch den andern Staaten wurde dadurch die Nothwendigkeit auferlegt, für neue Bewaffnung ihrer Heere zu sorgen, und damit war nun ein Wetteifer, sich in möglichste Kriegsbereitschaft zu setzen, durch ganz Europa entzündet, den nur die kitzliche Frage, woher all das Geld auftreiben, einigermaßen in Schranken hielt.

Dem französischen Unterhändler gegenüber erklärte sich Bismarck zum Frieden bereit: „Sobald Oestreich so will wie ich, soll es seinen Willen haben.“ Die Italiener aber vermochte er, an der Allianz festzuhalten; und weil nun Oestreich seine Truppen aus dem Festungsviereck am Mincio massenweise an die Donau heranzog, konnten sie fast ohne Kampf das ganze Venetien durchziehen.

5.

Nach einigen Ruhetagen setzten die Preußen die Verfolgung der Kaiserlichen fort. Prag wurde (8. Juli) ohne Widerstand besetzt, während der Italiener Cialdini sein Heer über den Po führte. Benedek sammelte seine Truppen bei der Festung Olmütz, welche aber die Preußen bei Seite ließen, um über die mährische Hauptstadt Brünn (12. Juli) nach Nikolsburg vorzudringen, so daß sie zuletzt (18. Juli) nur noch sechs Stunden von Wien entfernt standen. Sogar die March wurde überschritten, und schließlich in einem Gefecht bei Blumenau (22. Juli) die ungarische Stadt Preßburg bedroht, als die Kunde vom geschlossenen Waffenstillstande dem Blutvergießen Einhalt that. In der letzten Zeit hatte übrigens die Cholera viel mehr Opfer hingerafft als die Waffen.

Ein viertes preußisches Heer, die Mainarmee, hatte indeß auch Arbeit gefunden. General Falkenstein in Eisenach begann (4. Juli) mit seinen 53000 Truppen gegen die etwa ebenso starken Baiern vorzudringen, welche noch immer mit dem achten Armeekorps, der sogenannten „Reichsarmee,“ sich nicht vereinigt hatten. Dieß zu verhindern, marschirte er auf Fulda los und drängte die Baiern zum Abzug nach Süden; am 10. überfiel er sie im Badeort Kissingen und sicherte sich den Uebergang über die Saale. Zufrieden aber, die Baiern bei Seite gedrückt zu haben, verfolgte er sie nicht weiter, wie auch sie sich ruhig verhielten, sondern eilte über den Spessart der reichen Mainstadt zu. Die Darmstädter wurden (13. Juli) bei Laufach geworfen, Aschaffenburg (14. Juli) nach hartnäckigem Widerstande besetzt, und am Abend des 16. der Einzug in das eilig vom Bundestag geräumte Frankfurt gehalten. Die Mainlinie war damit erobert.

Gegen Frankfurt aber hatten die Preußen einen besonderen Haß, weil dort Oestreich immer in altem gutem Andenken stand. Die Stadt hatte es fast zu gut gehabt, als großer Geldplatz und Sitz so vieler Gesandten, sicherlich ohne entspechende Gegenleistung für den Bund. Nicht nur wurde nun ein flotter Küchenzettel für die Einquartirten bestellt, sondern auch gleich eine Kontribution von sechs Millionen Gulden auferlegt. Als Custine 1792 mit den französischen Republikanern die Stadt einnahm, hatte er sie um zwei Millionen Gulden gebrandschatzt; viel mehr als damals den Franzosen hatte sie doch auch den Preußen nicht zu Leide gethan! Allein weil die Frankfurter die Summe so rasch bezahlten, fand man in Berlin, daß man wieder einmal zu großmüthig gewesen sei, und forderte weitere 25 Millionen. Der Bürgermeister Fellner vermochte es nicht über sich, diese Summe umzulegen, und erhängte sich. Frankfurt aber verlor seine Selbständigkeit, und wurde aus der Reihe der freien Städte gestrichen.

Verstärkt durch neue Truppen aus den norddeutschen Bundesstaaten, setzte dann die Mainarmee, jetzt unter General Manteuffel, den Kampf gegen die Süddeutschen fort. Diese, unter Prinz Alexander von Hessen, hatten sich mittlerweile den Baiern genähert, und schienen die Tauberlinie vertheidigen zu wollen. Blutige Kämpfe bei Wertheim und Tauberbischofsheim (24. Juli) brachten sie aber in die Hände der Preußen, welche auch Tags darauf die Baiern auf Würzburg zurücktrieben. Jetzt endlich waren die Süddeutschen alle vereinigt, doch ohne eine Schlacht zu wagen. Das Zeughaus der dortigen Festung wurde (27. Juli) noch in Brand geschossen, dann aber auf die Nachricht vom Waffenstillstand (2. August) Würzburg ohne Kampf besetzt. Ebenso bekam (31. Juli) Nürnberg, von wo im Jahr 1415 der Burggraf Friedrich von Hohenzollern nach Brandenburg übergesiedelt war, nun auch wieder schwarzweiße Fahnen zu sehen.

Die Italiener hatten sich mittlerweile bemüht, ihre Flotte so in Stand zu setzen, daß sie die halb so große östreichische erdrücken könnte. Es sollte ihnen nicht gelingen. Ihr Admiral Persano griff (20. Juli) die dalmatische Insel Lissa an, wurde aber von den sieben östreichischen Schiffen unter Tegetthoff so rasch überfallen, daß er zwei Fregatten verlor und sich gedemüthigt nach Ancona zurückziehen mußte. Die Waffenthaten hatten damit ihr Ende erreicht.

6.

Am 22. Juli hatte Oestreich in Nikolsburg eine Waffenruhe zur Einleitung der Friedensverhandlungen abgeschlossen, ohne dabei seiner Verbündeten auch nur zu gedenken. Am 26. waren schon die Friedenspräliminarien unterzeichnet, bei welcher Gelegenheit das Versäumte nicht mehr nachgeholt werden konnte; Bismarck wollte hinfort nur mit den einzelnen Staaten unterhandeln. Damit kamen die Süddeutschen in eine verzwickte Lage, welche als verdiente Strafe für ihr bisheriges Zögern angesehen werden konnte. Sie hatten sich zu unbedeutend in ihren Leistungen gezeigt, als daß Oestreich sich ihrer erinnert hätte; sie waren zu stolz und unpatriotisch gewesen, um die von Preußen nach dem 3. Juli gebotene Friedenshand anzunehmen.

So gab denn Oestreich zu, daß Deutschland sich ohne Betheiligung des Kaiserstaats neu konstituire. Ein Bund unter Preußens Leitung sollte die Staaten nördlich vom Main umfassen, die Süddeutschen aber sollten zu einem Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten blieb. Die Elbherzogthümer fallen an Preußen; falls aber die nördlichen Distrikte von Schleswig durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, sollen diese an dasselbe abgetreten werden. Was sonst Preußen in Norddeutschland thue, solle von Oestreich anerkannt werden, nur daß der Territorialbestand von Sachsen nicht gemindert werde. An den Kriegskosten bezahlt Oestreich 20 Millionen Thaler; von seinem Gebiet hat es nur Venetien an Italien abzutreten. Der eigentliche Friedensvertag kam 23. August in Prag zu Stande.

Württemberg und Baden machten — wie es scheint unter französischer Vermittlung — (13. und 17. August) in Berlin ihren Frieden mit König Wilhelm; sie wurden nur um Geld gestraft (8 und 6 Millionen Gulden). Baiern

hatte (22. August) außer 30 Millionen auch einige Distrikte an der nordwestlichen Grenze abzutreten; Darmstadt dagegen außer drei Millionen Gulden, ein größeres Stück von Oberhessen und Homburg, während Mainz preußische Besatzung bekam, und Oberhessen dem norddeutschen Bunde beitrat. Sachsen verstand sich erst am 21. Oktober zu den schweren Bedingungen, welche Preußen, zur Sicherung von Berlin, für nöthig hielt. Es trat nicht nur dem norddeutschen Bunde bei, sondern zahlte 10 Millionen Thaler und erhielt preußische Besatzungen.

Der Landtag, den König Wilhelm, mit Jubel von seiner Hauptstadt empfangen, am 5. August eröffnete, schloß nun auch Frieden mit der Regierung. Die lang angefeindete Armeereorganisation hatte sich so glänzend gerechtfertigt, daß darüber nicht viele Worte verloren wurden, und der Minister konnte zuletzt großmüthig sein und für die scheinbaren Gewaltthätigkeiten gegen die Verfassung demüthig um Verzeihung bitten. Zuvor aber, am 17. August, wurde dem Abgeordnetenhause mitgetheilt, daß Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt der preußischen Monarchie einverleibt werden sollten, und es sagte nicht Nein dazu; war doch damit das engere Vaterland um ein ganzes Viertel seiner bisherigen Ausdehnung vergrößert. Bismarck erklärte übrigens mit seiner gewohnten Offenherzigkeit, daß in Europa kaum Eine Macht sei, welche die Konstituirung eines neuen deutschen Gesammtlebens wohlwollend fördere; ein Umstand, der es nöthig mache, so einig als je zusammenzustehen. Und man kann sagen, daß dieß geschah; seit Jahrhunderten waren alle denkenden Deutschen noch nie so einig in ihren Wünschen, die Handelnden nie so rasch im Ordnen der neuen Verhältnisse gewesen, als seit der Beilegung des — hoffentlich — letzten Bruderkriegs.

7.

Der Hauptgrund für dieses rasche Verfahren liegt in der Stellung, welche der Kaiser der Franzosen nun einnahm. So weit sich bis jetzt in Erfahrung bringen läßt, war es am 7. August, daß sein Gesandter in Berlin die Frage in Anregung brachte, ob seinem Herrn gegenüber der mächtigen Vergrößerung Preußens nicht auch ein Stück des linken Rheinufers eingeräumt werden könnte, etwa die Rheinpfalz und Rheinhessen mit Saarlouis? Es sind das rein deutsche Distrikte mit wohl einer Million Einwohner. Bismarck soll diese Frage entschieden verneint, nur vielleicht eine Aussicht auf Luxemburg eröffnet haben, das seinen einen Herrn, den deutschen Bund, durch den Tod verloren hatte, zunächst aber noch sich in den Händen eines Lebenden, des Königs der Niederlande befand. Er habe beigefügt, wenn die Annahme dieser Entschädigung nicht vor dem Zusammentritt des norddeutschen Reichstages erfolge, werde die Einverleibung später unmöglich sein. Napoleon erkannte, daß vorerst in dieser Richtung nichts zu machen sei, und wechselte seinen Minister; die Friedensschlüsse der deutschen Staaten aber wurden durch diese Verhandlungen bedeutend beschleunigt.

Auch Italien schloß (11. August) einen Waffenstillstand mit Oestreich; im Frieden erhielt es Venetien — sammt den darauf lastenden Schulden, von seinen Ansprüchen auf Wälschtyrol dagegen mußte es abstehen. Napoleon setzte aber durch, daß die Venetianer vorerst abstimmen mußten, ob sie auch zum Königreich Italien gehören wollten, was sie pflichtschuldigst mit großer Mehrheit bejahten. „Italien war nun fertig;“ ihm liegt aber vorerst an, seine ungemein zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, was ohne Einziehung der geistlichen Güter sich kaum in's Werk setzen läßt. Mit dieser Aufgabe ist es noch beschäftigt; nur mußte sein zäher Minister Ricasoli durch den geschmeidigen, franzosenfreundlichen Rattazzi ersetzt werden. Die Mönche aber, denen es nun in Venetien zu eng wurde, wanderten in Masse nach den östreichischen Staaten aus.

Der Kaiser Napoleon suchte indeß seine Franzosen zu beruhigen, als sei durch den deutschen Krieg nun eine bessere Vormauer gegen Rußland geschaffen ꝛc.; er that sein Bestes, die große Weltausstellung des Jahres 1867 vorzubereiten, welche eine neue Zeit der Völkerverbrüderung und des friedlichen Wettstreits der Nationen einführen sollte; es schien ihm aber nur gar nicht wohl zu werden. Von Amerika rücksichtslos gedrängt, hatte er sich schweren Her-

zens entschlossen, seine Truppen aus Mexiko zurückzuziehen, und seine hochgepriesene Schöpfung des dortigen Kaiserthums ihrem Schicksale zu überlassen. Wohl reiste die Gemahlin seines Schützlings über das Meer, um noch bessere Bedingungen herauszuschlagen. Umsonst, der Kaiser konnte seine früheren Versprechungen nicht halten, und die hochherzige Frau versank in Wahnsinn, während ihr Gatte, von den Bundesgenossen verlassen, kaum mehr um die Krone, sondern nur noch um Ehre und Leben kämpfte. Im Mai 1867 ist er den Feinden, die er erst vor einem Jahre noch als Räuber geächtet hatte, in die Hände gefallen.

Auch aus dem Kirchenstaat zogen (11. Dec.) nach früherer Verabredung mit Viktor Emanuel die französischen Schutzheere ab, denen der Papst noch einen bissigen Gruß an ihren Kaiser mitgab. Er höre, derselbe sei krank, er bete für seine Genesung; sein Geist sei nicht ruhig, er bete auch für seine Seele 2c. Die Italiener mußten nun ihrem Versprechen gemäß das Gebiet des Papstes unangefochten lassen, wozu sie auch bisher, zum Aerger des immer rührigen Garibaldi, sich bequemt haben; die Briganten allein ausgenommen, welche nun allerwärts, bis vor die Thore Roms, das Land unsicher machen. Gerne wäre die Kaiserin von Frankreich nach Rom gereist, um den Papst ihrer Ergebenheit zu versichern, allein sie durfte nicht.

Indessen tagte in Paris die Kommission, welche eine neue Heeresorganisation zu Stande bringen, und den Soldaten das beste Hinterladungsgewehr in die Hand geben sollte. Am liebsten hätte wohl der Kaiser das preußische System in seinen Landen eingeführt; allein das widerstrebte den Franzosen gründlich, man mußte suchen, in anderer Weise $1\frac{1}{4}$ Millionen Soldaten für den nächsten Krieg verwendbar zu machen. Nach allen Seiten hin wurde vorerst insgeheim dafür gerüstet. Hatte Napoleon früher gesagt, das Kaiserreich sei der Friede (la paix), so meinte jetzt ein witziger Unterthan, es sei vielmehr das Zahlen (la paye). Und die Nachbarn müssen — das versteht sich von selbst — nun gleichfalls ihre Kräfte anspannen, ja überspannen, um von diesem Friedensreiche nicht überflügelt zu werden.

Auch den Süddeutschen, so ungern sie daran giengen, drängte sich diese Nothwendigkeit unabweisbar auf. Der neue bairische Minister, Fürst von Hohenlohe, übernahm es (Jan. 1867) die südlichen Staaten zu einer neuen Armeeorganisation im Anschluß an Preußen zu veranlassen. Weit hat man es damit noch nicht gebracht, wohl weil zuerst die Bildung des norddeutschen Bundes abgewartet werden sollte.

8.

Für diesen hatte Bismarck eine Verfassung entworfen, und zunächst mit den verbündeten 22 Regierungen vereinbart. Darnach traten (12. Febr.) alle Norddeutschen in ihren Wahlbezirken zusammen und sandten ihre Abgeordneten nach Berlin. Es war ein erhebender Augenblick, als nun (24. Febr.) der erste Reichstag des neuen Bundes zusammentrat, der die Einigung des ganzen deutschen Volkes „an der Hand der Thatsachen" suchen sollte. Von Grundrechten, von allen möglichen und zum Theile wünschenswerthen Verfassungsbestimmungen wurde abgesehen, und auf Sicherung „des Erreichbaren" mit allem Ernst gedrungen. Bismarck wollte vorerst nur Deutschland in den Sattel helfen; das Reiten werde es dann schon lernen. Oder wie König Wilhelm es aussprach: „Heute kommt es vor Allem darauf an, den günstigen Moment zur Errichtung des Gebäudes nicht zu versäumen; der vollendetere Ausbau desselben kann getrost dem ferneren vereinten Willen der deutschen Fürsten und Volksstämme überlassen bleiben."

Die große nationale Arbeit sollte „rasch und sicher" durchgeführt werden. Der Entwurf setzte fest, daß alle Staatsbürger des Bundes gleichberechtigt seien. Der Bundesgesetzgebung unterliegen die Bestimmungen über Zoll, Handel, Gewerbe, Verkehrsmittel u. dgl.; sie besteht aus einem Bundesrath (in welchem von 43 Stimmen 17 auf Preußen kommen), dem Bundespräsidium, d. h. der Krone Preußen, die den Bund völkerrechtlich vertritt, und dem Reichstag, der aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgeht. Durch den Ertrag aller Zölle, Posten 2c. wird die Bundeskasse genährt, aus der die gemeinschaftlichen Ausgaben bestritten werden. Ueberdieß haben die Bundesglieder zur Kriegsflotte Beiträge zu leisten, und für jeden Wehrmann 225 Thaler in die Bundeskasse zu zahlen. Wehrpflichtig aber ist jeder Norddeutsche und zwar vom 20—27. Jahr, wozu noch fünf Jahre in der Landwehr kommen. Vorläufig wird von je hundert Einwohnern ein Mann gestellt. Dem Bundesfeldherrn, d. h. dem König von Preußen haben alle den Fahneneid zu leisten.

Damit war für die straffe Zusammenhaltung der auseinanderstrebenden Glieder, und für die Kräftigung der Centralmacht gehörig gesorgt; dem Fortschritt der Zeit blieb es überlassen, die drückenden Bestimmungen über die Militärlasten nach Maßgabe der Umstände zu mildern. Bismarck erklärte das hohe Militärbudget „für die Zeit des Uebergangs" einmal unerläßlich, und er mußte wissen, was er damit meinte.

Die Herren des Reichsraths wußten es gleichfalls; denn mittlerweile tagten auch (seit dem 14. Febr.) die Kammern in Paris, in welchen zwar Napoleon sich befriedigt über die Sachlage aussprach; wie denn namentlich Preußen, das durch Frankreichs Stimme vor den Thoren Wiens sei aufgehalten worden, „Alles zu vermeiden suche, was die nationale Empfindlichkeit der Franzosen erregen könnte." Andere Redner aber, namentlich der alte, spitzige Thiers, wiesen darauf hin, wie Frankreich sichtlich zurückschreite, während seine Nachbarn immer stärker werden: es hätte den ungefährlichen deutschen Bund retten sollen. Da dürfe kein einziger Fehler mehr gemacht werden 2c. Umsonst bemühte sich der Minister zu zeigen, es sei keiner gemacht worden, die kaiserliche Politik wurde als eine schwankende kritisirt und die Gemüther erhitzten sich je mehr und mehr.

Unter diesen Umständen hat Bismarck für seine Pflicht gehalten (18. März), dem Reichstag die Versicherung zu geben, daß gegen einen Angriff von Außen der Süden Deutschlands mit dem Norden bereits zusammengehen würde. Es bestünden nämlich seit dem August Schutz- und Trutzbündnisse der süddeutschen Staaten mit Preußen. Die tiefe Sensation bewies, daß der Augenblick ein bedeutender, das Wort eine That war. Niemand aber war bewegter von dieser Offenbarung des Thatbestandes als die Süddeutschen selbst, welche Monatelang kaum gewußt hatten, wohin ihre Regierungen zu steuern gedenken. Nun war es soweit hell geworden, daß man deutlich hinaus sah, wie Alles der Einigung Deutschlands zustrebe, wie auch schwere Schläge vom Westen, wenn sie etwa fallen sollten, diese Einigung nur beschleunigen könnten; wie aber auch nun auf's Klarste geboten sei, dem großen Minister, dem es gegeben war, die Geschicke Deutschlands so weit durch eine Zeit der Verwirrung, und innerer wie äußerer Gefahren, sicher zu leiten, seine Aufgabe mit nichts zu erschweren.

9.

Napoleons Antwort darauf war der Vertrag, den er mit dem König der Niederlande (22. März) abschloß, daß dieser nämlich ihm gegen eine runde Summe seinen Rest von Luxemburg (Lützelburg) mit 200000 deutschen Einwohnern abtrete. Dieses Großherzogthum war 1815 dem Niederländer überlassen worden, so aber, daß die berühmte Festung des Landes preußische Besatzung erhalte. Als Belgien 1830 von ihm abfiel, hätten sich die Luxemburger am liebsten dem neuen Staate angeschlossen, woran auch nur die preußische Garnison sie verhinderte. Bei der Ausgleichung im Jahr 1839 ließ man denn doch zwei Drittheilen Luxemburger ihren Willen, so daß sie belgisch wurden; dafür wurde — dem Namen nach — ein Streifen des holländischen Limburgs zum deutschen Bunde geschlagen. Mit der Umwälzung des Jahrs 1866 hatte diese Zugehörigkeit zum Bunde ihr Ende erreicht, und Bismarck gab Limburg ohne Weiteres an Holland zurück, während Luxemburg fortwährend wenigstens zum Zollvereine gehörte, in der Festung aber die preußische Garnison nach wie vor verharrte. Sie war bei den Einwohnern nicht eben beliebt, sondern hatte fast eine Stellung wie die Oestreicher in Venedig; d. h. ihre Thaler waren den Luxemburgern wohl erwünscht, die Gebildeten aber neigten nach Belgien hinüber und parlirten am liebsten französisch. Deutsche Sympathien waren nicht gepflegt worden, weder vom alten Bunde, der in solchen Dingen unmächtig war, noch von der niederländischen Regierung, die für alle amtliche Verhandlungen sich der französischen Sprache bediente.

Dem Niederländer war aber doch nicht wohl

bei der Sache. Er hatte im Oktober von Preußen die Räumung der Festung verlangt, und hatte dann sich vom Kaiser sagen lassen, Preußen werde gegen den kleinen Handel nichts einzuwenden haben. Wie er nun in Berlin anfragte, überließ man ihm die ganze Verantwortlichkeit für diesen Schritt. Darauf suchte er den Schacher rückgängig zu machen. Frankreich aber grollte und rüstete mit Macht zum Krieg am Rhein.

Der Reichstag in Berlin nahm sich, nachdem er am 1. April die Lützelburger Frage besprochen hatte, eine Lektion daraus und beendigte seine Berathungen in Sturmeseile. Mit wenigen Aenderungen wurde der Verfassungsentwurf angenommen, und der Reichstag (17. April) mit einer ernsten hoffnungsvollen Thronrede geschlossen. Die Bundesregierungen hatten sogleich den Beschlüssen beigestimmt; und die einzelnen Volksvertretungen ließen mit ihrer Anerkennung der Bundesverfassung nicht lange warten. Man wußte wohl, wie schwierig die äußeren Verhältnisse standen. Keine Großmacht hatte eine rechte Freude an dem Erstarken Deutschlands, und der Papst ließ durch seine Zeitung die Losung ergehen: dem aufstrebenden Koloß sei nur durch eine französisch-italienisch-östreichische Allianz zu begegnen. Auch in Baden hofften die Ultramontanen auf eine auswärtige Intervention zur Besserung der unerträglichen Zustände, und der Stimmführer dieser Partei in Paris nannte Preußen „die Sünde Europa's." Während in Hannover von der welfischen Partei geschürt wurde und Süddeutschland noch immer schwankte oder ruhte, schien es auch in Berlin fraglich, ob es jetzt an der Zeit sei, um der einen Festung willen alles Gewonnene aufs Spiel zu setzen. Freilich, wenn die Festung nur der Vorwand wäre und Napoleon durchaus den Krieg wollte, mußte der Kampf gewagt werden!

Doch er selbst entschied sich für die Beilegung oder doch Vertagung des Streites, wohl auch darum, weil Frankreich viel weniger kriegerisch gesinnt war als die tonangebenden Pariser. Oestreichs neuer Minister, der gewandte v. Beust, der sich so eben darein geschickt hatte, die Ungarn durch Bewilligung ihrer Forderungen zu versöhnen, wirkte für den Frieden, um in Ruhe die neue Konstituirung des Staats unter einer Doppelregierung (in Pesth und Wien) vollenden zu können. Eine Konferenz der Großmächte in London, an der auch Belgien und Italien theilnahmen, setzte fest, daß Luxemburg als ein Land, dessen Neutralität von Europa verbürgt werde, beim König der Niederlande beharren solle, während Preußen die Festung zu räumen habe (11 Mai); ihre Werke aber sind der Zerstörung geweiht. Damit konnten Frankreich und Preußen sich zur Noth beruhigen, und die große Industrieausstellung in Paris, die nun einen Fürsten um den andern herbeilockte, mochte wohl den Franzosen schmeicheln, daß Paris wie nie zuvor der eigentliche Nabel der Erde sei.

Es ist nur natürlich, daß für diesen Schritt der Nachgiebigkeit Bismarck gerade von denen am bittersten getadelt wurde, die am meisten dahin gewirkt haben, die Einigung Deutschlands aufzuhalten. Wären die Süddeutschen, namentlich seit den Augustverträgen, um ein Namhaftes diesem Ziele näher getreten, so hätten sie dem preußischen Minister seine Aufgabe um Vieles erleichtert. Dazu fehlte noch manches. Die Mehrheit der württembergischen Stände z. B. hatte wohl die Hoffnung ausgedrückt, jeder Angriff auf deutsches Gebiet werde die Nation zu einmüthiger Abwehr bereit finden, aber eine Verpflichtung dazu wollte sie nicht anerkennen. Sie kannte damals freilich die Augustverträge noch nicht, aber offenbar war doch damit an den Tag gekommen, daß die Verstimmung im Süden noch Zeit zum Verrauchen brauche, ehe der Norden auf ernstliches Zusammengehen gegen den Feind sich Rechnung machen dürfe.

Immerhin müssen wir Gott danken, daß die Zeche für die Errungenschaften des Jahrs 1866 nicht schwerer ins Gewicht gefallen ist. Wer hätte noch vor einem Jahre geglaubt, daß Preußen und Oestreich sich bekriegen könnten, ohne daß der Franzose ein schönes Stück der Rheinlande zum Dank für seine Vermittlung wegnähme? Das ist denn doch glücklich vermieden und ein Fortschritt für Deutschland errungen worden, der seit 600 Jahren beispiellos dasteht.

Freilich ist noch nicht aller Tage Abend; noch sind manche Aufgaben zu lösen, und sie alle schließen bedenkliche Punkte in sich. In Nordschleswig ist noch nicht abgestimmt, ob und bis zu welcher Gränze hin es deutsch oder dänisch heißen will; 26 dortige Geistliche wollten dem preußischen Könige den Huldigungseid nicht ablegen und wurden einfach entlassen. Die Neupreußen können kaum schon recht eingewachsen sein und haben allerlei Bedenken auch über die Frage, wie die Regierung der Kirche geordnet werden soll. In Hannover namentlich wird immer gewühlt. Die Süddeutschen sind noch nicht einig; Baden strebt nach einer engeren und rascheren Verbindung mit dem Nordbunde, als seinen Nachbarn genehm scheint. Zu einer solchen ist in Hessen schon der Anlauf gemacht worden, er soll aber durch Oestreichs Einsprache in's Stocken gerathen sein. Der Zollverein, zu welchem auch Luxemburg noch gehört, bedarf einer neuen Gesetzgebung, für welche am 4. Juni ein Grund gelegt wurde, der aber neue Anfechtung erfährt. Und so ist noch ein und anderes Stück vom Nachlaß des deutschen Bundes zu bereinigen, wie denn auch bis heute keine Kunde vom Friedensschluß zwischen Preußen und Liechtenstein zu uns gedrungen ist.

Das aber wird von jedem Deutschen gefordert, daß er sich in diese Lage recht finden lerne. Der Christ wird das leicht vermögen. Ihm sind die Zeiten des weiland Bundestages gar nicht als „unerträgliche Zustände" erschienen; er konnte sich auch bei der Machtlosigkeit seines Vaterlandes beruhigen im Blick auf die vielen Güter, die ihm denn doch geschenkt waren; er sah durch den Zollverein und Eisenbahnen, durch gemeinsame geistige Bewegungen, so wie durch die jeweiligen Erschütterungen und Gesammtzüchtigungen die Einheit des Landes mehr und mehr aufdämmern und konnte es getrost Gott überlassen, wann und wie Er das langsam wachsende Neue zu einem Abschluß bringen werde. Nun hat Er das gethan, nicht ohne Opfer von uns zu verlangen; sie sind aber gnädig ausgefallen. Deutschland steht fertig da, zwar äußerlich angesehen nicht so fertig wie Italien, innerlich aber um wie viel einiger und geistig kräftiger!

Damit muß nun auch unser Patriotismus sich erweitern: wir Schwaben z. B. müssen nicht blos nach Stuttgart, sondern auch nach Berlin schauen lernen, als auf den Punkt, von welchem aus unsere Schicksale mit bestimmt werden. Es wäre thöricht, wenn wir uns ärgern wollten, daß die Schwaben, die sonst die Reichsfahne vorantrugen, nun hintennach laufen sollen. Erstlich können wir uns ja damit trösten, daß das Beste immer zuletzt kommt. Oder wenn wir die Sache ernster auffassen, so bleibt uns ja unbenommen, sobald wir mit den andern Stämmen in engeren Bund getreten sind, durch unsere Opferwilligkeit und Geschicklichkeit in Rath und That allen andern voran zu leuchten. Nur dürfen wir nicht auf unser Erstgeburtsrecht, die Reinheit unsers deutschen Bluts und andere Erbprivilegien pochen, denn über solche schreitet unsere Zeit einmal erbarmungslos hinweg. Hüten wir uns davor, es einem andern Erstgebornen und Südlinger nachzumachen, über den am Siegestage eines älteren Nordbundes gespottet wurde: „Ruben hielt hoch von sich und sonderte sich von uns" (Richt. 5, 16). Wir haben freilich 8 Millionen hergeben müssen, und das thut weh. Wenn aber damit für Deutschlands Vertheidigung etwas Rechtes geschafft wird, so haben wir doch noch mehr Nutzen davon, als von den vielen Millionen, die sonst schon für das Soldatenwesen bei uns ausgegeben wurden. Wir müssen also alles Trutzen und Schmollen lassen, müssen mit den übrigen Deutschen zusammen stehen, auch ein und anderes mit Eifer hereinholen und uns ernstlich mitbemühen um das zunächst Erreichbare. Daß etwas Anderes erreichbar und wünschenswerth wäre, als zusehends engeres Zusammenwachsen mit dem Nordbund, hat noch niemand mit aller Kraft der Rede zu erweisen vermocht. Seit aber die Augustverträge bekannt geworden sind, ist es nicht blos Sache des Verstandes, sondern Gewissenspflicht, mit ganzem Herzen auf die neue Bahn einzugehen, alles Schwanken und Rückwärtsblicken als Verrath am erstehenden Gesammtvaterlande zu meiden und unser heiliges Versprechen mit Anstrengung aller Kräfte zu lösen.

Wie sehr dem Staatsmann, der den Hauptantheil an der geschilderten Umwälzung trägt, seine Aufgabe durch die Zersplitterung der deutschen Köpfe erschwert wird, davon konnten wir noch neulich ein eclatantes Beispiel vernehmen. Da es sich nämlich darum handelte, daß auch die preußischen Kammern der Bundesverfassung ihre Genehmigung ertheilen, hat ein gesinnungstüchtiger Abgeordneter, der Fortschrittsmann

Jakoby, das Wort ausgerufen: „Ein in der Freiheit einiges Deutschland ist die sicherste Bürgschaft des Friedens in Europa, unter der preußischen Militärherrschaft hingegen ist Deutschland eine beständige Gefahr für die Nachbarländer.“ Ein solches Wort in solcher Zeit, wie willkommen für die ganze Schaar der französischen, italienischen und sonstigen Widersacher eines einigen Deutschlands! Sie haben es nach Kräften ausgebeutet. Kann man sich wundern, wenn dem vielgeprüften Grafen manchmal die Geduld ausgehen will und „die sonoren Stimmen der Herren Redner“ ihn zu Zeiten gründlich anekeln? Der Fortschrittsmann hat es ja wohl recht gut gemeint; das Geheimniß aber, wie man die Deutschen „in der Freiheit einig“ macht, dürfte er doch nicht gefunden haben. Wir singen alle von Freiheit: es lautet aber immer: „Freiheit, die ich meine;“ und jeder meint eine andere. Vorerst sollte doch das vergangene Jahr uns die Lehre geben, daß wir auf staatlichem Gebiet nicht anders einig werden als durch einen gewissen Druck von einer oder der andern Seite; einen Druck, der uns nöthigt, etwas von unserem Meinen fürs Ganze dran zu geben. Und daß Bismarck diesen Druck zur Einigung Deutschlands ausgeübt und allen Druck, der auch auf ihn drückte, zur Förderung dieses Zieles zu verwenden gewußt hat, das macht ihn trotz vieler Gewaltthätigkeiten zu dem providentiellen Rüstzeug, als welches er, wenn nicht von der Mitwelt, gewiß von einem dankbaren Deutschland der Zukunft wird anerkannt werden. Was ein Freiherr von Stein angebahnt hatte, ist erst durch ihn der Vollendung nahe geführt worden, und die große Mehrzahl der Deutschen erkennt das dankbar an.

Man hat den Deutschen immer nachgesagt, sie verstünden es nicht, in den Kindern ihres eigenen Landes wahre Größe anzuerkennen. Den größten Männern, den Propheten, ist es wohl allerwärts so gegangen. Nun freuen wir uns, daß ein scharfer Denker, der Dr. David Strauß in Betreff Bismarcks seine Ansicht geändert hat. Wenn er ihn früher für geistlos, dann für einen kecken politischen Abenteurer hielt, der aber einmal kein Staatsmann sei, so nimmt er jetzt keinen Anstand, „ihn als einen der größten Staatsmänner anzuerkennen, die Deutschland je gehabt hat, und der ihm durch eine seltene Gunst des Geschicks gerade zu der Zeit, da es ihn am nöthigsten gebrauchte, zu Theil geworden ist.“ Der Christ ist davor bewahrt, sich in den Geniekultus zu stürzen, dem diejenigen am meisten ausgesetzt sind, welche für das „Heute“ kein Ohr haben, sondern erst hintennach der Propheten Gräber schmücken und den großen Männern, wenn sie vollendet haben, Feste nachfeiern. Aber eine Freude sollte es ihm sein, in der Gegenwart schon Gottes Werkzeuge, durch die Er der allgemeinen Rathlosigkeit abhilft, dankbar zu erkennen und, wenn er selbst auch im Mißmuth schon je und je dem Geschrei der Bauleute beigestimmt hat, die diesen Stein so verächtlich abschätzten, nun um so rückhaltsloser seine Meinung zu ändern und, so viel an ihm ist, den Ausbau des „Erreichbaren“ auf dem gebotenen Grunde mit aller Hingabe zu fördern.

Preisfragen.

Die Namen im letzten Logogriph (Juliheft 1866) hat jeder Bewerber mit leichter Mühe gefunden. Sie lauten: Eden, Adam, Eva, Edom, Achan. Die Antworten auf die Bibelfragen giengen aber weit auseinander, die zweite blieb ungelöst. Das Richtige wäre: 1) die 40 Männer, Apostelg. 23, 12. 2) Der König von Tyrus, Hes. 28, 3. 3) Die Gadarener, Luc. 8, 37. 4) Abraham, Luc. 16, 24. So konnten nur zwei halbe Preise abgegeben werden — nach Stuttgart und Sielmingen.

Neue Fragen.

1. Finde im Alten und Neuen Testament je ein Beispiel, wie man mit den Kleidern einem Könige huldigen kann.
2. Welcher König hatte einen Freund und einen Vetter gleiches Namens?
3. Wo steht, daß ein Mensch 80 Tage lang nichts gegessen habe?
4. Wo ist vom Leichenschmauße, und wo von Todtengräbern die Rede?

Preise: Blumen von Nazareth.

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Mein Gott.

Von Juven.

Wenn rings umher das Unheil mich bedroht,
Wenn mich befällt viel Elend, Kreuz und Noth,
Bin ich getrost. — Mir bleibt das beste Theil:
Gott ist mein Heil.

Geh ich gehüllt in tiefe Finsterniß,
Scheint mir der Weg im Dunkeln ungewiß, —
Bin ich getrost und meine Seele spricht:
Gott ist mein Licht.

Verlief ich blindlings mich vom sichern Weg,
Bin ich verstrickt im Dickicht und Geheg, —
Getreulich sucht das Schäflein, das verirrt,
Der gute Hirt.

Mag toben auch im Wettersturm das Meer,
Die Woge dringen an mein Schifflein her, —
Es schlummert nicht der Hüter Israels,
Gott ist mein Fels.

Und fliegt heran ein feuriges Geschoß, —
Der Name Gottes ist ein festes Schloß;
Mag wüthen auch der Arge zornigwild, —
Gott ist mein Schild.

Und fühl' ich mich gebunden und gelähmt,
Von meiner Ohnmacht hundertmal beschämt,
Weiß ich gewiß: der Herr, der Alles schafft,
Ist meine Kraft. —

O Herr, den ich als höchsten Herrn erprobt,
Von mir auch seist du ewig hochgelobt!
Ja, Gott, der mir das Beste stets beschied,
Gott ist mein Lied.

Fritz Müllers Reise nach Amerika.

Mitgetheilt von Orelius dem Aelteren.

(Schluß.)

3.

Erregte Zeit.

Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, das mußten die Reisenden des „Adlers“ hart empfinden. Alle Klagen, die mir in den ersten drei Wochen — über schlechte Behandlung — zu Ohren kamen, habe ich niedergekämpft, und den Leuten zu bedenken gegeben, daß wir nicht auf dem Lande seien. Einmal aber wurde der

Kapitän von Tisch gerufen. Vor der Kajüte standen alle Matrosen, einer mit einem Kessel in der Hand, worin ein ausgespreizter Pudding lag. Er sprach sich deutlich und ausführlich dahin aus, daß sie noch kein gares Essen auf dem Tisch gehabt hätten, daß es niemals besser als dieser Pudding sei. Der Kapitän meinte, er könne doch jetzt keinen andern Koch anschaffen. Immerhin wurde einiges gethan, dem Koch Verstärkung zu schaffen, durch einen Hochdeutschen mit Schnurrbart, und einen Plattdeutschen ohne solchen. Aber im Zwischendeck nahmen die Klagen immer mehr überhand. Abhilfe war schwer zu finden, und manche bittere Thräne ward geweint; da hätte man ein Herz von Stein haben müssen, wenn man mit Behagen hätte essen und trinken können, während Hunderte hungerten und dursteten, — wenn nie ein Wort der Theilnahme über die Lippen gekommen wäre. Ich suchte die Kranken zu trösten, wo ich konnte. Darum kam ein ostfriesischer Bäcker, Namens Focke Engelmann zu mir und fragte, ob ich nicht sein krankes Kind einmal sehen wollte. Ich gieng mit hinunter. Da lag die Mutter blaß und theilnahmlos mit dem dreivierteljährigen Säugling im Bette, das Kind blaß, wie die Mutter, still, den Mund weit geöffnet, und roth wie eine Rose. Der Mann klagte mit betrübtem Gesicht, die Mutter sei längst bei der schlechten Kost trocken geworden, und das Kind müsse den halben Tag hungern, weil er nur Morgens früh und Abends spät warmes Wasser bekäme, das Kind aber keinen Zwieback, davon er noch Vorrath habe, in kaltes Wasser eingeweicht, in den trockenen, spröden Mund nehmen wolle. Ich holte dem Mann zwei Löffel voll Arrowroot aus der Schiffsapotheke, welches ihm dann gekocht wurde. Dabei sagte ich ihm, er solle es täglich holen, und es dem Kapitän anzeigen, wenn der Koch ihm kein warmes Wasser geben wolle. Jenem theilte ich das Leiden des Mannes mit, und er gab noch einmal Arrowroot aus, aber der Koch kein Wasser mehr. Engelmann klagts dem Kapitän, allein — man denke sich meinen Kummer — der läßt ihn trocken ablaufen: er müsse selbst sehen, wie er mit dem Koch fertig werde. Engelmann klagt ferner, daß seine kranke Frau seit lange nichts genossen habe, und ganz von Beinen komme. Der Kapitän gibt den Bescheid, sie müsse nur auf's Verdeck kommen, — dann werde es besser. Aber sie kann's nicht, auch des Kindes wegen nicht. Nach einigen Tagen kam der Mann wieder zu mir: ob nichts für ihn ausgewirkt werden könne. Ich konnte nichts thun. Nachdem ich dem Kapitän mit dürren Worten gesagt, das Kind müsse verhungern, wenn der Koch nicht heißes Wasser gebe, so war's mit meinem Einfluß vorbei. Nun wurde die Luft in der Kajüte immer schwüler; fragte ich etwas, so erhielt ich keine Antwort. Doch was kümmert es mich! Weiß ich doch aus alter Erfahrung: wer die Wahrheit sagt, findet keine Herberge.

Es wirkt mancherlei zusammen, was den Passagieren, diese Art Leiden zuführt. Wenn Suppe und Kaffee — jeden Morgen werden sieben Pfund verbraucht — dünner ist, so steigen die Lebensmittel im Preise, welche das Schiffsvolk verhandelt: Eier bis zu 15 Groschen das Dutzend, Bier bis zu 7½ Groschen die Flasche. Ein Bengel von Matrose, der innerhalb sechs Wochen zweimal aus einem Schiffbruch gerettet worden war, rief in einer stürmischen Nacht, als alle schliefen, in's Zwischendeck hinunter: „He da, wer mit will, der komme, das Schiff geht über Bord!" Unglaubliche Verwirrung — Schreien, Jammern, Beten! Und das müssen sich die Passagiere von einem dummen Jungen gefallen lassen! — Der Koch säuft sich oft toll und voll, dann hat die eine Familie keine Erbse, keinen einzigen Kartoffelschnitt in der Suppe; eine andere viele, aber angebrannte. Im Zwischendeck wird viel geklagt, es gibt auch viele Kranke. Wie ich einem Schiffsjungen etwas Salbe auf seinen verbrannten Fuß legen wollte, wies mich der Kapitän zurück, und doch hatte mich der Junge mit Thränen darum gebeten. Dieser Vorfall brach das Schweigen. Bei Tisch sagte ich dem Kapitän, so könne und dürfe es nicht bleiben; er müsse dafür sorgen, daß die Leute satt zu essen bekämen u. s. w. Er zog sich hinter die Ausflucht zurück, ich habe die Leute aufgereizt &c. Das war stark; ich wußte nun, weßhalb ich nicht mehr in's Zwischendeck durfte. — Auch der Koch kam zu mir auf's Verdeck, mit dem Schnurrbart, begann aber mit sanfter Stimme: „Herr Müller, wollen Sie

mich einen Augenblick anhören, ich habe ein paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen." — „Ziehen Sie sich erst etwas reinlich an; so kann ich Ihnen keine Audienz ertheilen," war meine Antwort. „Wollen Sie meine Entschuldigungen nicht hören? Es ist mir recht, so gehe ich." „Ja, wenn Sie weiter nichts wollen, so gehen Sie nur, das Publikum ist einmal nicht mit dem Kaffeehandel zufrieden." — „Kaffee habe ich nur ein Pfund verkauft, und Zwieback auch nicht. Drum will ich die Sticheleien nicht." — „Nun, wem der Schuh nicht paßt, der lasse ihn aus!" Der Koch gieng unter allgemeiner Heiterkeit ab.

Auf den erregten Tag folgte noch ein schöner Abend. Es war still auf der See. Der Wind, der den Tag über ziemlich günstig gewesen, hatte sich zur Ruhe begeben. Da leuchtete uns ein schönes Nordlicht, mit seinen Fackeln lieblich anzusehen!

Eine Leiche.

Da war ich eben gegen das Verbot des Kapitäns im Zwischendeck. Ich mußte doch sehen, wie es dem kranken Kinde gehe. Aber wie schrecklich ist der Gedanke — verhungern, verschmachten! Gott möge es uns nicht entgelten lassen, daß das arme Würmchen so ohne alle Pflege dahin stirbt! Es liegt still im Arm der Mutter, ohne einen Laut von sich zu geben, den Mund weit geöffnet. Der Vater steht wehklagend davor. Wann wird das kleine Ding ausgelitten haben?

Um Mitternacht ward es versenkt
In's tiefe, tiefe Meer!
Wohl dir, o Kind, daß dein gedenkt
Der lieben Engel Heer.

Die pflanzen dich in's Paradies,
Das zarte Blümchen, ein,
Wenn Menschenpflege dich verließ,
Dort wird es besser sein.

Man sagt mir, es sei auf Schiffen Sitte, die Leichen Nachts in's Meer zu senken. Wohl, so merkts Keiner und Niemand wird mit dem Tod erschreckt. Die Trauerscene könnte ja störend auf die heitere Gesellschaft wirken. Es wäre scheints gegen den guten Ton, auf dem Schiff an den Tod zu erinnern. Wenn er nur nicht so drohend das Schiff umgäbe!

Ausbruch der Feindschaft.

Am 22. September wurde der Adler vom eingelassenen Wasser gereinigt. Die große Druckpumpe war in Bewegung gesetzt. Gewöhnlich fand sich kein Wasser darin, heute aber strömte dasselbe vom Deck. Weil ich mich sehr für Maschinen interessire, so begab ich mich vom Hinterdeck auf's Vorderdeck hinab, um das Strömen des Wassers und den Gang der Maschine anzusehen. Als nun die Matrosen fertig waren, trat ich hinzu, um das Schwungrad einmal umzudrehen. An einem Pfeiler lehnte der Newyorker Wirth. Dem näherte ich mich sorglos, faßte den Dreher und fragte, ob er einen Augenblick Platz machen wolle. „Nein," war seine Antwort. Ich staunte; er war immer die Freundlichkeit selbst gewesen. Weil ich jedoch Raum genug hatte, drehte ich ohne weiteres einmal um. Aber in demselben Augenblick packte er mich mit beiden Händen in dem Rücken und stieß mich über den Dreher der Pumpe. Ich glitt aus auf dem nassen Boden, kam wohl nicht ganz zum Liegen, doch rutschten meine Füße so weit auseinander, daß ich nur mit Mühe aufkommen konnte. Zu meinen Füßen lag ein dicker Knittel; schon wollte ich ihn ergreifen, da raunte mir mein guter Engel zu: die Rache ist mein! Ich wandte mich fort. Als ich aber zwei Schritte gemacht, brachen meine Kräfte zusammen. Ich fühlte einen Schmerz im Bein, den ich nicht beschreiben kann. Mit unendlicher Anstrengung kam ich zur Treppe. Ein paar Stufen, dann mußte ich nach Hilfe rufen, sonst wäre ich hinunter gestürzt. Grote und der Kapitän zogen mich hinauf und trugen mich nach einer Bank, wo ich einen Augenblick unter unsäglichen Schmerzen saß. Was sich mit meinem Bein zugetragen, wußten wir nicht. Man brachte mich in die Kajüte, zog mich aus, und ein Barbier untersuchte die Stelle, konnte aber nichts finden. Meine Kinder jammerten, der Kapitän schimpfte, daß ich nicht dahin gehöre &c. Meine Frau machte mir nasse Um-

schläge mit Arnika. Die Nacht und den folgenden Tag hatte ich viele Schmerzen, und mußte volle acht Tage liegen. Wohl kamen nun viele theilnehmende Erkundigungen, so oft sich meine Kinder auf dem Verdeck zeigten. Und bei meinem Wiedererscheinen hörte ich zu meiner Freude, daß das Essen besser geworden sei, die Parteien sich scharf gesondert hätten, der bei weitem größere Theil aber auf meiner Seite stehe.

Ein anderer Versuch, mich zu Thätlichkeiten zu reizen, ist auch mißglückt; doch haben sie mir damit großen Aerger und eine Demüthigung, meiner Familie wirkliche Angst bereitet. Man hat nämlich Weiber auf mich abgesandt, die mich mit Schimpfen und Prahlen reizen sollten. Es war die schauerlichste Scene, die ich je gesehen; diese in ihrer Wuth buchstäblich schäumenden Bestien, die wie Ausgeburten der Hölle vor mir herumsprangen. Als mein treues Weib mich in die Kajüte geführt, brüllten sie uns noch durchs Fenster nach. Das Wort, sie wollten mich nicht lebendig vom Schiff lassen, machte meine Frau und Kinder so besorgt, daß sie mich gar nicht mehr hinauf ließen, oder wenigstens nie allein. Wie eine Mauer umringten sie mich beständig.

Am Abend, — es war eine helle, stille Mondnacht, kamen noch manche Nicodemusse, mich zu beruhigen, und mir Muth und Trost einzusprechen, obwohl das nicht nöthig war. „Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!

4.

Frei von des Adlers Klauen.

Fort Wayne, den 23. Oktober 1865.

Vierzehn Tage schon haben wir in der neuen Heimat zugebracht. Aber noch einmal muß ich auf den „Adler“ zurück, um dir das Letzte und Beste zu erzählen.

Es war am 30. September spät, daß der Lootse an Bord kam. Das war ein Jubel! Nun schien das Schiffsvolk Eine große Familie zu sein. War es doch dieselbe Freude, die aus allen Augen strahlte, dasselbe Dankgebet, das aus vielen Herzen zum Himmel stieg. Bist du auch als Kind am heiligen Weihnachtabend hinter der verschlossenen Thür gestanden, wenn die Mutter dir den Christbaum schmückte? Erinnerst du dich noch der Freude, wenn die Thür nun plötzlich geöffnet wurde, und du die grünen Tannenspitzen, helle Lichter, und an der Wand den tanzenden Schatten sahest? So war's uns um's Herz, als das kleine behende Lootsenboot auf uns zusegelte. Und als wir dann am nächsten Morgen — es war ein Sonntag — Land sahen, da war es, als ob wir hinein geführt würden in die Weihnachtstube. Keines Worts mächtig standen wir, und blickten nach den fernen Bergen, die aus dem Wasser hervorragten. Der Morgenwind wehte kalt, und hinter uns — von der alten Heimat her gieng die Sonne auf. Eine Thräne drängte sich ins Auge. Galt sie der alten oder neuen Heimat? Die Sonne stieg höher, und näher und näher kamen wir dem Lande, und immer lauter und lebendiger wurde die Freude, wie die Kinder, wenn sie die schönen Geschenke des Christkindleins beschauen, immer Neueres und Schöneres finden.

Immer herrlicher erschienen die Ufer, die Berge mit den Bäumen, prächtig, aber fremd; die Thäler mit reizenden Häusern im Schweizerstyl, — doch mit der Feder läßt sich so etwas nicht malen!

Nachmittags um zwei lagen wir vor Newyork — ein Dampfer hatte uns hineingezogen. Doch war es noch über eine Stunde vom Lande, wo wir ankern mußten. Auch hier hatten wir einen schönen Anblick. Die Häuser bis an's Wasser hinausgebaut, dehnte sich die Stadt in ungeheurer Weite vor uns aus. Unzählige Thürme hoben sich über den Häuserreihen. Um uns wimmelte es von Schiffen aller Art. Etwas den Strom hinauf, fuhren alle fünf Minuten Dampfschiffe nach Brooklyn, einer in Bergen und Grün gelegenen Vorstadt. Wir sahen zwei große Hamburger Auswandererschiffe kommen; Kriegsschiffe lagen still; englische Handelsschiffe kamen und giengen; unzählige Kähne kreuzten — pfeilschnell und gewandt. Das war ein Leben und Treiben auf dem Wasser!

Der Doktor kam an Bord; der Polizei- und Steueroffizier folgten. Wir konnten nicht landen, weils Sonntag war. Da litt es mich nicht mehr im Schiff. Gegen vier Uhr fuhr ich mit

meinem Wilhelm auf einem der vielen Kähne nach der Stadt. Vergeblich suchte ich nach manchem Bekannten, fand aber endlich einen H. Anger, mit welchem ich Geschäfte hatte. Der freundliche Mann lud mich ein, mit meiner ganzen Familie bei ihm zu wohnen, da man im Gasthause so sehr betrogen werde. Er führte uns noch zu manchem Bekannten, und behielt uns über Nacht. Mein Bein schmerzte mich sehr, und hat mir auch noch lange Beschwerden verursacht.

Als ich am Montag Morgen nach dem „Adler“ zurückkehrte, lag der Dampfer, der die Einwanderer sammt Gepäck nach Castle Garden bringen sollte, schon an seiner Seite. Meine Frau und Kinder standen hinter dem Steuerhause mit wehenden Tüchern. Auf dem Schiff war es wie in einem Bienenkorb, wenn ein Schwarm auszieht. Das war ein Rennen und Drängen, ein Packen und Schleppen — und so war es fast die ganze Nacht gewesen. Nur wenige waren zu Bett gegangen. Aber kaum war ich oben, als ein Offizier auf mich zutrat und hastig nach meinem Namen fragte. „Aus Dorum?“ fragte er weiter, und kaum hatte ich das „ja“ gesprochen, da lag ich in seinen Armen. Es war mein Vetter, mein leiblicher Vetter — und immer wieder umarmten und küßten wir uns. Er begrüßte meine Frau und Kinder, fragte nach seinem Sohn, der in Bremerhafen die Schule besucht, nach seinen alten Eltern und Geschwistern — ein Fragen, ein Erzählen, eine Freude, die ich nicht beschreiben kann. Da waren alle Unannehmlichkeiten der Reise, alle Beschwerden, aller Groll vergessen, und das Sprichwort: „Ende gut, alles gut,“ ist auch hier wahr geworden.

Vetter Müller aber war's, der mich so sicher und leicht aus den Klauen des Adlers befreite; bei allem waren uns die Offiziere und Beamten behilflich. Von Castle Garden gab der treue Vetter — er selbst hatte Dienst — uns seinen Kollegen, H. Frank, einen liebenswürdigen Deutschen, als sichern Führer mit, der uns durch das Gedränge und Gewirre der Straßen leitete. Aber ein saurer Weg wars dennoch. Alle, selbst die Kinder hatten Hände und Arme voll Gepäck. Dabei mußte ich immer Acht haben, daß keins der Kleinen verloren würde, oder unter die vielen, kreuz und quer jagenden Wagen geriethe. Wenn wir über eine Straße mußten, das war ein Gedränge. Giengen wir langsam, so wurden wir auch wohl von Taschendieben angeredet, etwa: „Wie gefällts Ihnen in Amerika?“ oder so etwas. Eine gute Strecke fuhren wir auf der Pferdeeisenbahn, deren es in den Hauptstraßen aller größeren Städte gibt. Dann mußten wir durch einige Nebenstraßen und kamen endlich wohlbehalten, wenn auch ungemein erschöpft und heiß bei H. Anger an. Wir wurden freundlich von ihm und seiner ganzen Familie aufgenommen, und einst am jüngsten Tage wird der Herr zu ihnen sagen: „Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherbergt.“ Die alte deutsche Gastfreundschaft — hier in Amerika findet man sie noch; und so freundlich hat uns der Herr bis hieher geführt, daß wir immer bei lieben Menschen gastliche Aufnahme gefunden haben.

Während der Zeit, daß ich meine Geschäfte besorgte, blieben meine Frau und Kinder ruhig bei Angers. Nur Wilhelm war mein beständiger Begleiter. Das war ein gutes Haus voll, wenn ich Abends zurück kam, Angers mit sieben Kindern, einer alten Mutter, einem Mädchen und wir alle dazu! Doch ihr kennt nicht die engen Newyorker Häuser und könnt euch also keinen Begriff machen, von dem Gewühl. Vielleicht aber doch, wenn ich euch sage, daß wir alle elf in einer einzigen Kammer geschlafen. Es war nur ein Bett darin, aber drei Strohsäcke, und unsere wollenen Decken thaten dieselben Dienste. Meine gute alte Mutter würde gesagt haben: „Vel freme Schap geht in enen Kaben.“ So ist's; — es gieng, und es gieng ganz gut. Mit einem fröhlichen Herzen läßt sich viel äußerliches Ungemach tragen. Und im Vergleich mit den Schiffsmatrazen waren die Strohsäcke noch weich und bequem.

Bei meinen Geschäften half mir H. Birkner mit großer Gefälligkeit und Selbstverleugnung. Ich war von Freund S. an ihn empfohlen. Aber bei den reichen, aus Bremen stammenden Kaufleuten, bei denen ich mein Geld erhob, wie giengs uns da? Sie machten ein sehr freundliches Gesicht, drückten auch wohl die Hand. Aber ein solcher Händedruck kostete mich viel Geld. Man zog mir dafür 1% vom Geld ab,

Kommission, Provision, Stempel, und wie die Maklergebühren alle heißen, obendrein. Was sollte ich machen? Das Bremer Haus hatte mir keinen Wechsel, sondern nur einen Schein auf mein Geld gegeben, so konnte ich nicht klagbar werden. Die Stempelgebühren, die man damit sparen wollte, mußte ich doch bezahlen. Ich warne jeden vor Wechseln. Nehmt euer Geld in Bonds mit oder baar, so braucht ihr euch nicht schinden zu lassen.

Eins, lieber Leser, möchte ich dir noch gern beschreiben, den Centralpark, einen viele Meilen großen Garten in Newyork, und von ganz anderer Art als der zoologische Garten in Hamburg, der kaum einen Vergleich mit ihm aushält. Aber meine Zeit ist kurz. Drum will ich gleich übergehen zur

Weiterreise.

Am Freitag den 5. Oktober Abends 6 Uhr saßen wir alle mit einander im Eisenbahnwagen. H. Birkner gab uns noch gute Rathschläge mit, ein letzter Handschlag und der Zug setzte sich in Bewegung — zuerst langsam über die Straßen, unmittelbar an Fußgängern, Wagen und Häusern vorüber, unter beständigem Läuten einer Glocke auf der Lokomotive, — draußen vor der Stadt rascher, aber oft so schwankend, daß man an das Schaukeln des Schiffs erinnert wurde. Das schien doch bedenklich, wenn es unmittelbar am Wasser vorbeigieng, oder über unendliche Brücken und Sümpfe. Das Getöse aber ist nicht zu beschreiben, wenn man von Bergen eng eingeschlossen ist, oder gar durch einen finstern Tunnel fährt.

Bald gieng der Mond auf, und es war liebliches Wetter. Der Mond schien so helle, daß man die Landschaft deutlich sah. Sie war schön, schöner als selbst am Rhein. Man konnte die Augen nicht abwenden und kein Schlaf kam hinein, nur die Kleinen schliefen. Um 12 Uhr mußten wir umsteigen und kaum saßen wir mit allen Decken, Taschen, Schirmen glücklich beisammen, so keuchte schon die Maschine. Anstatt der deutschen Pfeife tönt hier eine Dampfpfeife, ähnlich dem Brüllen eines Ochsen, nur lauter und durchdringender. Das Echo aus den Bergen klingt immer leiser und leiser, und der Zug braust dahin mit Windeseile, bis an den Morgen durch die schönsten Gegenden.

Nachdem der Mond untergegangen, hatten wir etwas geschlafen, und sahen nun die Sonne aufgehen, über kleinen, grünen Hügeln. Es mochte ungefähr 7 Uhr sein, als etwas längere Pause gemacht wurde. Aus einer Schenke, unmittelbar am Bahnhof, holte ich meiner Frau eine Tasse Kaffee. Für den Kaffee mußte ich 25 Cents bezahlen und dafür, daß ich die Tasse in's Coupé reichte, einen Dollar deponiren, das war in der Ordnung. Als ich aber die Tasse zurückbrachte, gab mir der Kerl nur 15 Cents wieder, und schalt und schimpfte dazu, als ich mehr verlangte. Ich wollte schon mein Geld im Stich lassen, als ich einen deutschen Amerikaner traf, der mich das Geld hatte ausgeben sehen. Der gieng sofort mit, und der Wirth mußte meinen Dollar wieder herausrücken.

Bald fieng man an, den Reisenden allerlei Gegenstände anzubieten. Bekanntlich haben die hiesigen Wagen nur an jedem Ende eine Thür — ein Gang führt durch den ganzen Zug. Die Reisenden sitzen zu beiden Seiten, je zwei und zwei in bequemen, mit Plüsch überzogenen Sitzen. Knaben kommen mit Aepfeln, Birnen, Nüssen aller Art, Weintrauben, geröstetem Mais u. s. w. Mädchen tragen Schmucksachen, und niedliche Arbeiten herum. Auch Zeitungen, Bücher, Ankündigungszettel und — Wasser werden herum gereicht, das letzte gratis, beides, das Herumreichen und das Satttrinken. Vom übrigen hat man nur das Ansehen gratis — jeder weitere Genuß läuft sofort hoch in die Cents. Auch andere Schmarozerpflanzen lassen sich blicken — Abgesandte von Lebensversicherungen, Lotterieen ꝛc. In den Wagen sind gut geheizte Oefen, und andere Bequemlichkeiten, aber man fährt nicht so schnell, wie in Deutschland.

Der Niagarafall.

Um 1 Uhr Nachmittags waren wir in Niagarafalls, einem Städtchen, unmittelbar am großen Wasserfall. Wenn wir bis daher beim Ein- und Aussteigen in Verlegenheit gewesen waren, hatten wir immer Deutsche, entweder in Gestalt von Reisenden, Schaffnern oder sonstigen Beamten gefunden, die uns zurecht halfen. An diesem Bahnhof aber standen wir zwischen tausend Englischen — keiner verstand uns. Als wir uns eine zeitlang auf eine halsbrechende Weise mit einem Offizier unterhalten hatten, kam ein deutscher Wirth, von einem Bahnhofverwalter herbeigeholt. Der befreite uns aus dieser Klemme, und führte uns in sein Haus, woselbst wir uns vor allen Dingen von dem häßlichen Kohlenstaub reinigten, mit einer Tasse starken Kaffee's unsere, durch das schreckliche Getöse der Eisenbahn malträtirten Nerven erfrischten, und den bellenden Magen mit Fleisch und Brot stillten. Nicht als ob wir bis daher gehungert hätten! Angers hatten uns reichlich mit Proviant versorgt; aber jetzt wars auf.

Unser Wirth führte uns an den Niagarafall. Was soll ich davon erzählen? Kein Bild, keine Beschreibung kann die Pracht dieses Naturspiels erreichen. Vernünftigerweise sollte ich daher ganz schweigen, — denn ich muß befürchten, daß du dir durch meine Beschreibung ein ganz unrichtiges Bild vom Niagara machst. Habe ich doch auch schon Beschreibungen davon, und zwar gute gelesen, und mir doch alles ganz anders gedacht. Die Wirklichkeit hat mich sehr überrascht, doch kann ich nicht sagen, daß ich weniger gefunden, als ich erwartet hatte.

Schon von der Eisenbahn hatten wir die große Brücke, die zwei Meilen unterhalb des Falls die steilen und hohen Ufer des Niagara verbindet, gesehen. Auch hatten wir den Schaum des Wasserfalls schon von weitem gleich Dampf in die Luft steigen sehen, das nehmt als Vorbemerkung, und jetzt folgt uns auf unserem Gange. Zuerst führte der Wirth uns durch die mit Brettern belegten Straßen der ländlichen Stadt. Dann giengs unter schön belaubten Buchen dem brausenden Wasser zu. Bald standen wir am Abhange und sahen hinunter in das Bett des Niagara, sahen vor uns das Wasser hinabstürzen in die grausige Tiefe. Ich hielt mich an einen knorrigen Baumstumpf und beugte mich über das Brombeergesträuch, das sich am Felsen klammerte. Aber da mußte dem festesten Mann schwindeln. Der Wasserfall bildet einen 'Winkel, weil der größte Theil des Wassers an der Seite von Kanada um eine Insel fließt. So konnten wir beides, gerade hinunter sehen am fallenden Wasser, und doch auch den großartigen Anblick vor uns haben, wie die unendliche Wassermasse sich über den Felsen wälzt. Wir giengen über Stein und Gestrüpp den Strom hinauf, der Brücke zu, die nach genannter Insel führt. Auf der Brücke lasset uns Halt machen, um uns recht umzusehen. Vor uns liegt die große Insel, bis an's Wasser mit Bäumen und Sträuchern bewachsen. Neben dieser liegt gleich einem abgerissenen Stück eine kleinere Insel, ebenfalls voll des herrlichsten Grüns, vom tobenden Wasser umspült. Wieder einige Schritte von diesen liegt ein Baumstamm auf dem vom Wasser verborgenen Felsen. Der ganze morsche Stamm ist voll immergrüner Büsche, die übers Wasser hinaus ragen. Und unter uns tobt und braust die Fluth über die ungeheuren Felsblöcke, daß Schaum und Gischt heraufsprühen. Es war als ob jeder Tropfen den andern überholen wollte, als ob jeder der erste sein wollte in dem ungeheuren Sturz, um bewundert zu werden — und dann wars, als wollten die Felsen es nicht dulden, daß das Wasser so ungestüm dahin brause. Doch sie haltens vergeblich auf. Empört über den ohnmächtigen Widerstand schäumt es auf in die Höhe, und stürzt sich fort von Fels zu Fels, bis es in der Tiefe angekommen, wo es dann — wie erschöpft — langsamer weiter fließt. — In dieser Wuth des Wassers nun sind vor mehreren Jahren drei Menschen umgekommen. In einem Boot hat sie der Strudel mit fortgerissen. Einer ist aus dem Kahn heraus und gegen den Baumstamm geschleudert. Er hat sich fest geklammert und ihn erstiegen. Auch das Boot ist in dieser Gegend hängen geblieben. Ob sie Hoffnung zur Rettung hatten? 24 Stunden haben sie hier zugebracht. Die ganze Bevölkerung der Umgegend ist am Ufer mit Rettungsversuchen beschäftigt gewesen; unzählige Boote werden an Stricken hinausgelassen und zerschellen. Tausende von Menschen bemühen sich bis in die Nacht. Als sie mit dem ersten Tagesgrauen das Rettungswerk erneuern wollen, sind alle drei Unglücklichen verschwunden. Sie sind in die Tiefe hinabgerissen, und keine Spur hat man je von ihnen erblickt.

Doch jetzt laßt uns auch einen Blick auf das Land werfen. Das Ufer sieht romantisch aus. Unzählige kleine Zuflüsse kommen eilig geflossen. Aus alten, verfallenen Gebäuden sprudelt das Wasser; weiter hinauf scheint es eine Mühle getrieben zu haben. Aber, ob die Gewalt des Wassers zu groß ist? — es ist alles verfallen und grau. — Wir giengen noch einmal nach dem Wasserfall. Die Kinder suchten sich Steine, über die das Wasser gespült, und steckten Zweige an den Hut.

Die Herberge in Cleveland.

Die folgende Nacht fand uns wieder im Eisenbahnwagen. Ihr habt eine Nacht mit uns durchreist und wisset so ziemlich, wie es uns darin geht. Denn diese Nacht verstrich fast wie die vorige, nur daß sie dunkler war, wir öfter umsteigen und viel warten mußten. Dazu war man schon so ziemlich gerädert, und daher diese Nacht bedeutend unangenehmer.

Morgens 9 Uhr waren wir in Cleveland, einer unendlich reizenden Stadt. Im hellen Sonnenschein lag sie vor uns in freundlicher Sonntagsstille. Nach langer Mühe und irrvollen Wegen kamen wir zu dem Hause des Pastors Wyneken. Es war verschlossen. Meine Familie setzte sich unter die Veranda in den Schatten eines volltragenden Weinstocks; — ich gieng in die Kirche. Da mich aber so fror, nach dem erhitzenden Marsch, und ich so müde war nach den zwei durchreisten Nächten, so hatte ich wenig von der Predigt. Ich hätte auch wohl sanft geschlafen, wenn nicht ein guter Mann mir hin und wieder einen liebevollen Rippenstoß gegeben hätte. Hier verlebten wir einige gemüthliche Tage, sahen auch den euch Wurstern wohl noch erinnerlichen l. Pastor Schwan wieder. Wyneken, der, ich möchte sagen, als ein Apostel verehrt wird, hat sogar bei den Indianern großes Ansehen. Er hat das Land durchzogen, als noch Bären und Wölfe in Ueberfluß darin zu finden waren, hat als Reiseprediger öfter in Wäldern und Sümpfen auf einem Baumstumpf gesessen, und den Tag erwartet, um weiter wandern zu können. Es haben mir Leute mit Thränen erzählt, daß er mit ihnen gehungert und gefroren habe, als keiner dagewesen, der ihnen das Evangelium gepredigt. Er habe es ihnen unter den größten Entbehrungen verkündigt. So hat er als Missionar ein gut Stück des Landes kennen gelernt, und ebenso, als er von der Synode zum Präsidenten erwählt, und 12 Jahre lang umher gereist ist, um die zerstreuten Gemeinen mit ihren Pastoren zu besuchen. Die Fort Wayner haben ihm eine kleine Farm mit einem niedlichen Hause im Schweizerstyl geschenkt, wo er, wie sie hoffen, seine alten Tage zubringen soll. Nun, der alte Krieger mit seinem weißen Schnurr- und Kinnbart, wird nicht hier unten auf seinen Lorbeeren ruhen. Die warten seiner droben im Paradiese. Er wird die Augen schließen, aber sein Name wird in der Kirchengeschichte der Vereinigten Staaten nicht verwischt werden.

Es kamen hier Leute nach, die das Schiff herübergebracht hatte, mit welchem wir erst fahren wollten, aber nicht fertig wurden. Es war 14 Tage vor dem Adler abgefahren und 14 Tage nach ihm angekommen. Haben wir eine schlechte Seereise gehabt, was sollen diese Leute sagen? Sie haben 12 Todte an Bord gehabt, und mehrere waren noch in Newyork in Folge des Hungerns und Wassermangels gestorben. Der Kapitän habe auf See nie gewußt, wo sich das Schiff befände. Ein junges Mädchen unter ihnen, das frisch und gesund die Heimat verlassen hatte, war elend und halb verhungert bis Cleveland gekommen. Herr Pastor Wyneken reichte ihr das h. Abendmahl, darnach sie bald verschieden ist. Welche Hoffnungen hat sie vielleicht in diese neue Heimat gesetzt — und nun hat sie das Land betreten, um ihr Grab darin zu finden. Es ist ja das schönste, was ein Christenmensch finden kann: ein selig Ende. Aber es verwundet doch das Herz, wenn so eine Blüthe in ihrer besten Zeit abfällt.*)

Fort Wayne und unsere Farm.

Man wollte uns gern in der Nähe von Cleveland behalten. Ich habe auch mehrere Farmen besehen, und meiner Frau und Kindern gefiel es dort so wohl, daß sie wünschten, ich möchte da kaufen. Weil aber unsere Kisten in Fort Wayne waren, so reiste ich mit Wilhelm und Elisabeth allein dorthin ab. Als ich einmal das Land hier gesehen, da dachte ich an keine Rückkehr nach Cleveland — und so kamen uns die Uebrigen denn nach. Allein der Abschied von der theuren Wyneken'schen Familie hat ihnen Thränen gekostet, — mit solch liebevoller Herzlichkeit sind sie behandelt worden. Der Herr lohne es ihr!

Und nun kam die Freude, die große Freude, daß ich die ersten Lebenstage in der neuen Heimat in dem Hause eines alten Schulkameraden zubringen durfte. Wie einem Kichlein zu Muthe sein mag, das eben dem Ei entschlüpft, von den wärmsten Sonnenstrahlen, oder den schützenden Flügeln der Glucke erwärmt wird, so war mir, als ich bei meinem l. S., dem Ziel meiner Reise, angekommen. Von den schönen Tagen dort will und kann ich nicht erzählen; sie werden mit meine letzte Erinnerung sein.

Die Namen Saxer, Wyneken und Schwan waren mir Schlüssel zu den Herzen vieler, nicht allein liebenswürdiger, sondern reicher und großer Leute in Indiana. Wyneken hätte mich nach seinem kräftigen Geschmack lieber im Sinn des alten Amerikaners untergebracht. Wenn der etwa auf der Jagd einen Axtschlag hört, so ladet er Frau, Kinder und Sachen auf den Wagen, und zieht tiefer in den Busch, wo ihn kein Mensch stört. Doch, meinte er, weil ich eine schöne Anzahl Kinder habe, die dazu etwas verwöhnt seien, so solle ich nicht nach dem fernen Missouri, oder dem kalten Minnesota, sondern im schönen Indiana bleiben, und wenn ich Geld genug habe, mich in der Gegend von Kendalville ankaufen. Da war denn auch eine Farm zu haben. Doch dem Herrn sei Dank, daß ich sie nicht bekommen habe. Ich hätte bald weiter wandern müssen, sie wäre uns zu klein geworden. So hat es dem Gott gnädig gefügt, daß ich eine größere gefunden habe. Da habe ich ein ordentliches Stück Land, 560 Acker, 300 klar, und die übrigen voll schönen Holzes. — Gibt mehr Arbeit, als ein Wurster Hof. — Dazu eine Sägmühle, eine Anstalt, die nach aller Sachverständigen Urtheil mehr aufbringe als alles Land. Doch ist's möglich, daß ich nicht so viel damit verdiene, als mein Vorgänger, da ich die Preise des Holzes nicht kenne, und mich immer über die Billigkeit desselben wundere, auch stets hingebe, was die Leute fordern. Wenn einige gute Jahre kommen, so ist es ein kleiner Preis, den ich für das Land bezahlt habe. Es wird die noch fehlende Summe bald aufbringen. An Gottes Segen ist alles gelegen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist mir als altem Landwirth unbegreiflich. Das fetteste Land, das ich gefunden, ist wie der Marschboden drüben. Es ist nichts seltenes, daß der Acker hundert Büschel Mais liefert, und in einem Jahr den Kaufpreis aufbringt.

Den 15. November haben wir die Farm bezogen. Einstimmig sind wir in die Gemeine aufgenommen. Sie hat uns nicht bloß in's Gemeinebuch eingeschrieben, sondern ganz in ihre Mitte eingeschlossen.

Doch das neue Jahr 1866 hat schon begonnen. Das erinnert mich, daß aus meiner Reisebeschreibung keine Lebensgeschichte werden soll. So laßt mich mit dem Jahresschluß schließen.

Es ist hier ein Singverein, bestehend aus 40 jungen Leuten der Gemeine. Die kamen am letzten Abend des alten Jahrs, und sangen uns ihre schönen vierstimmigen Lieder und Gesänge, führten Singspiele auf und deklamirten. Ein Mädchen trug Schillers „Sänger" vor, ein anderes den „Peter in der Fremde," mit wirklichen Thränen. Der Direktor J. Ries, ein Schweizer, sang mit einem Chor das Lied von Claudius: „Wenn einer eine Reise thut" &c., legte aber andere Worte auf amerikanische Zustände unter mit solchem Humor, daß man nicht aus dem Lachen kam. Mit 50 Personen giengen wir zu Tisch — und da gieng alles frei und gemüthlich zu.

Damit sei das Büchlein geschlossen. Aus vollem Herzen dem allmächtigen und gnädigen Gott — Dank für alles — so Freud als Leid! Möge Er uns vollbereiten zur endlichen, ewigen Erlösung von der ganzen Pilgerreise dieses Lebens, und uns alle, Euch Lieben dort, und uns hier, sicher durch die Stürme und Klippen und Wogen dieser Welt führen, und angelangen lassen im schönen Paradies!

*) Der liebe Erzähler hat hier seinen eigenen Lebensweg, und die Trauer seiner Freunde über sein frühes Ende beschrieben.

Vor Zeiten.

(Fortsetzung.)

Die Bildungen der alten Zeit.

(Schluß.)

4. Die Dyasformation.

Mit dieser Abtheilung geognostischer Schichtenglieder betreten wir den heimatlichen Boden unseres württembergischen Vaterlandes. Zwar fehlen die älteren Formationen in Württemberg auch nicht ganz. Bei Schramberg hat man Sandsteine und Schieferthon zu Tage gehend gefunden, welche zum Steinkohlengebirge gehören. Aber eine größere Bedeutung haben diese älteren Gesteinsschichten hier noch nicht erlangt, und wenn es eines Tages gelingen sollte, in Württemberg Steinkohlen zu entdecken, so würden sie jedenfalls erst in bedeutender Tiefe erbohrt werden, so daß man sie in der That nicht auf württembergischem Boden, sondern unter demselben finden würde.

Gesteine, die wir zur Dyas rechnen, nehmen dagegen schon einen wesentlichen Antheil an dem Aufbau württembergischer Gesteinsbildungen. Das sogenannte Todtliegende bildet im Schwarzwald, wie z. B. in der Gegend von Herrenalb*), Massen von mehreren hundert Fuß Mächtigkeit. Diese Dyasschichten lagern hier meist unmittelbar auf Granit. Wo dagegen das Steinkohlengebirge entwickelt ist, da liegen sie auf dem Kohlensandstein dieser Formation, an welche sich auch die organischen Reste der Dyas in mehr als einer Hinsicht anschließen.

Das aus dem Griechischen entlehnte Wort „Dyas" bedeutet eine Zweiheit und bezieht sich auf die Zweierleiheit der Gesteinsbildungen, aus welchen die Formation besteht, und welche sich als Süßwasser- und als Meeresabsätze unterscheiden. Jene, die Süßwasserniederschläge, sind unter dem Namen ‚Todtliegendes' oder ‚Rothliegendes', die Meeresgebilde unter dem Namen ‚Zechstein' bekannt. Das Rothliegende nimmt die untere Abtheilung, der Zechstein die obere ein; indessen glaubt man an manchen Orten Bildungen gefunden zu haben, welche ihrer Beschaffenheit nach, als Süßwassergebilde, zum Rothliegenden gezählt werden müssen, aber der Zeit ihrer Bildung nach dem Zechstein entsprechen, so daß in gewisser Beziehung nicht sowohl eine bloße Aufeinanderfolge, sondern wenigstens theilweise ein Nebeneinanderhergehen beider Abtheilungen Statt zu finden scheint. Es ist auch nichts natürlicher, als anzunehmen, daß unter Umständen an dem einen Orte Meeresniederschläge gebildet wurden, während gleichzeitig auf dem Festland durch süße Gewässer und Regenfluthen Gesteine anderer Art erzeugt wurden.

Eine wenige Zoll mächtige Schicht schwarzen Schiefer's, der sogenannte ‚Kupferschiefer', ist schon seit dem 12. Jahrhundert Gegenstand des Mansfeldischen Bergbaues gewesen. Mit ungemeiner Gleichförmigkeit zieht er sich im mittleren Deutschland über eine Fläche von mehr als 1000 Quadratmeilen hin. Die darin enthaltenen Kupfererze (Kupferkies, Buntkupfererz, Kupferglanz u. a.) durchdringen den Schiefer in so feiner Vertheilung, daß das blose Auge sie nicht leicht erkennt. Was darunter liegt, nennt der Bergmann das „todte Liegende" oder mit Einem Wort das „Todtliegende," wie denn in der Sprache der Bergleute die Unterlage eines Gesteins immer als sein „Liegendes," die Decke als das „Hangende" bezeichnet wird. „Todt" heißt dieses Liegende, weil es kein Erz enthält. — Der Kupferschiefer gehört den untersten Schichten des Zechsteins an. „Zechstein" nannten nämlich die alten Bergleute diesen Kalkstein, weil auf ihm das Grubenhaus oder Zechenhaus (Zeche = Genossenschaft, Zunft) errichtet wurde, um von hier aus den Schacht bis zum Kupferschiefer hinab zu eröffnen.

Todtliegendes — Kupferschiefer — Zechstein, so heißt also die Aufeinanderfolge der Gesteine der Dyas von unten nach oben. Obwohl in technischer Beziehung bei weitem das wichtigste, ist doch das mittlere Glied, der Kupferschiefer, was die Mächtigkeit anbelangt, von ganz verschwindender Bedeutung gegenüber den beiden andern und wir haben demnach, wenn wir von minutiöseren Unterscheidungen absehen, in geognostischer Beziehung hauptsächlich die beiden Abtheilungen, das Todtliegende und den Zechstein, auseinander zu halten, jenes als untere, aus Süßwasser entstandene, Pflanzenreste einschließende, diesen als obere aus dem Meer niedergeschlagene, an Resten von Meeresbewohnern reiche Bildung; ersteres als verschiedenartig zusammengesetztes Conglomerat, letzteren als Kalkstein, der nach oben in Dolomit übergeht und hier namentlich auch Gyps und Steinsalz einschließt. Zunächst unter dem Kupferschiefer folgt als oberste Abtheilung des Todtliegenden ein sogenanntes Weißliegendes, ein Sandstein, den wir hernach noch näher kennen lernen werden. Diesen Schichtencomplex rechnet man nach der jetzt gebräuchlichen Eintheilung noch zur Formation des Zechsteins, so daß als untere Dyas nur noch die übrigen Schichten des sogenannten Todtliegenden übrig bleiben, die man nach der vorherrschenden Farbe rothes Todtliegendes oder kurz ‚Rothliegendes' nennt.

Dieses Rothliegende erscheint an den meisten Orten, so auch an unserem Schwarzwald, als ein grobes Gemenge von Trümmergebilden aller Art. Hier sind es Felsarten des Urgebirges, dort Gesteinstrümmer aus dem alten Flözgebirge stammend, die durch ein von Eisenoxyd tiefroth gefärbtes Bindemittel verkittet sind. Hie und da bilden diese zusammengebackenen Massen ein mehr gleichförmiges Gestein, einen eigentlichen Sandstein.

Manchmal sind auch die einzelnen Mineralbestandtheile von Urgebirgsarten, namentlich des Granits, ohne bedeutende Veränderung wieder zu einem Ganzen vereinigt, so daß derartige Gebilde des Rothliegenden, oberflächlich betrachtet, einem unveränderten Granit ähnlich sehen. An noch andern Orten kann man deutlich erkennen, daß das Material, aus dem sich das grobkörnige Gesteinsgebäcke zusammensetzte, direct von den aus dem Erdinnern hervorgebrochenen Gesteinsmassen stammte, deren Eruptionszeit theils in die Periode der Steinkohlenbildung, theils in die der Dyas selbst fällt. Solche Eruptivgesteine sind die rothen Porphyre und die nach ihrer schwarzen Farbe benannten Melaphyre, von denen man öfters unmittelbar nachweisen kann, daß sie erst nach Ablagerung der Schichten der Steinkohlen- oder Dyasformation entstanden sind; denn ihre Masse hat diese Schichten durchbrochen und breitet sich über denselben hin.

Die Porphyre selbst, welche hienach mit der Entstehung des Rothliegenden in sehr naher Beziehung stehen, sind Gesteine, welche im Allgemeinen aus denselben Mineralstoffen zusammengesetzt sind, wie der Granit und die an diesen sich anschließenden Urgebirgsarten; aber sie unterscheiden sich von ihnen wesentlich dadurch, daß ihre Bestandtheile nicht wie dort in gleichmäßig krystallinischkörnigem Gefüge mit einander verbunden sind, sondern eine Masse bilden, welche äußerst feinkörnig ist und für das blose oder nur mit der Loupe bewaffnete Auge mehr oder weniger homogen erscheint. In dieser scheinbar dichten Grundmasse liegen größere Krystalle oder eckige Körner von denselben Mineralien, welche die Grundmasse zusammensetzen, namentlich von Quarz und Feldspath. Eine ähnliche, zuweilen aber auch eine von der eben beschriebenen abweichende Structur haben die Melaphyre, deren Bestandtheile hauptsächlich Feldspath und Augit sind.

Unter dem Eindruck der außerordentlichen Naturereignisse, auf die das Hervorbrechen jener gewaltigen Eruptivmassen, sowie die Verarbeitung dieses Materials zu den mächtigen Ablagerungen des Rothliegenden schließen läßt, stellt man sich die Dyaszeit als eine wahre „Sturm- und Drangperiode" vor, wo unter dem Drängen der unterirdischen Kräfte ganze Berge entstanden und das so gelieferte Material durch die Regenfluthen großartiger Gewitterstürme zerstört und von neuem zusammengeschwemmt- und gebacken worden sein soll. Dem sei, wie ihm wolle; dazwischen hinein müssen jedenfalls wieder längere Zeiten der Ruhe gekommen sein; darauf lassen die Pflanzenreste schließen, welche das Rothliegende wie auch die untern Abtheilungen der Zechsteinformation (das Weißliegende, auch

*) Vgl. die „Briefe aus der Kaltwasserkur in Herrenalb." Jugendbl., Oktober 1865, S. 311 ff.

Ullmannia-Sandstein genannt, enthalten. Außer gewaltigen Holzstämmen, die mit wohlerhaltener organischer Structur in den schönsten Achat verwandelt sind, und die theils baumartigen Farren, theils Nadelhölzern angehören, findet man Blätter und Wedel von Farnkräutern, Sagobäumen und Palmen; ferner Reste von Schachtelhalm- und Bärlappgewächsen, ähnlich denen der Steinkohlenzeit; sogar aus der Klasse der Schwämme hat man kleine Blattpilze auf den Farnkrautwedeln beobachtet.

Die häufigste und für das Rothliegende am meisten charakteristische Pflanze ist ein bärlappartiges Gewächs (Walchia piniformis), das man wohl auch schon zu den Nadelhölzern gerechnet hat, und von dem man Zweige, nicht unähnlich unserem Schlangenmoos, und Früchte gefunden hat. Auch dreieckige Früchte, ähnlich denjenigen, welche wir im letzten Abschnitt aus der Steinkohlenformation angeführt haben, kommen vor. Unter den Nadelhölzern interessiren uns besonders die bei Frankenberg in Hessen und andern Orten in Kupferschiefer und Weißliegendem gefundenen Zweige und Fruchtzapfen eines mit den Cypressen nahe verwandten Baumes (Ullmannia, daher das Weißliegende auch Ullmannia-Sandstein genannt wird). Lange ehe man diese Zweige richtig zu deuten wußte, waren sie als „versteinerte Frankenberger Kornähren" und unter vielen andern Namen bekannt; sie sind in Schwefelkupfer verwandelt.

Zuweilen haben die genannten Pflanzen auch Veranlassung zur Bildung schwacher Kohlenflötze gegeben; die aber im Vergleich mit denen der Steinkohlenformation nicht in Betracht kommen und den Abbau nicht lohnen. In den sie begleitenden Schieferthonen sind die Pflanzenreste oft noch sehr gut conservirt. Ich wollte, ich könnte meine Leser einen Blick thun lassen in das prachtvolle Werk über die „Dyas oder die Zechsteinformation und das Rothliegende" von Professor Dr. H. B. Geinitz in Dresden, in dessen zweitem Bande er die Pflanzenreste der Dyas abgebildet und beschrieben hat. Jedenfalls aber möchte ich Jedem, der sich für diesen Gegenstand näher interessirt, das genannte Werk, das im ersten Bande in gleicher Weise die Thierreste der Dyasformation enthält, auf's Beste empfohlen haben.

Während man im Gebiet des Rothliegenden kaum Unterabtheilungen einzelner Formationsglieder machen kann, welche auf größere Entfernungen hin Geltung hätten, so ist dieß beim Zechstein eher möglich. Die unterste Abtheilung des Zechsteins besteht, wie schon oben gesagt worden ist, aus dem sogenannten Weißliegenden oder Ullmannia-Sandstein, auf welchen der bituminöse Mergelschiefer oder Kupferschiefer folgt, welcher seinerseits wieder von dem eigentlichen Zechsteine, einem grauen an Versteinerungen reichen Kalkstein überlagert wird. Diese drei Glieder setzen die untere Abtheilung der Zechsteinformation zusammen. Die obere Abtheilung wird von krystallinisch körnigem Dolomit gebildet, der abermals in eine untere und eine obere Hälfte getrennt werden kann. Die untere ist bald mehr rauhkörnig, bald mehr sandig und zerreiblich und heißt je nach ihrer Consistenz Rauhkalk oder Rauchkalk, Rauchwacke, Asche u. s. w.; sie enthält zum Theil Gyps, Anhydrit und reiche Lager von Steinsalz. Die obere Hälfte des Dolomits ist mehr schieferig und heißt deßhalb Plattendolomit.

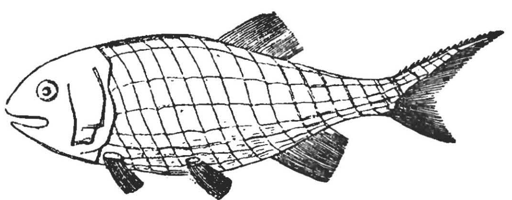
Es scheint nothwendig, zur Erklärung der hier gebrauchten Ausdrücke einige Worte zu sagen, um so mehr als die genannten Gebirgsarten in den folgenden Formationen noch öfter wiederkehren. — Dolomit ist eine in Begleitung der Kalksteine häufig erscheinende Felsart, welche sich von letzteren, was die chemische Zusammensetzung betrifft, dadurch unterscheidet, daß sie nicht aus kohlensaurem Kalk allein besteht, sondern neben diesem auch kohlensaure Magnesia enthält. Damit hängt zusammen, daß der Dolomit im reinen und nicht mit Thon vermischten Zustande nicht wie die meisten Kalksteine dicht, sondern krystallinisch, dem weißen Hutzucker vergleichbar, ist. Das ganze Gestein besteht aus lauter einzelnen Kryställchen von Dolomitspath, welche bald mehr lose an einander gefügt, bald fester mit einander verbunden sind und durch den perlmutterartigen Glanz ihrer fast mikroscopisch kleinen Krystallflächen dem ganzen Gestein auf dem Bruch ein schimmerndes Aussehen verleihen. Die Dolomite können nicht wie die Kalksteine, durch Brennen in Aetzkalk verwandelt und zu Luftmörtel verwendet, wohl aber, wenn sie etwas Thon enthalten, zur Bereitung von hydraulischem Mörtel benützt werden. — Der Gyps ist eine Jedermann bekannte Felsart, die sich an ihrer Weichheit leicht von andern Gesteinen unterscheiden läßt und wo sie feinkörnig und durchscheinend, rein weiß oder sonst hübsch gefärbt ist, Alabaster heißt. Der Anhydrit steht ihm sehr nahe, denn er unterscheidet sich hinsichtlich der chemischen Zusammensetzung nur dadurch, daß er aus schwefelsaurem Kalk ohne Wasser, der Gyps dagegen aus schwefelsaurem Kalk mit Wasser besteht. Gyps und Anhydrit kommen in der Regel mit Steinsalz zusammen vor und solche Salzlager pflegen, wie auch im Zechstein der Fall ist, den Kalkgebirgen eingelagert zu sein. Denn, wie wir schon mehrfach gesehen haben, sind die Kalksteine, wenigstens die der älteren Formationen, Meeresgebilde und enthalten Reste von Meeresbewohnern; und das Steinsalz ist Allem nach, was wir darüber wissen, nicht anders als durch allmähliche Verdunstung des Meerwassers entstanden, wie wir das bei einer frühe- Gelegenheit (Aprilheft, S. 397.) auseinandergesetzt haben. In dieser Beziehung bieten nun aber die Steinsalzlager der oberen Dyas ein besonderes Interesse dar.

Bekanntlich enthält das Meerwasser außer dem reinen gewöhnlichen Salz (chemisch: Chlornatrium) noch andere salzartige Stoffe, welche dem Meerwasser einen eigenthümlichen von dem einer Kochsalzauflösung etwas verschiedenen Geschmack ertheilen. Auch das rohe „Seesalz," welches man an den Küsten aus dem Meerwasser gewinnt, hat wegen der Beimengung anderer Salze Eigenschaften, welche von denen des gewöhnlichen Kochsalzes abweichen. Im Gegensatz dazu ist das Salz, welches wir in den Steinsalzlagern treffen, im Allgemeinen auffallend rein, wenigstens frei von solchen salzartigen Beimengungen des Meerwassers. Man ist nicht in Verlegenheit, diese Erscheinung zu erklären. Da das eigentliche Salz, das Chlornatrium, immerhin bei weitem die Hauptmasse des Salzgehaltes im Meerwasser ausmacht, so ist es natürlich, daß aus dem Wasser eines Meerbusens, wenn es gehörig eingedunstet ist, zuerst nur dieses Chlornatrium sich ausscheidet, während für die geringern Quantitäten anderer Salze noch Wasser genug vorhanden ist, um sie in Auflösung zu erhalten. Erst wenn die Concentration noch weiter gestiegen ist, werden auch sie mit den letzten Antheilen des Chlornatriums auskrystallisiren und das um so langsamer, weil diesen andern Salzen meist ein größeres Löslichkeitsvermögen zukommt, als dem Chlornatrium. So werden also diese Nebenbestandtheile des Meerwassers nicht innerhalb der Hauptmasse des Steinsalzes, sondern über derselben oder in dessen obersten Lagern zu suchen sein. Und wenn nun das Wasser eines solchen im Eintrocknen begriffenen Meeresbeckens, noch ehe es vollständig eingedunstet ist, Gelegenheit zum Abfluß bekam, so werden auf solche Weise jene fremden Salze gar nicht mehr zur Ablagerung kommen, sondern mit dem übrigen Wasser, in der letzten Mutterlauge gelöst, weggeführt werden. So mag es bei der Bildung der meisten Salzlager gegangen sein; aus diesem Grunde findet man gewöhnlich auch in den oberen Lagen des Steinsalzes jene anderen Salze nicht. Anders ist es dagegen bei den ungemein reichen Salzlagern der oberen Dyas, welche in der Gegend von Staßfurth (an der Grenze zwischen dem Herzogthum Anhalt-Dessau und der preußischen Provinz Sachsen) abgebaut werden. Dort hat man über dem reinen Steinsalz, das wohl gegen 1000 Fuß mächtig sein mag, in den letzten Jahren sehr beträchtliche Ablagerungen leichtlöslicher Salze (namentlich Kali- und Magnesiasalze) entdeckt, welche mit denjenigen übereinstimmen, die man neben dem gewöhnlichen Salz aus dem Meerwasser gewinnen kann. Diese in technischer und wissenschaftlicher Beziehung gleich wichtige Entdeckung hat durch den ungemeinen Reichthum der genannten Ablagerungen verschiedener Salze innerhalb weniger Jahre eine große Anzahl von Fabriken ins Leben gerufen, welche sich mit der Verarbeitung derselben beschäftigen. Hier ist offenbar der Verdunstungsprozeß seiner Zeit vollständig vor sich gegangen, so daß nach dem reinen Steinsalz auch noch die nebenbei im Meerwasser gelösten Stoffe zur Ausscheidung gelangen konnten.

Doch wir wollen bei dem Salz, das ja nur eine, freilich sehr bedeutende Einlagerung in den Gesteinsschichten der Dyasformation bildet, nicht länger verweilen, sondern zu diesen selbst zurückkehren, indem wir einen Blick auf die mannigfaltige Thierwelt werfen, welche sich in jenen

alten Gewässern getummelt hat und deren Reste uns namentlich der eigentliche Zechstein, sowie die darunter liegenden Schiefer aufbewahrt haben. Wir finden meistens solche Formen, welche sich mehr an die Fauna der früheren Formationen als an die der folgenden Schöpfungsperioden anschließen, und dieß ist eben der Grund, warum man die Dyasperiode noch mit zu der alten oder paläozoischen Zeit rechnet, während mit der nun folgenden Trias die mesozoische Zeit beginnt.

Die höchsten Thiere, denen wir in der Dyaszeit überhaupt begegnen, sind Reptilien. Wenn in der Steinkohlenzeit mit dem Archegosaurus die froschartigen Reptilien zum erstenmal aufgetreten sind, so beginnt in der Dyas die Reihe der Eidechsen, von welchen man zum Theil ziemlich vollständige Reste hauptsächlich im Kupferschiefer gefunden hat. Diejenige Art, welche man am besten kennt (Proterosaurus Speneri), wurde etwa 3—4 Fuß lang und hatte Aehnlichkeit mit der egyptischen Warneidechse. Die Anwesenheit solcher Thiere deutet jedenfalls auf Festland, das noch zur Zeit des Kupferschiefers wenigstens in der Nähe sein mußte. Im untern Rothliegenden hat man überdieß noch andere Spuren von Reptilien gefunden, nämlich Fußabdrücke, sogennante Saurichniten (von σαῦρα, Eidechse und ἴχνη, Fährte), an denen man deutlich den Unterschied zwischen den Eindrücken des rechten und des linken, wie zwischen denen des Vorder- und des Hinterfußes beobachten kann. Man hat zweierlei derartige Fährten unterscheiden können, unter welchen die einen bedeutend größer sind, als die andern. Nach genauen Untersuchungen will man die erstere eidechsenartigen Thieren, letztere froschartigen zuschreiben. Bei diesen, den kleineren Abdrücken beträgt die durchschnittliche Länge der gemachten Schritte 3½ Zoll; bei den andern lassen die gefundenen Platten hierüber keine Entscheidung zu. — Von Fischen kommen namentlich im Kupferschiefer zahlreiche Arten vor, welche zum Theil mit denen des Steinkohlengebirges nahe verwandt sind und sich wie diese durch die Unsymmetrie der Schwanzflosse auszeichnen. Die beistehende Figur gibt eine schematische Abbildung von derjenigen Art, welche am häufigsten vorkommt. Der Körper war mit harten glänzenden eckigen Schuppen bedeckt und der Umstand, daß man diese Schuppen



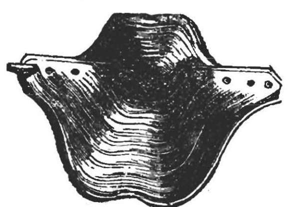
Palaeoniscus Freieslebeni aus dem Kupferschiefer.

oft in großer Zahl in den mitvorkommenden versteinerten Excrementen findet, beweist, daß die Thiere, von welchen die letzteren stammen (man weiß nicht ob Saurier oder Fische), an den genannten Fischen eine leckere Speise gefunden haben, in welcher sie natürlich die steinartig feste Schuppenbekleidung nicht verdauen konnten. Neben diesen sogenannten Eckschuppern findet man ferner Reste von Fischen mit Pflasterzähnen, womit dieselben die Schalen der Muschelthiere, von denen sie sich nährten, zerbrechen und zermalmen konnten.

Die Gliederthiere sind fast nur durch krebsartige Geschöpfe vertreten, von denen man im Zechstein kleine Schalenkrebse ähnlich den (auf S. 386 im Maiheft) aus den oberdevonischen Schiefern angeführten Cypridinen trifft, sowie im oberen Zechstein Thiere, welche den Wasserbewohnern aus der Familie der Asseln (wohin auch unsere „Kellerasel" gehören) am nächsten verwandt sind und wie es scheint wenigstens in Bezug auf die äußere Form an die Stelle der schon im Kohlenkalk ausgestorbenen Trilobiten getreten sind. Aber auch ein höher organisirter Krebs ist im obern Zechstein entdeckt worden; er gehört, der älteste seines Geschlechts, zur Familie der kurzschwänzigen Krabben. Von weiteren Gliederthieren kommen Röhrenwürmer vor, deren kalkige, zum Theil spiralig wie Ammonitengehäuse gewundenen Röhren auf den Muschelschalen des Zechsteins sitzen.

Und nun kommt die reiche Auswahl von Weichthieren, welche uns die Meeresfauna des Zechsteins darbietet. Zwar die Kopffüßler spielen keine große Rolle, indem nur zwei Arten von Nautilus und eine von Orthoceras vorkommt. Um so wichtiger ist die Ordnung der Armfüßler, von welcher wir in den bisher beschriebenen Formationen schon mehrere Geschlechter kennen gelernt haben. Diejenigen des Zechsteins schließen

sich enge an die der früheren Schichten an; besonders hat die Gattung Productus mehrere für den Zechstein characteristische Arten. Schon im Steinkohlengebirge haben wir diese Gattung als diejenige angeführt, welche im Kohlenkalk durch große Zahl von Arten und von Individuen sich auszeichnen. Im Zechsteine ist besonders eine Art, Productus horridus, häufig.



Productus horridus.

Sie hatte an dem langen graden Schloß, worin beide Klappen des Gehäuses articuliren, jederseits eine Reihe von schlanken Stachelröhren, die oft eine Länge von 2 Zoll erreichen, aber meistens abbrechen, wenn man das versteinerte Gehäuse aus dem Kalkstein herausschlägt. Auf der vorstehenden Figur sieht man noch von einer der Stachelröhren einen kleinen Rest, von den andern nur noch die Stellen, wo sie gestanden sind. Auch die übrigen Armfüßler des Zechsteins schließen sich an die Formen des Kohlenkalks an. Von Muschelthieren hat man 25, von Schnecken 40 Arten im Zechsteine gefunden. Viele derselben gehören solchen Gattungen an, welche nur in älteren, nicht in jüngeren Formationen auftreten. — Viel seltener als die Weichthiere sind die Strahlthiere, doch ist von den drei Familien der Seeigel, der Seesterne und der Haarsterne wenigstens je ein Vertreter vorhanden. — Was endlich die Korallen betrifft, so zeigen auch sie größtentheils vorwiegende Aehnlichkeit mit den Formen der alten Formationen, so daß es mit Berücksichtigung der verschiedenen Thierklassen völlig gerechtfertigt erscheint, wenn man die Dyasformation noch den Bildungen der alten Zeit zuzählt. —

Zum Schluß noch ein Wort über die Verbreitung der Dyasformation. Wir finden dieselbe über einen sehr großen Theil des europäischen Continents ausgedehnt, hier nur die unteren aus Süßwasser, dort nur die oberen aus Meerwasser abgesetzten Gebilde. Beginnt man im Osten, so trifft man in dem russischen Gouvernement Perm und den angränzenden Ländertheilen die Dyasformation ungemein weit verbreitet und daselbst ebenfalls, wie in Deutschland Gyps, Dolomit, kleine Kohlenlager und Kupfererze einschließend. Letztere sind hauptsächlich in dem hiernach sogenannten Kupfersandstein enthalten, welcher den obersten Schichten des Rothliegenden angehört, und werden an verschiedenen Orten gewonnen und verhüttet. Von diesem Vorkommen in Rußland hat man die ganze Dyas-Formation auch mit dem Namen „permische Formation" bezeichnet und diese Benennung ist auch heute noch vielfach im Gebrauch. Gegen Westen fortschreitend begegnet man dyadischen Schichten hauptsächlich in Schlesien, am Harz und am Thüringer Walde, am Schwarzwald, an den Vogesen u. s. f.; ferner in England, Irland, auf Spitzbergen, in Nordamerika. — In den Schweizer Alpen trifft man ein eigentümliches rothes Gestein, das man als Verrucano oder nach seinem Vorkommen im Sernfthal (Cant. Glarus) in der unmittelbaren Umgebung der berühmten Glarner Schieferbrüche auch als Sernfconglomerat benannt hat. Es ist ein Sandstein, welcher Brocken von Gneiß, Thonschiefer und andern Gesteinen einschließt und stellenweise an seiner obern Grenze silberhaltige Kupfererze enthält, die auf der Mürtschenalp (Cant. Glarus) schon seit fast zweihundert Jahren abgebaut wurden; ein Bergbau, der jedoch wegen der Unwirthlichkeit der Gegend kaum die Kosten deckt und darum auch seit 1864 wieder verlassen ist. Man glaubt in diesem Sernfconglomerat ein Parallelgebilde des Todtliegenden erblicken zu dürfen. Interessant wäre dann immerhin das Vorkommen von Kupfererzen an der obern Grenze des Todtliegenden in der Schweiz, in Deutschland und in Rußland.

Kupfer und Salz sind also die für die Industrie wichtigsten mineralischen Producte dieser Formation, während das Vorkommen von Steinkohlen schon sehr unbedeutend geworden ist.

Mit dem Ende der Dyaszeit sind wir zugleich am Schluß der ersten großen Periode

der Erdgeschichte, der alten oder paläozoischen Zeit, angelangt. Manche Uebereinstimmung in den Organismen der verschiedenen Formation, welche wir dieser Periode zuzählen, thut die Zusammengehörigkeit derselben kund. Aber auf der andern Seite haben wir doch allmähliche Veränderungen und Entwicklungen auf der Erdoberfläche vor sich gehen sehen, indem Anfangs nur Meeresniederschläge und Meeresbewohner vorhanden waren und erst nach und nach Süßwasserbildungen und Süßwasser- und Landbewohner sich einstellten. Insbesondere haben wir ein allmähliches Fortschreiten der organischen Welt vom Niedern zum Höhern beobachtet und Anfangs nur Geschöpfe aus den untern Klassen der Thiere und Pflanzen die Erdoberfläche bevölkern, erst später auch höhere Ordnungen von lebenden Wesen beider Naturreiche auftreten sehen. Doch kam es in der paläozoischen Zeit noch nicht so weit, daß unter den Thieren Säugethiere und Vögel, unter den Pflanzen Laubbäume und andere höhere Gewächse aus der Abtheilung der Dicotyledonen erschienen wären. Beides war, so viel wir bis jetzt wissen, einer späteren Zeit vorbehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vermißte.

Eine Erzählung von K. W.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Wie der Kaspar ein Unmontirter wird.

Auf einen traurigen Abend folgte im Hause der Schustersev zu Egersheim ein eben so trauriger Morgen. Der Kaspar war noch in sein Diensthaus zum Vogelbauer gegangen, und als er fort war, kam's der Mutter und den beiden Geschwistern so leer vor, als wäre er jetzt schon fort zum Regiment und dürften sie ihn lange nicht mehr sehen. Geschlafen schienen alle drei nicht viel zu haben, denn als sie aufstanden, konnte man ihnen ansehen, daß sie ohne Erquickung das Bett verlassen hatten. Außer dem „Guten Morgen," den sie einander wünschten mit matter Stimme und trüber Miene, kam kein Wort über ihre Lippen. Die Bäbi setzte sich an den Tisch zu nähen, und der Balthas schleppte sich vermittels seiner Krücken auf die hölzerne Bank am Fenster; die Mutter aber kochte die Suppe. Es war gerade, als fürchtete sich ein Jedes, die Trauer des Herzens durch den Ton einer Rede zu verrathen und dadurch im Andern wieder die Thränenquelle zu öffnen.

Als die Mutter das Brod einschnitt in die Wassersuppe, hielt sie plötzlich inne, als dächte sie über etwas nach. Endlich sagte sie, gerade als wären ihre Gedanken lautgeworden, ohne daß sie es wollte, für sich: „Ein, zwei, drei, vier Trauerbotschaften hat der Hiob bekommen; einstweilen habe ich drei Hiobsposten erhalten, die vierte ist auch schon auf dem Wege."

„Was meinst, Mutter?" fragte die Bäbi.

Wie aus einem Traum erweckt, fuhr die Gefragte in sich zusammen und sagte: „Ach — da ist mir nur der Hiob eingefallen."

Drauf richtete sie das heiße Wasser über die gesalzenen Brodschnitten und that ein Löffelein Schmalz dazu. So eine „geschmälzte Wassersuppe" war das Frühstück der armen Leute. Beim Mittagessen kamen Erdbirnen dazu und zum Abendessen gabs eine „blinde Brennsuppe." Es wurde Mehl ohne Schmalz in einem Pfännlein über dem Feuer braun gemacht und an das Wasser mit den Brodschnitten gequirlt. Als

ein besonderer Luxus galt es, wenn das Mehl in Schmalz gebräunt wurde, dann war die Brennsuppe keine blinde. Bei dieser Kost wär' die Schustersev mit ihren zwei kranken und krüppelhaften Kindern noch vergnügt gewesen, wenn ihr nur der Kaspar geblieben wäre, der durch seine und der Vogelbäuerin Gaben doch auch hie und da kräftigere Speise ins Haus brachte, die besonders dem gichtbrüchigen Balthas sehr gut zu Statten kam.

Aber die vierte Hiobspost, von welcher die Schustersev meinte, sie sei schon auf dem Wege, kam wirklich bald. Der Ortsvorsteher ließ durch den Gemeindediener melden, daß der Kaspar am 18. März, also in 14 Tagen, in der Kreishauptstadt sich stellen müsse, um sofort in ein Regiment eingereiht zu werden. Fast hätte die Ev vor Schrecken die Schüssel mit der Morgensuppe fallen lassen, die sie gerade von der Bank auf den Tisch trug. „Da haben wir die vierte Hiobspost!" schrie sie laut weinend auf. Der Gemeindediener, ein ehemaliger Soldat, brummte, als der erste Gewalthaber des Dorfes, die Ev an wie ein Bär: „Das ist ein dummes Geheul und Geplärr. Ists nicht besser, daß der Kaspar zu 'nem Soldaten taugt, als wenn er auch krüppelhaft dasitzen müßt?" Dabei schritt er zur Thüre hinaus im Hochgefühl seiner Amtswürde und bedachte nicht, daß er drei schmerzhafte Wunden auf einmal schlug.

Die Bäbi aber sagte gelassen: „Mutter, wollen wir's nur auch so machen, wie Hiob, von dem es heißt, ‚in dem allem sündigte Hiob nicht und thät nichts Thörlichs wider Gott.' Wir haben gestern vor Jammer das Nachtgebet vergessen und heute haben wir auch noch nicht gebetet."

„Du hast aber Recht, Bäbi!" fiel hier die Mutter betroffen ein. „Aber was soll man denn beten bei dem Jammer?" Der Balthas, dems zu Herzen gedrungen, was der Pfarrer neulich zu ihm sagte, und der seitdem nicht vergessen hat, daß aus seiner Krücke eine Brücke werden soll über die Wasser der Trübsal hinüber in den Himmel, sagte: „Grad hab' ich für mich das Lied betet: ‚Befiehl du deine Wege' ꝛc. Wie es im neuen Gesangbuch steht, sieht man und hört man doch auch das Gotteswort, das ihm zu Grund liegt — ‚Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.' Und dadurch wird das ganze Lied erst recht kräftig und eindringlich."

Die Mutter und die Schwester staunten über die Rede des Balthas, der immer so in sich verschlossen war, und wußten nicht, woher ihm dieser Verstand kam. Aber Beide fingen gleich laut an das genannte Lied zu beten und der Balthas stimmte gerührt ein. Er bemühte sich seine Hände zu falten; allein er brachte es nicht zu Stande. Er betrübte sich darüber also, daß ihm auch die Thränen aus den Augen drangen. Es kam ihm schwerer an, daß er die Hände nicht falten, die Kniee nicht beugen konnte zum Gebet, als daß er den Löffel nicht zur Suppenschüssel und in den Mund führen konnte, sondern sich von der Mutter zu essen geben lassen mußte wie ein kleines Kind. Als dieß Gebet gesprochen war, schritt man noch zum Tischgebet; dann aß man die Suppe und der Balthas litt nicht, daß ihm die Mutter zuerst gebe. „Ich kann warten;" sagte er. „Aber du mußt sorgen, laufen und schaffen, daß du wohl hungrig wirst."

Als die Morgensuppe verzehrt und das Dankgebet gesprochen war, giengs bei Mutter und Tochter an das Spinnen und Nähen. Aber bald wurde die Thüre geöffnet und der Pfarrer trat herein. Mutter und Tochter erhoben sich und machten ihr „Buckele," wie man sagt, indem sie auf den Gruß des Eintretenden ihr „Guten Tag au!" erwiederten. Der Balthas mühte sich mit seinen Krücken ab, um von der Bank sich zu erheben. Allein es gelang ihm nicht gleich und der Pfarrer winkte ihm zu mit den Worten: „Sitzen geblieben!" Noch ehe ihm der einzige hölzerne Stuhl, der in der Stube war, dargeboten war, stellte er die Frage: „Hats der Kaspar wirklich verspielt?"

Unter Thränen antwortete die Mutter: „O freilich; und in 14 Tagen muß er schon fort." Die beiden Kinder brachen auch in lautes Weinen aus. Aber der Pfarrer tröstete: „Nur still, nur still! Es bleibt noch ein Weg übrig, den Kaspar Euch zu erhalten."

„Ist's möglich, daß er nit Soldat werden müßt?" fragte zweifelnd die Mutter. „Soldat muß er schon werden", entgegnete der Pfarrer. „Denn man kann nicht sagen, daß Ihr ihn braucht, Euren Feldbau zu treiben und Euch das Gut zu erhalten. Ihr habt keine

Felder. Aber unter die Unmontirten kann man ihn bringen."

„Unmonirten — was sind das für Leut?" fragte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die kommende Erklärung die Schusterev.

Ohne ihren falschen Ausdruck zu berichtigen, sagte er: „das sind Soldaten, die irgend einem Regiment eingereiht werden und zur Fahne schwören müssen, aber dann gleich heim dürfen, ohne Soldatenkleider zu bekommen und das Exerciren zu lernen. Wenn kein Krieg ausbricht, werden sie gar nie einberufen."

In der Freude über die Möglichkeit, daß ihr Kaspar daheim bleiben dürfte, überhörte sie ganz die Worte vom Krieg und fragte nur: „Dürft er dann auch in seinem Dienst beim Vogelbauer bleiben?"

„Beim Vogelbauer oder bei einem andern Dienstherrn," lautete die Antwort.

Diese Aussicht trocknete alle Thränen, die Bäbi vergaß ihr Leid und der Balthas dachte nicht an seine Krücken; die Mutter aber wurde plötzlich wieder betrübt und äußerte: „Ach, den Gefallen thut man armen Leuten nicht und wer nicht zahlen und schmieren kann, sagt man, der muß eben herhalten."

„Das ist nicht wahr!" versetzte entrüstet der Pfarrer. „Und alle Obrigkeit so zu verlästern, ist eine Sünde gegen das achte Gebot. Das sagen nur Leute, die selbst Betrug und Unrecht lieben und üben. Damit Ihr aber seht, Ev, daß Gerechtigkeit auch gegen arme Leute geübt wird, so will ich die Sache in die Hand nehmen. Ich will die Bittschrift schreiben für Euch und dem Ortsvorsteher das Zeugniß aufsetzen, das er und die Gemeinderäthe auszustellen haben. Diese Schriften will ich dem Bezirksamtmann übergeben, damit sie den Recrutirungsacten beigelegt werden. Inzwischen vergeßt nicht, Gott zu bitten um Seinen Segen, und werfet Euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat."

Ohne auf die Dankbezeugungen der Ev zu merken, entfernte sich der Pfarrer mit einigen Worten freundlicher Mahnung an die Bäbi und den Balthas. Im Hause der Schusterev war wieder eine Zeit der Hoffnung eingetreten; und da bald nach dem Weggang des Pfarrers der Kaspar mit einem Fuder Mist vorbeifuhr, so sprang die Mutter zu ihm hinaus und sagte ihm was der Pfarrer thun wolle, daß er beim Vogelbauern im Dienst bleiben dürfe. Der Kaspar nahm diese Nachricht nicht mit der Freude auf, mit welcher sie ihm die Mutter mittheilte. Er mochte wohl auch einige Zweifel in das Gelingen dessen setzen, was der Pfarrer für ihn zu thun versprach. Uebrigens war er eine von jenen schwer erregbaren Naturen, die Freude wie Trauer mit einer an Fühllosigkeit gränzenden Ruhe hinnehmen. „Das wollen wir halt sehen," sagte er gelassen, als die Mutter ihre freudige Botschaft verkündet hatte, und fuhr mit einem „hü, Brauner!" und mit einiger Schwingung der Geißel weiter.

Bis die Zeit kam, wo der Kaspar in die Kreishauptstadt mußte, wurde auch die freudige Zuversicht der Schusterev manchmal herabgestimmt. Denn wenn sie Jemand mittheilte, was ihr der Pfarrer sagte und wie er ihren Kaspar freimachen wolle vom Soldatenwesen und unter die „Unmonirten" bringen, da wurde sie öfters ausgelacht, indem man ihr bedeutete: „Ja, wenn du ein Bauerngut hättest, oder wenn dein Kaspar ein Studierter wär! Wirst schon sehen." —

Aber die Schusterev sah doch am 20. März ihren Kaspar schon wieder zu Hause. Zwar ist er Soldat gewesen und hat einen Urlaubspaß gehabt. Allein der Urlaub hat auf „Friedenszeit" gelautet. Und wer hat dazumal an einen Krieg gedacht? Besonders die Landleute, die keine Zeitung lesen und auch in kein Wirthshaus kommen, erfahren nicht, was in der Welt vorgeht.

Daß der Kaspar je einmal fort müsse zum Kriegsdienst, fiel am allerwenigsten seiner Mutter ein. Der Sohn aber hielt aus Dankbarkeit gegen Gott sich doppelt verpflichtet, jetzt seine Mutter und Geschwister zu unterstützen. Damit jedoch die lieben Leser nicht meinen, ich sei der Pfarrer gewesen, der so christliche Fürsorge für die unglückliche Familie übte, so muß ich bemerken, daß ich nur erzähle, was ich von Egersheimern über die Sache gehört habe. Allerdings aber bin ich dort wohl bekannt, weil ich früher in dem Ort gewesen bin.

Durch die treue und reichliche Unterstützung, die der Kaspar seinen Angehörigen von seinem Lohn und von den besonderen Gaben der Vogelbäuerin zukommen ließ, und durch den Erwerb der Mutter, die nun auch im Taglohn schaffen konnte, ging das Hauswesen gut vorwärts, so daß man auch dem Balthas hie und da ein Stücklein Fleisch und ein Glas Bier reichen konnte. Im Sommer des Jahres 1865 kam es mit ihm zu seiner großen Freude dahin, daß er seine Hände gebrauchen und ebenfalls wieder eine Nadel führen konnte. Arbeit brachten ihm die Bauern gern in's Haus, obwohl es für ihn profitabler gewesen wäre, wenn er „bei den Leuten hätte ausschaffen" d. h. in ihren Wohnungen die Arbeiten anfertigen können. Denn da hätte er sich besser gestanden durch die kräftige Kost, das Bier und die übrigen Naturalgaben, die er neben 12 kr. Taglohn erhalten haben würde. Allein gehen konnte er auch vermittelst der Krücke kaum über sein Stüblein.

So war man trotz dem leiblichen Elende doch zufrieden und wohlgemuth im Hause der Schusterev. Selbst als im Winter das Grollen zwischen Preußen und Oestreich schon lauter wurde, so daß man einen Krieg befürchten mußte, wurde davon in Egersheim noch nicht gesprochen. Und wenn ja ein Bauer etwas darüber aus der nahen Stadt mit nach Hause brachte, waren die Dorfweisheiten in dem Wirthshause so politisch, daß sie sagten: „was geht das Bayern, was Württemberg an, wenn Preußen und Oestreich mit einander Händel bekommen? Die soll man nur mit einander raufen lassen. Sie haben früher auch ihr Sach mit einander gehabt, da in „Schlesien-Holstein," wie die Buben in Vogelnestern, und haben die anderen Herren nit hineingucken lassen."

Ja als man schon die beurlaubten Soldaten einberief in Bayern und als dann bald die Reihe der Einberufung an die Unmontirten kam, wollten die Dorfpolitiker noch an keinen Krieg glauben. „Das wäre ja doch gar zu ungerecht, wenn wir unsere Buben zum Todtschießen hingeben sollten für nichts und wieder nichts!" riefen sie erzürnt und schlugen dabei mit der Faust über den Tisch, daß die Bierkrüge klapperten.

„Wirst's sehen!" sagte man zur Schusterev, „dein Kaspar kommt bald wieder;" wenn diese jammerte und weinte, daß er jetzt doch fort mußte. „Und man sieht und hört doch nichts vom Krieg!" setzte sie hinzu. „Sie haben doch in sein Zettel geschrieben, daß er daheim bleiben darf, bis der Krieg kommt!" fügte sie unter einem Strom von Thränen bei. Erst als auch die freigelosten von zwei Jahrgängen noch einmal visitirt und sogleich eingereiht wurden und als es hieß: Bayern hält es mit Oestreich; da wurden die evangelischen Bauern und Landleute in der Umgegend von Egersheim wüthig und machten eine Faust — in der Tasche. Denn die Katholiken jubelten und sagten den Lutherschen zum Hohne: „In vier Wochen müßt ihr Alle Potter (Rosenkränze) tragen" d. h. katholisch werden.

Es blieb beim Krieg trotz der Faust in der Tasche: — die Süddeutschen hielten's mit Oestreich und zogen gegen Preußen; oder vielmehr: die Minister und Landstände schickten die Söhne des Vaterlandes in einen Krieg, der mit dem Landesinteresse im Widerspruche stand. Die Herren habens selbst nicht besser gewußt, und man solls ihnen nicht so verargen. Aber auch der Schusterev kann man es nicht verargen, wenn sie in ihrem Jammer um ihren Kaspar unwillig wurde über die reichen Bauern und Müller, die ihre Söhne losgekauft hatten.

„Also die Armen führt man zur Schlachtbank!" seufzte sie laut, als ihr Kaspar sich rüstete zum Abmarsch. Dieser bedräuete seine Mutter und gieng, statt anzuklagen oder zu murren, zum Herrn Pfarrer und bat ihn, er möchte ihm das heilige Abendmahl reichen. „Man kann nicht wissen, was einem begegnet:" bemerkte er, „und jedenfalls kann ich den Trost der Sündenvergebung brauchen, sowie die himmlische Nahrung für meine Seele" — fügte er hinzu. Den Pfarrer freute das Begehren des Kaspar, er hätte gewünscht, daß auch die andern Dienstpflichtigen des Dorfes nicht ohne die himmlische Wegzehrung fortgegangen wären. Aber nur noch einen, den Mühlhansenheiner, brachte der Kaspar mit zur Beichte und zum Tisch des Herrn vor dem Abzug in's Feld.

Viertes Kapitel.

Was man vom Kaspar hörte, und wie seine Mutter darüber in Herzeleid gerieth.

Ueber den Verlauf des Krieges brauche ich nichts zu sagen. Wem blutet nicht das Herz darüber, daß namentlich in Bayern so fruchtbare Gegenden verwüstet und so viele junge Leute hingeopfert, viele zu Krüppeln geschossen wurden und zwar erst zu einer Zeit, wo nach der gänzlichen Niederlage der Oesterreicher leicht einzusehen war, daß die Süddeutschen nichts mehr ausrichten können. Und warum sie nun auch noch ihre Blutopfer bringen wollten, sieht man mit einem gewöhnlichen Unterthanenverstand gar nicht ein.

Gar viele Leute haben sich aber weder um den Krieg bekümmert, noch weniger um die Leute, deren Fluren dadurch verwüstet worden, am allerwenigsten um die Gefallenen, Verstümmelten und Verwundeten. Sie haben nur vergraben und versteckt, was sie Werthvolles hatten, und ihre eigennützige Freude darüber gehabt, daß sie nicht einmal Einquartirung bekamen, während benachbarte Gegenden wochenlang damit überhäuft wurden.

Der Kaspar hat einmal an seine Mutter geschrieben und zwar aus dem Lager bei Schweinfurt. Da hat er gar nichts sagen können, als daß es ein Jammer ist, wie man die schöne Zeit ohne Arbeit todtfaullenzen muß. Daß er mit in Meiningen gewesen, hat der Mühlhansenheiner von dort aus geschrieben, obwohl die beiden nicht bei demselben Regiment waren. Später hat der Schustersev auch der Pfarrer nichts anders sagen können, als daß die Bayern überall sich gewehrt haben aufs Blut, aber doch immer zurückweichen mußten oder zurückgeführt wurden. Erkundigt hat sich die Ev fleißig überall nach ihrem Kasper; aber Niemand konnte ihr sagen, ob er noch lebe oder nicht. Denn von den todten oder verwundeten Offizieren hat man wohl etwas gelesen in den Zeitungen, aber von den Gemeinen hat man schon die Zahl der Verwundeten und Todten nicht richtig melden können, die Namen derselben sind gar nicht bekannt gemacht worden. Eben so wenig hat man von den Gefangenen Zahl und Namen erfahren. Wer selbst einen Sohn dabei hatte wie der Erzähler, weiß, wie es Eltern und Geschwistern während der Zeit zu Muthe war. — Wer kann es der Schusterscv verdenken, daß sie den ganzen Tag verstört herum gelaufen ist, da ja der Nährvater ihrer zwei andern Kinder es war, der im Kriege stand?

In Egersheim sind nach dem Kriege Nassauer und Hessen, Württemberger und Bayern ins Quartier gekommen, und es war rührend, wenn das arme Weib ohne weiteres zu den Soldaten lief und fragte, ob sie nichts von ihrem Kaspar wissen. Nur die Altbayern konnten so roh sein, daß sie die geängstete und weinende Mutter verlachten und verspotteten. Alle andern Soldaten hatten Mitleiden mit derselben, wenn sie weinend sagte, wie er für sie und zwei kranke Geschwister arbeitete und sorgte, und daß sie ihn nicht entbehren könne. War wohl Mancher unter den Gefragten, der sich sagen mußte: „So würde es meiner alten Mutter auch gehen, wenn ich nicht mehr, oder gar als Krüppel nach Hause käme." — Die Schusterscv konnte nicht begreifen, daß so viele Soldaten gesund und frisch aus dem Kriege heim kommen und ihr Kaspar allein sollte ausbleiben. So hoffte und harrte sie von einem Tag auf den andern, und die Bäbi und der Balthas thaten das Gleiche unter Bitten und und Flehen zu Gott.

Als dann die einzelnen Soldaten der Umgegend in Urlaub kamen, lief die Ev zu Jedem und fragte nach ihrem Kaspar. Aber es war keiner von des Kaspars Regiment oder Compagnie dabei; darum konnten sie ihr auch nichts sagen. Von jedem Ausgang zur Erkundigung nach dem Sohn kam sie betrübter nach Hause, wurden die Thränen und Klagen zu Hause lauter. Man las zuletzt doch auch oder bekam Nachrichten von den Verwundeten, die in bayrischen oder sächsichen Spitälern lagen; von den Gefangenen, die weit weg geführt wurden, hörte man ebenfalls. Es schrieben ja die Unglücklichen selbst nach Haus oder ließen schreiben.

Vom Kaspar kam weder ein Brief noch eine Nachricht. Wohl einer der letzten, die nach dem Kriege Urlaub erhielten und nach Hause kamen, war der Sohn des Erzählers, ein freigeloster aus dem Jahre 1865. Die Schusterscv hatte

kaum davon gehört, so ließ sie sich den Weg von drei Stunden nicht verdrießen und kam, nach ihrem Kaspar zu fragen. „Sie sind ja früher gute Kameraden gewesen, mit einander aufgewachsen und haben als Buben ein groß Stück auf einander gehalten;" sagte sie und darauf gründete sie den Schluß, daß sie wohl auch im Krieg zusammengehalten haben werden.

Allein sie waren nicht einmal bei gleicher Waffengattung, und so konnte sie auch da nichts über ihren Kaspar erfahren. Es fehlte nicht viel, so hätte sie die Meinung aufkommen lassen, um ihren Kaspar habe sich nur Niemand bekümmert, weil er der Sohn einer armen Wittfrau sei. Dabei liefen ihr die hellen Zähren über die faltenreichen Wangen herab, und ihr Herzeleid war besonders deßhalb so tief, weil man gar nichts von ihm wisse und erfahre. Es war nun an mir, sie zu belehren und zu trösten. Aber der Schmerz schien keinem Worte der Belehrung und des Trostes Raum zu lassen. Mußte man sie ja nöthigen, daß sie nur Speise und Trank annahm, um auf dem Rückwege nicht ermattet oder ohnmächtig liegen zu bleiben! — Erst die Erinnerung an ihre zwei unglücklichen Kinder, die der Fürsorge der Mutter so sehr bedürfen, machte sie ruhiger und bereitwilliger zu essen und auch etwas mit nach Hause zu nehmen.

Ich konnte ihr ein Beispiel anführen von einem Württemberger, der im Treffen bei Tauberbischofsheim durch einen Schuß in die Brust verwundet, von den Preußen erst etwa vier Stunden nach dem Abzug der Württemberger aufgefunden und bis nach Frankfurt in ein Spital gebracht wurde. Man wußte lange Zeit nichts von ihm und erst vor Kurzem konnte er seinen Eltern schreiben, wie es ihm gieng. „So könne ja ihr Kaspar auch noch zum Vorschein kommen," — meinte ich beruhigend hinzusetzen zu dürfen. Aber die Ev überhörte ganz das Beruhigende, was für sie in dem von mir angeführten Beispiele liegen sollte, und fuhr entsetzt heraus: „Was! seine eigenen Leute haben den armen Bursch liegen lassen in seinem Blut? Was muß der ausgestanden haben! vier Stunden lang ohne Hilf! Wer so 'nen Krieg verantworten muß und all den Jammer und die Schmerzen und das Elend! Und der nichts dabei verschuldet hat, muß am meisten leiden. Ich versteh's nit, warum unser Herr Gott da so zusieht. Sagen's mir nur, warum denn der Unschuldige für den Schuldigen leiden soll, wie es im Krieg geschieht?"

Die Schusterscv hat mich da auf ein Kapitel im Reichsgesetz des heiligen, gerechten und gnadenreichen Gottes gebracht, dessen Erklärung, ich gestehe es, mir besonders während des letzten Krieges öfters Verlegenheit bereitete. — Es erregt dem einfachen Christen keine Scrupel, wenn der Krieg im allgemeinen als eine Züchtigung Gottes dargestellt wird; ja als eine wohlverdiente Züchtigung für das Ganze läßt sich ein Krieg auch noch leicht erkennen bei dem Ueberhandnehmen des Unglaubens, der Gottesverachtung, des Weltsinns. Schwieriger wird es schon, den Krieg als etwas Gutes zur Erkenntniß zu bringen. Und etwas Gutes muß doch auch der Krieg sein, da er von Gott verhängt wird; — ein Unglück, das Gott thut, ist gut. „Und ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue?" Ein selig in dem Herrn heimgegangener Bruder sagt: „Wenn Hunderte und Tausende in der Schlacht umkommen, das ist gut. Es geschieht deßwegen, weil eine gute Frucht heraus wachsen soll. Sie wächst auch heraus, wenn dieses Wachsen im Herzen nicht wieder verhindert wird. Es gibt in der ganzen Welt nichts Böses als die Sünde."

Das ist gesprochen von Seiten Gottes; und von dieser Weise betrachtet vollkommen wahr. — Aber in Bezug auf den Menschen kann ein Krieg an sich doch nicht etwas Gutes genannt werden, sondern eher etwas Böses; und zwar in der ethischen wie in der materiellen Bedeutung dieses Wortes. Die Menschen, die Gott als Ruthe gebraucht, und die Menschen die unter den Ruthenstreichen leiden, — sind doch weder alle gleich gut, noch alle gleich böse. — Allerdings verwendet Gott böse Menschen zu Ruthen und wirft sie weg, wenn sie in seiner Hand den bestimmten Dienst gethan haben. Aber Gott verwendet auch gute Menschen, gläubige Christen, zu Ruthen. Seine Ruthenstreiche treffen nicht blos die Gottlosen, sondern auch die Frommen, seine Kinder. Ja noch mehr, bei einer wohlverdienten Züchtigung Gottes, wie der Krieg ist, werden oft ganze Gegenden, wie einzelne Menschen verschont. Können wir da

sagen, diese Gegegend ist verschont worden, weil, wenn sie auch nicht von lauter Frommen bewohnt wird, der Herr doch ein großes Volk daselbst hat, das in seiner Furcht wandelt; oder: diese einzelnen Menschen sind von der Zuchtruthe Gottes verschont geblieben, weil sie Gläubige waren, da doch das Gegentheil vor Augen liegt; während oft die Besten hart mit genommen werden, wenn der Herr seine Zuchtruthe schwingt?

Zwar haben wir zum Beweis der Möglichkeit für jenes 1 Mos. 18, 32: „Ich will sie nicht verderben um der zehn willen." — Und für dieses zeugt Hebr. 12, 6: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt." Nur berechtigt die Verschonung an sich schon nicht zur Annahme von Gerechten im Volke, die den strafenden Arm Gottes zurück gehalten; — es möchte sich leicht Jeder zu diesen Gerechten zählen. Und das Züchtigen des Einzelnen ist nicht ohne Weiters als ein Zeichen der Kindschaft Gottes anzusehen; es dürfte da leicht ein falscher Dünkel erzeugt werden, der im Fleiß der Heiligung laß und träge macht.

Doch nach allen diesen Seiten kann man auch den einfachen Christen noch beugen und trösten, je nachdem er es bedarf. Allein wenn im Kriege ein Soldat durch schmerzhafte Verwundung und durch noch schmerzhaftere Operation unsägliche Leiden auszustehen hat und zuletzt doch noch entweder einen für die hinterbliebenen unvergeßlich traurigen Tod erleiden muß oder ein Leben im Siechthum und in Krüppelhaftigkeit fortzuschleppen hat, zuletzt bei bitterer Armuth und Noth: — wie schwer wird es da zu trösten! Bei vielen Christen von nicht ganz schwachem Glauben ist Murren gegen Gottes Gerechtigkeit, ist Klagen über die Verdammungswürdigkeit der Urheber solcher Trübsale gar nicht zu hemmen. Am Allerwenigsten kann ein Trost, eine Stärkung geboten werden mit Hinweisung auf die treu erfüllte Pflicht gegen das Vaterland, wenn man den Krieg nicht deutlich als einen gerechten darzustellen vermag, und so lange von dieser Pflichterfüllung und also auch von den in ihrem Gefolge eintretenden Schmerzen und Leiden der Reiche sich loskaufen kann.

Da wird jedes Wort der Belehrung und des Trostes abgewiesen mit der Thatsache des ungleichen Maaßes. Die Anwendung dieses ungleichen Maaßes kann durch eine bessere Gesetzgebung beseitigt werden. Aber wann wird die Zeit kommen, wo es nur Kriege des Herrn gibt, keine mehr des menschlichen Eigennutzes und der menschlichen Herrschsucht?

Ich wußte mir auch gegenüber der Klage und Frage der Schusterev nur zu helfen mit Hinweisung auf das Wort des Herrn: „was ich jetzt thue, weißt du nicht; du wirst es aber nachher erfahren." Denn einen Glauben, welcher die Hand Gottes sieht, die heilt, indem sie verwundet, verbindet, indem sie schlägt, segnet, indem sie Kreuz auflegt, hatte sie nicht und ich konnte ihr ihn nicht geben. Ich merkte auch wohl, daß sie auf meine kurze Mahnung nur schwieg, aber keineswegs dadurch beruhigt, oder gar getröstet war. Dagegen sagte ich ihr, was etwa zu thun sei, um über Leben oder Tod ihres Kaspar doch noch etwas zu erfahren; und damit sie es recht anfange, rieth ich ihr, sie solle ihren Pfarrer ersuchen, die nöthigen Schritte zu thun. Ich gab ihr auch ein Brieflein an ihn mit, um gewiß zu sein, daß sie in ihrem Schmerz nichts Ungeschicktes oder gar Unmögliches in meinem Namen und auf mein Geheiß verlange.

Das arme Weib sah das Brieflein als einen Trost, ja wohl gar schon als halbe Hilfe an. Aber da sie meinem Sohn beim Abschied noch einmal die Hand reichte und ihn so gesund und frisch sah, der doch auch „im Krieg war wie ihr Kaspar", — so fieng sie wieder an, bitterlich zu weinen und ging unter heißen Thränen fort. „Ich gonn's ihm!" war Alles, was sie noch zu sagen vermochte.

Fünftes Kapitel.

Wie man der Ev erklärte, was ‚ein Vermißter' sei, und wie sie darüber gar trostlos that.

Der Pfarrer von Egersheim erhielt auf seine Erkundigung nach dem Soldaten Kaspar Herrle

von dessen Regimentskommando bald Nachricht. Aber er wußte nicht gleich, wie er diese der Schusterev und ihren zwei Kindern bekannt machen sollte. Er mußte eine gar zu tiefe Aufregung, einen gar zu lauten Ausbruch des Schmerzes bei diesen fürchten, was er doch gerne zu vermeiden wünschte. Tropfenweis die bittere Arznei zu reichen, oder wohl gar noch leere Hoffnungen zu nähren, konnte er nicht für gut halten. Die volle Wahrheit zu sagen, wenn sie auch noch so einschneidend wirken sollte, hielt er für Pflicht. Dabei aber wollte er die Arznei für solche Leiden, die weder Kraut noch Pflaster heilt, zugleich darreichen. Diese brauche ich meinen l. Lesern doch nicht erst zu nennen.

Eines Vormittags machte er sich auf, in das Haus der Schusterev zu gehen. Die Leute zu Egersheim haben den Brauch, wenn sie den Pfarrer in das Haus eines Kranken gehen sehen, sogleich auch sich dahin zu begeben, wenigstens meinen dieß die Nachbarn und Gefreundte thun zu müssen. Da hat freilich der Pfarrer Gelegenheit, öfters auch ein Wort an die Umstehenden zu richten, das besser eindringt, als wenn es von der Kanzel gesprochen wird. Allein nicht selten ist dieser Brauch ein Hinderniß für den Pfarrer, dem Kranken die Augen zu öffnen über seinen Seelenzustand, über so manche noch unerkannte und nicht bekannte Sünde und über das, was Noth thue, um in Frieden aus dieser Welt scheiden zu können. Und in solchem Falle wünscht der Pfarrer lieber allein zu sein bei dem Kranken.

Daß auch heute die Nachbarsleute sich gleich bei der Schusterev einstellten, sobald der Pfarrer dort eingetreten war, mochte mehr aus Neugierde geschehen sein. Denn von einem Soldaten, der mit im Kriege war, und von dem man bis zur Stunde noch gar nichts wußte, hätte doch Jedermann gerne etwas erfahren mögen. Daß aber der Pfarrer fortgeschrieben habe, um etwas über den Kaspar zu erkunden, hatte die Schusterev überall gesagt, weil sie darauf die freudigste Hoffnung gründete. Und daß jetzt der Pfarrer mittheilen werde, was man ihm über den Kaspar schrieb, vermutheten die Leute. Sie standen deßhalb mit gespannter Aufmerksamkeit herum, als der Pfarrer sich auf den Stuhl niedergelassen hatte, den ihm die Ev in ängstlicher Hast und zitternd vor Aufregung darbrachte. Die Bäbi und der Balthas ließen ihre Nadeln ruhen und zeigten heiße Begierde, zu hören, was der Pfarrer berichten würde.

„Na, über den Sohn ist mir geschrieben worden, Ev!" begann der Pfarrer sichtbar und hörbar bewegt. Denn seine Augen waren von einem feuchten Flor überzogen und seine Stimme bebte.

Die Ev setzte sich auf die Bank, welche an der Wand hinlief und an dieser befestigt war, mit einem tiefen Seufzer. Sie getraute sich nicht, stehend zu vernehmen, was der Pfarrer kund thun würde.

Eine lautlose Stille war unter den Anwesenden eingetreten, so daß man auch keinen Athemzug hörte. Der Pfarrer fuhr nun fort: „Kaspar ist unter den Vermißten."

Weiter ließ ihn die Ev nicht sprechen. Freudig erhob sie sich von der Bank und rief: „Nun, Gott sei Dank! so lebt er doch; und wo sind denn die, unter denen er jetzt ist, und warum schreibt er denn nicht selber?"

Bei dieser Freude, welche die Schusterev zeigte, brachen große Thränentropfen aus den Augen des Pfarrers hervor, und Bäbi und Balthas, die das Wort „Vermißte" richtiger verstanden, als ihre Mutter, brachen in lautes Weinen aus, so daß die Mutter ganz erstaunt sich zu ihnen wandte mit der Frage: „Nu, was heult ihr denn?" Der Pfarrer bemeisterte seine Bewegung und sagte frei heraus: „Liebs Weib, Vermißte sind solche, die in der Schlacht erschossen wurden, von denen aber ihre eigenen Leute nicht sagen können, wo die tödtliche Kugel sie traf, und wo sie beerdigt wurden. Denn ihre Leute haben sich zurückziehen müssen vor dem Feind und haben ihre Todten nicht mitnehmen und beerdigen können. Das mußten die Feinde thun."

So weit war der Pfarrer mit seinem Bericht gekommen, als die Ev auf ihre Bank zurücksank. Aber in eine Ohnmacht fällt so ein Weib nicht. Der Schreck machte nur ihre Kniee zittern, und um so heftiger rief sie: „Um tausend Gottswillen! So ist ja mein Kaspar todt! und man weiß nicht einmal, wo sein Grab ist, und hat kein Leich gehabt, und kein Leichpredigt ist ihm gehalten worden, und kein Grablied ist

gesungen worden und kein Vaterunser hat man betet!" — So rief die Ev immer lauter und ihre Stimme gieng unter Thränen und Händeringen in ein kaum verständliches Heulen über, also daß auch die Umstehenden in lautes Weinen ausbrachen und keines ein Wort zur Beruhigung der klagenden Mutter zu sprechen vermochte.

„Ja, so wird's wohl sein!" Mehr brachte auch der Pfarrer für jetzt nicht hervor. Denn das laute Weinen der Angehörigen des Kaspars und das Schluchzen der Nachbarn hatten auch ihn tief ergriffen, daß er nach dem Taschentuch greifen und seine Thränen trocknen mußte. Die Bäbi ließ sich zuerst unter Weinen vernehmen: „Da kann ich ja gar keine Blumen auf sein Grab pflanzen!"

„Und ein Kreuz kann man ihm auch nicht setzen lassen!" fügte Balthas klagend hinzu.

„Nein, das kann man nicht!" bestätigte der Pfarrer. „Man weiß nur, daß er mit seiner Kompagnie bis nach Kissingen gekommen ist. Ob er vor der Stadt, oder in der Stadt, oder auf dem Kirchhof, wo so blutig gekämpft wurde, oder bei Riedlingen, oder bei Winkels gefallen ist, weiß man nicht. Und da die Baiern überall zurückweichen mußten, und ihre Todten nirgends begraben konnten, so kann man auch nicht sagen, wo sein Leib liegt. Die Preußen haben eben überall große Gruben gemacht, und dreißig oder vierzig — Bayern und ihre eigenen Leute zusammen — hinein geworfen und Erde drüber geschaufelt."

Diese Begräbnißart kam allen Anwesenden schauerlich vor, so daß sie mit aufgesperrtem Mund und Augen den Bericht des Pfarrers vernahmen. Aber die Mutter des Gefallenen brach aus einem starren Entsetzen in die Worte aus: „Was, so machens ja die Heiden nicht mit ihren Todten! Und mein guter, lieber Kaspar muß ein solches Begräbniß bekommen? O, wenn ich wüßt, wo er liegt. Durchbetteln thät ich mich, und eine ordentliche, christliche Leich müßt er bekommen und — ja wie! nicht einmal in einen Sarg hat man ihn gelegt?" so fragend unterbrach sie sich plötzlich selbst.

„Kann nicht sein!" bemerkte der Pfarrer.

„O du meine Güte! — so macht man's ja keinem Verbrecher," fiel die Ev laut weinend wieder ein und nahm ihre Schürze auf, um ihre Augen zu trocknen. Aber ehe sie das ausführte, fügte sie hinzu: „Wie oft hat er andächtig betet:

Dem Leib ein Räumlein gönn
Bei frommer Christen Grab,
Auf daß er seine Ruh
An ihrer Seite hab! —

So ein Gebet, sollt man doch meinen, müßt Gott erhören." Nach diesen Worten hielt sie ihre Schürze vor das Gesicht und schluchzte, daß man meinte, es stoße ihr das Herz ab. Der Pfarrer merkte wohl, daß jetzt eine Belehrung nach Gottes Wort keinen Eingang finden könne in die schmerzerfüllte Seele. Darum wandte er sich an die Kinder, deren Trauer gehaltener war, und sagte: „Betet für eure Mutter, daß sie nicht wider Gott murre, und nicht dem Heiligen und Barmherzigen aufbürde, was durch die Sünden der Menschen geschieht."

„Ach Gott, ich will ja gewiß den lieben Gott nicht anklagen," sprach hierauf die Mutter, die wohl den Tadel fühlte, der in der Mahnung des Pfarrers lag, „aber ich weiß jetzt nicht, wo mir der Kopf steht. Ich will schweigen, und meinen Mund nicht aufthun. Und ist's denn zu verwundern, wenn man da redet, wie die närrischen Weiber reden? Was soll jetzt aus mir, was aus den zwei Kindern da werden?" — „Die wissen ja wohl, daß ihr Herr und Heiland auch zu ihnen sagt: ‚Einer ist euer Vater, der im Himmel ist.' Und Ihr sollt das auch glauben, Ev, glauben; damit Ihr nicht Euern Kaspar über Gott und Euern Erlöser stellt." Diese Worte des Geistlichen trafen sichtbar in's Herz der Ev; denn sie fuhr ganz erschreckt zusammen. Ihre Tochter aber bekräftigte den Eindruck, welchen die Rede des Pfarrers auf die Mutter gemacht hatte, indem sie sagte: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und ihm vertrauen."

„Und das wißt Ihr doch auch, Ev!" fuhr der Pfarrer fort, „daß Gott uns sagen läßt: Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat."

„O freilich weiß ich's," entgegnete sie noch immer unter Weinen, „aber es fällt einem in solchem Jammer gerad das nicht ein, was am besten wär. Von der Freud, die ich gehabt hab, als ich hörte, mein Kaspar ist unter den Vermißten, so schnell heruntergestoßen werden bis

zu der Nachricht, daß er nicht einmal wie ein Christ begraben worden ist, das hat mich angegriffen, als wenn man mich von der heißen Erntearbeit in einen eiskalten Brunnen geworfen hätte. Warum braucht man aber auch so närrische Wörter und sagt nicht deutsch: er ist todt?"

„Jetzt sollte man allerdings nicht mehr von Vermißten reden," meinte der Pfarrer, „da man gewiß weiß, daß sie nicht mehr am Leben sind. Baiern zählt an die sechshundert oder drüber Vermißte. Vielleicht denkt man, das Volk würde gar zu arg erschrecken, wenn man die Zahl der Todten dadurch noch vermehrt hätte. Aber das ist jetzt Nebensache, Ev. Die Hauptsache ist, daß Ihr den Tod Eures Kaspar als von Gott geschickt annehmt. Und der Kaspar ist mit christlicher Vorbereitung in den Krieg gezogen. Er wird in diesem Gnadenstand, den er durch's h. Abendmahl in sich erneuern ließ, gekämpft haben und gestorben sein. Und für einen Christen, der in dem Herrn gestorben ist, kommt's nicht drauf an, wo sein Leib der Auferstehung entgegenharrt."

„Aber tröstlicher wär's eben doch, wenn er nicht so schnell vom Tod hingerafft worden wär, oder wenn ihn der Herr zuerst heimgeführt, und von da aus zu sich genommen hätte, in den Himmel;" — meinte die Schusterev.

„Ich will Euch ein Paar Geschichtlein erzählen; dann mögt Ihr urtheilen, ob's tröstlicher ist, wenn ein Soldat verwundet wird und auch noch heim kommt, als wenn er so stirbt wie der Kaspar; ich nehme natürlich an, daß er in Christo — im Glauben — gestorben ist. Einem bairischen Soldaten sind die beiden Augen ausgeschossen worden. Man sollt es kaum für möglich halten, daß bei einer solchen Verwundung ein Mensch noch leben könnte. Und doch, der arme Bursch liegt im Spital zu Kissingen und lebt wahrscheinlich noch. Wenigstens hab ich von seinem Abscheiden noch nichts gelesen. Ihr könnt Euch denken, was der ausgestanden hat! Wenn etwas Gutes bei diesem Krieg zum Vorschein kam, so wars das, daß die christliche Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit im hellsten Licht sich zeigte auf gar mancherlei Weise. So sind von Erlangen Jünglinge ausgegangen, die wohl unterrichtet waren in der Pflege der Verwundeten, Felddiakone hat man sie geheißen. Wie treu und sorgfältig auch die katholischen „barmherzigen Schwestern" und die evangelischen „Diakonissinnen" in den Spitälern an den Verwundeten und Kranken gehandelt haben, so ist doch ausgemacht, daß besonders schwer Verwundete die männlichen Krankenwärter, die Erlanger Felddiakone, lieber hatten. Der arme Blinde hat seinen Pfleger schon an dem Gehen erkannt; und so oft ein anderer Krankenwärter, oder eine Pflegerin ihm nahte, bat er: „Schickt mir doch meinen lieben Bruder! Der weiß am besten, wie er's mit meinen Augen machen, wie er mir zu essen und zu trinken geben, mein Bett herrichten und mich legen muß." — Kam dieser dann herbei, so rief der Arme: „o Bruder, weil nur du da bist! Wenn ich nur einmal meine Augen aufmachen und dich sehen könnte! — Thut mir so weh, daß ich nicht einmal sagen kann, wie du aussiehst." Dabei streichelte er an den Wangen, an der Stirn, kurz am ganzen Gesicht seines Wärters herum, als wollte er dadurch sich sein Bild verschaffen und einprägen. Wie gesagt, ich weiß nicht, ob der Unglückliche noch lebt, oder ob er seine Augen schon im Himmel hat aufmachen können. Auf dieser Erde wird ihm dieser Wunsch nicht erfüllt werden! Nun, was meint Ihr, Ev? Wärs tröstlicher, wenn Euer Kaspar so verwundet worden wäre, so leiden, und zuletzt doch hätte sterben müssen, oder gar ohne Augen, mit der gräßlichen Wunde an ihrer Stelle leben und herumtappen würde?" — Die Schusterev hat schon längst über der Erzählung wieder ihren Schurz vor die Augen genommen und bitterlich geweint. Sie konnte auf des Pfarrers Frage nichts antworten, sondern schüttelte nur mit dem Kopfe. Aber auch alle Anwesenden vergoßen Thränen. Und der Schweiershans, ein Nachbar, seufzte: „Es ist doch grausam, wie man im Krieg mit den Menschen umgeht!"

Der Pfarrer aber sagte: „Ein anderes Beispiel! Auch ein bayrischer Soldat, er ist aus der Gegend von Dinkelsbühl gewesen, wurde von einer Kanonenkugel bei Kissingen so getroffen, daß beide Beine zerschmettert waren. Es soll kaum anzuhören gewesen sein, wie der Mensch gejammert und geschrieen hat im Spital. Beide Beine mußten ihm abgenommen werden. Der Felddiakon, der ihn verpflegte, hatte eine Arbeit und zugleich einen Schmerz des Mit-

leidens mit ihm, wozu Menschenkraft nicht ausreicht. Er muß von Gott besonders gestärkt worden sein.

„Auch ihn hat der Verwundete von Herzen gern gehabt. Oefters hat ihn der Schmerz so von Sinnen gebracht, daß er ganz in Verzweiflung gerieth und rief: ‚es kann keinen Gott im Himmel geben, sonst könnt Er mich ja nicht so leiden, sondern müßte mich sterben lassen.‘ Wenn dann der dienende Bruder ihm etwa sagte: „Gerade deßwegen muß dich Gott noch länger leiden lassen, damit du christlich leiden lernst und selig sterben kannst; oder wenn er ihn auf Christum, dem Heiland der Bußfertigen, hinwies oder einen tröstlichen Bibelspruch vorsagte, so wurde er stille und sagte: ‚Bruder, bet nur du für mich und geh nicht weg von mir!‘ Den Unglücklichen hat Gott nach sechs oder sieben Wochen der bittersten Leiden erlöst von allem Elende. — Wie! ist nicht ein schneller Soldatentod — zumal wenn der Soldat mit Christo in dem Kampf stand — besser, als ein so qualvolles Leben?“

„Von einem preußischen Soldaten hab ich gelesen“ — erzählte der Pfarrer weiter, — „daß er ein kräftiger bildschöner Mensch war und eine alte Mutter und eine Schwester zu Hause hatte, die mit aller Liebe an ihm hiengen, weil er jede kindliche und brüderliche Treue ihnen erwies und von dem Ertrag seiner Kunst — er war, mein ich, ein Uhrenmacher — sie auch auf's freundlichste unterstützte. Diesem hat eine Kugel oder vielmehr ein Splitter einer Granate das Kinn und den untern Kiefer weggerissen, auch die Zunge stark verletzt. Er ist hergestellt und am Leben erhalten worden. Aber nur durch ein Röhrlein kann man ihm Speise beibringen zur Nahrung. Als er nach Hause kam, warteten Mutter und Tochter auf ihn im Bahnhofe. Man hat ihnen wohl geschrieben, daß er verwundet sei im Gesicht, aber von einer solchen Verwundung ahnten sie nichts. Er erkannte Mutter und Schwester; sie hätten ihn nicht erkannt. Weinen konnte er und ihnen die Hand reichen; aber sprechen kann er nicht. Wohl will man ihm ein künstliches Kinn machen, um die arge Verstellung und den schrecklichen Anblick des Unglücklichen zu beseitigen. Allein keine menschliche Kunst kann ein solches Kinn und einen solchen Kiefer machen, wie Gott ihm angeschaffen hatte, und die Sprache kann man ihm auch nicht mehr geben. Mutter und Schwester müssen ihm die Speise mühsam reichen, wie einem kleinen Kinde. Wer kann den Jammer und die Trauer diesen Leuten nachfühlen oder schildern? Da gibt Gott Gelegenheit, Glauben und Liebe zu beweisen.“

„Und nun noch ein Beispiel, das scheint zwar tröstlicher zu sein, als der Tod auf dem Schlachtfelde; aber es ist doch noch die Frage, ob es wirklich so ist.

„Ein junger Mensch wurde von einem Granatensplitter oberhalb dem linken Auge getroffen. Anfangs meinte man, er werde in vier bis fünf Wochen geheilt sein. Allein es zeigte sich bald, daß Splitter von der Hirnschale nach innen gedrungen sind. Schrecklich hat er ausstehen müssen. Nun meinte man, er sei geheilt, und fröhlich ging er zu seinen Eltern. Allein er hat oft Kopfschmerzen zum Rasendwerden, kann keiner schweren Arbeit vorstehen — er ist ein Maschinenschlosser — und man fürchtet, daß noch ein oder der andere Knochensplitter drinstecke. Was kann's mit dem armen Burschen noch werden? — Was für Schmerzen und Leiden warten seiner vielleicht noch? Nun, Ev! wie ist's? Wärs tröstlicher wenn der Kasper mit so einer Narbe heimgekommen wäre?“ — Weinend und zögernd antwortete sie: „Ach Gott, das wär freilich traurig; aber man müßt halt das Best hoffen.“

„O Herr Pfarrer!“ fiel der Schweierhans wieder ein: „Bei der Ev stehts eben jetzt wie bei der Rahel, von der's heißt: Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen.“

Sie schwieg und ihre Antwort waren Thränen.

Das Weib des Urlesbalth, eine Nachbarin, sagte dagegen: „So schnell kann man bei solchem Jammer nicht fertig werden mit Weinen. Es sollt' halt kein Krieg geben; denn er bringt über Land und Leut nur Elend.“

„Ich kann Euch doch auch ein Beispiel von Glück und Freud anführen, das in dem Krieg vorgekommen ist. Ihr werdet's wenigstens dafür nehmen. Doch der Menschen Meinung ist oft gar irrsam. Ein bayrischer Kürassier

— ich mein es war ein Unteroffizier — sah in dem Reitertreffen bei Roßbrunn, wo die preußischen Husaren von unseren Kürassieren hart mitgenommen wurden, einen Husarenoffizier verwundet unter seinem verendenden Pferde liegen. — Er wäre sicherlich von den Pferden im Kampfgewoge zertreten worden. Da springt der Kürassier von seinem Pferd, zieht den verwundeten Preußen unter seinem Gaul hervor und bringt ihn aus der Schlachtlinie an den Platz, wo er verbunden werden konnte und außer Gefahr des weitern Kampfes gebracht wurde. Der Kürassier steigt wieder auf seinen Gaul, reitet an seinen Platz und haut wieder tapfer auf die Preußen ein. Nach seinem Namen muß der preußische Offizier gefragt haben. Denn nachdem der Friede längst abgeschlossen und der Kürassier wieder in München war, kam an sein Commando ein Paquet Geld von 1500 Thalern für ihn von dem preußischen Offizier, dem er das Leben rettete. Er war ein reicher Fürst. Zugleich erkundigte sich dieser nach der Aufführung des Soldaten und versprach, daß er jeder Zeit für ihn sorgen werde. Nicht wahr, da ist Glück und Freud aus dem Krieg gekommen für den Soldaten?“

Alle Anwesenden waren sichtbar erfreut und Schweierhans, der Wortführer, sagte: „da weiß man nicht, ob man mehr den Offizier oder den Kürassier loben soll.“

Die Schusterev freute sich zwar auch; man sah es ihr an. Aber ihre Thränen floßen noch reichlicher. „Das ist freilich ein Glück, zu dem der Soldat ohne den Krieg nicht gekommen wäre. Der ist für sein ganz Leben gut dran;“ sagte sie. Der Pfarrer aber erwiederte: „Ein Sprüchwort heißt, man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Und schon ein Heide hat ausgesprochen: Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen. Man kann nicht wissen, wie der Kürassier sein Glück benützt und was noch aus ihm wird oder was ihm begegnet.

„Der Kaspar aber ist, so hoffen wir zuversichtlich, selig gestorben. Er hat das Beste erreicht, was ein Christ erkämpfen kann und soll. — Und nun, Ev, will ich Euch und Eure zwei Kinder da Gott und Seinem Geist überlassen.“

Mit einem Segenswunsch für alle Anwesenden entfernte er sich.

(Schluß folgt.)

Jagd im Norden und im Süden.

Unsere deutschen Wälder bargen einst eine eigenthümliche Hirschart, von der uns schon Julius Cäsar Wunderbares berichtet. Er weiß bereits den altdeutschen Namen des Wilds, alce nennt er es, Elch hieß es noch im Mittelalter, und wegen der schielenden Augen auch Schelch. Dieser größte aller Hirsche, ausgezeichnet durch das gewaltige, an 60 Pfund schwere, dreieckige Schaufelgeweih, ist nun aus Deutschland vertrieben; aber von Ostpreußen an erstreckt sich sein Gebiet noch immer weit in den Norden bis nach Amerika hinüber und in's östliche Kanada herab. Daselbst heißt es Muhs (moose), und wird von den Indianern und Ansiedlern mit besonderer Lust gejagt. Die Indianer sagen nämlich, die Elchjagd erst mache einen vollendeten Jäger, und das nicht wegen der Größe und Kraft des Wilds, denn nur zur Brunstzeit greift es Thiere oder Menschen an. Vielmehr beruht seine Hauptstärke in dem feinen Gehör; und dem Indianer erscheint es als die größte Geschicklichkeit, wenn er diesem scheuesten aller Hirsche beizukommen weiß, ohne von ihm gehört zu werden. Drei bis vier Tage lang kann er ihm auf Schneeschuhen nachsetzen, indem er seine Spuren im Schnee verfolgt, immer bemüht, sich so



außer dem Strich des Windes zu erhalten, daß keine seiner Bewegungen dem Elch hörbar wird. Hat er es endlich angeschossen, so setzt es sich freilich zur Wehr, außer wenn es sehr abgemattet ist; in beiden Fällen läßt sich am Erfolg der Jagd kaum mehr zweifeln. Dennoch ist es schon vorgekommen, daß es den Jäger mit den Vorderfüßen todtgeschlagen hat. Das Fleisch ist sehr beliebt, besonders die Schnauze und die Zunge; die Indianer, die seiner Jagd obliegen, bauen wohl eine Hütte an der Stelle, wo eines erlegt ist, und bleiben daselbst, so lang man zu essen hat. Dann zieht man fort, um weitere zu schießen, und näht alle gewonnenen Häute zusammen, um Boote zu haben, in denen man, wenn das Eis schmilzt, auf den Flüssen zurückkehrt. —

Ganz anders ist's mit der Jagd des Tigers bestellt. Die fürstliche Art, dieselbe zu betreiben, besteht darin, daß die Jäger auf Elephanten

sich dem Tiger in den Weg stellen, während dieser von Hunderten von Hindu's ihnen mit Lattenschlägen auf's Gebüsch und lautem Geschrei entgegengetrieben wird. Im Ganzen ist das eine ungefährliche Jagd; wenn aber der Elephant durch den Urwald davon rennt, befindet sich der Reiter in keiner beneidenswerthen Lage.

Die gewöhnlichere Methode wird uns von einem Offizier erzählt, der im Berglande der Kols die Bekanntschaft des Tigers machte. „Man sagte mir, ein Tiger habe am Rande des Waldes eine Kuh getödtet. Ich begab mich an den Platz, besah mir die Felsenreihe, vor welcher das Aas lag, in dürren Blättern gebettet, die jeden noch so vorsichtigen Schritt hörbar machten, und beschloß, auf einem nahen Baume zu warten, bis der Maharadsch (Großkönig, so heißen ihn die Kols) sich wieder einstelle, die Kuh zu verzehren. Eine niedrige Bettstelle, Tscharpai (Vierfuß) genannt, wurde von den Dorfleuten auf dem nächsten Mangobaum festgebunden, und gegen Abend stieg ich mit meinem Freunde, dem Doktor, auf den Baum, nachdem ich meinen Sonnenhut mit ein paar Pistolen und meine dicken Schuhe am Fuß desselben abgelegt hatte. Wir hatten unsere doppelläufigen Büchsen in bester Ordnung, konnten uns bequem zwischen die Zweige setzen, und die Begleiter zogen sich in die nächste Hütte zurück.

„Der Vollmond gieng auf, die Nacht war still, nur selten sauste die Nachtluft hörbar durch die dürren Blätter am Boden. Es ist aber eine Aufgabe, so regungslos Stunde um Stunde horchend zu sitzen; wir hatten beschlossen nicht einmal zu lispeln, und da der Tiger kein Freund des Tabaks ist, waren auch Cigarren verboten. Wir wurden immer müder und krämpfiger, aber saßen fest wie Helden. Höher und höher stieg der Mond, bis er die todte Kuh mit Glanz überschüttete; noch immer kein Laut. Es wurde gar zu langweilig, daher ich endlich meine Zweifel ausdrückte, ob der Großkönig auch kommen werde, und zuletzt gar mich dahin aussprach, ich wolle nicht länger warten; ich ließ mich vom Baum herab, zog meine Schuhe an und sagte mit nicht mehr leiser Stimme, ich werde nun den Führern rufen. Ohne viel Besinnen rief ich laut: Munda! In demselben Augenblick erhob sich im Busch gerade neben mir ein Gebrüll, das mich wirklich entsetzte. Ich war in einer fatalen Lage, hatte einen Schuh angezogen und war noch mit dem andern beschäftigt, während die Büchse auf dem Baume lag. Würde ich hinaufsteigen, so könnte der Großkönig mich am sichersten überfallen. Doch fielen mir jetzt die Pistolen ein, die freilich näher dem Busche zu im Hute lagen. Mit dem einen Schuh am Fuße trat ich zu ihnen, ergriff und spannte sie, während ich mich zurückzog, von des Doktors Büchse über mir gedeckt. Im Nu war ich wieder auf dem Baume, dießmal ohne eines Menschen Hilfe, die mir doch am Abend unentbehrlich geschienen hatte. „Gott sei Dank!“ sagte der Doktor, als ich mich wieder neben ihn setzte, „ich hatte dich schon aufgegeben.“ Und darauf schoß er in den Busch, während unser Geleite sich mit Fackeln näherte. Wir schliefen die Nacht in unserm Zelt beim Dorfe vollends aus.

„Kaum war es Morgen geworden, als ein Kol daherrannte und berichtete, die Kuh sei fort. Wir fanden ihre Spuren. Hundert Fuß weit vom Mangobaum lagen die Eingeweide mit dem Magen, und auf dem vier Fuß hohen Felsen weiter hinten die Kuh; der Tiger mußte sie mit den Zähnen gepackt haben und hinauf gehüpft sein. Da er sich satt gefressen hatte, wußten die Kols, daß man ihn nicht in der Ferne zu suchen habe, und nachdem ich meinen Standort gewählt, fiengen sie an, ihn mir zuzutreiben. In wenigen Minuten erhob er sich und gallopirte schwerfällig auf mich zu, den Schwanz hoch in der Luft. Ich zielte, traf einen Zweig — und der Tiger verschwand.

„Die Priester wußten, warum mirs nicht gelungen sei; ich hatte die Göttin nicht angerufen. In Wirklichkeit haben aber die eingebornen Jäger das vor uns voraus, daß sie geduldiger sitzen können. Auf den rauhen Zweigen ruhen sie unbeweglich vom Abend bis zum Morgen, und darum gelingt es ihnen so viel besser als uns unmüßigen Weißen, das vorsichtige Wild mit ihren schlechten Waffen zu erlegen. Wie aber der Tiger sich ungehört an unsern Baum hatte herschleichen können, bleibt mir noch immer ein Räthsel. In Orissa erleichtert man sich das Tigerschießen noch damit, daß man eine Oellampe neben dem Aas aufstellt; es ist erwiesen, daß der Tiger sich vor dem Lichte nicht

fürchtet, vielmehr von demselben geradezu angezogen wird; wie viel bequemer es sich aber damit bei Nacht zielen läßt, erhellt ohne weiteres.

„Wie oft aber die Jagd in's Gejagtwerden umschlägt, brauche ich nicht zu sagen. Den Menschen packt der Tiger, wie seine übrige Beute, in den meisten Fällen am Nacken, aber oft auch am Arm oder Schenkel. So wurden Major Colnett und Hauptmann Fenwick beide von dem gereizten Thier am Schenkel ergriffen, über die Achsel geschleudert und so davon getragen. Von einem Bekannten, der zwischen den Stoßzähnen eines Elephanten an einen Baumstamm gequetscht verendete, kann ich noch heute nicht ruhig reden. —

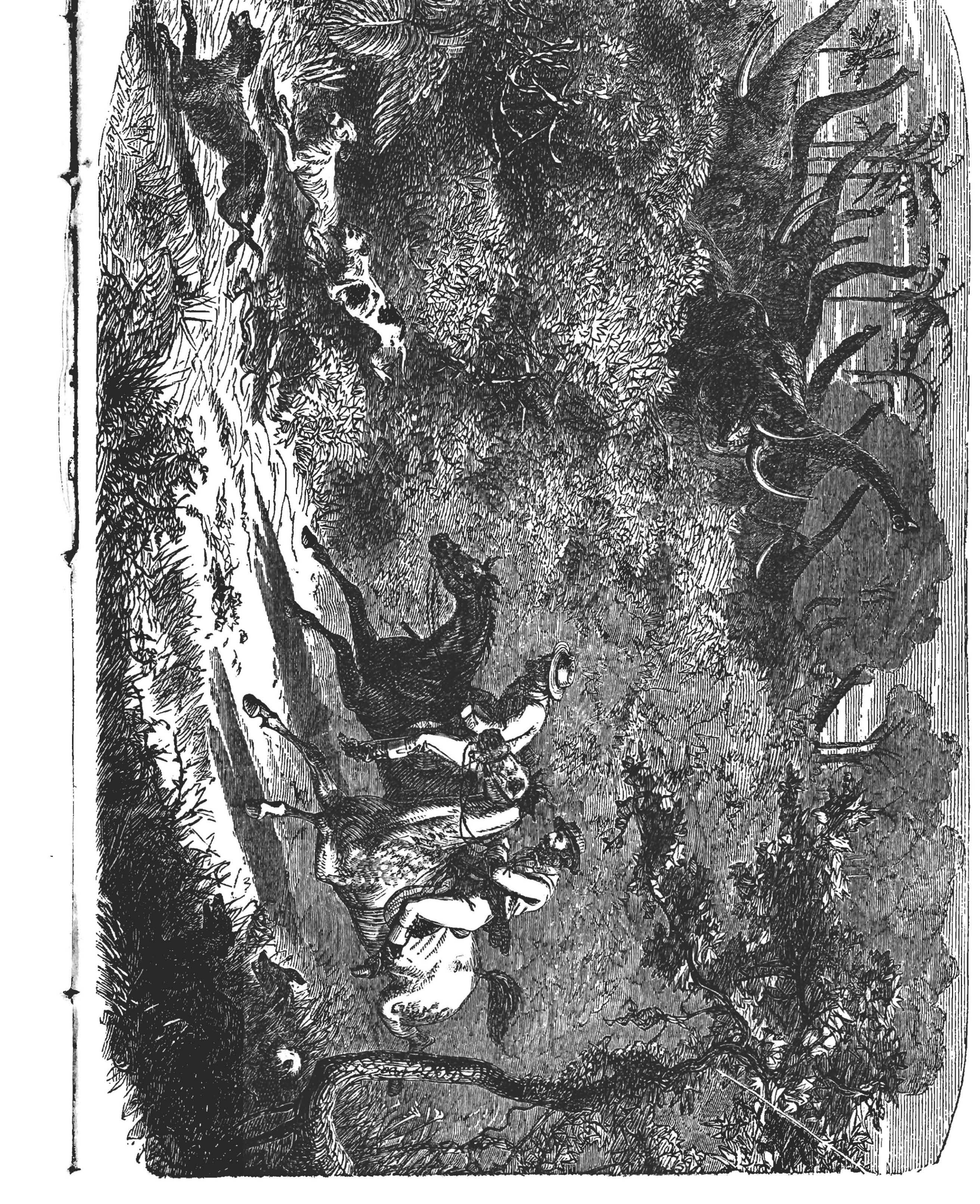
„Der sauerste Jagdtag meines Lebens kam über mich in ganz unvorhergesehener Weise. Wir reisten mit Frauen und Kindern von Bangalur nach Talatscheri, und waren, Palankinträger und Fackelmänner eingerechnet, wohl unser 80. Morgens und Abends giengs in leichten Märschen voran, bis wir in den dichten Dschangal (Wald) des Wayanadu kamen. Da ritten wir den lärmenden Palankinen etwas voran, und meines Freundes Hunde jagten Hasen und anderes Wild in Menge auf, bis plötzlich ein gewaltiger Elch (d. h. von der indischen Art) uns über den Weg rannte, und Hunde, Pferde, und die mitlaufenden Pferdknechte durch dick und dünn ihm nachsetzten, wir wußten selbst kaum wie. Allein die Dornen des Urwalds brachten uns nach einer halben Stunde zur Besinnung, — wir fanden einen Weg und hielten ihn für die Straße nach Westen; ohne uns lange zu besinnen, suchten wir darauf die Palankine einzuholen.

„Nun aber kamen wir an eine Stelle, wo drei Straßen zusammenliefen. Führer waren keine zur Hand, wir mußten uns auf den Instinkt der Pferde und Hunde verlassen, zogen die Zügel an und folgten zuletzt, wie uns schien, der Richtung, die sie einstimmig für die rechte hielten. Die armen Thiere hattens nicht auf's Beste getroffen, die Räderspuren müssen sie irre geführt haben, wie sie auch uns betrogen. Nach einer halben Stunde traten wir aus dem dunkeln Dickicht des Urwalds in eine hellbeschienene Lichtung, wo die Holzhauer tüchtig gehaust hatten. Da standen — wohl 50 Elephanten von allen Größen, Zweige brechend, um sich damit wedelnd der Fliegen zu erwehren oder sie mit dem Rüssel durch das Maul zu ziehen, je nach der Art der Bäume, von welchen sie sie herabrissen.

„Unsere Pferde waren werthvolle Araber, mit denen sich in aller Ruhe ein gelungener Rückzug hätte ausführen lassen, wären wir nur gleich besonnen gewesen. So aber hatte uns der überraschende Anblick dermaßen aus der Fassung gebracht, daß die beiden Araber, schneller entschlossen als wir, im hellen Jux sich der Gebisse bemächtigten und in vollem Galopp durch die dichteste Masse der Kolosse in den Dschangal auf der entgegengesetzten Seite flogen, wie mir schien, zu eben so großer Bestürzung der Heerde, wie ihrer Reiter. Nach allen Seiten hin zerstreuten sich die gestörten Blätterfresser, indem sie im betäubendsten Gebell ihren Schrecken austrompeteten; die Hunde aber hielten wacker Schritt mit uns.

„Nicht lange ließen uns die Elephanten im Ungewissen über ihre Absicht. Sie erholten sich nur zu schnell von ihrem Entsetzen, und brüllend vor Aerger und Unmuth jagten sie uns nach. Sie hätten uns vielleicht eingeholt, wenn ihre erste Betroffenheit uns nicht etwas hätte vorauskommen lassen. Wie ein Sturm zog es jetzt durch den Wald, allerwärts Blätterrauschen und Zweigekrachen im schönsten Verein mit dem ununterbrochenen Donner der schweren Füße. Die Jagd wurde immer heißer, bis sie sich wirklich zu einem Wettrennen steigerte. Ebenso listig als wüthend, wählten die Dickhäuter abkürzende Pfade, die nur ihnen bekannt waren, bis sie uns wirklich zu überflügeln drohten. Fast eine halbe Stunde weit rannten wir ihnen zur Seite, nur durch eine undurchdringliche Kaktushecke getrennt, die wir dankbar segneten, während wir doch jeden Augenblick fürchteten, sie möchte irgendwo eine Unterbrechung erleiden, die unser Schicksal besiegelt hätte.

„Zum Glück war das nicht der Fall. Meilenweit waren wir schon fortgestürmt, wie mit einem Strick um den Hals, und die armen Pferde konnten kaum mehr länger Athem holen, auch ihnen gieng es an die Seele, als ein lautes Geschrei urplötzlich ankündigte, daß Menschen uns entgegenkommen. Es war eine unsägliche



Erleichterung für die gepreßte Brust. Die Elephanten hörtens und schienen zu verstehen, was es bedeute, denn sie stunden still und mit einer Abschiedssalve von Drohgebrülle eilten sie in den Dschangal zurück. Bald darnach stießen wir auf eine ansehnliche Schaar Holzhauer, deren Ochsenkarren mit ihren Spuren unsere Pferde auf den Holzweg geführt hatten.

„Sobald wir uns von der Angst erholt hatten, merkten wir, daß wir den ganzen Tag gefastet hatten. In solchen Fällen seufzt man gewöhnlich nicht nach Löffeln und Gabeln. Mit wahrer Jägergier machten wir uns über den Reis und Kari der Arbeiter her, formten den Reis in regelrechte Kugeln und warfen sie mit derselben Sicherheit in den Mund, wie der geübteste Brahmane es nur immer vermochte. Dann öffneten wir die jungen Kokosnüsse, welche die Paniyer aus dem Tiefland heraufgebracht hatten, und tranken ihr köstliches Wasser. Darauf gieng es zurück, den Weg, den wir gekommen waren, bis wir nicht ohne einen Schauder die Lichtung erreichten, wo die erste Begegnung mit den Elephanten Statt gefunden hatte. Zitternd standen da die schwarzen Pferdknechte, welchen die Sorge um uns ein bleifarbiges Ansehen gegeben hatte. Im ersten Schrecken hatten sie die geladenen Gewehre, welche sie trugen, weggeworfen, um sich auf den höchsten Baum in nächster Nähe zu flüchten; und diesen Gewehren hatten sie vielleicht ihre eigene Rettung zu danken. Denn irgend ein neugieriger Elephant, der sie gefunden, hatte sie in die Höhe geworfen, und war über den Schuß, mit welchem sie sich entluden, so erschrocken, daß er mit seinen Freunden sich eiligst aus dem Staube machte.

„Es war Mitternacht geworden, als wir das Bangala (Reisehaus) erreichten, in welchem unsere Angehörigen sich noch vor Mittag eingefunden hatten. Ihre Sorge um uns während dieser langen Stunden läßt sich leichter nachfühlen als beschreiben."

Denkmäler aus den ersten Zeiten des Christenthums in Gallien.

Für Alle, denen es beim Studium der Geschichte um Wahrheit zu thun ist, sind die Alterthumsforschungen, an denen unsere Zeit so reich ist, von hohem Interesse. Mündliche Ueberlieferungen — wie vielfach schmückt sie die dichtende Sage aus! Geschichtswerke — wie einseitig ist oft der Parteistandpunkt des Verfassers, und welche Zweifel lassen sich gegen die Richtigkeit der Abschriften erheben. Auch für den Zweifelsüchtigsten unwiderlegbar sprechen dagegen die in Stein gegrabenen Inschriften des grauen Alterthums, die unbemerkt kein Griffel ändern konnte, in kurzen Zügen die Ereignisse und Anschauungen ihrer Zeit aus. Wir haben früher schon unsern Lesern manches von dem mitgetheilt, was seit den eingehenden Forschungen H. v. Rossi's uns die römischen Katakomben alles erzählen. Auch in Frankreich hat jetzt ein Gelehrter, E. Le Blant die ältesten christlichen Gräber bis zum achten Jahrhundert zum Gegenstand eines fast zwanzigjährigen Studiums gemacht. Verglichen mit den römischen Katakomben liefern sie freilich nur eine geringe Ausbeute; doch hat Le Blant auch in ihnen des Wissenswürdigen genug gefunden. Als Beweis, wie gründlich er bei seinen Untersuchungen zu Werke gieng, schicken wir ein Ergebniß derselben voraus — das nicht so ganz geringfügig ist, als es auf den ersten Anschein aussieht.

An die äußere Wand gewisser Grabgewölbe in den Katakomben ist ein gläsernes oder thönernes Fläschchen befestigt, das eine farbige Substanz enthält. Seit Leibnitz in jener Substanz Blut zu erkennen glaubte, betrachtet der römische Stuhl unbedingt alle jene Gräber als die Ruhestätten von Märtyrern und übergibt die darin befindlichen Gebeine der Verehrung der Gläubigen. So wurden 1853 der Kathedrale von Amiens die irdischen Ueberreste der Aurelia Theodosia übersandt, die ihr Mann in ihrer Grabschrift eine benignissima et incomparabilis femina (ein gutes, unvergleichliches Weib) nennt. Es genügte, jenes Gefäß bei ihrem Grab zu finden, um sogleich eine heilige Theodosia aus ihr zu machen. Le Blant nun zeigt mit schlagenden Beweisen, daß die dem irdenen Fläschchen beigelegte Wichtigkeit sehr neuen Ursprungs ist; daß man dasselbe vergeblich in solchen Gräbern suchte, die man mit Sicherheit als die von Märtyrern kennt, und es dagegen häufig bei solchen fand, deren Inschriften deutlich zeigten, daß hier keine Leute beigesetzt waren, von denen man annahm, der Zeugentod sei für sie der Eingang zum ewigen Leben geworden. In keiner dieser Inschriften spiegelt sich der Geist jener ersten Zeit, wo unter Verfolgung und Druck der Glaube nur um so triumphirender sein Haupt erhob; es sind vielmehr die alltäglichsten Redensarten, wie: „Sie war ein Wunder von Jugend, Schönheit und Anmuth" — „sie hat mir drei Kinder gegeben" — „sie war gütig gegen Jedermann" u. s. w. Ja, es kommen in ihnen sogar Anklänge an das Heidenthum vor, die auf dem Grabe eines Märtyrers jedes christliche Gemüth hätten empören müssen.

Was hat denn aber dann jenes Fläschchen mit Blut zu bedeuten? Auch hierauf weiß Le Blant Bescheid. Es ist bekannt, daß während der Christenverfolgungen die Gläubigen sich um ihre hingeschlachteten Brüder zu schaaren, ihre Marterwerkzeuge zu küssen, ihre verstümmelten Glieder zu sammeln, und ihr auf die Erde geflossenes Blut mit ihren Tüchern aufzufassen pflegten. Läßt sich da nicht annehmen, daß wie dieses Blut als Schutzwehr für die Lebenden aufbewahrt wurde, auch im Tode Manche sich noch unter dessen Schirm zu begeben wünschten? Traute man doch nach einer der Grabschriften diesem Blute die Kraft zu, „die Sünden aller Derer abzuwaschen, die in seiner Nähe ruhen." Dann aber deutet ein solches Gefäß offenbar nicht auf das Grab eines Märtyrers, sondern auf das eines Christen, dessen Sorge, sich unter den Schutz eines Blutzeugen zu begeben, das Geständniß enthält, daß ihm selbst vor dem zukünftigen Gerichte noch etwas bange war.

Doch zur Sache. Die erste Aufgabe, die Le Blant sich stellte, war die, das Alter derjenigen Grabschriften zu ermitteln, bei denen die Jahrszahl fehlt. So schwer sie zu lösen war, glaubt er doch den Schlüssel dazu gefunden zu haben, da sein Freund Rossi in Rom ohne jegliche Rücksprache ganz zu denselben Resultaten kam wie er. Der Grundsatz, von dem er ausgeht, ist einfach der: Aus den datirten Inschriften lassen sich die zu einer gewissen Zeit beliebten Ausdrucksweisen erkennen, und nach diesen läßt sich bei aufmerksamem Studium das Alter der undatirten bestimmen. So glaubt man jetzt also mit ziemlicher Sicherheit zu wissen, welcher Zeit die Gräber angehören, die den verschlungenen Namenszug Christi, einen Anker, einen Fisch, das Zeichen des Kreuzes haben; wann vor dem Namen des Verstorbenen der Ausruf: „Lebe wohl! have, vale, lebe in Gott;" wann das seither so allgemein gewordene hic requiescit (hier ruht) gesetzt wurde, und wann man auf dem Denkmal den Tag des Begräbnisses, den Namen der Eltern oder der Freunde, welche dasselbe errichtet hatten, anzugeben pflegte u. s. w.

Es war das für Le Blant als Franzosen von besonderem Interesse. Denn obgleich Sulpicius Severus uns sagt, daß es vor Marc Aurels Zeiten in Frankreich keine Märtyrer des christlichen Glaubens gegeben habe, obgleich sich aus der Lebensbeschreibung des h. Martin entnehmen läßt, daß im vierten Jahrhundert die innern Provinzen Galliens noch durchaus heidnisch waren, läßt die mündliche Ueberlieferung dennoch die neue Lehre von den unmittelbaren Schülern der Apostel Petrus und Paulus dort verkündet werden; kein anderes Volk ist nach ihr den Franzosen im Christenthum vorangegangen, ganz unbestritten sind sie die ältesten Söhne der Kirche. Jede etwas bedeutendere Stadt hat sich mit eigener Hand eine glorreiche Vergangenheit zurecht gemacht; jede hat vom ersten Jahrhundert an ihre Bekenner, ihre Bischöfe, ihre Märtyrer, denen sie Kirchen baut, über die sie Legenden

dichtet, und die sie mit größerem Vertrauen anruft als die Heiligen ihrer Nachbarstadt. Nun trägt aber die älteste der christlichen Grabschriften Galliens die Jahreszahl 334; somit gehört sie bereits der Zeit an, in der durch Constantin das Christenthum zur Staatsreligion erhoben wurde. Einige undatirte freilich scheinen älteren Ursprungs zu sein. Eine derselben auf einem zerbrochenen Grabstein in Marseille erinnert durch die Art ihrer Abfassung an die Katakomben. Sie lautet: „dem Sentrius Volusianus, Sohn des Eutyches, und dem Sentrius Fortunatus, ihren sehr frommen Kindern, die den Märtyrertod durch Feuer erlitten haben, hat ihre Mutter Eulogia dieses Denkmal errichtet. Der, welchem Alles möglich ist, sende uns Erquickung; refrigeret nos qui omnia potest!" Da haben wir also zwei Märtyrer, deren die Kirchengeschichte nicht erwähnt. Le Blant hält dieses Denkmal für das älteste Galliens und setzt es in die Zeit Marc Aurels. Einige andere Inschriften könnten nach ihm dem dritten Jahrhundert angehören. Immerhin sind sie um ein gutes jünger als viele der in den Katakomben aufgefundenen, deren älteste auf das Jahr 71 zurückführt. Läßt sich daraus nicht schließen, daß zur Zeit Constantins das Christenthum in Gallien erst seit Kurzem Wurzel geschlagen haben mußte? Oder wäre es denkbar, daß eine der Sage nach schon seit mehr als 200 Jahren eingebürgerte Religion nur so vereinzelte Spuren hinterlassen haben sollte?

Diese Gräber erzählen uns ferner, in welchen Gegegenden Frankreichs das Christenthum zuerst Eingang fand. Nicht überall war der Boden gleich bereitet; im Innern des Landes behauptete sich entschieden das Heidenthum viel länger als in den von der griechischen und römischen Kultur berührten Küstenstrichen. Es ist das nicht zu verwundern. Einfache Landleute von beschränktem Gesichtskreis werden der väterlichen Götter und Sitten nicht so leicht müde wie die Bewohner der großen Städte an den Hauptadern des Handels und des Verkehrs, die ihre Bekanntschaft mit Fremden aller Länder für alles Neue empfänglicher macht. Der in gebildeteren Geistern erwachende Durst nach immer höherer Erkenntniß und die krankhafte Ueberreizung der Seele durch die gesteigerte Verfeinerung der Lebensweise hatten in der römischen Welt ein allgemeines Sehnen nach etwas Neuem geweckt. Dieses dunkle Verlangen fand vielfach Nahrung durch die verschiedenen orientalischen Religionen, die um jene Zeit ihre Bekenner in Rom hatten, und deren Geheimlehren und leidenschaftliche Andacht im nüchternen, kühlen Abendland wirklich fremdartige Erscheinungen waren. All das mußte zusammenwirken, dem Christenthum innerhalb der Grenzen des römischen Reichs den Weg zu bereiten. Gallien aber war eine noch neue Eroberung und unter dem Firniß der römischen Herrschaft lebte auf dem Lande wenigstens der alte Volksgeist noch fort; somit war dort dem Christenthum noch weit weniger Bahn gebrochen. Marseille und Arles, beide von ihrer Gründung her halb griechisch geblieben, und unaufhörlich von Fremden besucht, Vienne an der großen Landstraße nach Belgien, Germanien und Britannien, Lyon endlich, dessen Handel so ausgedehnt war, daß man darin die Gräber eines Waffenschmieds aus Puzzola, eines Kaufmanns aus Karthago und eines Händlers aus Arabien findet, — das waren die Plätze, an denen es seine ersten Bekenner zählte.

Schon im fünften Jahrhundert erhob sich zwischen den Städten Arles und Vienne ein lebhafter Streit um die Ehre, welche von ihnen am frühesten das Christenthum angenommen habe. Päpste und Kirchenversammlungen wurden befragt, ohne daß es ihnen gelungen wäre, die verschiedenen Ansichten zu versöhnen. Jede der beiden Städte wollte der andern im Glauben vorangegangen sein, und wo es an Beweisgründen fehlte, nahm man zu frommer List seine Zuflucht. Le Blant's Studien sprechen entschieden Arles den Vorrang zu, dessen Denkmäler bedeutend älter sind als die von Vienne; einige der Inschriften erinnern durch die Einfachheit, Natürlichkeit und Reinheit ihres Styls sogar an die besten Zeiten. Sie beginnen mit der alten Formel der Katakomben: „Friede sei mit dir!" Noch deutlicher aber als die Inschriften sprechen die Basreliefs dieser Denkmäler. So arbeitete man zur Zeit Constantins nicht mehr. Es gab unter ihm wohl noch einige Architekten; die Baukunst war die letzte der Künste, welche die Römer verlernten; aber Bildhauer gab es keine mehr, und um einen Triumphbogen zu

schmücken, mußte man einen andern plündern. Gewiß ist also, daß der Christus, den man auf einem der Gräber von Arles sieht, und dem der Künstler die Stellung eines altrömischen Redners gegeben hat, nicht erst dem vierten Jahrhundert angehören kann. Ebenso wenig hätte man damals noch die edlen, keuschen weiblichen Gestalten auszuführen vermocht, unter deren langen Schleiern man noch das Ebenmaß der antiken Formen Griechenlands durchzufühlen glaubt. Die Werke aus Constantins Zeit sind nicht so schöner Art. Die Barbarei der Kunst gieng den barbarischen Horden voran, die das römische Reich überflutheten. Vom vierten Jahrhundert an wird der Meißel der Bildhauer zu schwerfällig, solche Gestalten hervorzubringen. Sie begnügten sich damit, entweder Tauben oder die verschlungenen Züge des Namens Christi grob zu schnitzen; endlich verstanden sie nichts mehr zu machen als das Kreuz — von allen christlichen Sinnbildern das leichteste für eine ungeschickte Hand. So war es fast weniger die große Erinnerung, die sich an dieses Zeichen knüpft, als das Unvermögen der Künstler, etwas anderes zu leisten, was dasselbe im vierten Jahrhundert so allgemein machte.

Jener ältesten Denkmäler hat, wie schon bemerkt, Frankreich nicht viele; doch sind auch die späteren von hohem geschichtlichem Interesse.

Wenn man in Rom vom Studium der heidnischen Grabschriften plötzlich zu dem der christlichen übergeht, so fühlt man sich alsbald in eine neue Welt versetzt. Die auf den heidnischen Gräbern so häufigen Bezeichnungen „Sklave" und „Freigelassener" sind da fast mit Einem Male verschwunden. Nicht als ob das Christenthum mit Einem Schlag die Sklaverei aufgehoben hätte; eine so gewaltsame Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse durfte es nicht wagen; aber da es sie nicht abschaffen konnte, arbeitete es wenigstens daran, sie zu mildern. In der Gemeinde der Gläubigen betrachtete sich der Sklave als einen Befreiten des Herrn, der Freie nannte sich mit Wonne einen Knecht Christi, und in diesem freiwilligen Tausch ihres gegenseitigen Verhältnisses lag wirklich eine gewisse Ausgleichung desselben. Auch die langen Verzeichnisse politischer oder städtischer Aemter, mit denen Personen von einiger Wichtigkeit bis dahin so gerne prangten, sucht man in den Grabschriften der Christen vergeblich: irdische Würden waren in ihren Augen einer solchen Erinnerung nicht werth. Ebenso ist die Abkunft des Verstorbenen selten erwähnt; er zählt nicht, wie es früher üblich war, wohlgefällig die Reihe seiner Ahnen auf, weil Jesus gesagt hat: „Ihr sollt Niemand Vater heißen auf Erden, denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist." Deßhalb weigerten sich auch die Märtyrer so entschieden, irgend eine Auskunft über ihre Familie zu geben. Auf die Frage des Henkers: „Wer sind deine Eltern?" antworteten sie nur: „Ich bin ein Christ." Dieß eine Wort enthielt ihr ganzes Geschlechtsregister; auch auf dem Grabe eines Gläubigen war kein anderes von Nöthen. Gleiches Schweigen über seinen Beruf, sein Handwerk. Nicht als hätte er sich desselben geschämt; aber das Trachten eines Christen sollte ja nur auf das gerichtet sein, was droben ist. Da konnte natürlich auch nicht von seinem Besitz und seinen Erben die Rede sein, wie man das auf heidnischen Grabschriften so häufig findet. Alle irdischen Interessen müssen schweigen vor dem Tod. Sogar die Erinnerung an das Vaterland scheint zu erlöschen; man findet es fast nicht mehr der Mühe werth, wie früher die Provinz oder den Geburtsort des Verstorbenen zu verzeichnen. „Ein Christ", heißt es in den Akten der Märtyrer, „hat keine Stadt hienieden; seine Heimat ist das himmlische Jerusalem." Es galt noch der alte Spruch: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu."

Wer bewundert heutzutage nicht diese herrlichen Worte? Ein Römer aber begriff sie nicht; er konnte sie nur mit Staunen und Entrüstung hören. Was gab es den Alten Größeres und Heiligeres als ihre Familie, ihr Vaterland! Wie war doch das Haus, die Vaterstadt der Mittelpunkt aller ihrer Freuden und Pflichten, ja ihres ganzen Lebens! Man denke sich ihre Verwunderung, als sie hörten, von dieser Liebe sollen sie los werden; ihre Wuth bei dem Gedanken, gerade die Güter, die bisher die Würze und den Stolz ihres Lebens gemacht hatten, sollen ihnen entrissen werden! War es doch wirklich ein

Stück ihres Herzens, das man damit den Heiden nahm! Daher beschuldigten sie auch in ihrer blinden Wuth die Anhänger der neuen Lehre, das menschliche Geschlecht zu hassen (odio generis hummani convicti). Nie gab es einen in Wahrheit ungerechteren und dem Scheine nach gegründeteren Vorwurf. Oder hieß es denn nicht das menschliche Geschlecht hassen, wenn man sich von ihm absonderte, seine tiefgewurzeltsten Gefühle verdamnkte und sich eine grausame Freude daraus machte, es alles dessen zu berauben, ohne was das Leben unmöglich schien?

Wundern wir uns also nicht so sehr, daß der Grimm des Volkes, der Grimm derer besonders, die ihr Urtheil mehr durch ihre Neigungen als durch Gründe bestimmen lassen, wieder und wieder in helle Flammen ausbrach gegen die Christen und man sich nicht damit begnügte, sie auf's bitterste zu verfolgen, sondern sie eigentlich als den Auswurf des Menschengeschlechts betrachtete. Wenn man schon erstaunt gefragt hat, wie es denn möglich gewesen sei, daß eine Lehre, die gerade dem Volke von Anfang an so einleuchtend hätte sein sollen, mit so bitterer Feindschaft von ihm begrüßt wurde, hat man vergessen, wie tief dieselbe in seine seitherigen Lebensansichten einschnitt, wie viele alte Bande sie zerriß.

Die Staatsmänner hatten andere, aber nicht weniger schwer wiegende Beschwerden dagegen. Da ihnen in der Regel mehr an der Gegenwart als an der Zukunft, mehr an der Größe ihres Volks als an dem Wohl der Menschheit liegt, konnten sie nicht ohne Grund das Christenthum beschuldigen, es vermindere den Haß gegen das Ausland, indem es alle Menschen verbrüdere. In ihren Augen erschütterte die Unterordnung des irdischen Vaterlands unter das himmlische das Nationalgefühl gerade in dem Zeitpunkt, in dem das Reich zur Schutzwehr gegen die hereinbrechenden Barbaren desselben am meisten bedurfte. Von dem Augenblick an, in dem man diese als Brüder betrachtete, wurde es ja verwerflich, ihr Blut zu vergießen, und man konnte sich fragen, ob ein Streiter Jesu Christi auch noch für den Kaiser kämpfen könne. Viele glaubten mit Tertullian, der Herr habe seinen Jüngern das Tragen des Schwerts untersagt, indem er Petrus befahl, es auf die Seite zu legen. Der heil. Julius zwar äußerte, er sei Soldat gewesen und habe dem lebendigen Gott zugleich mit dem römischen Kaiser gedient; aus den Grabschriften der ersten Christen aber geht deutlich hervor, daß der heil. Julius darin nicht viele Nachfolger hatte; denn nur sehr selten findet man auf denselben die Bezeichnung Soldat.

Diese Abneigung vor dem Kriegsdienst enthielt eine Mißbillung des Standes, der bis dahin von allen als der edelste betrachtet wurde und inmitten so vieler Gefahren jedenfalls dem Kaiser der nützlichste schien. Eine solche Lehre hieß ja das Reich entwaffnen und es geradezu den Barbaren überliefern; kein Kaiser konnte sie von seinem Standpunkt aus dulden. Sobald daher ein christlicher Fürst den Thron bestiegen hatte, und die kaiserlichen Legionen das Zeichen des Kreuzes auf ihren Bannern trugen, kam die Kirche dem bedrängten Staat zu Hilfe. Ein Concil schloß diejenigen vom Genuß des heil. Abendmahls aus, welche sich berechtigt glaubten, dem Kriegsdienst zu versagen: sein Beschluß aber überzeugte die Gewissen nicht. Viele hörten noch immer stehend, mit derselben Andacht wie die Evangelien, in der Versammlung der Gläubigen aus der Geschichte der Märtyrer vorlesen, wie ein heil. Martin sich weigerte zu kämpfen, wie ein Tarachus um des Glaubens willen das Heer verließ, und ein Maximilian, der als Christ das militärische Ehrenzeichen zurückwies, seinen heldenmüthigen Widerstand mit dem Leben zahlte; Viele schwankten unentschieden zwischen diesen Lehren der Vergangenheit und den neuen Verordnungen, und man wird kaum in Abrede stellen können, daß die in Folge des Christenthums verminderte Kriegslust den Sturz des römischen Reichs allerdings in Etwas beschleunigen half. Wir können uns darüber leicht trösten und wissen, daß die Menschheit dadurch mehr gewonnen als verloren hat; anders aber stand die Sache für die damaligen Kaiser. Sie konnten dieselbe nicht so ruhig ansehen, und der Haß mit dem sie sich dem Sieg des Christenthums widersetzten, ist daher von ihrer Seite so erklärlich als von der des Volkes.

Wichtiger noch als für die Weltgeschichte sind die alten Inschriften für die Kirchengeschichte, sowohl durch ihren Inhalt als durch Das, was sie nicht sagen. Nur ein einziges Mal ist auf jenen gallischen Denkmälern von der heil. Jungfrau die Rede; ihre Verehrung war also damals noch nicht so üblich wie später in der katholischen Christenheit. Sonst aber zeigen sich schon die Spuren des allmählichen Verfalls der Lehre. Verwundert vermißt man auf den meisten Inschriften den Titel „Bruder," mit dem doch die Prediger ihre Gemeinden anredeten und die Christen einander im täglichen Leben begrüßten. Auf den ältesten christlichen Grabschriften findet sich derselbe so manchfach, daß Rossi annehmen zu dürfen glaubt, die junge Gemeinde müsse unter dem Namen ecclesia fratrum (Brüderkirche), der auf einem Denkmal des mauritanischen Cäsarea zu lesen ist, bekannt gewesen sein. Läßt sich daraus nicht schließen, daß, als die Zeit der ersten Liebe vorüber war, die Christen des 4. Jahrhunderts ihre Sklaven, Clienten oder Untergebenen nicht mehr ihre Brüder nennen mochten, und daß alle die Gleichgiltigen, die von da an den Kaisern zu Gefallen der neuen Staatsreligion zufielen, ihre alten Vorurtheile mit in dieselbe herüber nahmen? — Eine Grabschrift vom Jahr 501 erzählt uns, daß vor seinem Ende ein Christ einem seiner Knechte die Freiheit geschenkt habe, „um seiner Seligkeit willen." Damals schon hoffte man also für den Verstorbenen einen Gewinn von seinen guten Werken, von den „Heilmitteln der Seele," wie man sich auszudrücken pflegte. Einer noch älteren aus dem 5. Jahrhundert entnehmen wir, daß in Die ein frommer Christ, ohne Furcht dem jüngsten Gericht entgegensah, weil er auf die Fürsprache der Heiligen vertraute, quiescit in pace et diem futuri judicii intercedentibus sanctis spectit (statt expectat).

Das war auch die Zeit, in der man in der ganzen Christenheit anfieng, die Gräber um die der Märtyrer und Bekenner her zusammenzudrängen, weil jeder möglichst nahe bei ihnen ruhen wollte, um von ihnen etwas geschützt zu werden. Bei den Ausgrabungen in den Katakomben erkennt man alsbald an der Anhäufung der Gräber, wo man sich einem besonders wichtigen naht. Man nahm die Marmorbekleidung der Mauern weg, zerstörte die alten Fresken, setzte sogar die Dauerhaftigkeit der Gewölbe auf's Spiel, nur um sich noch innerhalb der Linie zu befinden, bis zu welcher man annahm, daß der Schutz des Heiligen sich erstrecke. Später, als die Reliquien in den Kirchen niedergelegt wurden, stritt man sich um das Vorrecht, dort begraben zu werden. Die Mauern und der Fußboden derselben füllten sich mit Gräbern. Eine Inschrift in Vaison beweist, daß man lange bitten mußte, um dieser Gunst theilhaftig zu werden, und ein Unterdiakon in Trier wünscht sich in ziemlich barbarischen Versen Glück, sie erlangt zu haben, „weil jetzt weder der Tartarus (Hölle) noch die furchtbaren Strafen ihm mehr schaden können."

(Schluß folgt.)

Aus dem Kavalleristenleben.

Von J. K.

1. Eine grausige Rettung.

Der Bürgermeister Mattern von Marnheim war ein stattlicher Mann. Er maß seine sechs Schuh und einige Zoll wie Dampf. Wenn er durch das Dorf gieng und seine Anordnung traf, so galt sein Wort, und wo er sich zeigte, griffen die Bauern schon von ferne ehrfurchtsvoll nach der Mütze.

Diesen Respekt verdankte er aber nicht etwa besonderem Reichthum, sondern lediglich seinem persönlichen Wohlwollen, seiner Herzensgüte und

unverwüstlichen Geistesfrische. Man sah es dem kerzengeraden Mann an, wenn er im gemessenen Schritt einhergieng, daß er dem ersten Napoleon nicht den schlechtesten Kürassier abgegeben hatte, und wenn er erzählte von dem, was er in des großen Weltenstürmers Kriegen erlebt, so glaubte mans ihm auf sein Wort; denn wer sein entschlossenes Regiment in der Gemeinde kannte, traute ihm auch im Felde was Rechtes zu. Dabei war er fern von jeder Aufschneiderei; die vielen Freunde hatten dieselben Stückchen wohl schon dutzendweise gehört, die er heute wieder bei der Versteigerung hinter dem frischen Schoppen Zellerthaler zum Besten gab.

Einmal, es war in dem berühmten Reitertreffen bei Liebertwolkwitz, wo Mürats treffliche Kavallerieregimenter von der jungen preußischen Reiterei und den unerbittlichen Kosacken so hart mitgenommen wurden, ward auch Matterns Kürassierregiment gänzlich versprengt. Mattern selbst war in der regellosen Flucht völlig abgetrennt worden und wurde von zwei Kosacken aufs heftigste verfolgt. Aber so trefflich sein Rappe auch attackirte, mußte er doch bald mit Schrecken gewahren, wie die Feinde auf ihren flüchtigen Rossen näher und näher kamen. Schon merkt er, daß er nicht mehr ausreißen kann, und will um Pardon flehen, als er sieht, wie der eine seiner Verfolger dem andern ziemlich voraus ist. Da ist sein Entschluß gefaßt. Plötzlich wirft er sein Pferd herum, parirt dem athemlos heranstürmenden vordersten Kosacken die Lanze und sticht ihn vom Pferd herab; und als in demselben Augenblick auch der andere heranfliegt, überliefert er ihn dem gleichen Schicksal.

Seine schönste Carriere machte er aber in Spanien. Dort begegnete es ihm einmal bei einem Ueberfall, während alle Kameraden die Flucht ergriffen, daß sein schlechtes Pferd nicht aus dem Platze gieng. Welch armer Mann ein Reiter ist, der das Unglück hat, ein schlechtes Pferd zu bekommen, weiß nur der Kavallerist selber. Da hats dann mit der üblichen Ueberhebung über den Schlucker von Infanterist bald ein Ende. Mattern gab dem störrigen Thiere die besten Worte; aber vergeblich. Er spornte es, daß das Blut zur Erde rieselte, bearbeitete es mit dem Säbel, wie es die gewaltigen Sehnen des nervigen Armes nur immer zuließen; alles umsonst. Schon umtönt ihn das Mordgebrüll des feindlichen Reiterschwarms in nächster Nähe, und er weiß aus Erfahrung, daß es sein Leben gilt, denn die Guerrillas machen kurzen Prozeß. Da, im letzten Augenblick, haut er mit furchtbarer Gewalt dem Pferde beide Sporen zugleich in den Leib und hinfliegt es mit Windeseile über die Fläche, aller Anstrengungen der Verfolger spottend. —

Hatte er heute vor den grimmigen Guerrillas sein Heil in der Flucht gesucht, morgen war die Hatze wieder an ihm. Alles unter Hunger und Entbehrung jeder Art, gebraten von der südlichen Sonne. Die Kämpfe wollten kein Ende nehmen. So kam der Sommer 1812. Während die Erde seufzte unter dem Druck der mächtigen Heeresmassen, die sich nach Rußlands Steppen wälzten, begann in Spanien die Franzosenmacht vor dem immer furchtbarer lodernden Kampfesfeuer eines verletzten Volksthums an allen Ecken und Enden zu weichen. So war auch die Reiterschwadron unseres Mattern auf dem Rückzug begriffen. Es war ein brennender Sommermorgen, so schwül, daß die matten Reiter fast aus dem Sattel fielen und die Zunge am Gaumen klebte. Furcht vor einem feindlichen Ueberfall ängstete sie heute nicht. Wohl waren sie bei der Nachhut; aber lange nicht die letzten. Rechts und links marschirte Infanterie und leichte Kavallerie, und besonders deckte letztere noch den Rücken. Der Zug gieng einem Gebirg entlang, und prachtvoll funkelten die Gewehre der Infanteriecolonne, die auf dem nackten Rücken des nächsten Höhenzugs postirt war, im Glanz der Morgensonne. Für die Reiter ein liebliches Bild, zumal sie eben ein dichtes Gehölz passirt hatten. Alle sahen hinüber zu den nahen Bergen, wie die Infanteriemassen im blitzenden Sonnenstrahl wogten. Mattern war bei der Nachhut der Schwadron. Er dachte sich heim ins liebliche Zellerthal, ins Departement Donnersberg, wo er den majestätischen Gipfel so oft in gleicher Entfernung gegrüßt hatte, wenn er in den schönen Jugendjahren seine Pferde durch das fette Ackerland im „Haherfeld" trieb; und die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen, bis sie im Dunkel des prachtvollen blonden Bartes verschwanden.

Bis heute hatte ihn sein himmlischer Vater so treu mit erbarmender Liebe geführt und sein junges Leben gewahrt vor den verborgenen Schüssen der Guerrillas, wie vor dem Kugelregen und Speerstich der offenen Bataille. Wird Er dieß auch ferner noch thun? oder wird doch die blutgetränkte spanische Erde, wo so viele deutsche Kameraden schon moderten, auch diesen geplagten Körper noch bergen? Solche Gedanken umflatterten unsern Mattern und machten ihn dem freundlichen Zuruf eines treuen deutschen Kameraden, bei einer neuen schönen Bewegung der fernen Infanterie, nur schwer zugänglich.

Bei zwei Stunden mochte man unter dem kaum wechselnden Anblick fortgeritten sein, als von der rechten Seite das Gehölz wieder näher rückte, an dessen Saum ein friedliches Dörfchen zu passiren war. Schon hatte die Eskadron das Dorf hinter sich; schon war auch Mattern bei den letzten einzelnen Häusern angekommen, als ein starkes Guerrillakorps die Nachhut fast ganz aufhob. Nur ein paar Mann sprengten mit Mattern der Schwadron nach, umtost von dem Büchsengeknatter der Feinde. Schon glaubt er sich aus dem Bereich der Verfolger, als ein junges, bildschönes Mädchen seinem Pferd in den Zügel fällt und ihn festhält. Mattern fleht mit der Innigkeit, die die Liebe zum Leben gebietet, und mit der ganzen Zärtlichkeit, die die holde Erscheinung einflößt, zu der unvorhergesehenen Feindin. Legt ihr in deutschen Tönen zwar, aber mit wehmüthigster Bitte die Nähe seiner Verfolger und seines sicheren Todes ans Herz. Umsonst. Stumm starrt ihn die schöne Spanierin mit den dunklen Augen an und hält nur krampfhafter den Zügel des Pferdes fest.

Dieses Pferd war treu wie Gold und das beste, das er auf allen seinen Kriegszügen geritten. Auf seine Schnelligkeit konnte er sich so sicher verlassen, daß er auch, nachdem alles Bitten bei der fanatisirten Jungfrau vergeblich war, noch schwankte, zum Aeußersten zu greifen. Freilich hatten die Guerrillas keine Reiterei zur Hand und er einen guten Vorsprung. Aber schon nahten sie in beflügelter Eile, zumal die Eskadron, noch vom Schrecken der Flucht gelähmt, aus der Ferne unthätig die Bewegungen der Feinde beobachtete. Nun aber zieht er seinen gewaltigen Säbel, sieht die Spanierin, die wie eine Bildsäule an dem Pferde hängt, mit einem durchbohrenden Blicke an und droht, ihr den Kopf zu zerspalten, wenn sie nicht augenblicklich die Zügel fahren lasse. Alles vergeblich! Sie ist entschlossen zu sterben, wenn nur auch der verhaßte Franke seinen Tod finden muß. So furchtbar hatte die Geistlichkeit das Volk fanatisirt, daß ein ehrlicher Pfälzer, der einmal seinem Quartierherrn im Verlauf des Gesprächs sich als Protestant enthüllt hatte, sich von ihm im Haar krauen lassen mußte, ob er nicht doch Hörner trage. Auch die junge Spanierin wird in dem treuen Mattern den leibhaftigen Teufel gesehen haben; sie wird sich von ihrem Opfer einen schönen Lohn, einen sicheren Platz im Paradies versprochen haben; und jetzt ermuntert sie noch der Zuruf der nahenden Freunde, muthig auszuhalten. Da, im letzten Augenblick, faßt Mattern seinen Säbel mit Macht; mit furchtbarer Gewalt zischt der Streich durch die Luft, der der schönen Spanierin — beide Arme durchhaut, und das Pferd fliegt mit seinem Reiter davon, ohne von den nachfolgenden Kugeln erreicht zu werden.

Aber Entsetzen ergreift die ganze Eskadron, als er ankommt; denn an dem Zügel des Pferdes hängen immer noch die beiden krampfhaft geschlossenen Hände des beherzten Mädchens, und nie hat Mattern diese entsetzliche Thatsache erzählt, ohne daß dem kraftvollen Manne Thränen der tiefsten Wehmuth ins Auge kamen. Immer wieder hat er sich entschuldigt, daß er um des eignen Lebens willen nicht anders habe handeln können.

Mir aber schiens, als ob dieser einzelne Zug deutlicher besage, was es mit jenem spanischen Kriege auf sich hatte, als eine lange Beschreibung der einzelnen Feldzüge.

Sinnbilder.

Von A. G.

1. Der Apotheker.

Bibelfeste Christen werden leider mit jedem Jahr seltener. Darunter verstehe ich nicht solche, die mit großer Selbstgefälligkeit und Bestimmtheit z. B. anzugeben im Stand sind, wie vielmal dieses oder jenes Wort in der Bibel vorkomme; wohl aber Leute, welche durch tägliches andächtiges Lesen und Forschen im Wort Gottes sich so vertraut mit ihm gemacht haben, und so darinnen zu Hause sind, daß sie daraus für alle Fälle flugs holen können, was Noth thut, und gleich dem lieben Heiland selbst namentlich auch jede noch so lockende Versuchung mit dem Wort: „es stehet geschrieben“ zurückzuweisen im Stande sind.

Wenn du in eine Apotheke kommst, so schaue einmal, wenn du auf die verlangte Arznei warten mußt, mit stiller Aufmerksamkeit dem Walten des Apothekers in ihr zu. Vielleicht liegen ein Dutzend Recepte auf seinem Tisch, die alle in kurzer Frist bereinigt werden sollen. Aber der Apotheker ist in seinem Element; in seiner Apotheke ist er schon lange zu Haus, er kennt jede Schublade, jede Büchse und Flasche, und flugs holt er bald aus einer Lade, bald aus einer Büchse die vom Arzt für die verschiedenen Leiden und Krankheiten vorgeschriebenen Mittel, um daraus zur Heilung und Genesung dienliche Arzneien zu bereiten.

Von diesem Mann kannst du, mein lieber Christ! viel lernen. Wie er in seiner Apotheke zu Hause ist, in ähnlicher Weise werde du mit deiner Bibel vertraut, damit du zu jeder Zeit die für die einzelnsten Fälle dienlichsten Mittel hervorholen, und für dich und andere daraus flugs entnehmen könnest, was nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt. 2 Tim. 3, 16.

2. Das fleißige Bienlein.

Sprüche 6, 6. sagt Salomo: gehe hin zur Ameise, du Fauler! siehe ihre Weise an und lerne. Ob sie wohl keinen Fürsten, noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brod im Sommer, und sammelt ihre Speise in der Ernte. Mit gleichem Recht kann das von der fleißigen Biene gesagt werden. Sobald die wärmeren Sonnenstrahlen des Frühlings den Bienenstock bescheinen, kommen die Bienlein schaarenweise hervorgekrochen, putzen mit ihren Füßen die Flügel und fliegen hinaus in Garten, Wiesen, Aecker und Wälder, naschen in den Blüthen den Honigsaft, und ziehen den Blüthenstaub als gelbe Höslein an, fliegen reich beladen des Tags ein Dutzend und aber ein Dutzendmal wieder nach Haus, und emsig bauen sie ihre Zelle und füllen sie mit süßem Honig. Sie sputen sich an jedem schönen Frühlings-Sommer- und Herbsttag, weil sie ahnen, daß auf diese die kalten Herbst- und Wintertage folgen. Da gilts dann, so lange die Kälte sie nicht in betäubendem Schlummer gefangen hält, von dem gesammelten Vorrath zu zehren, bis der Frühling wieder kommt, und der frohe Flug von Neuem beginnen kann.

So sammle auch du, mein lieber Christ! in den Tagen der Jugend und der geistigen und körperlichen Kraft geistliche Speise, trag unverdrossen in die Kammer deines Gedächtnisses und Herzens einen reichen Vorrath von Sprüchen der Bibel, von Kernliedern und tiefen Schriftwahrheiten. Bald, gar bald kommen die Tage herbei, von welchen du sagen wirst: sie gefallen mir nicht, die Tage der Einsamkeit und des Verwaistseins, die Tage der Krankheit und des Alters, da Niemand mehr wirken kann. Wie glücklich wirst du dann dich fühlen, wenn du die gefüllten Vorrathskammern öffnen, und mit dem Honigseim des Worts Gottes deine Seele erlaben und nähren kannst, bis es heißt: der Winter ist vergangen und der Frühling ist wieder herbeigekommen! Dann erst erfährst du, wie wahr das Wort des 119. Psalm ist: „wo dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elende. Ich will deine Befehle nimmer mehr vergessen, denn du erquickest mich damit.“

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.



as Gebet der Elenden dringt durch die Wolken.

Gedicht von Fr. B.

1.

Seit Monden war kein Regen mehr gekommen
Und Glutdampf über Sanct Eustach gelegen,
Staub wirbelte vom Feld auf, von den Wegen,
Das Missionsgehöft' nicht ausgenommen.

Und wieder schiens, der Tag, der erst entglommen,
Gedenke zu verschwinden ohne Regen;
Dem sah die schwarze Dienerin betrübt entgegen,
Warf auf die Kniee sich und rief beklommen:

„O Herr! du weißt, daß ich nur noch in Tropfen
Das Wasser für den Herd vermag zu finden,
So wolle doch dein armes Kind erhören!

An welche Thür soll die Geplagte klopfen,
Vor welchem Ohr ich meine Noth verkünden,
Wenn du dich nicht willst gnädig zu mir kehren?“

2.

Und sieh! Mit Macht erhob nach wenig Stunden
Der lang ersehnte Westwind seine Flügel,
Die Bäume rauschten auf dem nahen Hügel,
Die welken ahnten, daß sie bald gesunden;

Gefüllt mit Balsam für der Erde Wunden
Kam Wolk' um Wolke her, erschloß die Riegel
Und reicher Regen floß. Des Betens Siegel,
Des Vaters Ja und Amen war gefunden.

O wer nur wie ein Kind Ihm Alles klagte, —
Ob weiß, ob schwarz die Haut, was wills bedeuten?
Wenn nur das Herz kann „Abba Vater!“ sagen, —

Und wer an Seiner Hilfe nie verzagte,
Der zählte stets zu den beglückten Leuten
Und wüßte nur von schönen, sel'gen Tagen. —

Der Vermißte.

Eine Erzählung von K. W.

(Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Wie man in der Armensitzung zu Egersheim der Schustersev gedachte und auch ein wenig vom Regiment disputirte.

Der Tod des Kaspar erregte unter allen Einwohnern von Egersheim große Theilnahme. Denn daß ein Dorfsbursch in der Schlacht geblieben sei, war ein Ereigniß, das selbst die kleinen Buben schon beschäftigte. Daß auch unter der ländlichen Jugend Poeten sich finden, die eine Sache in's Glänzende auszumalen verstehen, wenn sie davon vor ihren Genossen sprechen, kann man öfters erfahren, wenn man Lust und Gelegenheit hat, auf die Spiele der Knaben zu achten. Kaspar wurde in seinem Tod der gefeierte Held, vom dem die Phantasie der kleinen Dorfdichter große Dinge zu rühmen wußte. Zehn und zwanzig Preußen ließ man über ihn kommen, die er theils mit den Kugeln, theils mit dem Bajonet alle niedermachte, bis zuletzt eine Kanonenkugel hergeflogen kam und ihn tödtete. „Wenn die Kugel nicht gekommen wäre," versicherte so ein achtjähriger Dorfpoet seine noch jüngeren Zuhörer, „wäre der Kaspar ein Fürnehmer und ein Hoher geworden." Natürlich drückten die Jungen ihren Aerger aus über die Kanonenkugel, und einer wunderte sich nur, daß der Kaspar nicht auf die Seite gesprungen sei.

Nicht viel weiter, als auf solchen Tadel, reichte auch die Theilnahme der Wirthshaushelden, deren tägliches Gespräch ebenfalls der Tod des Kaspar war. Und es ist zum Staunen, welche absonderliche Vorstellung sich auch bejahrtere Leute auf dem Lande vom Hergang einer Schlacht machten. Konnte doch mehr als eine Mutter zu ihrem Sohne beim Einrücken unter Thränen sagen: „Gelt Hansjörg, nimm dich fein in Acht und laß dich nit zu weit ein, daß dir nichts passirt!"

Eine Theilnahme aber für die Mutter und Geschwister des Kaspar durch eine Unterstützung derselben zeigte sich bei der großen Menge nicht. Nur der Vogelbauer und seine Frau, die wußten, welch einen fleißigen Knecht sie an dem opferwilligen Sohne der Wittwe verloren hatten, vermehrten ihre Gaben an die ihrer Stütze beraubte Familie. Doch auch der Ortsvorsteher trug Mitleiden mit der Ev und suchte dieß nachhaltig an den Tag zu legen. Er gehörte nicht zu den Bauern, sondern war nur ein Söldner. Und es ist eine leidige Erfahrung, daß Bauern um so stolzer und hartherziger werden, je mehr Güter sie haben, und je besser die Zeiten sind, d. h. je theurer das Vieh und das Getreide ist. Der Ortsvorsteher war auch sonst seinen Mitbürgern an Verstand und Kenntnissen weit voraus. Der Stangelsmichel, das war der Hausname des Ortsvorstehers, war früher selbst Soldat und dann Kutscher eines Herrn gewesen, der ihn auch zum Betrieb seiner Oekonomie beizog. Das war für den Stangelsmichel kein Schad. Dabei war er nicht hochfahrend, trotzdem daß er auch mit der Feder gut fortkonnte. Wenn sonst ein Bauersmann nur halbweg ordentlich schreiben und Geschriebenes lesen kann, so bildet er sich schon ein, alle Gelehrsamkeit zu besitzen. Durch die Großbauern wäre der Stangelsmichel auch nicht zum Ortsvorsteher gewählt worden; die meinen, dazu tauge nur ein Großer, der nicht so viel Umlagen aufkommen lasse, zu denen sie am meisten zahlen müssen. Der Stangelsmichel, der zu den Kleinen gehörte, wurde von diesen zum Ortsvorsteher gewählt, denn ihrer ist doch immer eine größere Zahl als der Großen.

Nun war bald, nachdem die Nachricht vom Tode des Kaspar Herrle angekommen war, eine Armensitzung in Egersheim. Außer dem Pfarrer, der in Stiftungs-, Schul- und Armenangelegenheiten alleiniger Vorstand des Kollegiums ist,

müssen an einer Armensitzung alle Gemeindebevollmächtigten mit dem Ortsvorsteher Theil nehmen. Es handelte sich dießmal um einige unvorhergesehene, außerordentliche Leistungen, namentlich auch darum, einen vierzehnjährigen Buben, der keine Eltern mehr hatte, ein Handwerk erlernen zu lassen, und das Lehrgeld auf die Armenkasse zu übernehmen. Dabei gab es schon zähen Widerstand seitens der Bauern, die unter den Gemeindebevollmächtigten saßen. Besonders fuhr der dicke Stoffelsbauer hart und scharf dagegen aus: „Was, ein Lehrgeld au noch zahlen?!" polterte er. „Der Bub soll den Bauern dienen; da bekommt er einen Lohn und man braucht nichts für ihn zu zahlen. Niemand will den Bauern dienen, und die Bauern müssen doch Alles erhalten und nähren."

„Seid Ihr fertig, Stoffelbauer?" fragte der Pfarrer. „Dann muß ich doch auch ein Wörtle sagen. Nach Eurer Meinung wären alle andern Leute nur wie Drohnen im Bienenstock, die von Eurem gesammelten Honig zehren, ohne Arbeit, unentgeltlich. Aber ich habe noch nie gesehen, daß ihr Bauern Getreide, Schmalz und Eier umsonst gebt, oder ein Stück Vieh hinschenkt, daß die Leute Fleisch kriegen ohne Geld. So viel ich weiß, laßt Ihr Euch auf der Schranne, auf dem Markt und zu Haus Alles zahlen und haltet drauf, um den theuersten Preis Eure Lebensmittel anzubringen. Wenn es keine Leute gäbe, die solche Dinge kaufen müßten, so würdet Ihr bald in Eurem Fett ersticken. Die Einbildung, die Ihr da vorbracht habt, Stoffelsbauer, kommt davon her, daß man von einem ausschließlichen Nährstand spricht, für den Ihr Bauern Euch haltet. Aber die großen Herren, die Schul- und Kirchendiener, die Handwerker und Taglöhner, die keinen Viehstand und keine Feldgüter haben, müssen Euch nähren, gehören also auch zum Nährstand; die von Gott geordneten Stände sind aus dem vierten Gebot zu lernen. Was man von einem Lehr-, Wehr- und Nährstand spricht, gibt keine richtige Unterscheidung, macht höchstens aufgeblasen."

„Eine Predigt gehört da nit her!" platzte der Stoffelsbauer wieder heraus.

„Warum nicht?" meinte der Pfarrer. „Es mag Euch zur Unzeit kommen, was ich sagte; aber Ihr habt Eure Meinung ausgesprochen, und da sie falsch ist, mußte ich die meinige dagegen vorbringen. Wir kommen jetzt gleich wieder auf unsern eigentlichen Berathungsgegenstand. Nehmt Ihr den Buben in Dienst, Stoffelsbauer, so brauchen wir kein Lehrgeld für ihn zu zahlen."

„Ich kann nur einen Buben brauchen," entgegnete noch immer barsch der Stoffelsbauer, „der beim Vieh aufgewachsen ist, der au weiß, was man im Stall zu thun hat, und Futter schneiden kann. So Einer, der nichts hat schaffen sehen und müssen im Stall und im Feld, weiß nit, wie man eine Mistgabel angreift. Der verdient das Essen nit."

„So, so! Dann werden wir eben doch ein Lehrgeld für den Buben zahlen und ihn ein Handwerk lernen lassen müssen. Denn so wie der Stoffelsbauer sagen andere Bauern auch;" schloß der Pfarrer.

Der Ortsvorsteher schmunzelte, wie der Stoffelsbauer so abgefahren ist, und stimmte gleich für Uebernahme des Lehrgeldes auf die Armenkasse. Ihm stimmten nun auch die übrigen Bauern bei. „Wir werden ja doch immer überstimmt", fügte der Stoffelsbauer seiner Abstimmung bei. —

Aber jetzt kam der Ortsvorsteher mit einem Antrag, der die Bauern im hohen Rath vollends in Harnisch brachte. Er leitete seinen Antrag ein mit Hinweisung auf das Unglück des Krieges, das einzelne Gegenden und einzelne Familien besonders schwer getroffen. Nun kam er auf den schweren Verlust zu sprechen, den die Schusterseu und ihre zwei unglücklichen Kinder durch den Tod ihres Sohnes und Bruders erlitten haben. Darauf gründete er seinen Antrag, den er als Pflicht der Gemeinde bezeichnete, der Familie eine monatliche Unterstützung aus der Armenkasse zu verabreichen.

Er konnte nicht so weit fortfahren, bis er auch die monatliche Summe der Unterstützung genannt hätte. Denn der Fischbauer, auch einer von den Großen im Rathe, fuhr drein: „Was noch gar, eine monatliche Unterstützung für die Schustereu auch noch! Sie kann schaffen, ihre Tochter ist wohl krüppelhaft, aber verdient sich mit Nähen etwas Schönes, und der Bub kann ja doch die Nadel auch schon wieder führen, wie ich hör'. — Was kann die Gemeinde dafür,

daß der Kaspar im Krieg blieben ist? Da soll der König sorgen."

Der Ortsvorsteher lächelte, wahrscheinlich über das kluge Verlangen, daß der König sorgen soll für die Leute, welche durch den Krieg in Schaden kamen. Aber ehe er wieder zu Wort kommen konnte, schrie der Stoffelsbauer wieder: „Das wär was Neues, daß man einer Mutter etwas gäb für ihren Sohn, den sie im Krieg verloren hat."

„Etwas Neues — meinetwegen;" sagte ernst und bedächtig der Ortsvorsteher. „Aber dem Stoffelsbauer hat man für einen Gaul, den er zum Krieg hergeben mußt', 300 fl. gegeben; dem Fischbauer 275 fl. und dem Wiedebauern dort gar 325 fl. Das ist in der Ordnung. Allein wenn man einer armen Mutter eine Unterstützung gäbe, weil ihr Sohn zum Krieg weggenommen wurde und fiel, das wär nach eurer Meinung unrecht. So lang man den reichen Leuten für einen Gaul, der zum Krieg genommen wird, mehr gibt, als er werth ist, und einer armen Familie den Sohn, der ihre Stütze ist, nimmt, ohne auch nur einen geringen Ersatz dafür zu geben, was der Sohn der Familie verdienen würde, ist das Regiment ungerecht. Inzwischen muß die Gemeinde eintreten, dieß Unrecht wenigstens theilweis gut zu machen."

„Schau, schau, was der Stangelsmichel für Mucken im Kopf hat;" bemerkte spöttisch der Wiedenbauer.

Der Pfarrer suchte den Ausbruch des Zornes zu dämmen, der sich beim Ortsvorsteher durch Anschwellen der Stirnader schon zeigte. Die Bezeichnung „Stangelsmichel," die er sonst gar nicht übel nahm, ist ihm wahrscheinlich als eine Hinweisung auf seinen niedrigen Stand gegenüber einem Bauern erschienen, und hier war er als Ortsvorsteher doch der Erste. Deßhalb sagte der Pfarrer: „Ich muß dem Ortsvorsteher beistimmen, daß in Militärsachen große Ungleichheit und somit Unrecht herrscht. Alle Steuern für den Staat und seine Verwaltung werden doch nach dem Besitz und Vermögen erhoben. Kriegsdienst leisten, Soldat werden, ist auch eine Bürgerpflicht. Ihre Ausübung sollte man nicht nach dem Loos bestimmen, man sollte nicht den ärmsten Bürger durch Wegnahme seines Sohnes zu einer höhern Leistung nöthigen als den reichsten, der erst noch seinen Sohn loskaufen kann."

„Und mancher baumstarke Bauernsohn läuft herum, weil er für untauglich zum Soldaten erfunden wurde. Denn da kann ein ganz kleiner Fehler untauglich machen, wenn er bemerkt wird." So ließ sich der Ortsvorsteher weiter vernehmen mit einem stechenden Blick auf den Fischbauer. „Es wär' nit mehr als billig, daß Freigewordene, die durch ihren unbedeutenden Fehler nicht verhindert werden, zu arbeiten und der Familie Nutzen zu bringen, mit einer Steuer belegt würden, wovon man arme Eltern, die ihren Sohn in den Krieg und wohl gar in den Tod geben mußten, unterstützte."

„Wir haben die Gesetze nit gemacht!" fiel trotzig der Fischbauer ein.

„Wohl, wohl!" bemerkte hier der Büttner, der auch in der „Vollmacht" saß. „Man red't au nur davon, daß in Militärsachen die Gesetze unrecht sind und besser werden dürften."

„Und daß man die Menschen höher achten sollte als Thiere oder Sachen," fuhr hier der Pfarrer fort, „wär auch an der Zeit. Um eine verlorne Kanone wieder zu erobern, opfert man zehn und zwanzig Menschen. — Würde man die Menschen höher schätzen und auch für jeden Sohn, den man einer Familie nimmt, einen Ersatz leisten müssen, so würde man nicht so leicht in einen Krieg sich einlassen. Daß es nothwendige Kriege gibt, die nicht vermieden werden können, die geführt werden müssen, wollen wir damit nicht bestreiten."

„Zwischen Preußen und Oesterreich war wohl der Krieg nothwendig," meinte der Ortsvorsteher, „um einmal dem beständigen Gezerr um die Oberherrlichkeit ein Ende zu machen. Zwei Hähne auf einem Mist thun nicht gut; das ist eine bekannte Sache. Der Schwächere muß eben weichen."

„Aber, liebe Leute! wir sind schon wieder von unserm Geschäft abgekommen;" lenkte der Pfarrer ein. „Wie viel meint ihr denn, der Schusterseв monatlich aus der Armenkasse geben zu wollen?"

Der Ortsvorsteher schlug monatlich vier Gulden vor. Und dieß wurde auch zum Beschluß erhoben. Der Pfarrer aber sollte das der Ev und ihren Kindern sagen.

Siebentes Kapitel.

Wie die Schusterseв endlich doch stille wird.

Zwischen der Zeit, da der Pfarrer die Schusterseв in Kenntniß setzte von dem Tode ihres Sohnes bis dahin, wo in der Armensitzung beschlossen wurde, ihr monatlich vier Gulden Unterstützung zu geben, waren einige Wochen verstrichen, und in dieser Zeit kam über sie und ihre Kinder noch eine andere Trübsal, die sie sehr quälte und ängstigte. Daß sie während der Krankheit ihres Mannes Geld aufnehmen und dafür ihr Häuslein verpfänden mußte, haben wir schon gesagt. Als ihre drei Kinder noch gesund waren und etwas verdienen konnten, fieng sie an, Schulden abzuzahlen. Aber viel konnte das nicht sein. Wie dann zwei ihrer Kinder elend wurden, die Bäbi wenig, der Balthas gar nichts verdienen konnte, wohl aber in seiner Krankheit mehr brauchte für Doktor und Apotheker, da war's mit dem Abzahlen der Schulden aus, obschon der Kapper von seinem Lohn reichliche Unterstützung leistete. Nun kam die Kriegszeit, der Kapper mußte fort und kam nicht wieder, der Zufluß zur Bestreitung des Hauswesens, der von ihm gekommen war, vertrocknete; in der Kriegsangst und während der Einquartierungszeit verwendeten die Weiber und Töchter auf Hoffahrt und neue Kleidungsstücke gar nichts und auch für Männer und Buben ließ man nichts Neues anfertigen, so daß die Bäbi und der Balthas nur Flickarbeiten hatten: — da reichte der Verdienst kaum hin zur Herbeischaffung des täglichen Brodes. Ja die Bauern wurden so karg, daß sie nicht einmal zum Schneiden und Einernten des Getreides Taglöhner einthaten, weßhalb auch die Ev kaum hie und da ein paar Kreuzer verdiente. Wäre die Vogelbäuerin nicht gewesen, so hätten sich unsere drei Hausarmen manchmal hungrig in's Bett legen müssen. In dieser Zeit konnte die Ev auch mit dem Zins für die Paar hundert Gulden, die auf dem Häuslein standen, nicht rechtzeitig aufkommen.

Nun kam der Jud gelaufen und drang auf Zahlung des Kapitals. Er brauche sein Geld selbst, sagte er. In Wirklichkeit aber hatte er gerade einen Liebhaber für sein Häuslein und da ließ sich ein schönes Stück Geld gewinnen, falls die Ev nicht bezahlen konnte. Und woher sollte sie jetzt Geld bekommen? Bauern, welche stets mehrere hundert, ja tausend Gulden im Hause liegen hatten, versicherten hoch und theuer, keine fünf Gulden vorräthig zu haben. Insofern mochten sie die Wahrheit sagen, als sie ihr Geld an einen schwer zugänglichen Ort versteckt oder vergraben hatten. Nun gieng's bei der Schusterseв wieder recht an's Weinen und Klagen. Und selbst der Balthas, welcher durch seine Krankheit ganz zu dem Herrn sich treiben ließ und seinen Glauben und Gebet, Geduld und Ergebung zur Ermunterung für Mutter und Schwester kräftig erwies, wurde jetzt kleinlaut und zaghaft. Das liebe Häuslein verlassen und in Zins ziehen zu sollen, das stellte er sich unerträglicher vor als seine Krankheit.

Wohl betete er fleißig, und trieb auch Mutter und Schwester dazu an; wohl erinnerte er an den Oelkrug der Wittwe unter den Kindern der Propheten, aus dem durch die Wunderkraft des Propheten Elisa nach dem Willen Gottes so viel Oel floß, daß sie von dem Erlös ihren Schuldherrn bezahlen und von dem Uebrigen sich und ihre Söhne ernähren konnte: allein es schien Gott den Glauben des Balthas auf eine schwere Probe stellen und weder sein Gebet erhören noch sonst Mittel und Wege zeigen zu wollen, wodurch der Schuldherr bezahlt und das Häuslein erhalten werden konnte. Auch das Lied, welches ihn stets als ein Heilsbrunn in seinem Schmerz und in seiner Trübsal reichlich erquickte und stärkte, — das Lied: „Befiehl du deine Wege!" — wollte kein Labsal mehr bieten.

Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud!

wie oft hielt er sich diese Worte vor; aber die Zeit, darin Hilfe möglich gewesen wäre, der Termin, der gestellt war zur Zahlung, gieng vorüber. Nirgends hatte die Mutter ein Anlehen auftreiben können und Balthas sagte am letzten Abend vor dem Tage des Ablaufes der gegebenen Zahlungsfrist mehr im Tone der Verzagtheit als der Ergebung: „Der Herr will uns das Häuslein nicht erhalten, so müssen wir uns eben auch diese Demüthigung gefallen lassen, und der lieben Wohnung den Rücken kehren."

Die Bäbi merkte, daß beim Balthas die rechte Stimmung nicht vorhanden sei, deßhalb mahnte sie: „Wollen wir doch von Gott nicht lassen, sondern uns fest an ihn klammern im Glauben, der thut, wie er spricht:

Auf meinen lieben Gott
Trau ich in Angst und Noth.
Er kann mich allzeit retten
Aus Trübsal, Angst und Nöthen.
Mein Unglück kann er wenden,
Es steht in seinen Händen.

Balthas fühlte den Vorwurf des Kleinglaubens, den ihm die Schwester mit diesen Worten machte. Er seufzte deshalb und zwar, wie man merken konnte, zum Zeichen seiner Reue. Zugleich forderte er die Mutter und Schwester auch auf zur Abendandacht, die er seit einiger Zeit regelmäßig selbst hielt. Den 91. Psalm las er mit tiefer Andacht. Dieß Gottes Wort sollte ihn und die Seinen im Glauben stärken. Als Abendlied wurde gemeinsam das allbekannte, ächte Gebetslied, das die wichtigsten Verhältnisse des menschlichen Lebens Gott empfiehlt, gesprochen, das Lied von Neumann:

Herr, es ist von meinem Leben
Abermal ein Tag dahin,
Lehre mich nun Achtung geben,
Ob ich fromm gewesen bin.

Die Andachtssaiten hatten bei den drei Familiengliedern noch lange nicht ausgeschwungen, auch als sie sich zur Ruhe begeben hatten. Denn die Sorgen für den morgenden Tag drängten ein Jedes, noch im Besondern das Herz vor Gott auszuschütten. Gleichwohl erhoben sie sich auch am andern Tage vom Bette in einer Stimmung, daß man sah, es schwebten auf ihren Seelen die Worte:

Mein Gott, nun ist es wieder Morgen,
Die Nacht vollendet ihren Lauf;
Nun wachen alle meine Sorgen
Auf einmal wieder mit mir auf.

Gedrückt war ihre Stimmung auch während der Morgenandacht und stille ging ein Jedes an seine Arbeit.

So um die zehnte Stunde erschien der Pfarrer und brachte die Nachricht von dem Beschluß des Armenpflegschaftsrathes, der Schustersev monatlich eine Unterstützung von vier Gulden reichen zu wollen in Anbetracht des schweren Verlustes, den sie durch den Tod ihres Sohnes auf dem Schlachtfelde erlitten habe.

Wir können das Staunen nicht schildern, das die arme Familie bei dieser Nachricht ergriff. Aber das müssen wir sagen, daß ihr Staunen weniger an Freude angränzte, als an jenen Schrecken, der den Petrus ergriff, da er nach dem reichen Fischzug vor dem Herrn niederfiel mit den Worten: „Herr, gehe hinaus von mir; denn ich bin ein sündiger Mensch."

Balthas sammelte sich zuerst wieder aus seinem stummen Schrecken und sagte für sich hin:

Wann die Stunden sich gefunden,
Bricht die Hilf mit Macht herein,
Und dein Grämen zu beschämen,
Wird es unversehens sein.

Dem Pfarrer fiel das Benehmen der Leutlein auf. Er sah sie nach einander an, als wollte er fragen: „was ist's denn mit Euch? habt Ihr gar kein Wort des Dankes für die Euch erwiesene Wohlthat?"

Endlich brach die Mutter in Thränen und zugleich in die Worte aus: „Balthas, red' du! Ich kann nicht." Balthas befolgte mit Freuden diesen Auftrag und sagte dem Herrn Pfarrer, in welcher Angst und Noth sie schwebten. Er verschwieg nichts, auch nicht seinen Kleinglauben und schloß: „Nun hat uns Gott, der die Herzen der Männer im Armenrath lenkte, plötzlich und ganz unvermuthet gerettet. Denn jetzt können wir den Zins und alle Jahre etwas an der Schuld abzahlen und das Häuslein bleibt uns." Der Pfarrer aber fügte hinzu: „Und ich will Euch von Eurem Dränger gleich ganz befreien. Es liegt Geld bei der Kirchenstiftung. Das wollen wir auf Euer Häuslein leihen. Da werdet Ihr weder mit dem Zins, noch mit der Zahlung des Kapitals gedrängt, bis Ihrs einmal gut abtragen könnt. Ich will gleich mit dem Ortsvorsteher reden. Und kommt Euer Dränger, so schickt ihn zu mir. Er kann Zins und Kapital sogleich haben."

Dießmal gab es Freudenthränen bei der armen Familie. Die Mutter und die Tochter drückten dem Pfarrer die Hand zum Danke, und auch der Balthas drängte sich auf seinen Krücken herbei, um durch Händedruck seine freudige Dankbarkeit an den Tag zu legen.

Es war jetzt eine Freude im Hause der

Schustersev, die in hellen Thränen, in Lob und Dank Gottes und dabei in einem Gericht über die eigenen Gedanken des Zweifels und der Verzagtheit sich Luft machte. Man hätte meinen sollen, da wäre Fülle und Reichthum an die Stelle des Mangels, und volle Gesundheit an die Stelle der Gebrechlichkeit getreten; so wenig dachte die Mutter ihrer Armuth, die Bäbi ihrer Krüppelhaftigkeit und der Balthas seiner Krücken.

Wenn auch diese Freude später nachließ, als der Bedarf und die Gebrechen sich wieder bemerkbar machten, so war doch durch die eine ganz unvermuthete Hilfe der Glaube so gestärkt, das Gottvertrauen so gehoben worden, daß Sorge, Angst und Zaghaftigkeit nicht mehr Platz greifen konnten.

„Ohne all unser Verdienst und Würdigkeit, aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit allein um Christi unsers Hohenpriesters, Mittlers und Fürsprechers willen ist uns so liebliche Hilfe zugekommen. Durch Christum, unsern Herrn und Heiland wird uns auch ferner Trost und Hilfe zu Theil werden. Ach, ich hoffe, daß Er, der so manchen Gichtbrüchigen gesund machte, auch zu mir noch sprechen werde: „Stehe auf und wandele!" — So dachte, so sagte Balthas, wenn seine Mutter den Wunsch aussprach, daß doch nur er den Gebrauch aller seiner Glieder wieder bekommen möchte.

Die Bäbi vergoß dabei im Stillen heiße Thränen. Denn sie konnte nicht hoffen, daß ihr Leib ein ganz anderer werde. Sie betete deshalb auch nicht darum, sondern nur um Ergebung in das Schicksal, das sie betroffen, um Stärke, das auferlegte Kreuz zu tragen, um Glauben, damit sie in der Auferstehung einen Leib in Herrlichkeit und Kraft, einen himmlisch verklärten, geistlichen Leib erhalten möge.

Durch die Geduld und Hoffnung des Glaubens, die sie an ihren Kindern wahrnahm, wurde auch die Mutter immer mehr angetrieben, sich Christo ganz zu übergeben und aller irdischen Sorgen sich immer mehr zu entschlagen, dagegen eifrig nach dem Reiche Gottes, nach der ewigen Seligkeit zu trachten. Auch über den Tod ihres Kasper kam sie immer mehr zur Ruhe. „Bei den Menschen gilt er als Vermißter, aber Gott weiß schon, wo er ist. Er hat ihn ja zu sich genommen. Für die Erde ist er todt, aber im Himmel lebt er durch die Liebe Christi und die Gnade Gottes. Wir vermissen ihn schmerzlich; aber er ist für uns nicht verloren. Er kann nicht zu uns kommen, aber wir sollen und werden zu ihm kommen." Das waren ihre Gedanken, die sie, wenn auch in Bruchstücken und unter Thränen, unlängst bei einem Besuche in meinem Hause aussprach.

In Armuth, in Gebrechlichkeit, in Mühe und Arbeit, in Sorge und Schwachheit lebt die Schustersev zu Egersheim mit ihren beiden Kindern. Der Balthas kann noch immer nicht ohne Krücken gehen, und die Bäbi athmet immer schwerer, es wird ihr auch das Sitzen und Nähen immer lästiger. Doch stärken und ermuthigen sich alle drei mit einander an dem Beispiele Pauli und an dem Worte, das er, getrieben vom heiligen Geiste, ausspricht: „Es ist mir gegeben ein Pfahl in's Fleisch — dafür ich dreimal den Herrn geflehet habe, daß er von mir weiche. Und er hat mir gesagt: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

Gott erhalte sie und uns in dieser Gnade!

Ein Schlußwort des Erzählers.

Mir ist's, als hörte ich meine lieben Leser Unzufriedenheit darüber äußern, daß meine Erzählung einen Ausgang nehme ohne befriedigenden Abschluß. Denn die Leute, die den Gegenstand meiner Darstellung bilden, sind noch in ihrem Leid, in ihrer Gebrechlichkeit, Armuth und Mühe. Ja, wir können fürchten, daß noch mehr Trübsal und Elend ihrer warte.

Das ist wahr, und mir wäre es allerdings auch lieber gewesen, wenn ich hätte erzählen können, daß der Kaspar endlich doch noch unter den Lebenden zum Vorschein gekommen, gesund und frisch und mit einer Tapferkeitsmedaille geschmückt nach Hause gelangt sei; daß der Balthas ohne Krücken, frei und flink herum springen kann, und daß auch die Bäbi wenigstens ohne Beschwerde zu sitzen und nähen, oder durch häufiges Ergehen in reiner Luft sich die Trauer über ihre Gebrechlichkeit zu lindern vermag. Wäre die Mutter dann vollends noch durch eine

Erbschaft oder durch ein besonderes Glück ihres Kaspar in guten Wohlstand gekommen und das Alles wäre sichtbar ein Segen Gottes gewesen, der den frommen Leuten zu Theil wurde, dann hätte meine Erzählung einen erwünschten, fröhlichen Abschluß gehabt und die Mahnung wäre sichtbar darin gelegen, daß man in Leiden und Trübsalen geduldig, und im Glauben stark sein soll, damit Gott uns segnen und zu Ehren bringen könne.

Ja, ja! es wäre freilich schöner, wenn Krankheit und Schmerz weichen und Gesundheit und Wohlsein an die Stelle treten würden, wenn der Arme zu Reichthum gelangte und wenn aller Kampf in Sieg und Frieden übergienge; — schöner d. h. dem natürlichen Menschen lieber wäre das, und auch der geistliche Mensch darf das wohl wünschen. Allein heilsamer wäre es gewiß nicht, und geschrieben stehet: „wir müssen durch viel Trübsal in's Reich Gottes eingehen." Und wiederum stehet auch geschrieben: „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die Elendesten unter allen Menschen." Unsere Hoffnung auf Christum kann also erst drüben zum Besitz, unser Glaube zum Schauen, unsere Krankheit zur Gesundheit, unsere Armuth zum Reichthum werden. Kampf und Tod wird erst verschlungen in den Sieg, wenn uns Christus von diesem Leibe der Sünde und des Todes erlöset hat.

Inzwischen heißt es: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!" „Beweise dich als Diener Gottes in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöthen, in Aengsten!" Ach, wenn man dabei nur immer in einer Stimmung wäre, wie sie der selige Paul Gerhard hatte, da er sang:

Mein Herze geht in Sprüngen
Und kann nicht traurig sein,
Ist voller Freud' und Singen
Sieht lauter Sonnenschein;
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ,
Und was mich singen machet,
Ist, was im Himmel ist.

„Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich!" Allein gar oft geräth man bei langwierigen Leiden in einen Zustand, da man mit Asaph seufzt: „Wird denn der Herr ewiglich verstoßen und keine Gnade mehr erzeigen? Ist's denn ganz und gar aus mit seiner Güte? Und hat die Verheißung eine Ende? Hat denn Gott vergessen, gnädig zu sein und seine Barmherzigkeit vor Zorn verschlossen?"

In den brennenden Qualen eines solchen Zustandes ist Balsam aus Gilead der Zuspruch Gottes, vom heiligen Geist im Herzen versiegelt: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

Ueberlandfahrt.

Von L. T.

(Schluß).

Von Suez nach Bombay.

Wohl gerüttelt und geschüttelt, doch Gott sei Dank, mit ganzen Gliedern entschlüpften wir den plumpen Vans, in welchen uns die kurze halbe Stunde lang genug geworden war, und lenkten unsre Schritte nach dem Hafen, wo der Dampfer „Madras" vor Anker lag, der uns nach Bombay bringen sollte. Das an und für sich armselige Suez ist ein sehr bedeutender Hafen und Handelsplatz, und hat in den letzten 10 Jahren durch den großartigen Kanalbau, unter Herr von Lesseps Leitung, eine ziemliche Berühmtheit erlangt.

In einer nackten grauenvollen Wüstengegend gelegen macht der kleine Ort mit seinen wenigen Häuserreihen einen düsteren Eindruck.

Durch ein hohes Thor mit vor Alter schwarzen Mauren, dessen beinahe schuhdicke Thüren mit Sprüchen aus dem Koran überdeckt und mit gewaltigen eisernen Bändern versehen waren, betraten wir eine der engen Gassen und gelangten bald in das hart am Hafen theilweise vom Meer bespülte Peninsular und Oriental Hôtel, wo wir uns jedoch nur kurze Zeit verweilten, da wir noch am selben Abend uns einzuschiffen hatten. Im „Madras" waren wir glücklicher als in dem „Euxine," indem wir eine eigene, wenn auch sehr kleine Kabine bekamen.

Unser Schiff war ein sehr schöner Schraubendampfer von beträchtlicher Größe, dessen ganze Einrichtung darauf hinwies, daß es für die Gewässer der heißen Zone gebaut war; nirgends sah man feste Wände, weder in den Kabinen noch im Salon; dieselben wurden durch Jalousien ersetzt, welche so gestellt waren, daß sie jeden Einblick in die Kabinen unmöglich machten.

Eine neue Erscheinung war mir das Aufwärterpersonal, welches die Stewards (Proviantmeister) ausgenommen, aus Chinesen bestand. Als sie uns am ersten Abend den Thee servirten, fiel mir gleich die sonderbare Erscheinung dieser Leute auf; sie hatten ungemein starke lange Haare, welche sorgfältig in Zöpfe geflochten, in einem Kranz um den Kopf gelegt waren. Dieß, sowie der gänzliche Mangel an Bart, machte sie Weibern ähnlicher als Männern; im Uebrigen benehmen sie sich äußerst gesittet und höflich, servirten geschickt und sprachen durchgängig ein sehr tolerables Englisch.

Die übrige Schiffsmannschaft war ein buntes Gemisch aller möglichen Nationen: Neger von der Ostküste Afrikas, sogenannte Siddis, waren an der Maschiene und im untern Schiffsraum beschäftigt, weil die furchtbare Hitze, die dort existirt, keine europäische Constitution für die Länge aushalten könnte. Hindu's, Chinesen und Malayen versahen die niederen Matrosendienste, während die wichtigeren Posten mit Engländern besetzt waren.

Als wir Abends unsern gewöhnlichen Spaziergang das Deck entlang machten, stieß mein Fuß von ungefähr an einen dunkeln Gegenstand, welcher bei dieser Berührung zu meinem Schrecken auffuhr und mich mit einem paar dunkeln Augen verwundert ansah, sich aber bei meinem Anblick gleich wieder beruhigt an seinen alten Platz niederlegte. Ich bemerkte nun, daß das ganze Verdeckgeländer entlang die Hindumatrosen ihre Siesta hielten, und hütete mich künftig sorgfältig an einen der dunkeln Ballen zu stoßen, die hier zusammengekauert auf den Taurollen lagen.

Den nächstfolgenden Tag frühmorgens wurden die Anker gelichtet, und vom herrlichsten Wetter begünstigt, setzten wir unsre Reise weiter fort.

Es war ein Sonntag Morgen, die Parade war bereits vorüber, und die meisten Passagiere hatten sich in den Salon oder ihre Kajüten zurückgezogen, als ich mich mit meiner Bibel in eine Ecke des Verdecks setzte und mich zurücklebte in jene heiligen Zeiten, wo der Herr große Thaten an seinem Volk gethan und ihnen sein starker Arm die Fluthen des Meeres getheilt, an eben der Stelle, die wir nun passirten. Unvergeßliche Eindrücke knüpfen sich mir an diese erhabene Stunde; sabbathliche Stille herrschte an Bord, fast lautlos durchschnitt unser Schiff den klaren Wasserspiegel, die unwirthlichen Ufer immer weiter zurücklassend, bis sie am Ende nur noch als weißer Streifen sichtbar waren. Links dagegen erhob sich der Gebirgszug Dschebel Tur, der unserem Gesichtskreis näher rückte, und wovon mir der in der Mitte liegende hohe Berg als der Sinai bezeichnet wurde.

Majestätisch ragt dieser wunderbare Berg zu den Wolken hinan, seine beiden spitzen Zacken hoch erhebend, als wollten sie uns gemahnen, daß auf diesem Wolkenthron der Herr sich niedergelassen, und seinem Volke Gesetze gegeben.

Die sonst total kahle Gebirgskette war in jene herrlichen Tinten getaucht, welche in südlichen Gegenden der Reflex der heißen Sonne hervorbringt. Vom Dunkelvioletten bis in's Röthliche spielend ersetzte dieser Farbenschmelz die Schönheiten der üppigsten Vegetation, dazu der tiefblaue Himmel und das smaragdne Grün des Meeres, ein Gesammtanblick, an dem ich mich nicht satt sehen konnte. — Doch nach-

gerade war es Mittag geworden und die beinahe unerträgliche Hitze erinnerte mich, daß ich mich auf dem rothen Meere befände, weßhalb ich es auch gerathener fand, die heißen Mittagsstunden im Salon zuzubringen, statt mir hier oben ein Fieber zu holen.

Hier kam ich eben zur rechten Stunde, um mich an einem Glas Eiswasser zu erfrischen, das täglich um diese Zeit verabreicht wird. Sämmtliche Passagiere drängten sich um das Büffet, um so schnell als möglich mit diesem Labsal bedacht zu werden, das man in der großen Hitze allen Delikatessen vorzieht.

Das Leben an Bord des „Madras" glich so ziemlich dem des „Euxine," nur näherte sich die Kost mehr der indischen Lebensweise; man hatte jeden Tag starkgepfefferte Suppen, auch wurden unsere „old Indians" öfters mit dem beliebten Reis und Kari erfreut, den alle Neulinge abscheulich fanden; ich konnte mich ebenfalls nicht entschließen dieses Gericht zu kosten, das mir Feuer im Munde zu sein dünkte; erst später, als die Hitze auf meinen Magen einen höchst erschlaffenden Einfluß zu üben begann, lernte ich diese Stimulanten gebührend schätzen.

Bis dahin hatten wir herrliches Wetter gehabt; allein zwei Tage nach unsrer Abfahrt von Suez bekamen wir schlimmen Wind, welcher sich in der folgenden Nacht so sehr steigerte, daß mehr denn eine große Welle das Verdeck abwusch, sogar zum Skylight herein drang die salzige Fluth und richtete im Salon nicht unerhebliche Verwüstungen an.

Schlaf kam in jener Nacht des Schreckens und der Angst Niemand in die Augen; denn zahllose Korallenriffe machen die Schifffahrt auf dem rothen Meere sehr gefährlich und kurz zuvor war in der Nähe ein großer Dampfer gescheitert, welcher ebenfalls der Peninsular-Oriental Company gehörte. Das kleine Häuflein, das den Herrn kannte, der über Wind und Wellen gebieten kann, vereinigte sich im Gebet, und als der Morgen kam, hatte sich der Wind, obgleich die See noch hoch gieng, doch bedeutend gelegt, so daß wir mit herzlichem Dank gegen Gott die Gefahr für beseitigt betrachten durften.

Die Mehrzahl der Passagiere, deren Angst man kurz zuvor noch auf den todesblassen Gesichtern lesen konnte, fand sich wieder in der heitersten Stimmung beim Frühstück zusammen und die in der Stunde der Noth so fleißig benützten Gebet- und Hymnenbüchlein wurden rasch mit interessanten Novellen vertauscht. Wie viele Menschen gibt es doch, die aus dem Herrn nur einen Noth- oder Brodgott machen, aber gegen sein treues Locken ihre Herzen verschließen und wenn eine Gefahr mit seiner Hilfe überstanden ist, ihn wieder vergessen, um mit Behagen in ihr gewohntes Thun und Treiben zurückzufallen.

Nach einigen Tagen hatte sich der Wind günstiger gestaltet; aber nun trat eine drückende Hitze ein, die mit jedem Tag zu steigen schien, sogar auch das Bad, welches man täglich hier nimmt, erfrischte nicht mehr genügend, da das Meerwasser ganz lau war. Alles, was man im Schiff berührte, war warm, insbesondere wurde der Aufenthalt in denjenigen Räumen, welche der Maschine am nächsten lagen, beinahe unerträglich; dahin gehörten leider das Bad- und Toilettenzimmer der Damen, in welchen sich die Wände ganz heiß anfühlten.

Ganz besonders litt eine unsrer Mitreisenden, Lady M. unter dieser Kalamität; von einer gefährlichen Krankheit auf der Reise befallen konnte sie ihre Kabine, eine der heißesten, lange nicht verlassen und als es ihr endlich möglich war, an Deck zu kommen und die langentbehrte frische Abendluft zu schöpfen, erschien ihre von Fieber und Hitze beinahe aufgezehrte Gestalt ganz geisterhaft durchsichtig, und das blasse Gesicht, aus dem jede Spur von Röthe gewichen, wurde noch blässer durch den dunkelrothen Kaschmirshawl, der die zarten Glieder umhüllte.

Auch die Nächte wurden nun unerträglich heiß, so daß eine große Anzahl der Passagiere es vorzog, an Deck zu schlafen; wir trugen unsre Matratzen und Polster herauf und schliefen unter offenem Himmel herrlich, bis wir mit Tagesanbruch von den Schiffsjungen vertrieben wurden, welche das Verdeck um diese Zeit zu reinigen hatten.

Nach sechs Tagen passirten wir die Straße von Babel-Mandeb, welche das rothe Meer mit dem Ocean verbindet. Dieses Thor der Thränen ist ein sehr schmaler Weg für die Schiffe, bewacht in nicht allzugroßer Entfernung von der Felsenfestung Aden.

Es war gerade nach Tisch, als wir hier

Anker warfen und ich betrachtete mir an Deck das wundersame Bild, das sich vor meinen Blicken entrollte.

Im Grunde eines ausgebrannten Kraters gelegen, kann man sich keinen traurigeren Anblick denken als diese Mischung von schwärzlichem Gestein und kahlen Kasernen; keine Spur von Grün entsproßt dem dürren Erdreich; statt herrlicher Palmen mit dunkeln Blätterkronen, winkten uns nur einzelne Flaggenstöcke mit den wohlbekannten englischen Farben entgegen, wohlthuend die nackte Einförmigkeit unterbrechend.

„Ein häßliches Stück Land, nicht wahr, Mrs. T.?" unterbrach mich Oberst B., einer unsrer Gefährten, in meiner Betrachtung; „niemand wollte es haben, da erbarmten wir uns schließlich darüber." Die Engländer thun sich nämlich viel darauf zu Gute, dieses Gibraltar des Ostens, das sie seit 1839 in Besitz genommen haben, ihr eigen zu nennen.

Obwohl die Hitze den Aufenthalt daselbst in jeder Jahreszeit zu einem wahren Strafplatz macht und schon unzählige Opfer gekostet hat, so ist die Festung, die den Hafen gänzlich beherrscht, doch von unberechenbarer Wichtigkeit. Der Hafen wimmelte von großen und kleinen Kanoes der Eingebornen, welche uns mit Früchten, Gemüsen und anderem Proviant versahen; Somalis mit ihren krausen Wollköpfen ruderten mit bewundernswürdiger Schnelligkeit in ihren kleinen spitzen Booten, die wie Korke auf dem Wasser schwammen, zu uns heran, theils um beim Kohlenfassen zu helfen, theils auch hauptsächlich um durch ihre Taucherkünste nebenher ein Stück Geld zu verdienen.

Unsre jungen Offiziere warfen ein Sixpencestück um das andre in das Meer, das hier etwa 60' tief sein mochte und so klar war, daß man bis auf den Grund sehen konnte. Kaum war ein Geldstück den Händen entschlüpft, als schon 2—3 dieser Taucher demselben in die kristallene Tiefe nachstürzten und senkrecht abwärts steigend den sonderbaren Wettlauf begannen. Gewöhnlich erschienen sie schon nach wenigen Minuten wieder an der Oberfläche und unfehlbar hielt einer von ihnen die silberne Beute in den triefenden Händen. Für mich hatte dies neue Schauspiel etwas ungemein Aufregendes; denn obwohl diese Menschen mit der größten Gleichgiltigkeit und lachendem Munde in das Meer tauchten, so zitterte ich doch jedesmal für ihr Leben und war nur dann beruhigt, wenn ich sie glücklich wieder oben sah.

Gegen Abend fuhren wir in einem der Boote an's Land, um wieder einmal den Genuß zu haben, auf festes Land zu treten, statt der schwankenden Planken an Bord.

Die Zeit war zu kurz gemessen, um die interessanten Festungswerke genauer zu besichtigen; wir stiegen daher nicht den Hügel hinan, sondern beschränkten uns, die hart am Ufer liegenden ungeheuren Kohlenlager zu besichtigen und dem in der Nähe befindlichen Magazin eines Parsi (Feueranbeters) unsern Besuch abzustatten. Aus dem bunten Durcheinander der verschiedensten Waaren, die den Weg von Indien, China und Europa hieher gefunden hatten und in dem bereits dunkeln Gewölbe von der Tag und Nacht brennenden Parsilampe nur spärlich beleuchtet wurden, wählte ich mir einen hübschen chinesischen Fächer, welcher mir bei der drückenden Hitze an Bord gute Dienste leisten sollte.

Auf dem Rückweg zu unsrem Boote passirten wir auch das Polizeihaus; die Mannschaft, aus lauter gedienten Sipahis bestehend, war violett und orangegelb uniformirt und erschien in ihren dunkeln Bärten und blanken Säbeln stattlich genug, um den halbnackten Somali's Respekt einzuflößen.

Der Küstenplatz von Aden wimmelt von diesen Leuten, die aus ihrem Geburtsland Ostafrika herüberkommen, um hier bei dem beständigen Fremdenverkehr etwas zu erwerben. Wir wurden beständig von einer Anzahl derselben auf Schritt und Tritt begleitet, ob aus Neugier oder Bakschischgier, ist schwer zu sagen, wahrscheinlich aus beiden ehrenwerthen Gründen. Doch schienen sie mir im Ganzen ein äußerst gutmüthiger Menschenschlag zu sein, wenigstens hatten die Meisten offene freundliche Gesichter mit hellen Augen; manche könnten sogar für wirklich hübsch gelten, wenn nicht der häßliche Gebrauch, die Haare mit Kalk roth zu färben, sie gründlich entstellte. Ich konnte mir anfangs nicht erklären, weßhalb einige brennend rothes, andere schwarzes Haar hatten und wieder bei andern der Haarschmuck mit einer weißlichen dicken Kruste bedeckt war, bis ich belehrt wurde,

daß dies eine Schichte Kalk sei, welcher die Haare roth beizen sollte.

Ländlich, sittlich!

Wieder an Bord unsres Steamers zurückgekehrt, fanden wir das Geschäft des Kohlenladens noch in vollem Gang und sämmtliche zurückgebliebenen Passagiere unter den Unannehmlichkeiten, die dasselbe mit sich führt, seufzend.

Der gewöhnlich so blanke Boden des Verdecks war mit Kohlenstaub dick bedeckt und Mrs. B. sah halb lachend, halb ärgerlich, ihre vor einer halben Stunde noch frisch gekleideten Kinder sich darauf wälzen, so daß sie aussahen wie kleine Kaminfeger. Aber auch ohne sich auf dem Boden zu wälzen, konnte man schwarz werden; denn mit jeder neuen Ladung erhob sich eine dichte Wolke jenes schwarzen Staubs und übersäte das Verdeck. Das Schlimmste war, daß man nothgedrungen oben bleiben mußte, da uns der Aufenthalt im Salon oder den Kajüten dadurch entleidet war, daß man um diese Räume rein zu halten, sämmtliche Luftzugänge verschloßen hielt, wodurch die Atmosphäre unerträglich geworden war.

Endlich hatte das letzte Boot seinen Inhalt in den unersättlichen Schlund unsres Dampfers entleert und wir eilten wohlgemuth in unsre Kabinen, um uns von dem Kohlenstaub zu befreien, der bis auf die Haut eingedrungen war. Zu unsrem Troste fanden wir das Geschäft der Reinigung durch eine doppelte Quantität Wasser erleichtert, welches bei solchen Anläßen verabreicht wird.

Mit Einbruch der Nacht bekamen wir noch die Mail (Post) für Bombay an Bord; die in der Eile für die Heimat geschriebenen Briefe wurden abgegeben, und gleich darauf vernahmen wir die hochländische Dudelsackpfeife, nach deren Takt die Eingebornen mit lustigem Trab die schwere Ankerkette aufzogen.

Bald war unser Schiff wieder flott und wir segelten in stiller Nacht hinaus auf den weiten Ocean, immer näher unserem Ziele entgegen. Der Wind war uns günstig und wir machten in den folgenden Tagen ziemlich gute Fortschritte; wir sehnten uns aber auch, von dem Schiffsleben erlöst zu werden, das uns je länger je lästiger wurde.

Ein paar ungezogene Kinder, welche mit ihrer Mutter und Wärterin die nächste Kabine inne hatten, hielten uns mit ihrem Geschrei oft halbe Nächte hindurch wach, während die saubere Frau Mama sich in ihrer Weise an Deck amüsirte und die Wärterin ebenfalls ihrem Vergnügen nachgieng. In unserer Reisegesellschaft hatte mehr und mehr eine Sichtung stattgefunden, die Elemente hatten sich abgeklärt und ein Jedes sich instinktmäßig zu seines Gleichen gesellt; demgemäß waren wir mit unsern Gesinnungsgenossen, wozu die lieben Basler Missionsgeschwister und noch einige christliche Freunde gehörten, von Tag zu Tag inniger verbunden worden, während wir uns den Andern gegenüber fremder fühlten als anfangs. Theilweise ließen sie aber auch die Maske fallen in einer Weise, die jeden näheren Verkehr von selbst aufhob.

Acht Tage dauerte unsere Reise von Aden bis Bombay, welche sich durch nichts Besonderes auszeichnete, aber am letzten dieser Tage erlebten wir einen Schrecken, der mir noch lange nachher in den Gliedern steckte. Den früher schon erwähnten Kaufmann aus Bombay, dem die Fahrt in den Vans bis Suez so schlecht behagte, hatten wir das Glück unsern Kajütennachbar zu nennen, und zwar waren unsre Kabinen durch einen dreischenkligen Verschlag, der die Zwischenwand bildete, verbunden, und konnten mit Einem Licht beide Räume erhellt werden.

Die Gattin dieses H. C. nun war seekrank und bildete sich ein, ohne Licht bei Nacht nicht ruhen zu können. Abgesehen davon, daß das Licht, dessen Helle uns auf diese Art auch zu Theil wurde, Leuten unangenehm war, die im Gegensatz zu dieser feinen Dame lieber im Dunkeln schliefen, war es auch dem Schiffsgesetz schnurstraks zuwiderlaufend, welches verlangt, daß alle Lichter punkt 10 Uhr gelöscht sein sollen. Doch was vermag nicht die bezaubernde Macht des Geldes! Einige Rupien Trinkgeld machten unsern Aufwärter blind und stumm, das Licht brannte ungestört Nacht für Nacht, und war eine Kerze abgebrannt, ersetzte sie der aufmerksame Gatte sogleich wieder mit einer frischen.

Eines Morgens nun, der Tag war noch nicht angebrochen, erwachte ich an einem dicken Qualm, der unsere Kabine erfüllte; gleichzeitig zog ich meine Füße erschreckt an mich, da die Wand, die sie berührten, brennend heiß war.

Mein Mann griff ebenfalls rasch nach den Kleidern und begann die Ursache des Rauchs zu erforschen; da fand sich's denn, daß unser Nachbar wieder ein Licht aufgesteckt hatte, dasselbe aber wahrscheinlich von seinem Gestell heruntergefallen war und das Holzwerk ergriffen hatte, so daß, als man den kleinen Schieber öffnete, um nachzusehen, eine lange Flamme uns entgegenschlug.

Wir riefen den Aufwärter, welcher im Verein mit meinem Mann Wasser in die Oeffnung goß, um die Flamme zu ersticken; H. C., zitternd und bleich, sah unthätig zu, wie eine Kanne Wasser um die andere in das zischende Loch geschüttet wurde, und konnte nun seine Betrachtungen anstellen, welches Unglück durch seine Unvorsichtigkeit hätte entstehen können, wenn das Feuer nur wenige Minuten später entdeckt worden wäre; denn obwohl wir uns dem Hafen von Bombay bis auf wenige Meilen genähert hatten, hätte die Katastrophe doch noch schrecklich genug werden können, wenn uns der Herr nicht so gnädig bewahrt hätte.

Eine halbe Stunde nach diesem Vorfall liefen wir in den Hafen von Bombay ein, und die Freude über unsere Ankunft ließ uns bald den eben erlebten Schrecken vergessen. Als ich auf dem Verdeck stand und das schöne Land grüßte, das uns der Herr zum Arbeitsfelde angewiesen, fühlte ich mich wunderbar gehoben und mein Herz war übervoll von Dank gegen Gott, der uns unter dem Schutz seiner Gnadenflügel sicher hieher geleitet hatte.

Da lag nun Bombay vor mir mit seinen Palmenwäldern in der ganzen tropischen Pracht, die ich bis jetzt nur aus der Beschreibung gekannt. Die Aussicht, die wir vom Schiff aus hatten, zeigte diese schöne Insel in ganz besonders günstigem Lichte. Das hart am Hafen liegende Fort gewährt mit seinen Festungswerken einen imposanten Anblick; längs des Hafens befinden sich große Waarenlager, das Zollhaus, Baumwollenpressen, Docks und dergleichen Gebäude.

Der Hafen ist kein künstlicher, sondern wird durch kleine Inseln gebildet, welche sich gegen das Festland hinziehen und ihn zu einem der größten und sichersten Häfen der Welt machen; er ist so tief, daß selbst die größten Kriegsschiffe sich bis auf wenige Schritte dem Lande nähern können.

Hunderte von Fahrzeugen verschiedener Größe bedecken die Gewässer, was auf den großen Handelsverkehr schließen läßt, welchen Bombay mit allen Theilen der Erde unterhält. Das lebhafte Treiben im Hafen interessirte mich sehr, eine Menge phantastischer Gondeln fuhr umher, deren Führer uns ihre Dienste anboten, oder eingeborne Kaufleute an irgend ein Kauffartheischiff hinführten, um dort Geschäfte abzumachen.

Daneben herrschte an Bord ein Lärm und Getöse, das einen ganz betäubte; hier schrie ein Herr um sein Gepäck, dort konnten ein paar Damen ihre Hutschachteln nirgends finden, alles schien sich, um die Verwirrung vollständig zu machen, noch im letzten Momente versteckt zu haben. Dazwischen gab es Bewillkommungsscenen, andere verabschiedeten sich von ihren Mitpassagieren; und wollte man, um dem allgemeinen Wirrwarr auf dem Hinterdeck zu entgehen, sich auf das Mitteldeck flüchten, lief man Gefahr, von geschäftigen Matrosen umgerannt zu werden.

So war ich denn herzlich froh, als mein Mann all unser Gepäck sicher in ein sogenanntes Banderboot (ein vier bis achtruderiges Boot mit einer kleinen Kajüte) gebracht hatte und nun kam mich abzuholen.

Denkmäler aus den ersten Zeiten des Christenthums in Gallien.

(Schluß.)

Kein Lehrbegriff der christlichen Religion war der gesammten heidnischen Welt neuer als der von der Auferstehung der Todten. Konnten doch selbst die Bewohner Athens, wo man so große Vorliebe für alles Neue hatte und die seltsamsten Ansichten kaum Verwunderung erregten, ihr Erstaunen nicht bergen, als sie denselben in ihrem Areopag zum ersten Male aus dem Munde des Apostels hörten. „Etliche hatten es ihren Spott, etliche aber sprachen: „wir wollen dich davon weiter hören." Es handelte sich also nicht mehr von der Hoffnung einer zweifelhaften Unsterblichkeit, wie ein Plato und etliche andere Philosophen sie aussprachen, sondern von einer fest gegründeten Zuversicht; nicht von einem geisterhaften, schattengleichen Dasein, sondern von einer greifbaren Wiedervereinigung von Seele und Leib, einem neuen Leben des ganzen Menschen! Mit welcher Freudigkeit sah man doch die Jünger des auferstandenen Jesus zum Richtplatz eilen. Es war das eine Erscheinung, über die der Witzbold Lucian spottet, die ein Mark Aurel rein nicht begriff. Daß der Tod seine Schrecken für sie verloren hatte, bezeugen auch ihre Grabschriften. Da findet sich keine der im heidnischen Alterthum so häufigen Klagen mehr. Der Todte scheint sich des Seufzens zu schämen, die Lebenden wagen nicht, ihn zu beklagen. Ansichten und Gefühle sind durchaus anders geworden. Trägt je einmal die menschliche Schwachheit den Sieg davon, verräth sie sich durch irgend einen Ausruf des Schmerzes, so wird sie schnell wieder unterdrückt. „Ihr sollt nicht traurig sein, über die, die da schlafen, wie die andern, die keine Hoffnung haben," hatte der Apostel gesagt, und Alle suchten ihm zu gehorchen. Die Heiden sprechen von dem Aufenthaltsort der Verstorbenen als von einer Stätte tiefer, ewiger Finsterniß. „Schilt mich nicht; aus der Finsterniß, in der ich bin, kann ich dir nicht antworten." — „Wer hat aus dem Lande der Lebendigen dich so in die Finsterniß hinabstürzen können?" Auf den christlichen Gräbern dagegen sagen die Todten, sie seien an einem Ort der Erquickung, des Lichts und des Friedens, in loco refrigerii, luminis et pacis. Rührend pflegte man den Todestag der Märtyrer als ihren Geburtstag zu feiern. Und dieß waren nicht nur die Gefühle der hervorragendsten Christen; man findet sie so ziemlich auf allen Gräbern. Eine arme Frau in Lyon erklärt, sie freue sich, ihre Seele dem Herrn zurückzugeben. „Magus," ruft eine christliche Mutter auf einer Grabschrift der Katakomben ihrem Kleinen nach; „unschuldiges Kind, so bist du nun unter den Unschuldigen! Wie wird dein Leben so ruhig und sicher werden! Schweiget, Seufzer unserer Herzen! Versieget, Thränen unserer Augen!"

Ist das nicht ein gewaltiger Unterschied zwischen den christlichen und heidnischen Inschriften? Um aber ganz wahr zu sein, müssen wir nun auch einige überraschende Aehnlichkeiten berühren, die nicht ganz so selten vorkommen, als man gewöhnlich denkt, und die sich auf zweierlei Ursachen zurückführen lassen. Einmal ist nicht zu leugnen, daß in manchen vorchristlichen Inschriften schon einzelne christliche Anschauungen sich aussprechen. Le Blant selbst führt eine solche an, in der ein römischer Kaufmann als ein guter, barmherziger Mensch und ein Freund der Armen bezeichnet wird, und sie ist nicht die einzige, welche die allgemeine Menschenliebe eines Verstorbenen rühmt. Alles war also nicht durchaus neu im Christenthum; einige der Wahrheiten, die es verkünden sollte, hatten schon die heidnischen Philosophen geahnt. — Auf der andern Seite ist es aber nicht minder gewiß, daß viele heidnische Gefühle den Sturz der Götzen überlebten. Auch davon liefern die Grabschriften

Beweise. Der Christ von Aquileja wenigstens, der dem Vorübergehenden zuruft: „Hast du Geld, so genieße es; kannst du das nicht, so verschenke es," scheint nicht viel von dem göttlichen Gesetz der Liebe gewußt zu haben; und der von Vienne, der sich gedrungen fühlt uns zu berichten, daß er ein fröhliches Leben geführt habe, bedient sich dazu einer bei den Heiden vielfach gebrauchten Ausdrucksweise; es fehlt nur noch der bei jenen auch zuweilen vorkommende Zusatz: „Was ich gegessen und getrunken habe, ist Alles, was mir bleibt, quod comedi et ebibi tantum meum est." Auf einem Grab der Katakomben, in dem sich beiläufig gesagt, das Gefäß mit Blut fand, und das also nach der römischen Kurie einem Märtyrer angehören sollte, liest man die seltsamen Worte: „Wir waren nicht und wir waren; wir sind nicht mehr, wir bedauern nichts; hier kommen wir Alle an." Klingt das nicht wie das bittere Geständniß eines jener alten Philosophen, welche die Hoffnung einer völligen Vernichtung als eine Art Erlösung begrüßten: „Ich war nicht, ich bin nicht mehr, was liegt mir daran?"

Ein wirklich gemeinsamer Zug bei Heiden und Christen ist die Sorge für ihre Gräber. „Sterblicher," rufen die heidnischen Inschriften, „habe Achtung vor meinen Manen. — Mögen die Götter des Himmels und der Unterwelt denjenigen verfolgen, der meine Ruhe stört; — mögen Andere ihm thun, wie er mir gethan hat; — möge er als der Letzte der Seinen sterben!" — Die späteren Christen sind kaum weniger heftig in ihren Verwünschungen. „Wer meine Gebeine berührt, sei verflucht; — er sterbe eines gewaltsamen Todes; — ihm werde kein Begräbniß; — möge der, welcher meine Ueberreste stört, kein Theil an der Auferstehung, möge er das Loos des Judas haben." Die Leidenschaftlichkeit der Sprache ist bei beiden dieselbe; aber die Gründe sind verschieden. Die Heiden, welche sich eine Art Fortdauer des Lebens im Grabe dachten, fürchteten, diese Nach-Existenz könnte durch irgend eine ruchlose Hand gestört oder unterbrochen werden; die Angst der Christen war, durch die Zerstreuung ihrer Gebeine könnte ihre einstige Auferstehung verhindert werden. Ihre Feinde fühlten wohl die Kraft, welche sie aus der Hoffnung des ewigen Lebens gegen alle Trübsale und alle Verfolgungen der gegenwärtigen Zeit schöpften, und um sie derselben zu berauben, verbrannten sie die Leiber der Märtyrer und streuten ihre Asche in die Flüsse, überzeugt, daß die so aufgelösten Glieder sich nie mehr zusammenfinden können. Beim Anblick der verstümmelten Leichname beschlich auch in der That viele Seelen eine gewisse Unruhe. Vergeblich trösteten die Kirchenväter, es stehe geschrieben, daß kein Haar von unserem Haupte falle ohne den Willen unseres Vaters im Himmel, und daß auch das Meer einst seine Todten wiedergeben werde; die oben angeführten Grabschriften bezeugen zur Genüge, wie wenig es ihnen gelang, bei Allen jede Sorge dieser Art zu verscheuchen. Am ungeschminktesten spricht sich dieselbe in einer fast unleserlich gewordenen Grabschrift in Como aus: „Um des Herrn und um des furchtbaren Tags des Gerichts willen, habe Achtung vor diesem Grab bis zum Ende der Zeiten, damit ich ungestört das ewige Leben genießen kann, wann Derjenige kommt, der die Lebenden und Todten richten wird." Ein Franke ließ auf die äußere Platte des Grabs die drohenden Worte schreiben: „Nie dürfen die Gebeine Hilperichs weggenommen werden; ich werde es nicht leiden." Wenn aber dieser Ton nichts wirken sollte, so mußte die innere Seite noch durch die demüthige Bitte zu rühren suchen: „Sei so gut und nimm Hilperichs Gebeine nicht weg."

Wo bleiben aber bis zu jenem großen Tage die Seelen der Gerechten? Daß diese Frage, die noch jetzt manche Gemüther tief bewegt, schon frühe die Geister viel beschäftigte, und daß selbst die Kirchenväter darüber nicht einig waren, verräth sich auch mehrfach in den Grabschriften. In Gallien war nach denselben von Anfang an die Ansicht vorherrschend, die Seele des Frommen dürfe nicht unmittelbar nach ihrem Scheiden bei dem Herrn sein, sondern der Himmel erschließe sich ihr erst nach Vollendung der Zeiten mit der Wiederkunft Jesu zum Gericht. In der Umgegend von Vienne sind daher auf vielen der ältesten Gräber die Worte zu lesen: „In der Hoffnung der zukünftigen Auferstehung." Doch schwankt man noch vielfach. Dem h. Clarus wurde auf's Grab geschrieben: „Ob du nun im Busen der Väter oder unter dem Altar des Herrn

ruhst, ob du in einem heiligen Haine weilst, in welchem Ort des Himmels oder des Paradieses du dich befindest, Clarus, du genießest ewigen Frieden und ewiges Glück."

Je mehr aber die Verehrung der Heiligen unter dem Volk überhand nahm, je mehr man anfieng, auf ihre Fürsprache zu bauen, um so mehr mußte auch das Bedürfniß erwachen, sich dieselben schon im Vollgenuß der himmlischen Herrlichkeit zu denken. Die späteren Kirchenväter trugen diesem Gefühl des Volkes Rechnung und erklärten zuerst die Märtyrer, die durch ihren Opfertod sich eines besonderen Vorrechts würdig machten, ausgenommen von jener langen Wartenszeit. Den Märtyrern folgten dann die Heiligen aller Länder, bis sich allmählich der im 13. Jahrhundert auf der Kirchenversammlung zu Lyon ausgesprochene Glaube Bahn brach, der Himmel stehe vom Augenblick ihres Todes an den Gerechten offen.

Unmöglich konnte die alte Religion, die so lange geherrscht hatte, in einigen Jahren ganz und gar verschwinden. Auch als man sie ertödtet glaubte, lebte sie im Dunkel der Herzen noch fort. Die Schuld der Kirche und der Kaiser war es nicht, daß sie ein so zähes Leben zeigte, wenn äußere Machtsprüche und weltliche Strafen gegen die verborgenen Neigungen der Seelen etwas vermochten. Die Kirche eiferte gar ungestüm gegen die alten Lehren; die Kaiser erließen ein Gesetz um das andere gegen alles, woran sich heidnischer Aberglaube hängen konnte. Es war nicht schwer, auch die Volkswuth in dieser Richtung in Bewegung zu setzen. Man verbrannte die Tempel, verstümmelte die Bildsäulen, plünderte die Altäre, verletzte die Gräber. Jeder benützte zu seinen besondern Zwecken die Trümmer der Alterthümer, mit denen der Boden besät war. So gelang es allerdings, mit dem äußeren Stoff des Aberglaubens aufzuräumen; das innere Heidenthum aber, das jeder fast unbewußt mit sich herumtrug, war nicht so leicht zu entwurzeln. Merkwürdiger Weise lebte es selbst in denen fort, die bei der Zerstörung jener Denkmäler mitgeholfen hatten. In Civita Vecchia liest man auf einer schönen, ohne Zweifel einem Tempel entnommenen antiken Säule, die ein dortiges Grab schmückt, die Worte: amicus amicorum (Freund meiner Freunde). Das ist nicht die Sprache eines Christen; jene Inschrift beweist vielmehr, daß der Feind der alten Götter, der so wenig Bedenken trug, sich ihren Raub anzueignen, im Herzen dennoch ein Heide geblieben war. Je lauer bei dem äußersten Wohlergehen die Christen wurden, desto mehr überwucherten die heidnischen Elemente wieder die neue Geistessaat.

Hauptsächlich war es die Erziehung, welche die antiken Erinnerungen nährte; durch sie blieb die Phantasie der Gebildeten heidnisch. Noch immer lehrte man die Kinder die schöne Sprache der Dichter aus dem Zeitalter des Augustus; die Frauen sogar sangen Virgil und Ovid und klatschten den lyrischen Poesien eines Horaz und den Lustspielen eines Terentius Beifall. Einmal erwachsen, trennte man sich schwer von den Idealen der Jugend. Die schönen Gedanken, die anmuthigen Bilder, die feinen Wendungen, die man darin bewundert hatte, nahmen von den Geistern Besitz und kamen unwillkürlich in die Feder, sobald man schreiben wollte. Deutlich zeigt sich dieß in unsern Grabschriften; besonders wenn sie in Versen abgefaßt sind. Sie wimmeln von heidnischen, oft recht wunderlich angebrachten Redensarten. Zwei junge, in Rom gestorbene und in den Katakomben begrabene Gallier werden von ihren Eltern in ganz virgilischen Versen beweint. Man klagt, daß „Lachesis die Tage Beider zugleich abgeschnitten und ein plötzlicher Tod sie so früh an die Wasser des Tänarus geführt habe." Die biblische Hölle darf sich in diesen schöngeisterischen Dichtungen nicht mehr sehen lassen; der Styx, der Phlegethon, die kimmerischen Seen und der Tartarus müssen sie ersetzen, keine heidnische Anspielung fehlt darin. Ebenso ergeht es dem Paradies; gewöhnlich muß es in das Gewand des Elysiums verhüllt erscheinen. In der Grabschrift des heiligen Hilarius von Arles fängt der Dichter mit einem Vers des Apostels Paulus an, den er mit großer Mühe in gebundene Rede bringt; um uns zu sagen, daß sein Held nun die himmlische Seligkeit genießt, entlehnt er sodann eine Strophe Virgils, und ohne weitere Umstände wird die Lobrede des Schäfers Daphnis die des h. Hilarius! Fortunat geht noch weiter. In einem auf eine Jungfrau gedichteten Nachruf vergleicht er dieselbe mit Minerva und Venus,

was ihn aber nicht hindert, ein wenig weiter unten zu sagen, sie sei in den Schooß Gottes aufgenommen worden. Man sieht, in diesem Stück hat der berüchtigte Renaissancestyl des 16. und 17. Jahrhunderts nichts Neues gebracht. Camoens und Sannazar waren nicht die Ersten, welche beide Religionen in so ungeschickter Weise zu mischen versuchten; der h. Sidonius und der h. Fortunat hatten es längst vor ihnen mit ebenso wenig Glück gethan. Und man muß gestehen, der Vorwurf, die alten Götter wieder herauf geführt zu haben, trifft jene älteren Dichter weit schwerer als die neueren. Heutzutage sieht in Venus und Minerva Niemand mehr etwas anderes als rhetorische Gestalten von zweifelhafter Frische; im fünften Jahrhundert dagegen hatten jene Gottheiten noch ihre Verehrer und es war zu fürchten, daß bei vielen Christen ihre Namen wieder die alte Vorliebe wach riefen. Was heute nur eine Abgeschmacktheit ist, konnte damals eine Gefahr werden.

Uebrigens herrscht die größte Gedankenarmuth in diesen späteren Inschriften, die meisten ähneln sich oder sind geradezu kopirt. Auch ganz ungeschickte Abschriften kommen vor, z. B.: „Er starb im sovielten Jahr der Regierung unseres Königs" (regni domini nostri regis tanto); da hatte man augenscheinlich dem Einmeißler zuviel Verstand zugetraut. Grabschriften, die etwa für einen Mann passen, werden mit sonderbaren Wendungen auf eine Frau übertragen, ohne daß man merkt, daß damit das Versmaß zerstört wird. Was für eine Person gemeint war, muß für zwei dienen; das Zeitwort steht in der Mehrzahl, das Beiwort in der Einzahl. In Vienne werden alle Männer und Frauen, Geistliche und Laien mit den gleichen Lobsprüchen geehrt: gewandt, freigebig, geduldig, süßest, geschickt; ja auch Kindern werden dieselben gespendet. Aus solchen handwerksmäßigen Grabschriften läßt sich natürlich nichts persönlich zutreffendes entnehmen; die Verse vollends sind fad und nichts sagend, und erinnern an so manche für gewisse Zeiten und Ortschaften stereotyp gewordene Producte unserer Tage, wie z. B. das auf einem schwäbischen Kirchhof vielgelesene: „Wo die Friedenspalmen wehen, Da ist unser Wiedersehen." Daraus läßt sich nur Ein Schluß ziehen, der freilich für die Charakterisirung der ganzen Zeit auch von Werth ist, daß nämlich eine trostlose Geistesarmuth sich immer weiter verbreitete; womit sich aber die Hoffnung recht wohl verträgt, daß gar viele einfältige Kinder jener Zeit unter aller Trübseligkeit und Verworrenheit ihrer Gedankenwelt denn doch in Christo ihre Ruhe gefunden haben werden.

Der Musikanten-Sepperl.

Von **Emil Ohly.**

1. Die zerbrochene Postchaise.

Es war am 31. Mai des Jahres 1738, als bei einbrechender Dämmerung einige Knaben auf der Gasse von Rohrau, einem Dörfchen an der ungarischen Grenze, vergnüglich mit einander spielten. Plötzlich gab's einen Halt im Spiele; denn siehe da! in nächster Nähe stand eine mit Postpferden bespannte zweirädrige Chaise, deren Neigung zur einen Seite hin auf ein zerbrochenes Rad schließen ließ. Nun war das Spiel am Ende; denn sollten Knaben, Dorfknaben zumal, so etwas sehen und nicht näher kommen?

Sepperl, Sepperl! spute dich und hole die Pauken! so riefen die Knaben einem Kameraden zu, der sich, in einiger Entfernung sitzend, ein lustig Liedel auf einer Brettergeige begleitete.

Macht mich nichts weiß, sprach Sepperl, indem er kaum aufschaute, macht mich nichts

weiß! Der gnädige Herr kommt in keinem solchen Fuhrwerke, mit Postgäulen bespannt. Der gnädige Herr pflegt im Galawagen mit eigenem Gespanne zu kommen.

Ists der gnädige Herr nicht, so ists Jemand Anderes, rief ein Junge und man muß doch eben sehen, wer es ist.

Geh immer hin, sprach Sepperl, ich will dich nicht halten. Erst will ich die Melodie vom Schulmeister von Haimburg im Kopf haben und dann will ich schon nachkommen.

Schöne Melodie das! schrie ein anderer der Knaben; der alte Schulmeister kann nur Grablieder.

Mir Eins! versetzte Sepperl, indem er fortfuhr, seine Geige anstatt des Bogens mit einer Haselgerte zu bearbeiten, es ist aber doch eine Melodie und gerade eine nach meinem Geschmacke.

Sepperl, vorwärts! baten die Knaben wie mit einem Munde und so zog ihn der Eine am Arm, der Andere faßte ihn beim Kragen, der Dritte schleppte ihn bei den Haaren und der Vierte stieß ihn mit einem Fußtritte fort. „Vorwärts!" erscholls noch einmal, „Musikanten-Sepperl, vorwärts!"

Wollt ihr mich gleich loslassen, Buben! schrie der Sepperl und suchte, aber vergebens, von der wilden Bande sich loszumachen. Mit lautem Jubel schleiften ihn die Knaben mit sich fort.

Als das wilde Korps also lärmend bei der Chaise ankam, half der Postillon eben einem kleinen Manne mit erstaunlich dickem Bauche aus dem Kasten heraus. Der Fremde war so dick fast, als er lang war. Auf dem Kopfe glänzte eine große, ehrwürdige Glatze, die Arme schienen unverhältnißmäßig kurz, die Beine schienen brechen zu wollen unter der Wucht des Schmerbauches, aber die Füße waren so groß, als ob ihr Inhaber im Stehen zu schlafen verdammt sei.

Meine Perrücke! wo ist meine Perrücke? schrie der Kleine wiederholt und versuchte sie zu fangen, denn die Gassenbuben zu Rohrau spielten Ball mit ihr.

Endlich, nachdem das Spiel gerade lang genug gedauert hatte, trat der junge Geiger mit seinem selbstgefertigten Instrumente wie ein Gebieter zu dem Haufen heran und steuerte dem Unfuge mit aller Energie.

Gebt einmal gleich dem Herrn seine Perrücke, sprach er in festem Tone zu den zügellosen Kameraden.

Die Ansprache wirkte zum Erstaunen des Fremden; denn plötzlich griff Einer aus dem Haufen seinem Nachbar auf den Kopf, nahm die, eben von einer Luftreise zurückgekehrte Atzel von demselben ab und reichte sie mit ehrerbietiger Verbeugung ihrem rechtmäßigen Besitzer hin.

Auf des Musikanten-Sepperl allerhöchsten Befehl! sprach er spöttisch.

Die Chaise Ew. Gnaden ist zerbrochen und zur Weiterreise nicht tauglich, sprach in dem nämlichen Augenblicke mit bedenklichem Achselzucken der Postillon.

Das fehlt noch, Herr, im Himmel! seufzte der Fremde, indem er dem Haupte seine Zierde wieder gab, die Chaise gebrochen, schöne Geschichten! Freilich ein Wunder ist's nicht, ein Wunder wär's, wenn der Kasten ganz wäre, und ein Wunder ist's, daß meine alten Knochen noch ganz sind; allein wo sind wir? um Vergebung, zu fragen.

In Rohrau, antwortete einer der Knaben, in Rohrau, gnädigster Herr.

Rohro? Qu'est-ce, c'est que ça? Rohro? stotterte der Mann. Ist das weit von Haimburg?

Zum Gehen eine kleine Stunde, antwortete der nämliche Knabe.

Ein Herr wie Ew. Gnaden, spottete ein Anderer, springt in zehn Minuten hin.

Galgenvögel ihr! rief der Fremde mit zornrothem Angesichte und mit erhobener Faust, wollt ihr die Wahrheit sagen, oder der Schulmeister soll euch — ihr Bauernlümmel, wißt ihr, wen ihr vor euch habt? — Ich bin —

Mein Herr, sagte Sepperl, indem er sich dem Fremden bescheiden näherte, seid, wer ihr wollt, was kümmert das die Buben in Rohrau? Ich aber sage Euch die Wahrheit: nach Haimburg ist's eine halbe Stunde, und lauft Ihr, so lauft Ihrs in 20 Minuten, darauf könnt Ihr Euch nun verlassen.

Gibts denn, fragte der Fremde, in diesem Neste kein Fuhrwerk, es mag sein, wie es wolle?

Gewiß, antwortete Sepperl, ein Kärchle hat mein Vater schon.

Diese Buben sind doch die erste Nation nach dem Vieh, murmelte der Reisende zwischen den Zähnen, und du, sprach er, sich zum Postillon wendend — hättest auch, anstatt deinen Stummel zu schmauchen, seit wir hier angekommen sind — —

Vor einer Minute sind wir angekommen, antwortete kaltblütig der Postillion und blies seine Rauchwolken in die Luft, was sollte da geschehen? Hexen kann ich nicht, Ew. Gnaden.

Kerl! rief der Kleine, außer sich vor Zorn und im Begriffe, die Hand nach des Postillons Gesicht auszuziehen, Kerl, bring mich nicht aufs Aeußerste. Doch seine Ohnmacht gegen den Postillon und die Rohrauer Gassenjugend einsehend, besann er sich eines Besseren und sprach in ruhigerem Tone: Ist etwa ein Wagner hier im Dorfe?

Sepperl, das geht dich an, riefen die Buben.

Ja, sprach Sepperl, es ist einer da, mein Herr.

Ein guter? fragte der Fremde.

Es ist überhaupt nur einer da.

Gut, so mag er so schnell als möglich kommen und das Rad an meiner Chaise repariren.

Und wieviel Uhr ist es eben? fragte Sepperl.

Warum?

Wenn es noch nicht 7 Uhr ist, ist Papa noch zu haben, später musicirt er mit Mama und ist für Niemanden zu Hause.

Junge! rief der Kleine, du bist wohl nicht klug! Dein Vater wird mit altem Eisen auf dem Amboß oder mit der Säge musiciren.

Langsam, mein Herr, versetzte Sepperl, den Beleidigten spielend, mein Papa spielt Harfe.

Das möcht' ich doch auch hören, sagte der kleine Dicke, wie ein Wagner Harfe spielt.

Der Weg ist nicht weit, lachte Sepperl, und die Musik kostet nichts.

Es sei! rief der Fremde, übergab dem Postillon sein Gepäck und setzte sich mit Sepperl und unter der Eskorte der Gassenjugend in Bewegung nach des Wagners Wohnung hin.

Das Haus war bald erreicht. Der Dicke machte plötzlich Halt und horchte auf wie ein Thorschreiber. Man hörte Töne wie von einem verstimmten und verlotterten Saiteninstrumente und dazu das monotone Gekreische einer weiblichen Stimme.

Jesus Maria! rief der Fremde, das ist entsetzlich!

Ich habe ja auch nicht gesagt, daß die Musik schön wäre, stotterte Sepperl, allein Papa, Mama und ich amüsiren uns dabei.

So stand der Wagnersbube, der „Musikantensepperl," wie ihn die Kameraden nannten, und sein dicker Begleiter vor der Thür eines von Rauch geschwärzten Häuschens, vor dessen Thür, der Vollendung harrend, einige Wagenräder angelehnt standen.

Der Fremde trat ein. Auf einer fast saitenlosen alten Harfe fingerte ein junger, kräftiger Mann, ihm zur Seite saß eine bildschöne Frau und strickte rüstig drauf los, während sie zum Spiele ihres Mannes sang.

Als der Fremde eintrat, erhoben sich Mann und Weib mit ehrerbietigem Gruße, und der Hausherr fragte höflich nach der Ursache seines Kommens.

Der Herr will Musik hören, sprach Sepperl.

Hab zur Genüge gehört! Danke, danke, sprach der Dicke und fuhr mit den Zeigefingern beider Hände unwillkürlich in die Ohren. Aber an meiner Chaise ist ein Rad zerbrochen! wollt ihr das mir repariren, Meister?

Ich stehe zu des gnädigen Herrn Befehl, sprach der Wagner, griff nach seinem Geschirre und schickte sich an, dem Reisenden zu folgen.

Der Herr lieben scheints die Musik, sprach der Wagner, an des Fremden Seite dahinschreitend.

O ja, wie mein Leben, aber sie muß gut sein.

S'ist ein eigener Herr, flüsterte Sepperl seinem Vater zu, und der Wagner lächelte und gieng fürbaß.

---

2. Ein Teller mit Kirschen.

Der folgende Tag war ein Sonntag und kaum war die Sonne aufgegangen an demselben, so hörte Frau Haydn ihren Sohn Sepperl auch aus dem Bette springen.

Wohin so früh? fragte sie den Knaben.

Nicht weit, war die Antwort. Hier will

ich bleiben, sprach Sepperl vergnügt, indem er in seine Kleider schlüpfte.

Aber warum denn fast vor Tage aufstehen?

Eben weil es Sonntag ist.

Aber am Sonntage hat man doch nichts zu thun?

Desto besser, versetzte der Knabe, und darum spute ich mich. Am Sonntage brauch ich nicht in die Schule zu gehen, brauche kein Holz zu holen, keine alten Nägel gerade zu klopfen, keine Gänge für Papa und Mama zu thun, kurz, der Sonntag mit seiner Ruhe ist ein goldiger Tag! O du lieber, heiliger Sonntag du, jubelte hüpfend der „Musikantensepperl," und um dich und deine Ruhe so recht lange zu genießen, darum bin ich so früh aus den Federn.

S'gibt aber doch zu thun am Sonntage, wandte die Mutter ein. Singen wir nicht?

Wir singen, Gott, den Herrn zu loben, Mama, und das ist ein gottgefällig Thun. Das ist nicht arbeiten.

Wir gehen zur Kirche und beten.

Beten ist nicht arbeiten.

Sepperl war fertig mit der Sonntagstoilette. Er sprang vergnügt ins Freie. Doch, indem er durch des Vaters Werkstatt rannte, vergaß er nicht, seine Fidel und die Haselgerte mitzunehmen, die die Stelle eines Bogens vertrat. Mit dem Instrumente setzte sich nun der „Musikantensepperl" auf die Hausthürschwelle. Die Vöglein sangen in den Zweigen ihr Morgenliedlein dem Herrn zu Lob und Ehr', und das Lied, was der Sepperl geigte, das war auch ein geistlich Lied, eine Composition des Präcepters von Haimburg.

Das Lied war aus. Eben sollt's, — denn es war wunderschön — da Capo gehen, sieh da stand des Präceptors Sohn in höchst eigener Person vor dem kleinen Geiger da.

Sepperl, sprach der, wenn du Zeit hast, sollst du einmal zum Vater kommen, der will etwas mit dir und, ich denke, etwas Wichtiges.

Der „Musikantensepperl" sah den Abgesandten des Schulmeisters kaum an. So? sprach er, s'wird nicht eilen. Du, dein Vater ist so splendid nicht mit seinen Stunden und eine extra, für die ihm Mama nicht gut bezahlt, hält er mir wahrhaftig nicht.

Sei ruhig, Sepperl, sprach des Schulmeisters Sohn, s'ist nicht wegen der Stunden. Gestern Abend aber ist ein Fremder in's Haus gekommen, der nach „Stimmen" sucht und da — —

So? sprach Sepperl, ein Fremder, der Stimmen sucht; und was will er denn, wenn man fragen darf, mit den Stimmen machen?

Weiß nicht, versetzte der Andere, nur soviel weiß ich, daß er auch meine Stimme haben wollte, zuletzt aber war sie ihm nicht gut genug.

Da hat er vielleicht Lust nach der meinigen, fiel Sepperl ein, aber warte, dem will ich den Mund schon sauber halten.

Komm nur mit, Sepperl, sprach des Schulmeisters Sohn, mit Gewalt darf doch der Fremde keine Stimme nehmen.

Schwerlich, war Sepperls Antwort, denn wollte der Herr also gegen mich und meine Stimme auftreten, so müßte er, wie Papa sich ausdrückt, vor mir aus den Federn gewesen sein und daß er das war, daran zweifle ich; denn ich war schon vor Tage auf. Courage! ich gehe mit, der Fremde wird uns nicht beißen.

Sepperl setzte die Eltern vom Befehle des Schulmeisters in Kenntniß und machte sich mit dessen Sohne auf den Weg. Nach einigen Minuten traten sie bei ihm ein. Der Präzeptor saß mit einem kleinen, dicken Herrn, den Sepperl sofort für den Reisenden aus der zerbrochenen Chaise von gestern erkannte, bei einem ländlichen Frühstücke.

Hier ist das Kind, von dem ich ihnen sagte, Herr Reuter, sagte der Schulmeister, indem er den kleinen Haydn vorführte.

Alte Bekannte, sprach der Dicke, das Kind hab ich schon gesehen.

Und ich den Herrn, fuhr unerschrocken der Bube fort.

Wo? fragte dieser.

Auf der Straße, gestern gegen Abend.

Herr Kapellmeister, begann nun der Schulmeister seine Erzählung, es sind jetzt wohl vier Jahre, als ich, wie ich gewöhnlich thue, gegen Abend meinen Spaziergang machte. Sonderbarerweise — ich nehme sonst nie diesen Weg — wandte ich meine Schritte gen Rohrau hin. Die Nacht war vor der Thür. Ich gieng in Gedanken vertieft dahin, als plötzlich mein Ohr auf's angenehmste überrascht wurde durch die Töne einer Harfe, die eine weibliche Stimme

begleitete. Von Zeit zu Zeit jedoch hörte man auch eine Kinderstimme durch, so rein, so frisch, so silberhell, daß mich's lüstete, das Concert aus der Nähe mitanzuhören. Ich bog ein und stand bald vor der Werkstatt des Meisters Haydn. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich den schlichten Handwerksmann erblicke, auf der schlechten alten Harfe seine Frau begleitend, die in der That auch nicht übel sang. Als ich aber an ihrer Seite ein vierjähriges Kind sah, das auch mitsang und sich zum Singen ganz richtig, ja ganz richtig sage ich Ihnen, den Takt mit den Füßchen abtrat, — da, Herr Kapellmeister, ja, da wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Ich bat die Künstlerfamilie, mir ihren Sohn anzuvertrauen. Ich versprach, ihn Lesen, Schreiben, Musik, kurz Alles zu lehren, was einem Christenmenschen zu wissen nöthig ist. Der Vater war's zufrieden. Ich aber habe mich von da an des Kindes angenommen, — ohne mich zu rühmen — wie ein zweiter Vater und habe einen Musiker aus ihm gemacht, — einen tüchtigen Musiker vor dem Herrn, mein werthester Herr Kapellmeister Reuter. Bei feierlichen Gelegenheiten, etwa wenn der gnädige Herr in's Dorf kommt und wir ihn mit Sang und Klang empfangen, oder an hohen Festtagen in unserer Kirche, pflegt der junge Haydn die Pauken zu schlagen.

Die Pauken also schlägst du? fragte der dicke Kapellmeister, der während des Schulmeisters Erzählung kein Auge von dem Kinde verwandt hatte.

Ich schlage sie, war die Antwort.

Gut? fragte der Kapellmeister weiter, und schlägst du sie oft?

Lange nicht so oft, seufzte der Knabe, als ich Schläge bekomme. Doch, warum verklärte sich jetzt des Knaben Auge und richtete sich unverwandt und mit lüsternem Blicke nach des Schulmeisters Frühstückstisch? Lagen da etwa Noten zum Absingen oder Abschlagen, oder was Anderes gab's da zu sehen? Der junge Künstler liebte die Kirschen über Alles und auf des Schulmeisters Tische vor dem dicken Manne stand ein Teller voll rother saftiger Herzkirschen. Der „Musikantensepperl" war in die Betrachtung der Kirschen so hinweg, daß er für seine Umgebung kein Auge und folglich auch kein Interesse mehr hatte.

Wenn du singst, sprach der Kapellmeister, dem das Alles nicht entgieng, so sollst du eine Hand voll haben.

Das Versprechen verfehlte seine Wirkung nicht. Langsam und feierlich, mit wunderbar sanfter und reiner Stimme begann der Knabe, ein geistlich Lied zu singen.

Vortrefflich, himmlisch! jubelte der Alte. Nun aber singe auch einen „Lauf."

Auf Kunstausdrücke verstand sich der junge Künstler noch nicht. Ein Lauf, sprach er, was ist das? Den kann ich nicht singen, den singt der Herr Schulmeister aber auch nicht, und bei diesen Worten streckte er die Händchen aus, als ob er sagen wollte: „Versprechen macht Schulden," oder: „der Arbeiter ist seines Lohnes werth." Der Alte verstand die stumme Sprache des Auges und der Hände und füllte zum Beweise dafür die letztere mit saftigen Kirschen.

Nun, eine Frage, sprach er darauf. Kind, könntest du Rohrau, Eltern und Lehrer verlassen, und wolltest du mit mir gehen in die Stadt Wien an der Donau?

Haydn stotterte. Den Schulmeister verlassen? Nun, das gienge zur Noth. Mit Ihnen gehen? Aber — mein Herr, ich kenne Sie nicht — ich weiß nicht — ich — ich —

Ich bin der Kapellmeister Reuter, mein Kind, antwortete freundlich der dicke Herr, ich dirigire die Hofkapelle und die Kirchenmusik im Dome zum heil. Stephan in Wien, und da ich jetzt gerade Stimmen nöthig habe, sieh, so —

So wollen Sie mir meine Stimme nehmen, nicht wahr? versetzte harmlos der Knabe. Ich danke ihnen freundlich, lieber Herr Kapellmeister, jedem das Seine. Hüten Sie Ihre Stimme, ich will mir die meinige schon in Acht nehmen.

Du verstehst mich nicht, Kind, ergriff der Kapellmeister wieder das Wort. Sieh, du bist ein Wagnerssohn. Dein Vater wird wieder einen Wagner aus dir machen, — das will mit andern Worten sagen: einen armen, geringen Mann. Ich aber habs anders vor mit dir. Ich nehme dich mit in die große, herrliche Kaiserstadt Wien, ich lehre dich singen, spielen, komponiren — ich will's kurz sagen: ich mache einen Künstler aus dir, einen angesehenen, großen Mann, den die Mitwelt liebt und verehrt und dessen Namen die Nachwelt noch mit Dank und

Verehrung nennen wird. Schlag ein und sprich: ja! Nun, was zögerst du?

Soll ich auch Kirschen haben? fragte Sepperl, indem er lüstern nach dem Reste auf dem Teller schielte.

Vor allen Dingen, antwortete Herr Reuter, diese Kirschen auf dem Tische da und stellte den Teller breit vor den Ueberglücklichen hin. In meinem Garten in Wien aber hat's Kirschen und anderes Obst die Hülle und die Fülle und das darfst du brechen nach Herzenslust.

Punktum! Herr Kapellmeister, jubelte der „Musikantensepperl," indem er sich den Kirschensaft von Munde wischte, der Handel wäre abgemacht: ich gehe mit Ihnen nach Wien!

So bedarfs denn nichts mehr, als der Erlaubniß deines Vaters, sagte der Kapellmeister.

Weiter nichts? Der Vater wird sie geben.

Und wenn er sie nun nicht gäbe?

Er gibt sie aber, wenn Mama und ich es wollen.

Ist dein Vater nicht der Herr im Hause?

Der Herr im Hause das bin ich, versicherte Sepperl.

Als bei dieser Antwort Alles laut auflachte, wurde der Knabe roth bis über die Ohren und machte folgenden unangreifbaren Schluß:

Ja, ich bin der Herr im Hause. Ich mache mit Mama, was ich will, und sie macht mit Papa, was sie will, und folglich —

Bist du der Herr im Hause, lachte der Kapellmeister, gehe heim, brauche dein Recht und komme wieder mit — der Erlaubniß zur Reise.

---

3. Der kleine Herr im Hause.

Rohrau liegt, wie wir gehört haben, so nahe bei Haimburg, daß es unser guter Sepperl auch ohne Eisenbahn in einigen Minuten leicht erreichen konnte.

Adieu Papa! Adieu Mama! rief der Knabe mit freudestrahlendem Angsichte, als er in die Werkstätte trat, in der der Wagner mit seiner Frau, so eben aus der Messe heimgekehrt, in traulichem Gespräche saß. Umarmt mich, liebe Eltern, denn ich gehe mit dem dicken Mann von gestern fort nach Wien.

So? sprach der Wagner, ohne viel aus der Fassung zu gerathen und was soll's in Wien aus dir geben?

Da will ich singen, geigen, ein großer und berühmter Mann werden, ja ein sehr reicher Mann, der mit Vieren fährt und ...

Ins Narrenhaus kommt, sagte der Vater, geh hinaus auf die Gasse, Junge, und geig' den Buben etwas vor, deine Mutter und ich haben hier etwas für uns zu verhandeln.

Und ich sage euch, versicherte der Knabe, daß ich reise, daß ich ganz gewiß reise; Spaß ist es nicht und närrisch bin auch nicht.

Du reisest doch nur dann, sprach die Mutter in ernstem Tone, wenn wir's zufrieden sind, und wir sinds nun einmal nicht zufrieden.

Höre lieb' Mütterchen, flehte Sepperl, indem er sich schmeichelnd an der Mutter Hals hieng, ich kann nicht mehr anders; ich hab' mich vergeben für einen Teller voll Kirschen.

Der Vater lachte. Für einen Teller voll Kirschen verkauft mit Leib und Seele.

Der Knabe erzählte nun von dem Gange, den er so eben gemacht hatte; kaum aber war die Erzählung vollendet, als die beiden Alten, die ihm auf dem Fuße gefolgt waren, in Meister Haydns Wohnung eintraten. Der Kapellmeister bestätigte Sepperls Erzählung, legte sich aufs Bitten und machte solche gewaltige Versprechungen, daß der Wagner endlich mit einem tiefen Seufzer sprach: „So gehe denn hin in Gottes Namen und werde ein Künstler vor dem Herrn. Er aber segne deinen Lauf und walte in Gnaden, daß du deinen Handel einst nicht schwer zu bereuen habest!"

Dafür laßt mich sorgen, sagte der Kapellmeister.

So ging denn unser Sepperl mit dem Kapellmeister fort nach Wien. Seine Fortschritte waren so außerordentlich, daß er in seinem zehnten Jahre schon größere Musikstücke componirte, die er dann mit triumphirendem Gesichte seinem Meister vorlegte.

Um Gotteswillen, was soll denn das vorstellen? fragte eines Tages der Alte, indem er von allen Seiten ein Stück Papier betrachtete, welches ihm der junge Haydn so eben eingehändigt hatte.

Ein Sextett, antwortete der Schüler ganz stolz.

Das sehe ich wohl, auch ist das Thema

so übel nicht; allein warum denn Alles schwarz von Noten?

Ei, weil das Thema — ja nun, weil das Thema — Sie werden doch ganz gewiß einsehen, weil das Thema so gar einfach ist.

Ich begreife nur, sprach der Meister lächelnd, daß hier Alles schwarz von Noten, von Sechzehnteln, Zweiunddreißigsteln *rc* ist, so daß man die Melodie nicht mehr herauskennt. Das muß geändert werden, das Stück kann so nicht bleiben; solche Musik darfst du nicht hinschmieren.

Ach dann nichts für ungut, mein lieber Herr Kapellmeister, antwortete Haydn ganz bestürzt, ich war der Meinung: je schwärzer das Papier von Noten, desto vorzüglicher die Musik.

So giengen sieben Jahre wie im Fluge hin. Eben aber als die Studien des jungen Mannes zu Ende waren, starb der alte gute Reuter, der so väterlich treu für ihn gesorgt hatte. Der junge Künstler mußte den Chor der Kirche zu St. Stephan verlassen und befand sich nun bald freundlos, schutzlos, mittellos, im eigentlichen Sinne des Worts auf dem theuren Pflaster der Haupt- und Residenzstadt Wien. Ohne zu wissen, wovon er's bezahlen sollte, miethete er sich ein schlechtes, dunkles Dachkämmerchen in einer Vorstadt und ließ dahin das einzige Möbel bringen, das er sein nennen durfte, — ein Klavierchen, so alt, so gichtbrüchig und lahm, daß es sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte.

---

4. Die drei Stockwerke.

Um das nackte Leben wenigstens davonzubringen, hatte Haydn eine Anzahl seiner Kleider verkaufen müssen und der arme junge Mann war nun in der That so nackt und bloß, daß er sich nirgends mehr sehen lassen konnte. Seine beiden Eltern waren gestorben, — er stand allein in der Welt. Hunger und Elend hatten seine Wangen hohl und bleich gemacht; und es war nur die glühende Liebe zur Kunst und das feste Vertrauen auf den Herrn, was ihn vor jenem heillosen Schritte bewahrte, den so Mancher schon aus Verzweiflung gethan hat. Wenn er von dem Nöthigsten entblößt, auf einem alten Kasten, oder auch auf den Knien vor seinem Klaviere saß, so war ein Gebet und ein geistlich Lied sein einziger Trost in dieser Nacht des Kummers und der Leiden auf seiner dornbesäeten Künstlerlaufbahn.

Glaubet nicht, geneigte Leser, daß unser Haydn sich nur darauf beschränkt habe, zu dulden und dazu zu singen und zu geigen. An's Arbeiten und Essen seines Brodes im Schweiße seines Angesichts hat er auch gedacht. Er gab sich alle nur ersinnliche Mühe, musikalische Lehrstunden zu bekommen, um sich durch diesen Verdienst, wenn auch nur kümmerlich, durchzuschlagen. Einige Freunde des alten Reuter, die ihn durch diesen kennen gelernt hatten, machten ihm zeitweilig Personen bemerkbar, die einen Lehrer im Gesang oder Klavierspiel suchten, Haydn machte sich dann sofort jedesmal auf die Beine, um sie aufzusuchen; allein er sah so armselig aus, seine Kleider waren so abgetragen, er trat deßhalb so schüchtern und verschämt auf, daß er in den meisten Fällen den gehofften Schüler gar nicht einmal zu sehen bekam. Die Dienerschaft wies ihn gewöhnlich auf eigene Faust schon ab, weil er einem Bettler viel ähnlicher sah als einem Musiklehrer für junge Herrn oder Damen.

Eines Tages nun, als er eben von einem Gange zurückkam, begegnete ihm auf der Treppe eine junge Dame, die in Begleitung einer älteren eben im Hinabgehen begriffen war. Haydn trat schüchtern zur Seite, um sie passiren zu lassen. Die junge Dame machte gleichfalls eine gewandte Seitenbewegung, als ihr das bleiche, fast aschfahle Gesicht des Begegnenden auffiel. Sie konnte sich des Lächelns nicht erwehren.

Haydn war 18 Jahre alt, groß und hager, ja so hager, daß sein Oberkörper überhieng. Eine krankhafte Bläße lag auf seinen Zügen, sein großes, blaues Auge hatte einen phantastischen, fast wilden Ausdruck; seine ärmliche, mühsam zusammengestoppelte Garderobe deutete auf den tiefen Abgrund leiblichen Elends, in den der Arme schon gerathen war.

Was ist das für ein junger Mann? Was will er hier in diesem Hause? Sollten schwere Heimsuchungen diese schönen Züge so entstellt haben? — Das waren die Fragen, die die junge Dame im Stillen bei sich aufwarf. Zweimal, — als ob sie oben etwas vergessen hätte,

eilte sie die Stiege hinauf, zweimal wieder herunter, an demselben Plätzchen stand der junge Haydn wie angenagelt und stierte fest auf eine Stelle hin. Die Dame erröthete und eilte hinab. Unten erwartete sie ein Wagen, sie stieg hastig ein und fort rollte das Fuhrwerk durch die Straßen der Kaiserstadt.

Die Spazierfahrt war beendigt. Das Fräulein kam zurück und fand — o wundersame Fügung!, — auf demselben Plätzchen — den nämlichen Jüngling, die Stirn mit beiden Händen gestützt. Kaum hob er das kummerschwere Haupt, als ihn im Vorübergehen das Kleid des jungen Mädchens streifte, aber ein tiefer Seufzer entwand sich der beklommenen Brust. Dem lebensfrohen Mädchen war nun auf einmal Alles klar. Es mußte ein tiefer Schmerz sein, der sich in dieser Brust barg. Mit aller Lebendigkeit eines leicht erregbaren Gemüths hielt sie ihre Begleiterin zurück und redete den jungen Menschen an.

Mein Herr! sprach sie.

Haydn hob das Haupt in die Höhe und konnte die Thränen im Auge nicht zurückhalten.

Die Dame schämte sich fast ihrer Kühnheit, faßte aber doch Muth und redete noch einmal. Mein Herr! fuhr sie fort, verzeihen Sie die Kühnheit eines Mädchens, — allein Sie scheinen unglücklich zu sein. Darf ich die Ursache Ihres Kummers wissen? Steht es in meiner Macht, Ihre Thränen zu trocknen, so soll es geschehen; oder wollen Sie nicht lieber meiner Tante hier die Hand geben und uns in unsere Wohnung begleiten?

Der junge Haydn machte sich auf; allein indem er seine Hand ausstreckte, fiel sein Blick auf seinen elenden Anzug.

Keine Umstände, junger Herr, sagte das Mädchen in freundlichem Tone, sie sind bei uns nicht nöthig.

Ein dankbares Lächeln zuckte auf den bleichen Lippen des unglücklichen jungen Künstlers und damit bot er der ältern der beiden Damen schüchtern den Arm.

Wohnen Sie weit von hier? fragte die junge Dame.

Da oben.

Und wir wohnen hier unten, sagte sie, indem sie den Gang des ersten Stockwerks betraten.

So sind Sie Fräulein Martiniz?

Zu dienen, mein Herr, aber darf ich nun auch Ihren Namen wissen?

Joseph Haydn, ein armer Wagnerssohn aus Rohrau, der einst durch den alten Reuter und unter seinem Schutze hier in diese Stadt kam.

Gott habe ihn selig! sprach das Fräulein tief bewegt, er war mein Lehrer.

Und der meine auch, fuhr der junge Künstler fort.

Ihr Stand, mein Herr?

Ein Musiker, verehrtes Fräulein.

Aber warum geben Sie keine Stunden?

Statt der Antwort warf der Jüngling einen bedauerlichen Blick auf seine elende Garderobe.

Mein Herr, sprach das Fräulein, soll ich Ihre Schülerin sein? Ja, ja, Sie sollen mir Singstunden geben. Sind Sie's zufrieden?

Ein Strahl der Freude verklärte plötzlich die düstern Züge des jungen Künstlers.

Wahrhaftig, sprach er, indem er den dargebotenen Sessel schüchtern ausschlug, ich weiß nicht, ob ich das können werde?

Mein Herr, fuhr das Fräulein fort, indem es Haydns Hand faßte, einen Korb lasse ich mir nicht geben. Ich bin mündig, bin Herrin meines Vermögens und meiner Handlungen, und meine gute Tante hier ist mehr meine Freundin, als meine Ehrendame. Sie dürfen mich also ohne Scheu als Ihre Schülerin annehmen, und ich denke, Sie werden mit mir zufrieden sein. Der alte Reuter nannte mir doch so oft den Namen eines seiner besten und talentvollsten Schüler, eines jungen Mannes, den er nur „seinen Sepperl“ zu heißen pflegte. Kennen Sie den?

Sepperl? stotterte Haydn, das abgekürzte „Joseph,“ das ist mein Name, gnädiges Fräulein. Eine dunkle Röthe überzog sein ganzes Gesicht.

So sind Sie also Sepperl! rief Fräulein Martiniz, o dann ist's gut, dann kennen wir uns schon. Sehen Sie, Sepperl, Sie stehen allein in der Welt, sind fremd hier und.. — das Wort „arm“ erstarb ihr auf den Lippen — und... ohne Freunde in der großen Stadt. Ich bin selbst eine Fremde und kann mich in Ihre Lage versetzen. Vergönnen Sie mir, Sie als Bruder zu betrachten, — schlagen Sie ein,

nehmen Sie Wohnung bei uns und theilen Sie unsern Tisch. Kommen Sie her, Sepperl, jetzt gleich geben Sie mir die erste Stunde.

So geschah's. Am nämlichen Abend stellte Fräulein Martiniz ihren Schützling dem Operndichter Metastasio vor, der ein Stockwerk unter ihr wohnte. So wohnten denn der erste Operndichter und der erste Tonsetzer des Jahrhunderts unter einem Dache. Metastasio saß dem Glück tief im Schoße und hatte Alles, was sein Herz begehren mochte. Von der Hofgunst getragen, flog er von Genuß zu Genuß, von Auszeichnung zu Auszeichnung. Der arme Tonsetzer aber, ja der große Meister im Reich der Töne, die Zierde seines Jahrhunderts, der Schöpfer jener herrlichen Symphonien und Oratorien, hatte kaum, wohin er sein Haupt legen konnte, keinen Kreuzer, um sich Holz, Brod und Kleider geschweige denn sonst etwas anzuschaffen, was das Leben auf dieser armen Erde erleichtert.

Nun hatte freilich plötzlich Haydn Obdach und Kleider, und deren mehr, als er brauchte, um seine Blöße zu decken, auch Muße war ihm gegeben, seinen künstlerischen Studien obzuliegen, die ihn aber seine große Gewissenhaftigkeit nur mit Angst genießen ließ.

Eines Tages aber zog ein neues Wetter unheilschwanger über dem Haupte unseres Freundes auf. Aus Gründen, die unsere Leser nicht interessiren, verließ Fräulein Martiniz plötzlich die Kaiserstadt. Zu gleicher Zeit gieng auch Metastasio nach Italien zurück und Haydn stand nun zum andern male arm und verlassen in der Stadt Wien da.

Der Besitzer des Hauses, in welchem er wohnte, beeilte sich mit der Kunde, die Wohnung des Fräuleins Martiniz sei anderweit vergeben und auch Haydns Zimmer müsse am andern Morgen geräumt sein.

Der „Musikantensepperl“ besann sich kurz. Gepackt war bald in seinen Räumen. Seine Siebensachen in ein Taschentuch gewickelt, zog der Tondichter der „Schöpfung“ und der „vier Jahreszeiten“ auf die schneebedeckten Straßen von Wien.

---

5. Der Friseur in Leopoldsstadt.

Nachdem der Arme mit seinem Päckchen unter dem Arme stundenlang auf den Straßen herumgelaufen, kam er endlich gegen Mittag in der Vorstadt Leopoldsstadt an. Es war bitter kalt, wer nicht hinaus mußte, der blieb gerne daheim und der Hunger warf unsern Künstler fast über den Haufen. Ohne zu überlegen, was er eigentlich that, näherte er sich dem Laden eines Friseurs und trat ein. Der Haar- und Bartkünstler, ihn für einen neuen Kunden ansehend, setzte ihm einen Stuhl und schob ihm die Serviette unter das Kinn. Regungslos saß Haydn da und ließ sich Alles stumm gefallen. Hatte er doch auch die Kraft nicht, es zu verhindern. Der Friseur nahm seine Seifenkugel und seine Bartschüssel und setzte sich in Positur, seine edle Kunst zu üben. Plötzlich hielt er inne, hielt die Schüssel in der einen Hand und riß mit der andern die Serviette weg.

Was fällt Ihnen denn ein? fragte er empört den wie eine Bildsäule Dasitzenden, wollen Sie mich zum Besten halten? Sie haben ja gar keinen Bart.

Der Kunde gab keine Antwort, regte sich auch nicht, der Barbier schüttelte ihn unsanft, — keine Regung, kein Laut, — da saß ein Mensch in einer tiefen fürchterlichen Ohnmacht.

„Ach, Arme bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen.“

Aus der Blässe, die das Gesicht des seltsamen Kunden bedeckte, schloß der Friseur nicht mit Unrecht, daß Hunger die Ursache dieser Ohnmacht sein möge. Mit Hilfe seiner Frau und Tochter*) brachte er den Unglücklichen auf ein Bett und behandelte ihn mit der größten Sorgfalt.

Haydn war so durch wunderbare Fügung in die Pflege eines gutmüthigen Menschen gekommen, dessen Bitten, bei ihm zu bleiben, bis sich neue Erwerbsquellen würden gefunden haben,

*) Unsere Leser wissen vielleicht, daß eben diese Tochter des Friseurs in Leopoldsstadt später Haydns Weib ward, und daß seine Ehe die glücklichste nicht war. Seine Frau trug ihn nicht auf den Händen. Auch der Schwiegervater änderte später sein Benehmen. Das Menschenherz ist ein veränderliches, trotziges und verzagtes Ding!

er nicht widerstehen konnte. Um dieser Familie nicht allzusehr zur Last zu fallen, verdoppelte Haydn seine Mühe, um wenigstens etwas Geld zu verdienen. Um acht Uhr Morgens finden wir ihn singend im Chor der barmherzigen Brüder, um 10 Uhr auf der Orgel in der Hauskapelle des Grafen von Haugwitz, um 11 Uhr beim Hochamte im Dome zum St. Stephan. Und nun rathet! Was trug dem großen Manne ein solcher, unter Müh und Arbeit hingebrachter Morgen ein? Die Patti versagt ihre Triller und Läufe hochmüthig, wenn ihr nicht 2000 Fr. für den Abend geboten werden. Der Barrikadenheld Richard Wagner speist auf königliche Kosten für einige hundert Thaler Konfekt im Jahre und schlemmt mit einem Gehalte von vielen Tausenden in den reichsten Gemächern. Haydn verdiente an einem Morgen $^1/_6$ Thaler = $17^1/_2$ Kreuzer.

Doch der Herr, der uns nicht lässet versucht werden über Vermögen, läßt diejenigen, die ihr Vertrauen nicht wegwerfen, endlich seine Hilfe schauen. Durch Kreuz zur Krone, durch Kampf zum Sieg, durch Sturm zum Hafen.

Das durfte auch der „Musikantensepperl" endlich erfahren. Seine Hilfe war vor der Thür. Um diese Zeit machte er eine für sein ganzes Leben bedeutungsvolle und einflußreiche Bekanntschaft in dem italienischen Dichter Porpora*). Der Umgang mit diesem Manne war ihm für seine Kunstschöpfungen ganz besonders wichtig und lehrreich.

Mehrere neue geistvolle Compositionen, die Haydn damals vollendet hatte, lenkten die Aufmerksamkeit des Fürsten Anton Esterhazy auf ihn, dessen Nachfolger, Fürst Nikolaus, ihn aber noch höher schätzte. Er nahm ihn in seine persönliche Dienste mit dem Titel eines „Hofcapellmeisters."

Man darf nicht glauben, als habe der Glanz und die Behaglichkeit dieser Stellung Haydns Talent und Eifer auf der Bahn der Kunst niedergedrückt, nein, im Gegentheil, an den Strahlen der Glückssonne gedieh beides um so schneller und günstiger und trug bald die herrlichsten Früchte, an denen auch wir noch mit Lust zehren.

*) Nach Einigen hat der Italiener Haydn gar nicht auf's Delikateste behandelt. Er soll ihn mitunter zum Stiefelputzen gebraucht haben. D. Verf.

Was seine äußere Lebensordnung betrifft, so war sie einfach und im höchsten Grade regelmäßig. Haydn stand sehr früh auf, und ließ sich's dann sein erstes Geschäft sein, sich mit aller Sorgfalt anzukleiden. Bekanntlich konnte der große Naturforscher Buffon nichts arbeiten ohne Spitzenmanchetten. Unser Tonkünstler hätte ums Leben nichts gearbeitet im Negligé.

Haydn war die Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit selbst. Gegen Jedermann, Reich oder Arm, Vornehm oder Gering, war er zuvorkommend und freundlich. Die Kinder liebte er über Alles und sie nannten ihn nur den „Vater Haydn". Zeugniß von seiner Liebe zur Kinderwelt ist seine ewig neue und junge „Kindersymphonie", deren Entstehung W. Eberwein uns in gebundener Rede so schön erzählt hat.

Die Künstler seiner Zeit fanden an ihm keinen neidischen, gehässigen und tückischen Rivalen, sondern einen gerechten, wenn auch strengen Beurtheiler und einen Freund und Beschützer, wie er nicht treuer zu sein vermochte. Den Namen „Gluck" sprach er z. B. nur mit hoher Verehrung aus.

Als Mozarts „Don Juan" zum erstenmal in Scene gieng, waren die Ansichten außerordentlich getheilt und man fragte Haydn einst um ein Urtheil. „Da bin ich nicht competent," sprach er, „doch will ich das sagen: ich halte Mozart für den größten Tonsetzer unserer Zeit." — Zur Krönung Leopolds II. wurde Mozarts „Titus" gegeben. Auch Haydn war geladen, kam aber nicht. Aus Neid? Nein: „Wo Mozart auftritt," sagte er, „da muß sich Haydn verkriechen."

Als mit zunehmendem Alter auch seine Kräfte von Tag zu Tage schwanden, wollte Haydn fast Niemanden mehr bei sich sehen. Denen, die nach seinem Befinden sich zu erkundigen kamen, wurde ein Blättchen, von seiner eigenen Hand geschrieben, überreicht und darauf standen die Worte: „Meine Kraft ist dahin!"

Nur noch einmal kam er aus dieser Zurückgezogenheit hervor, um einem Concerte beizuwohnen, das eine Gesellschaft seiner Verehrer

ihm zu Ehren gab. Man hatte seine „Schöpfung" zur Aufführung gewählt, und das Orchester besonders war voll und ausgezeichnet besetzt. Bei der klassischen, tiefergreifenden Stelle: „es werde Licht!" wo das volle Orchester in den vollen Chor einfällt, eine der großartigsten Tonmalereien, die wir haben, konnte sich der alte lebensmüde Componist nicht zurückhalten. Die Macht der Töne und Harmonieen überwältigte ihn. Voller Entzücken mit zum Himmel gefalteten Händen, rief er aus: „nicht von mir, von Oben kommt Alles!" sank aber bei diesen Worten in Ohnmacht und mußte aus dem Saale getragen werden.

Vater Haydn brachte sein Leben auf 77 Jahre. Am 31. Mai im Jahr des Heiles 1809 schlug seine Erlösungsstunde, auf die sich der Meister der Töne in frommem Glauben schon längst gesehnt hatte. Was sterblich an ihm war, das wurde, als schönes Saatkorn für den großen Erntetag auf dem Friedhofe vor der sogenannten Hundsthurmer Linie bei Wien beigesetzt. Der Platz, wo seine Gebeine ruhen, ist durch einen Grabstein bezeichnet. Haydns dankbarer und würdiger Schüler, Ritter Sigismund Neukomm*) hat diesen Stein gesetzt und die Worte darauf schreiben lassen mit goldenen Buchstaben:

„Non omnis moriar" (Es wird nicht Alles von mir sterben.)

So ist's. Haydn lebt, obwohl er längst todt ist, und er wird fortleben, so lange es noch Menschenherzen gibt, die für die edelste der Künste, für die Musika schlagen, für die Musika zumal im Dienste dessen, dem die ewigen Harfen klingen, am krystallnen Strom und unter den Lebensbäumen.

*) Auch Pleyel und Beethoven waren seine Schüler, wiewohl der Letztere nur kurze Zeit. Der Weg, den er gieng, war in jeder Beziehung ein anderer. D. Verf.

Der indische Aufstand.

Am 29. Februar 1856 wars, daß Lord Canning als Vicekönig von Indien in Calcutta beeidigt wurde, zu einer Zeit, da der gewaltige Marquis Dalhousie eine lange Reihe mächtiger Reformen ins Leben gerufen hatte, welche alle eine starke Hand zur Durchführung erforderten. Schulen fiengen an da und dort wie durch einen Zauber aufzugehen und an der Umwandlung des lange schlafenden Volksgeistes zu arbeiten; Telegraphendrähte durchzogen mit einem Nu das große Reich, während die nöthigsten Eisenbahnen ihnen allgemach zu folgen begannen. Europäische Gedanken und Lebensformen traten in den Hauptstädten und sonst bei der jüngeren Generation gar offen hervor, und man hoffte dort auf einen schnellen Fortschritt aus der alten starren Herrschaft des Kastenbrauchs in eine bewegtere freiere Welt des Denkens und Handelns.

Dem Tieferblickenden war aber nicht verborgen, daß eine gewaltige Masse widerstrebender Elemente zu überwinden blieb, ehe Indien in das europäische Treiben hereingezogen werden konnte. Wie wehrte sich nur dagegen die alte Aristokratie der Geburt, welche immer mehr auf gleichen Fuß mit den Geringen und Schwachen gestellt werden sollte. Die Radschas durften nicht mehr nach Belieben strafen und hinrichten, oder sich an neuen Foltererfindungen ergötzen. Ja, es schien, als sollte es mit den alten Königshäusern immer rascher zu Ende gehen. Hatte doch Lord Dalhousie noch zum Schluß seines an Annectirungen reichen Wirkens, den König von Audh (4. Febr.) wegen unverbesserlicher Mißregierung abgesetzt, und das Adoptiren von Söhnen den kinderlosen Herrschern verboten. Die Weissagung des alten Löwen vom Pandschab, als er einmal die rothe Linie des englischen Reichs in Hindustan auf der Karte be-

trachtete: Es wird noch Alles roth werden! schien immer mehr in Erfüllung zu gehen.

Doch was vermochten diese vereinzelten Radschas und Nawabs gegen die einheitliche Verwaltung des großen Reichs! Von ihren kleinen Verschwörungen und unweisen Umtrieben war wenig zu fürchten. Etwas anders stand es mit der eingeborenen Armee.

Diese stellte eine Macht von etwa 300,000 Sipahis, d. h. europäisch exercirten Kriegern vor, zusammengewürfelt aus allen den verschiedenartigen Bestandtheilen des großen Landes. Waren die Soldaten der Madras- und Bombayarmee meist aus niederen Kasten geworben, wie sie auch christlicher Elemente nicht ganz entbehrten, so hatte dagegen die Bengalische Armee sich möglichst aus den höheren Ständen rekrutirt und war dem Kastenwesen gar treu geblieben. Bekehrte sich dort ein Soldat oder Offizier zum Christenthum, so wurde er, wenn nicht gerade von oben herab, doch durch den Geist des Regiments bald zum Austritt genöthigt. Und während die Madrasis und Bombayis nach Arabien, Barma oder China sich unbekümmert versenden ließen, hielten es die Bengalis für ein Zeichen ihres höheren Werthes, sich mit Macht gegen das „schwarze Wasser“ (Meer) zu sträuben und ein Vorrecht um das andere, so weit es gieng, zu erschleichen oder zu ertrotzen.

Daher ergieng (Juli 1856) der Befehl: alle Rekruten, die sich künftighin anwerben ließen, müßten sich zu jedem beliebigen Dienst in oder außerhalb des Reichs verpflichten. Die feinen Bengali Sipahis waren über diese Zumuthung empört. Sie merkten wohl, daß die Verordnung darauf berechnet war, die Herrschaft der höheren Kasten, die sie bisher in ihren Regimentern eingeführt und immer höher gesteigert hatten, endlich zu brechen. Daher verhöhnten sie die Rekruten, welche sich selbst soweit wegwerfen mochten, die schimpfliche Bedingung einzugehen, und verbreiteten einen Geist der Unzufriedenheit in verschiedenen Garnisonen.

Wie nun England (1. Nov.) mit Persien in Krieg verwickelt wurde, wie zugleich Feindseligkeiten mit China ausbrachen (Okt. 1856), und die englischen Truppen zu diesem Zwecke nebst Sipahi-Regimentern nach Ost und West eingeschifft wurden, merkten die Bengalis, wie wenig Feinde ihnen entgegen stünden, falls sie nun einen Versuch machten, die Herrschaft an sich zu bringen. Den 200,000 Sipahis in Bengalen das Gleichgewicht zu halten, waren keine 20,000 Engländer mehr im Lande, und diese alle zersplittert in weiß nicht wie vielen Garnisonen. Da und dort wurde nun geschürt von alten Subahdars (Hauptleuten) und Dschemadars (Lieutenanten), welche nach den Regeln des Dienstes schon dem jüngsten, eben von England gekommenen Kadet zu gehorchen verpflichtet waren. Hatten früher die Offiziere sich durch ihre Verbindungen mit Personen, die man lachend „weibliche Munschis“ (Sprachlehrer) nannte, den Eingebornen vielfach nur zu sehr genähert, so waren sie ihnen nun durch das Ueberhandnehmen eines sittlicheren Lebens, durch den allgemeineren Familiensinn, noch mehr durch den steigenden Einfluß des Christenthums, um ein Bedeutendes ferner gerückt. Und wenn jetzt vollends verfügt wurde, in den Gefängnissen solle nicht mehr für jede noch so kleine Kaste besonders gekocht werden, so sah man darin schon einen Anfang zu der bereits von vielen Brahmanen und Mullahs (muhammedanische Priester) gedrohten schrecklichen Neuerung, daß die Regierung „Alles gleich“ machen wolle. Die Muhammedaner insbesondere verbreiteten Gerüchte, als werde nächstens die Beschneidung verboten und den Frauen der Schleier niedergelegt werden.

Von Dumdum (bei Calcutta) gieng im Jahr 1857 ein weiteres Gerücht aus, fast zu thöricht, als daß Europäer zu glauben vermochten, es werde irgendwo Eindruck machen. Es hieß, die neuen Enfieldbüchsen seien nur darum eingeführt, um durch die befetteten Patronen jeden Sipahi zum Christen zu machen. Denn, welche Teufelei! sie seien mit Schweine- und Kuhfett bestrichen, dem Gräuel der Muhammedaner und der Hindus. Die Sipahis in Barrakpur wurden darüber so empört, daß sie ihren Offizieren aufs Unbotmäßigste begegneten, nächtliche Versammlungen hielten, und anfiengen, heimlich europäische Wohnungen anzuzünden. Eine Abtheilung derselben, die nach Barhampur versetzt wurde, weigerte sich entschieden (19. Febr.), auch nur die ausgetheilten Zündhütchen in Empfang zu nehmen. Oberst Mitchell ritt in die Kaserne, versammelte die schwar-

zen Offiziere und erklärte, wie alle Patronen vor einem Jahr von dem letzt hier weilenden Regiment fabricirt worden seien; wer dieselben verschmähe, müsse seine Strafe tragen. In der Nacht bemächtigten sich die Sipahis ihrer Waffen, und drohten den Offizieren, die abrathen wollten, mit dem Tode. Das Regiment mußte bestraft werden. Sobald ein europäisches Corps aus Barma herbeigeholt war, wurde dem meuterischen 19. Infanterieregiment angekündigt, daß es entlassen sei, natürlich ohne Pensionen.

Aber in Barrackpur brachte nun ein Brahmane des 34. Regiments (29. März) dasselbe zu offenem Aufruhr. Im Anfang Mai wurde es entlassen, in schimpflicherer Weise als das 19te. Allein schon meuterten an der Grenze der Sikhs, in Ambala, andere Regimenter, und in räthselhafter Weise verbreiteten sich die nächtlichen Feuersbrünste über die Garnisonsstädte Bengalens. Heilige Bettler durchzogen das Land und erzählten Geschichten, jede grausiger als die andere. Die verunreinigende Mischung sollte bereits in die Brunnen geworfen, das wohlfeile Mehl der Magazine mit Knochenmehl vermengt sein; ehe man sich's versehe, werde Jedermann sein höchstes Gut, die reine Kaste, verloren haben. Von Audh abwärts bis nach Kalkutta wurden von unbekannten Händen flache Brodkuchen, Tschapattis, emsig versendet; jeder Dorfschulze oder Flurwächter sandte sie weiter in's nächste Dorf, eine geheimnißvolle Weise des Verkehrs, aus der kein Europäer recht klug werden konnte. Dennoch wurde wohl Jedem bange — beim Blick auf die unweise Entblößung des ungeheuren Landes von zuverlässigen weißen Truppen.

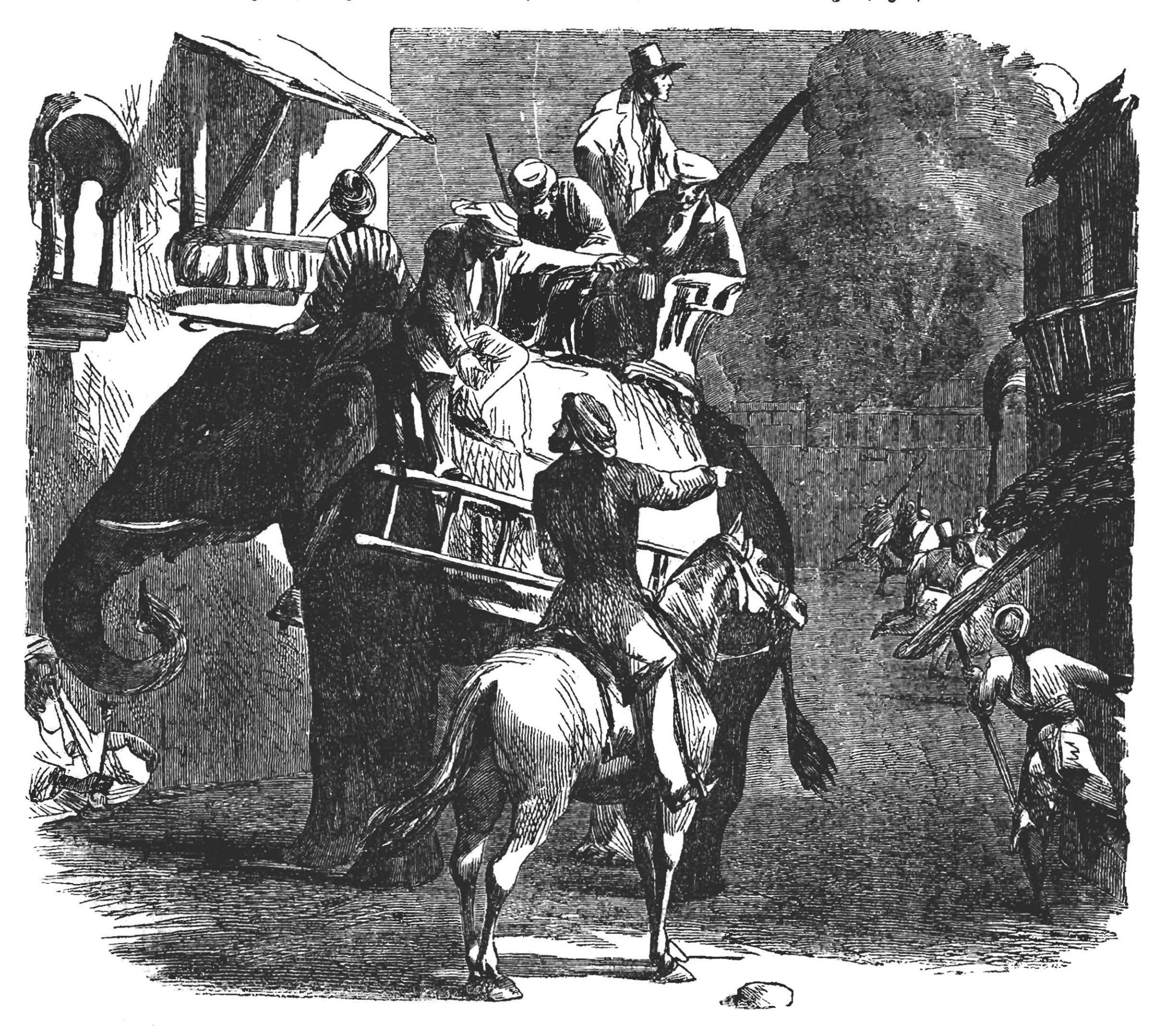
Wer aber hatte denn die Fäden des Netzes in der Hand, welches die bisher so vertrauensvollen weißen Fremdlinge umgarnen sollte? Es war der Radscha Nana (Narayana) von Bithur, durch Adoption Erbe der Mahrattaherrscher von Puna geworden, von den Engländern aber — in Betracht seines großen Vermögens — mit keiner Apanage bedacht. Während er seinen Agenten in England um eine solche anklopfen und herumbitten ließ, reiste er selbst zu den unzufriedenen oder entthronten Fürsten des Landes und zog sie in eine allgemeine Verschwörung. Zum Glück brach sie nicht erst am festgesetzten Tage aus, wie ausgemacht war, an allen Orten zugleich, damit im hundertsten Jahre seit der Schlacht von Plasi die britische Herrschaft über Indien gestürzt werde; ein unvorhergesehener Zufall beschleunigte die Explosion.

In Mirath wollte nämlich ein freundlicher Kavallerieoffizier seine Truppen dadurch gewinnen, daß er ihnen eine Weise zeigte, die verdächtigen Patronen zu öffnen, ohne daß sie an die Zähne gebracht würden. Ein schwarzer Offizier ließ sich's gefallen und feuerte so zweimal; zum Dank dafür wurde ihm in der Nacht sein Haus niedergebrannt. Nun forderte man eine Eskadron auf, bloß mit den alten Patronen zu schießen, die sie bisher ohne Widerstand gebraucht hatten. Von 90 Mann fügten sich nur fünf; so mußten denn die 85 in Untersuchungsarrest gesteckt werden. Das Kriegsgericht verurtheilte sie zu fünfjähriger Gefangenschaft. Am 9. Mai wurde das Urtheil verkündigt und die Schuldigen mußten in das Gefängniß wandern. Tags darauf, während des abendlichen Gottesdienstes brach die Empörung aus. Die Sipahis stürmten das Gefängniß und befreiten ihre Kameraden sammt etwa 1400 der schwersten Verbrecher, worauf alle Weiße, die den Bewaffneten begegneten, niedergemacht, ihre Häuser beraubt und angezündet wurden. Die Greuel, die in jener Schreckensnacht verübt wurden, gaben dann den Ton an für das, was die bengalische Armee überall von ihren Kameraden erwartete; der Telegraph that es im Nu allen in Indien zerstreuten Europäern kund.

Nun hatte aber der alte General Hewitt zwei tüchtige englische Regimenter in Mirath; rathlos, wie er war, vermochte er dennoch nichts gegen die nicht viel überlegenen Sipahis. Was sollte dann aus den Garnisonsstädten werden, welche kein europäisches Regiment hatten! Der 12. Mai machte es klar. Unbehindert durch die europäischen Truppen, welche zuerst in Mirath selbst die Ordnung herstellen wollten, zogen die Aufrührer die Nacht hindurch gegen Delhi (ein Weg von 15 Stunden). Die Kavalleristen langten zuerst an und säbelten jeden Weißen nieder, der ihnen begegnete. Dann brachen die dortigen Regimenter los, bis alle Straßen und Häuser von Europäern gereinigt waren. Auch die einheimischen Christen, vor allen der muthige

Prediger Wilayat Ali, wurden grausam niedergemetzelt. Das ungeheure Arsenal konnte noch mit genauer Noth von den neun Engländern, denen es anvertraut war, geschlossen und einige Stunden lang muthig vertheidigt werden. Ob aber auch die Kartätschen wiederholt die Wälle von Angreifern rein fegten, bald zeigte sich, daß die Feinde zu übermächtig waren; so sprengte es Lieutenant Willoughby zuletzt mit Hunderten von Feinden in die Luft, warf sich in die Jamuna, und langte halb gebraten in Mirath mit einigen seiner Kameraden an, doch nur um dort zu sterben.

Das Auffliegen des großen Arsenals war die letzte telegraphische Botschaft, welche aus der alten Kaiserstadt durch Indien flog; dann folgte wochenlanges, schwüles Schweigen. Die sprechenden Dräthe wurden überall durchschnitten und nun zeigte sichs auf jeder Station, was ein Mann werth war. Allenthalben die höchste Gefahr, da und dort früh bewältigt durch Helden, die das Glück begünstigte; an vielen Orten aber ein unterschiedloses Gemetzel, schauerliche Fluchten unter der unerträglichen Maisonne, wunderbare Rettungen, unglaubliche Treulosigkeiten, aber auch nicht wenige Bewährungen von unverhoffter Treue und Menschenfreundlichkeit bei hohen und niedrigen Hindus.



Wie lange hatte nur in Bareilly die Wage geschwankt, bis am Sonntag, den 31. Mai, nach beendigtem Gottesdienste Kanonendonner jedem Hause verkündigte, die gefürchtete Stunde sei nun gekommen. Etliche Freunde hatten sich zusammengethan, um auf einem Elephanten in die nahen Berge zu entrinnen; es gelang, wenn auch mehrmals auf sie geschossen wurde. Von wie vielen Bekannten und Verwandten aber haben sie nie mehr gehört, von vielen auch so Grausiges, daß man es nie offen erzählte! Ein pensionirter Edelmann, der vielgeehrte Khan Bahadar, ließ sich dort zum Könige ausrufen und fuhr nun in den Equipagen des gemordeten Generals herum. Abends mußten ihm die Musikbanden der Regimenter aufspielen, wie



sie's früher auf der Esplanade gethan hatten, natürlich die alten Weisen: God save the Queen (Gott erhalte die Königin) u. s. w. Von allen seinen Unterthanen aber forderte er, daß jeder Weiße, der sich irgendwo verborgen hielte, angegeben und niedergemacht werde. Doch haben die Bauern da und dort Einen Monate lang versteckt gehalten.

Die Frauen und Kinder hatte man, so lange noch leidliche Ruhe herrschte, in Palankine gepackt und in die nahen Berge geschickt. Manche haben sich leider verspätet. Aber andere Edelleute, wie der Radscha von Rampur (s. Abb.), sind mit ihrem Gefolge in der Stunde der Noth erschienen, um den liebgewonnenen, jetzt so schwer bedrängten Oberherrn mit Rath und That zu helfen. Es stellte sich heraus, daß man den Einen viel zu viel, Manchem aber auch zu wenig zugetraut hatte.

Delhi war nun in der Hand des alten Padischah, Muhammed Schah, desselben Mannes, der noch am Anfang des Jahrhunderts sich als Kaiser von Hindustan geberdet und bisher von der Compagnie 1,800,000 fl. des Jahrs als Civilliste bezogen hatte. Alle Engländer, die sich in seinen Palast flüchteten, mit Frauen und Kindern wurden erbarmungslos niedergemetzelt, alle Sipahis eingeladen, sich um den neuerstandenen Padischah zu schaaren. Das Arsenal war leider nicht ganz zerstört, es fanden sich noch große Vorräthe von Waffen jeder Art, und von den verschiedenen Garnisonen zogen nun die jubelnden Empörer in hellen Haufen der lange so ausgestorbenen Residenz zu, von der sie sich ein fröhliches Leben nach altem Styl versprachen.

Aber nordwestlich von Delhi lag im Pandschab eine bedeutende Macht von Engländern. Seit sieben Jahren erst erobert, war dieses Grenzland durch energische Offiziere in bisher ungesehener energischer Weise dermaßen geordnet worden, daß die kräftige Bevölkerung, vorweg die Erbfeinde der Muhammedaner, die Sikhs der Ebene, aber auch die Afghanen der Berge an ihren Beherrschern von Herzen froh waren. Dort regierte John Lawrence, ein Mann, der das Abschneiden der Telegraphendrähte für seine Person nur gar nicht bedauerte. Er hatte nun nicht mehr auf Befehle von Calcutta zu warten, sondern regierte unumschränkt. Aller Orten wurden die Sipahis durch rasche Maaßregeln entwaffnet, in Lahore selbst schon am Morgen des 13. Mai. Wo die Bengalis sich empörten, wurden sie ohne Erbarmen niedergemacht und die Flüchtigen von den Bauern eingefangen. Eine überall gegenwärtige Polizei schreckte die Aufwiegler oder machte sie unschädlich; ein neu geschaffenes Papiergeld kursirte prächtig. Sikhs und Afghanen drängten sich in Masse zu den englischen Fahnen, als nun geworben wurde, um Truppen gegen Delhi zu führen.

Am 8. Juni bereits stand General Barnard auf den Höhen vor Delhi, die er rasch von den Rebellen reinigte, um mit etwa 3000 Mann sein Lager daselbst aufzuschlagen. Ums zehnfache waren ihm die Sipahis überlegen, und zu Zeiten konnte man fragen, wer denn eigentlich die Belagerer, wer die Belagerten seien. Ein General um den andern starb oder erkrankte, Sonnenstich und Seuchen räumten unter den Europäern mehr auf, als die Waffen der Empörer; aber nach und nach rückten die neugeworbenen Truppen vom Nordwesten heran, und ihnen voraus der allbekannte Oberst Nicholson (8. Aug.), von den Bergvölkern fast als ein Gott verehrt, hinfort die Seele der Belagerung. Mit jeder Verstärkung hob sich der Muth im Lager und sank die Hoffnung des greisen Kaisers. Am 6. September endlich war das schwere Belagerungsgeschütz eingetroffen, und der Kampf rückte nun den Mauern immer näher. Sobald zwei Breschen geschossen waren, rüstete man sich zum Sturm. Am Morgen des 14. wurden die Leitern angelegt, das Kaschmirthor in die Luft geblasen, und auf der Mauer wehte wieder die britische Fahne.

Aber es war ein theuer erkaufter, und nur ein halber Sieg. Von 6000 Siegern lagen an 1200 todt oder verwundet, und auch der ritterliche Nicholson war gefallen. Aus den altergrauen Moscheen und Palästen der Stadt waren Burgen geworden, die nun Tag für Tag gestürmt, unterminirt, gesprengt werden mußten. Erst am 20. Sept. nach sechstägigem Kampfe war das Werk der vier schwersten Monate anglo-indischer Geschichte vollendet. Tags darauf erreichte Hodson den flüchtigen Padischah, und



nöthigte ihn sich zu ergeben; am nächsten Morgen ritt er fast allein unter die Prinzen, erschoß die drei schuldigsten, die das Blut von Weibern und Kindern vergossen hatten, und ließ ihre Leichname drei Tage vor der Hauptwache liegen. Der arme Padischah aber mit seiner Familie wurde nach Rangun gebracht, wo er in der Verbannung hinsiechte, während seine jüngeren Söhne eine tüchtige Erziehung unter der Aufsicht englischer Offiziere erhielten. Hier eine Photographie des letzten Padischah in seiner Erniedrigung; hinter ihm seine Söhne.

Als Retter Indiens aber wurde allerwärts der Herrscher des Pandschab, John Lawrence, erkannt, indem er die Provinz, die bisher für die gefährdetste Indiens gegolten hatte, zur Grundlage für dessen Wiedereroberung zu machen wußte. So lange der Streit um Delhi wogte, konnte der Aufruhr weiter greifen; mit der Nachricht von seinem Fall wurde es ruhiger in den Bazars, an den kleinen Höfen, durch alle Garnisonen. Der Stern der Franken war wieder im Steigen. Allein wiedererobert war Indien damit noch nicht. Es sollte noch heiße Kämpfe kosten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kavalleristenleben.

Von J. K.

(Fortsetzung.)

2. Gutmüthigkeit ist ein leeres Blatt.

Ein gläubiger Lehrer, der in meinen Knabenjahren zuweilen das Haus meiner Eltern besuchte, sagte einst, als meine Mutter, mich ihm vorstellend, meiner Wildheit gegenüber mein gutes Gemüth betonte, die denkwürdigen Worte: „Gutmüthigkeit ist ein leeres Blatt, worauf entweder der liebe Gott oder der Teufel seinen Namen schreibt"! Unvergeßlich haben sich diese Worte in meine Seele gegraben und oft sind sie mir zu Nutz und Frommen wider die Sünde gewesen. Nie aber hat sich ihre Wahrheit deutlicher meinem Herzen geoffenbart als in der Geschichte, die ich erzählen will.

Ich vergesse den Sommer 1859 so bald nicht. Seit dem schönen Neujahrsgruß, da Kaiser Napoleon III. zu dem östreichischen Gesandten

gesagt hatte: „Ich bedaure, daß die Beziehungen unserer Staaten nicht mehr so freundlich sind, als ich es wünsche!" hatten sich die wetterschwangern Wolken schwarz und schwärzer geballt, bis sie nach langem Schwanken in Italien ein tüchtiges Wetter entluden, das mit Geprassel ganz Europa durchzitterte. Auch im deutschen Vaterlande war längst alles Militär zu den Fahnen gerufen worden, eben als die Osterglocken eines der schönsten Frühlinge zu Auferstehungsbetrachtungen aufforderten: und mit den „Assentirt-Unmontirten" mußte auch ich der Einberufung entgegensehen. Ich war etwas alt geworden für den Rekrutenunterricht, aber doch voll freudigen Muthes, weil es nun gegen den Erbfeind gehen sollte, zumal man mir den Wunsch erfüllt hatte, mich in die Kavallerie einzureihen. Dennoch wallte das Herz fast hörbar, so oft ich den Gemeindediener ansichtig wurde, und ich glaube — darf ich's sagen? daß es mehr Bangigkeit als Freude war. Es ist einmal keine leichte Sache für ein Kind des Friedens, das Schwert ergreifen und in den irdischen Kampf ziehen zu müssen wider Menschen, die ihm nie etwas zu Leid gethan. Eben kam ich mit einer Fuhre Holz aus dem Walde, als der — daß ichs nur gerade heraussage — Schreckensmann von Gemeindediener mir entgegen lief. Ich rief ihm scheinbar scherzend entgegen: „Nun, habe ich meine Anweisung erhalten!?" „„So eben""! erklärte er trocken. Er wußte längst, daß er für keinen Freudenbringer mehr galt.

Am Freitag wars, und der Einberuf: lautete „unverzüglich"; doch wollte ich noch einen Sonntag in meinem geliebten Dörflein zubringen und mich der trauten Gemeinschaft des theuren Gotteshauses erquicken. Früh am Sonntagmorgen trieb es mich noch einmal hinaus in die trauten Gaue meiner Jugendzeit. Ich konnte nicht wissen, ob ich sie je wieder sehen sollte; nach menschlicher Ansicht gieng es in den Krieg. Welch ein unvergleichlicher Sonntagsmorgen! Wie lobten die gefiederten Chöre in Busch und Wald ihren Schöpfer. Der Kohl hatte sich in blendendes Gelb gekleidet und im Thau des eben in die Aehren schießenden Kornes badete sich neckisch der Haase, während plötzlich die vollen Akkorde einer nahen Musik mich umflutheten. Ein Jugendfreund trat heran: „Bald wirst du andere Musik zu hören bekommen," sagte er. Die Maisonne war noch nicht aufgegangen, und doch trieb michs nach Hause, an mein Tagebuch, worin ich trübselige Betrachtungen niederlegte. Sie lauteten etwa also: „Kaum hat ein Mensch einen freieren Sinn als ich, und der soll nun total verleugnet werden. Ich muß mich einer strengen Disciplin unterordnen, muß sogar von gemeinen Subjecten mich vielleicht grausam behandeln lassen. Spott und Verachtung ist das erste, was ich als Christ von allen Seiten zu erwarten habe. Ich muß auf die Hochschule des Lasters: welche Versuchungen werden auf mich einstürmen! Wird sich auch ein Freund finden lassen, in dessen Herz sich mein gepreßtes Herz ausleeren, an dem es sich erwärmen könnte? Lesen kann ich vielleicht auch nicht mehr nach Bedürfniß! Allein was kann mir die tiefste Erniedrigung schaden, wenn sie mich um so inniger zu dem einzigen Freund, dem lieben Herrn Jesu treibt! Das christliche Leben um mich her ist ja auch nicht, wie ichs wünsche. Und der Weg, den ich jetzt gehe, ist mir gewiesen; darum hoffe ich zuversichtlich: Gottes Gnade wird mich nicht verlassen." Gottlob, ich hatte mich doch in einigen Befürchtungen geirrt. Und hoffentlich bricht jetzt auch für Süddeutschland die Zeit an, da durch die allgemeine Wehrpflicht der verachtete Militärstand wieder zu Ehren kommt.

Als ich in die Chevauxleger-Kaserne in Zweibrücken eintrat, war ich niedergedrückt. Alle Zimmer waren schon mit Soldaten überfüllt, zumal da einen Theil derselben ein Jägerbataillon ausnahmsweise in Beschlag genommen hatte. Ein Zimmercommandant schickte mich zum andern, und es schien eine Zeitlang, als ob man mich schließlich fortjagen würde, so überflüssig schien ich allerwärts. Wie sich dann aber der erste Wachtmeister dreinmischte, hatte ich schnell ein Unterkommen. Die Reiter waren eben von einem Reisemarsch zurückgekehrt. Da das Wetter regnerisch und über die Maßen schmutzig geworden war, hatte ich zum Einstand schon durchzumachen, was sich das Militär von dem sogenannten „Soldatenfluch" erzählt. Als nämlich der Herr Jesus noch auf Erden wandelte, soll er einmal mit Petrus allein gereist und an einem Wirthshaus vorbei gekommen sein, wo

ein Schwarm Soldaten beim Wein gar lustig that. Den Petrus gelüstete es zu der muntern Gesellschaft hinzutreten; der Meister aber warnte ihn, er würde Schläge bekommen. Mein Petrus geht doch hinein. Die Soldaten aber hielten ihn für einen Spielmann, wollten durchaus von ihm aufgespielt haben, und als er dies nicht konnte, schlugen sie ihn und warfen ihn zur Thüre hinaus. Zornig kommt er zum Meister zurück und fragt, wie man auch die Soldaten strafen könne. Der Meister erwiederte: „Von nun an soll es immer regnen, so oft sie in Urlaub gehen oder einrücken."

So waren denn die Chevauxlegers oder „Schwollischö" schmutzig bis über die Ohren. Nichts als putzen und wieder putzen im Stall, und im Zimmer erst recht putzen. Alle Schießwaffen, Pistolen und Karabiner wurden zerlegt, und ein dicker schnurrbärtiger Korporal hieß auch mich angreifen, nachdem ich lange wie versteinert dagestanden war. Ich mochte ungeschickt genug angegriffen haben, denn alle Soldaten lachten laut auf. Einer aber, obwohl auch er lachte, sagte zutraulich: „Nun er weiß doch anzupacken." Ein Wort, das wie Silberklang mein innerstes Wesen durchzitterte; so mußte ich doch nach dem Sprecher mich umsehen. Eine schlanke, hochgewachsene Mannesgestalt; Gesicht und Haare roth, aber ohne der vollen Schöne Eintrag zu thun. Die ganze imposante Erscheinung athmete Sanftmuth und wahren Seelenadel. Der offene Blick verkündete hellen Geist und scharfen Verstand, während ein heiteres, anmuthvolles Lächeln das Herz anzog. Von jenem Augenblick an faßte ich zu ihm ein Zutrauen, das mich lange an ihn gefesselt hat.

Philipp M. war der Sohn eines nicht unbemittelten Bauersmannes aus Albisheim am Eingang des Zellerthales. Er war so alt als ich; war mit mir um dieselbe Zeit in Speier eingereiht und sogleich zum Dienst zugezogen worden, hatte daher auch schon zwei Jahre gedient, als ich einrückte. Zu große Sparsamkeit hielt seinen Vater ab, ihm einen Einstandsmann zu stellen, obgleich nicht leicht irgendwo größerer Widerwillen gegen das Militärleben zu finden war als bei Philipp, dessen Seele in der ungebundensten Freiheit schwärmte. Er war von der Idee der Volksfreiheit so durchdrungen und konnte sich mit jedem Zwang so wenig vertragen, daß ihn sein neuer Stand wahrhaft unglücklich machte. Mehrmals forderte er seinen Vater aufs dringendste auf, ihm einen Mann zu stellen, ohne daß dieser darauf einging. So mußte er sich denn einschulen lassen. Sein heller Geist fand sich leicht in das Exercitium, und die Offiziere, voran sein Rittmeister, gewannen den jungen Mann mit dem zierlichen Schnurrbart lieb, zumal er gar bald einen trefflichen Reiter abgab. Da er überdieß eine fertige, schöne Handschrift schrieb, avancirte er schon im zweiten Jahr zum Gefreiten. Eben sollte er Korporal werden, als er eines schönen Morgens beim Verles fehlte. Auch Mittags und Abends blieb er aus. Alle Vorgesetzten waren betroffen; sein musterhaftes Betragen hatte auch ihnen Achtung abgenöthigt, denn Lüderlichkeit und Unsittlichkeit, diese Krebsschäden des Militärs, waren ihm ebenso fremd als Widersetzlichkeit. Und doch stellte es sich nur zu bald heraus, daß er desertirt war.

Wie er gerade damals zu diesem verzweifelten Entschluß kam, ist nie klar geworden. Schien ihm doch eben das Militärleben in freundlicher Gestalt entgegen treten zu wollen, durch den Unteroffiziersrang. Höher steigt nur selten der Ehrgeiz junger Reiter, und so leicht sich das bei der Infanterie macht, so schwer gelingts einem Cavalleristen vor dem dritten Dienstjahr. Vielleicht aber war es zunächst dieses, was ihn zu seinem Schritte trieb. Wenigstens sprach er sich auch später sehr verächtlich über die Stellung eines Unteroffiziers aus.

Philipp hatte sich auf das nur zwei Stunden entfernte französische Gebiet begeben, und beschwor nun seinen Vater, ihm Geld zur Reise nach Amerika zu schicken. Nach langem Schwanken gab dieser nach. Schon wollte er zu dem Sohne reisen, als ihm die Behörde mit Versteigerung drohte, wenn er jenen nicht herbei schaffe. So reist also der Vater wohl ab; aber nur um den Sohn wieder zu seinem Regiment zu bringen. Es kostete den jungen Philipp einen schweren Kampf. Sich selbst wieder der Knechtschaft überliefern, war mehr als er ertragen konnte. Mit kindlicher Liebe klammerte er sich an seinen Vater und bat ihn unter

Thränen aufs allerinnigste, ihn doch mit Geld nach Amerika zu versorgen, wenn ihm das Herz seines Sohnes lieb sei. Allein der Vater war unerbittlich. Ueber seinem Haupte schwebte das Damoklesschwert der Confiscation und machte ihn taub gegen alle Vorstellungen. An eine „Christliche Pflicht" dachten beide nicht. Für sie gab es keine solche, auch keine Bibel, ja keinen lebendigen Gott. Beiden galt nur ihr Interesse, dem Sohne die Freiheitslust, dem Vater der Geldsack. Nach langem Kampf mußte Philipp sich hergeben, an der Hand seines Vaters wieder umzukehren in die Kaserne. Als Strafe wurden ihm sechs weitere Jahre Dienstzeit dictirt. Das Wohlwollen seiner Offiziere, besonders des Rittmeisters Hertlein, der bei allem Edelmuth ein solches Vergehen nie mehr vergaß, hatte er nun eingebüßt. Schaden konnten sie ihm freilich nichts. Denn nach wie vor machte er den trefflichsten Soldaten und sein Strafbogen behielt, mit Ausnahme der Desertion, dieselben weißen Lücken wie früher. Aber doch war seine Lebensweise wesentlich verschieden von der früheren. Stumpf, gepreßt gieng er einher. Die Unteroffiziere hatten Mitleid mit ihm; die Gemeinen liebten ihn. Nie wurde er zu irgend welchem Herrendienst commandirt, zu keinem Zimmerdienst von seinen Kameraden angehalten. Allem durfte er sich entziehen, ohne Vorwurf der Unteroffiziere oder Eifersucht der Kameraden.

Um diese Zeit war es, daß ich zu dem Militär einrückte. Acht Tage genügten, mich zu einem halben Soldaten zu machen. Ich fand, daß im Grunde doch Jeder ein menschliches Herz hatte, irgend eine fühlende Saite, an der ihm beizukommen war. Auch die jeweilige Erbitterung der Korporale ließ sich entschuldigen oder doch erklären. Meine geistliche Gesinnung konnte nicht lange verborgen bleiben; die Entsittlichung war zu groß, als daß ich hätte schweigen können. Ich trat ihr freundlich und bescheiden, aber mit dem ganzen Ernst des Christenthums entgegen. Mancher ist wohl in treuem Glauben alt geworden und macht sich auch nicht die entfernteste Vorstellung von der Versunkenheit der meisten Soldaten. Größtentheils geben die Unteroffiziere, mitunter auch Offiziere das Vorbild, dem die Andern blindlings nacheifern. Es gieng aber anders, als ich ahnte. Mein Widerspruch, weit entfernt, den Hohn der armen Verkommenen herauszufordern, verschaffte mir im Gegentheil Liebe und Achtung. Mehrmals erlebte ich, daß gerade die niederträchtigsten Subjekte mich aufsuchten, um sich zu entschuldigen: so schlecht, als man meine, seien sie doch nicht, sondern haben auch noch religiöses Gefühl u. s. w. Natürlich ließ ich solche Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne ihnen mit Liebe ihre Selbsttäuschung etwas aufzudecken.

An Philipp hatte ich mich bald enger angeschlossen. Ich war froh, einen Menschen von Intelligenz gefunden zu haben, mit dem sich in humaner Beziehung Verwandtschaft und Austausch pflegen ließ. Und in natürlicher Gutmüthigkeit, ich gestehe es, blieb ich unendlich weit hinter ihm zurück; selbst meine christliche Tendenz vermochte mir nicht ganz zu ersetzen, was er in dieser Beziehung vor mir voraus hatte. Einst, als ich bettelnde Kinder, von denen fortwährend die Kaserne überfluthet war, wegen ihrer anmaßenden Roheit gereizt abwies, derber freilich als nöthig war, konnte er nicht umhin mir seine Entrüstung so auszusprechen, daß ich wirklich tief beschämt war. Aber welch ein gewaltiger Contrast! Philipp war völliger Atheist. Ungläubige waren mir im Leben schon genug begegnet, aber noch keiner, der jedes Dasein eines höheren Wesens so völlig geleugnet hätte wie er. Mit aller göttlichen Ordnung befand er sich im grellsten Widerspruch, und die erste Consequenz dieses totalen Unglaubens war, wie fast immer bei solchen Leuten, ein völliger Radikalismus.

In jenem italienischen Krieg war seine wärmste Sympathie auf Seite der Franzosen. Daß die Oestreicher geschlagen würden, war ihm so gewiß, als zwei mal zwei vier ist. Bei meiner ebenso entschiedenen deutschen Gesinnung kam es zu manchem harten Streit; aber meistens schwenkte der politische Wortkampf auf religiöses Gebiet über, und dauerte dann oft bis Mitternacht. In demselben Zimmer wohnte noch ein Tischler, der bis zum Eintritt ins Militär drei Jahre in Frankreich zugebracht hatte und sehr geläufig französisch sprach. Dieser, ein Gesinnungsgenosse Philipps und fertiger Schwätzer, sekundirte demselben ortwährend, und beide zusammen mußten immer das letzte Wort behalten.

Hatte ich aber Philipp allein, so gelang es mir mit Gottes Hilfe oft, seinen Unglauben so aus dem Feld zu schlagen, daß er sich gefangen geben mußte. Zwei Korporale im gleichen Zimmer standen, wie auch die übrigen Soldaten, entschieden auf meiner Seite. Nahmens die meisten mit ihrem Glauben auch leicht, so arg wie die beiden Freigeister wollte man's doch nicht.

Eines Abends — die Soldaten lagen schon auf ihrem Lager — tobte ein heftiges Gewitter über die Stadt hin. Ich stellte darüber einige Betrachtungen an, wie denn doch die meisten Leute bei einem Gewitter von einem geheimen Bangen befallen werden, das sich nicht durch blose Todesfurcht erklären lasse, sondern wie ein Gefühl von der Gegenwart einer übernatürlichen Macht auftrete. Philipp entgegnete von seinem Lager: „Ich weiß wohl, wo du hinaus willst! aber die Furcht, das Leben zu verlieren, reicht hin, diese Angst zu erklären. Man lebt eben nur einmal; und dann ist's fertig."

Ich wollte ihm nun auf seinem eignen Gebiete beikommen und ihn durch Naturgründe von dem Dasein eines lebendigen Gottes, sowie von einem Fortleben der Seele nach dem Tode zu überzeugen. Er versuchte sich zuletzt durch leidenschaftliche Heftigkeit zu helfen. Das gab mir einen solchen Vortheil über ihn, daß ich am Ende es als meine innerste Ueberzeugung aussprechen konnte, auch er werde noch zu den Füßen des Gekreuzigten hinsinken. „So ein edles wahrheitsuchendes Herz kann der Herr Jesus nicht lassen; Er muß es sich erobern. Gelt, lieber Philipp, das glaubst auch du?" Er schwieg betroffen. Ich aber fuhr fort: „O ich wollte, alle Ungläubige wären wie du, dann stünde es besser um die Menschheit!" Philipp schwieg für diesen Abend. Gott verzeih mir's, wenn ich vielleicht in natürlicher Eitelkeit mich schon Hoffnungen hingab, die schmerzlich getäuscht werden sollten. Freilich, sein Heiland gieng ihm treulich genug nach, aber Philipp hat nicht gewollt. Doch sah ich ihn von da an nie mehr leidenschaftlich.

Bei alledem wurde unsre Freundschaft immer inniger. Als dann unsre Reiterdivision nach Bamberg verlegt wurde und wir nur wenige Stunden von seinem Geburtsort Rasttag hielten, durfte er nach Hause eilen; wohl das erste Mal in seinem Militärleben. Ich hatte meinen Schimmel einem Trompeter, der uns vom Regiment war zugesendet worden, abtreten müssen und sollte nun zu Fuß und mit der Eisenbahn an Einem Tag den Marsch vollenden. Unterwegs begegnete mir Philipp, der eben aus seiner Heimat kam. Er nöthigte mich aufs freundlichste, seine Flasche Wein mit ihm zu theilen, und war betrübt, daß wir uns nun mehrere Wochen nicht sehen sollten. Um so inniger flehte ich den Herrn an, seine Seele zu retten, ahnte aber kaum, wie wenig wir mehr mit einander verkehren sollten. In Bamberg wurden wir weit auseinander gelegt und sahen uns nur selten. Einmal war's, daß ich mehrere Gulden brauchte; da machte er sich eine Ehrensache daraus, mir die Summe vorzustrecken.

Endlich im Herbst konnte ich mir einen Mann stellen und das Militärleben verlassen. Mit tiefster Wehmuth sah mich Philipp scheiden. „Auch meine Stunde wird einmal kommen," sagte er düster. Es litt ihn nun nicht länger bei dem Militär; er ruhte nicht, bis er einen Mann gestellt bekam. Schon im nächsten Frühjahr traf auch er wieder bei seiner Familie ein, wo der gute Bruder von seinen vielen Geschwistern mit unendlichem Jubel empfangen wurde. Ebenso ungetheilt freuten sich alle Freunde, das treue Herz wieder unter sich zu sehen. Mehrere Tage lang wurde das Haus gar nicht leer. Selbst aus der ferneren Umgegend kamen alte Waffenbrüder und freuten sich seiner Gesellschaft.

All diese Freundschaft that seinem verdüsterten Herzen nicht wohl. Er glaubte sich durch sein Militärleben den Geschwistern gegenüber zurückgesetzt, glaubte, durch sein Mißgeschick seiner schönsten Jugendjahre ungerecht beraubt worden zu sein, daher er das größte Recht habe, sie nachzuholen. Er warf sich wider seine sonstige Gewohnheit zuweilen in ausgelassene Sinnenlust, zumal wenn er mit alten Reiterkameraden trinken konnte; obwohl er auch jetzt sich zu keiner Gemeinheit herbeiließ. Gegen die Geschwister aber ward er trotzig und that nur, was ihm beliebte. Die Liebe und Eintracht im Hause litt Noth und lockerte sich zusehends; denn alle Geschwister waren eigentlich von demselben freien Geiste beseelt. Gab doch ein Bruder, der Musik verstand, sich dazu her, am Tage jener berüchtigten Pro-

testantenversammlung zu Kaiserslautern, wo man im J. 1860 das neue Gesangbuch zu Tod agitirte, die Leute zusammenzublasen.

Vier Jahre waren vergangen, seit ich Philipp zuletzt gesehen hatte, und noch war mir's nicht gelungen, ihn, wie ich öfters vorhatte, einmal aufzusuchen. Da traf es sich eines Tags, während ich auf einer Besuchsreise mit zwei älteren Vettern spazieren gieng, daß eine Holzfuhre auf uns zukam. Wie ich genauer hinschaue, so ist es Philipp. Ich war überrascht und betroffen. Er dagegen empfieng mich wie einen von den Todten Auferstandenen. „Du lebst noch!" rief er fast verwirrt; „bei uns sagte man schon vor vier Jahren, du seiest gestorben!" Wirklich hatte sich bald nach meiner Abreise unter meiner Escadron das Gerücht verbreitet: ich sei gleich nach meiner Ankunft zu Haus gestorben. Ich sagte: „Du siehst, daß ich lebe! Lebst denn auch Du noch?" „So halb und halb!" entgegnete er, und aus seinen Reden ergab sich, daß er auch mit seiner jetzigen Stellung sich bereits wieder in Disharmonie befand. Ich lud ihn aufs herzlichste ein, mich einmal zu besuchen, und er versprachs; gehalten hat ers nicht.

Die Spannung mit einem seiner Brüder verwandelte sich nur zu schnell in die bitterste Feindschaft. Im Trotz packte Philipp plötzlich auf und gieng nach Amerika, „ins Land der wahren Freiheit!" Die Liebe zu dem einst so hochgeschätzten, gutmüthigen Jüngling hatte sich bereits so abgekühlt, daß man ihm sehr gleichgiltig nachsah. So trug er denn sein mit der Welt überworfenes, gegen alle göttlichen Gnadenrührungen sich verstockendes Herz in die neue Welt hinüber.

In Amerika hatte er schon einen Bruder. Zu dem richtete er seinen Gang. Und dieser empfieng ihn mit altgewohnter Bruderliebe, so daß auch Philipps erkaltetes Gemüth in dem liebevollen Kinderkreise neu auflebte. Es schien wirklich eine Zeit lang, als ob der Hirt sein verlorenes Schäflein doch noch finden könnte. Aber über das menschliche Treiben wollte sich sein Geist noch nicht erheben: keinen Gottesdienst suchte er auf, kein Gotteswort ließ er an sich herankommen. Da hatte denn auch Gottes Langmuth ihr Ende erreicht.

Philipp hatte in dem Lande des allmächtigen Dollars nichts eiligeres zu thun, als recht schnell großen Reichthum zu sammeln. Die beste Gelegenheit hiezu fand sich in einer riesigen Bierbrauerei. Fabelhafter Lohn und freies genußreiches Leben bei allerdings harter Arbeit, das mundete ihm; eifrig warf er sich ins Geschirr und konnte schon zusammenrechnen, wie viel er in so und so viel kurzen Jahren würde erarbeitet haben, als der Herr sprach: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und weß wird's sein, das du erarbeitet hast?"

Eines Tages ließ er sich mit einem Mitarbeiter an einem Flaschenzug nach dem Dachwerk des vielstöckigen Brauereigebäudes hinaufwinden, als plötzlich in schwindelnder Höhe ein Seil riß. Starr vor Schrecken gewahrten die beiden jungen Männer ihr Verderben, schnell entschlossen wagten beide den verzweifelten Sprung nach einem offenen Fenster des vierten Stockes. Dem Kameraden gelang das furchtbare Wagniß. Philipp aber sprang zu kurz, fiel vom vierten Stockwerk hinunter auf das Pflaster, und die zusammengelaufenen Arbeiter konnten nur noch einen zerschmetterten Leichnam vom Boden aufheben. Wohin mag die arme Seele geflohen sein?

So endete ein Leben mit Tugenden geziert, wie man sie jedenfalls in der Kaserne selten findet, ein Leben, das mir mit eigenthümlichen Reizen entgegentrat. Aber alle natürliche Gutmüthigkeit, aller angeborene Edelmuth bleibt doch nur „ein leeres Blatt, worauf entweder der liebe Gott oder der Teufel seinen Namen schreibt."

Es ist eben schrecklich, in der Welt sein ohne einen lebendigen Gott.

(Fortsetzung folgt.)

Hochgetriebene Gastfreundschaft.

Von Fr. B.

Wenn uns die Bibel ermahnt: „Herberget gerne! Gastfrei zu sein vergesset nicht!" so gibt der Koran außer der allgemeinen Regel: „Thut Gutes! Denn Allah liebt die Menschen, welche Gutes thun" — noch die besondere Lehre: „Die Gerechtigkeit besteht nicht darin, daß ihr euer Antlitz gegen Morgen oder Abend hinwendet. Gerechtigkeit ist, daß man recht glaube an Gott, daß man aus Liebe zu Gott von seinem Vermögen gebe seinen Anverwandten, den Waisen, den Armen, den wandernden Pilgrimen, den Bettlern, daß man die gefangenen Sklaven löse, das Gebet gehörig thue, über seinen Bündnissen treulich halte und in widrigen Begebenheiten, Unglücksfällen und unter den Gewaltthaten des Kriegs geduldig sei. Dieß ist der Charakter der Menschen, welche Gott fürchten."

So finden wir denn auch jetzt noch unter Beduinen, Drusen, Afghanen und Türken einen gastfreien Sinn, der an einen Abraham erinnert. In allen türkischen Dörfern gibt es Häuser, eins oder mehrere, welche es sich zum Beruf gemacht haben, einen durchwandernden Fremdling gastlich bei sich aufzunehmen. Selten jedoch mag das Herbergen mit solch weitgehender Herzenslust ausgeübt werden, wie dieß in der nachfolgenden Geschichte zu Tage tritt.

Ein griechischer Landbesitzer, dessen Familie in der Nähe von Janina ansäßig war, und von Ali Pascha, dem bekannten Wütherich, verfolgt, geplündert und geplagt und später im griechischen Kriege völlig zerstreut wurde, durchwanderte mehrere Jahre lang alle Provinzen der europäischen Türkei, um seine verlorenen Kinder aufzusuchen. Eines Abends kam er spät in ein türkisches Dorf in der Nähe von Sistow in der Wallachei. Ueberzeugt, daß auch hier wie sonst in den türkischen Dörfern das eine oder andere Haus der Aufnahme von Fremden gewidmet sein werde, suchte er dasselbe ausfindig zu machen. Er bemerkte in einem ansehnlichen Hause im Erdgeschosse Licht und blickte von der Straße durch das Fenster, um zu sehen, ob er etwa Einlaß erwarten könne. Er sah einen alten Türken mit einem ehrwürdigen weißen Barte auf einem Teppiche sitzen und bitterlich weinen. Er zögerte in das Haus zu treten, da der Besitzer offenbar von einem großen Unglück betroffen schien, und er ihm in der Mitte seines Jammers nicht die Ungemächlichkeit, einen Fremden aufzunehmen, aufbürden wollte. Er sah sich im Dorfe nach einem andern Hause um, fand aber in allen bereits die Lichter ausgelöscht und entschloß sich endlich, da die Nacht kalt war, sich doch an den alten Türken zu wenden. Er trat in das Haus, und kaum erblickte ihn der alte Mann, als er sich erhob, ihm um den Hals fiel und ihn mit allen Zeichen der ausgelassensten Freude empfieng. Er glaubte, der Schmerz über einen großen Verlust habe den Greis wahnsinnig gemacht, aber dieser beeilte sich, ihn an einen warmen Platz zu setzen, ihm das Beste vorzulegen, was sein Haus enthielt, und ihn zu bedienen, als ob er ein verlorner Sohn oder Bruder wäre, den er wieder gefunden habe. Nach einiger Zeit sagte der Türke: „Du mußt dich über mein Betragen gewundert haben, aber höre, was mein Grund dazu war. Mein Vater hat vor 37 Jahren dieses Zimmer der Aufnahme von Fremden bestimmt und mir auf seinem Todbette befohlen, alle Tage einen, der des Weges kommen möge, zu beherbergen. Seit dieser Zeit hatte es mir noch keinen Tag an einem Gast gefehlt, bis auf heute, und als der Abend vorrückte, und Niemand meine Gastfreundschaft ansprach, so fürchtete ich, daß es ein Zeichen sei, daß mir Gott seine Gnade entzogen habe, und daß mir großes Unglück drohe, und darüber weinte ich. Als du aber kamst, um den Fluch von mir zu entfernen, da konnte ich mich nicht enthalten, dich an meine Brust zu drücken, und vor Freude Thränen zu vergießen." Der alte Mann behielt den Griechen, bis ein neuer Gastfreund kam, und nöthigte ihm dann ein Geschenk auf, ehe er ihn entließ.

Sinnbilder.

Von A. G.

(Fortsetzung.)

3. Das Vogelnest.

Wie emsig und unverdrossen arbeitet das Vogelpaar an dem Nest, das sie bauen! Vom Morgen bis zum Abend tragen sie in ihren Schnäbeln das Baumaterial herzu, und wenn sie es vollendet haben, so füttern sie es aus mit zartem Flaum, damit ihre künftigen Jungen ein weiches Bettlein finden möchten.

O ihr kleingläubigen Menschen! was sorget ihr doch so ängstlich für den kommenden Tag? Wohl hat der, welcher seine eigenen Hausgenossen nicht versorgt, den Glauben verleugnet, und ist ärger, denn ein Heide (1 Tim. 5, 8.), ja die unvernünftigen Vögel beschämen ihn. Aber statt an euren Sorgen so schwer allein zu tragen, werfet sie doch auf den Herrn! Wenn ihr, die ihr arg seid, doch vor ihm mehr werth seid, als viele Vögelein, ist denn Er selbst, euer himmlischer Vater, nicht unendlich besser als sie? Wenn die geringen Vögelein für ihre Jungen sorgen, noch ehe sie die Eier, aus welchen dieselben ausgebrütet werden sollen, gelegt haben, warum zweifelt ihr denn an der zuvorkommenden Liebe und Fürsorge eures himmlischen Vaters, der solche fürsorgende Liebe den Vögelein in ihr Herz gegeben hat? Und lehrt denn nicht eine hundertfältige Erfahrung, daß wenn seine Kinder in Noth und Bedrängniß sind, und mit ihrem Heiland sagen müssen: die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber wir haben nicht, da wir morgen unser Haupt hinlegen können, — so hat Er bereits Dach und Fach zugerichtet, und das Bett gebettet, worin er sie unterbringen, und über Bitten und Verstehen an ihnen thun will?

4. Das verborgene Vaterauge.

Von der Arbeit Vaters Augen schielen
Seitwärts, wo er sieht sein Kindlein spielen!
Springt und singt da unten überlaut,
Weiß nicht, welches Auge nach ihm schaut.

„Könnt ich doch dein Lebtag ungesehen
Mit den Blicken deinem Lauf nachgehen,
Daß nie mangelte der treue Rath,
Nie des Mahners Stimme käm' zu spat.

„Doch, der Vater in dem Himmel droben
Wachsam hält den Hirtenstab erhoben;
Ihm, der Keinem fehlt, wer auf ihn baut,
Sei sein Schäflein glaubig anvertraut!"

5. Der Honigseim.

Da im Streit wider die Philister die Männer Israel matt waren, beschwor Saul das Volk und sprach: „Verflucht sei Jedermann, wer etwas isset bis zum Abend. Da aß das ganze Volk nichts. Und da das Volk hineinkam in den Wald, siehe, da floß der Honig. Jonathan hatte nicht gehört, daß sein Vater das Volk beschworen hatte, und reckte seinen Stab aus, tunkte mit der Spitze in den Honigseim, und wandte seine Hand zu seinem Munde; da wurden seine Augen wacker, 1 Sam. 14, 27.

Noch viel mehr gilt das von dem Wort Gottes, denn die Rechte des Herrn sind köstlicher denn Gold und viel feines Gold; sie sind süßer denn Honig und Honigseim. Ps. 119, 11. Wer matt und hungernd dieses Honigs auch nur ein wenig gekostet hat, der wirds erfahren, wie wacker seine Augen werden.

Und ob auch von einem Saul ein Bann und Fluch auf solches Essen gelegt würde (V. 44), so machet getrost mit Jonathan den Erfahrungsbeweis geltend: mein Vater hat das Land geirret; sehet, wie wacker sind meine Augen worden, daß ich ein wenig dieses Honigs gekostet habe. Weil aber das Volk heute nicht hat müssen essen von der Beute seiner Feinde, die es funden hat, so hat auch nun die Schlacht nicht größer werden können, wider die Philister (V. 29. 30.). Und das matte Volk, dem das Essen des Honigs verwehrt worden, hat dann die geschlachteten Schafe, Rinder und Kälber — blutig gegessen (V. 32). (Fortsetzung folgt.)

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Wahrheit in Liebe.

Von A. Z.

„Ich rede immer wahr," sagt Hans,
„Und übe saure Pflichten." —
Georg bewundert jede Gans,
Kann noch dazu was dichten;

Doch irgendwie, bekenn' es nur,
Gibt dir sein Lob Behagen.
Du nahest Hans, wie einer Kur,
Mit innerlichem Zagen.

Georg ist wirklich nicht ganz wahr,
Dagegen Hans wie bieder!
Doch jener scheint nur sonderbar,
Und der ist dir zuwider.

Georg gefällt dir je und je,
Magst nur auf ihn nicht bauen.
Hans aber thut dir immer weh
Und macht zuletzt dir Grauen. —

So find ich denn nach Menschenart:
Die Lüge ist ein Laster;
Doch, wenn mit Liebe nicht gepaart,
Die Wahrheit noch verhaßter.

Ein Licht sei, das den Schwachen hold,
Kann mildern seine Strahlen!
Ja, reiche selbst das reinste Gold
Besorgt in Silberschalen!

Auf welchen Wegen Einer Schulmeister geworden.

Von C. R.

1.

Siehst du, lieber Leser, jenen rüstig fürbaß schreitenden Jüngling auf der Heerstraße, die von W. nach Zeitz geht; er trägt einen Stab in der Hand und eine Botanisirtrommel um die Schulter, in der etwas Wäsche und die allernöthigsten Dinge für eine lange Wanderung sich befinden. Es ist noch früh am Tage, er ist zeitig aufgebrochen und hat noch einen weiten Weg vor sich. Aber die Tage sind lang und schön im wonnevollen Junimonat;

die Saaten stehen in lieblichster Entfaltung und tragen noch, wie die ganze Natur, ihr jungfräuliches Frühlingskleid, wenn auch der Sommer schon allgemach naht, wo es sich zeigen muß, ob die zarten Halme auch einen gesunden Keim zur Frucht in sich tragen. Sie versprechen wohl viel in ihrer saftigen grünen Farbe, in ihrem gleichmäßigen, dichten Aufwuchs — wenn nur so manche Gefahr nicht wäre, die selbst der reifenden Frucht noch droht; wer weiß, ob nicht im Hochsommer brausende Stürme daherfahren, welche die Halme traurig zerzausen; grimmige Hagelschauer, die sie zu Boden schlagen, oder auch glühender Sonnenbrand, der statt zu reifen, die Frucht ausdörrt, oder nimmer stockende Regengüsse, dadurch die besten Fruchtgefilde faulen.

Auch dieser Jüngling in seinen Frühlingsjahren, die aber doch schon dem männlichen Alter entgegenreifen, weiß noch nicht, ob er sein Ziel wirklich erreichen wird. Er hat noch einen weiten Weg vor sich — und einen ziemlich unsicheren; was wird ihm nicht Alles noch begegnen! Aber er ist früh aufgebrochen, und heitern Sinnes. Er weiß auch genau, was er will; es ist keine Wanderung auf's Ungewisse. Das Ziel der Wanderfahrt steht klar leuchtend vor ihm; aber, wenn es ihm gelingen soll, steht noch eine ganz andere Reise vor ihm, die ihm schwerer und saurer werden dürfte, wenn er anders die Kosten recht überschlagen hat.

Was will er? Wer ist er? Nun er ist ein Mensch wie andere Menschen, nur vielleicht ungewöhnlich klein und unbedeutender Leibesgestalt; er ist dahin gegangen bis in sein Jünglingsalter in den Thorheiten der lustigen leichtsinnigen Jugend. Aber es ist ihm ein Halt! zugerufen worden, stark und gewaltig, das er nicht überhört hat; so ist er auf einen andern Weg gekommen und die gegenwärtige Wanderschaft soll ihn erst recht aus der alten Luft und den alten Kreisen heraus in eine neue bringen — in die Mission.

Laß dir, ehe wir ihn auf seiner Wanderung begleiten, kürzlich erzählen, was es mit diesem kleinen Wanderer für eine Bewandtniß hat.

Der Jüngling war als Knabe in den schlesischen Wäldern heimisch. Fern von unmittelbarer Berührung mit dem Treiben des großen Menschenmarktes lag eine einsame kleine Fabrik im sächsischen Erzgebirge. Dort war der Vater Inspektor. Französische Emigranten waren seiner Zeit bis in jene Gegend gedrungen, und einer derselben ward sein Urgroßvater, dessen Tochter die Gattin eines Pfarrers in W. geworden ist. Der Urgroßvater aber hat sein Weib später in der ersten Restaurationszeit plötzlich im Stich gelassen und ist wohl nach Frankreich zurückgekehrt — man hat nie wieder etwas von ihm vernommen. Eine Tochter jenes Pfarrers in W. ist dann seine Mutter geworden, die ihrem Manne in das Waldleben folgte, wo sie eine Reihe von Jahren glücklich und harmlos gelebt haben. Der Knabe nur kam ziemlich schlimm dabei weg, seine Schulbildung wurde sehr vernachlässigt. Einen Hauslehrer trug die Stellung nicht aus. Desto mehr aber hat er sich im Walde umgesehen und sich wohl befunden in der frischen, freien, herrlichen Gebirgsluft. Klettern konnte er wie eine Katze; kein Eichhörnchen war sicher vor seinen scharfen Augen und gelenkigen Armen. Die Vögel hat er auch pfeifen gehört mit lauschendem, aufmerksamem Ohr, und kannte den Schlag der Drossel und Finken und Amseln gar wohl in ihrem Unterschied. Auf den grünen Bäumen sich wiegen, den Käfern und Schmetterlingen nachjagen, oft, bis der Tag sich neigte, den kleinen Geheimnissen des Waldlebens nachspüren, das war seine Lust und Freude. — Wurde darüber das Mittagessen versäumt, wurde Abends ein scharfes Verhör und Examen vorgenommen, was schadete es; das war leicht vergessen und verschmerzt. Heidelbeeren und Brombeeren gab es zu Zeiten genug im Walde, und warum sollten diese die Vöglein allein wegessen? Oft genug hat er auch den Heimweg kaum gefunden, und die Seinigen haben ihn, wie einst die h. Familie den zwölfjährigen Jesusknaben, mit Schmerzen gesucht. Er ist auch im spätern Leben mit nicht geringer Scheu an Kalkgruben vorbeigegangen; warum? weil ihn kindischer Leichtsinn einstmals geradeswegs in eine solche hat hineinspringen lassen und er nun, da kein Mensch in der Nähe sich befand, hilflos, bis an den Hals eine lange Zeit im Kalk gesteckt hat, bis endlich sein angstvolles Rufen Jemand herbeilockte, als es ihm bereits schwarz vor den Augen wurde. Einst machte er sich über einen hoch am Abhang stehenden

Brombeerstrauch her, erreichte ihn mit großer Mühe, als plötzlich die Füße a[illegible]rutschten, worauf der Strauch, an den er sich krampfhaft klammerte, noch eine kurze We[illegible]e zwischen Himmel und Erde ihn trug, da[illegible]n aber ausriß; 10—15' tief fiel der Waghal[illegible] hinunter, kam zwar ohne Arm- und Bein[illegible]ruch, oder gar Schlimmeres davon — aber ei[illegible]n starkes Zittern der Hände ist doch zurückgeblie[illegible]n, das ihn seitdem nie wieder verlassen hat u[illegible]d ihm, wenigstens auf die Hände gesehen, d[illegible]s Ansehen eines Greises gab. Freilich haben sp[illegible]tere Schreckenserfahrungen dieß Zittern wohl noch vermehrt. Zuletzt brach der Tollkühne do[illegible] noch ein Bein — allein auch dieses Mißge[illegible]hick hat seiner rüstigen Wanderkraft später kei[illegible]en Eintrag gethan. Ein anderes Mal freilich[illegible] kam er schlimmer weg, da ihn die glänzen[illegible]e Frucht eines prächtigen Kirschenbaumes verlo[illegible]te, ein treuloser Ast aber, dem er sich ohne ge[illegible]anere Prüfung anvertraut, krachend unter seiner Last brach, daß er mit zerbrochenem Arm und großen Schmerzen nach Hause getragen werde[illegible] mußte.

Es blieb aber nicht bei de[illegible]n lustigen und doch so stillen Waldleben. Der [illegible]Vater ward versetzt, auch die Stellung besserte [illegible]ich. Man faßte den Plan, mit zwei andern Familien einen Hauslehrer zu halten, um da[illegible] Versäumte im Unterricht nachzuholen. Alles [illegible]war im besten Zuge — die Familie bereitete sich[illegible] auf ein freundliches Leben vor. Da sprach [illegible]er, der so oft schon die Pläne der Mensche[illegible] aus heiligen Gründen verstört: „Es soll nic[illegible]t sein." Eines Tages trieb sich unser Held m[illegible]t seinen beiden Geschwistern im Hofe herum. [illegible]a entstand eine Bewegung und Zusammenlaufen der Leute. Der Mutter Angstruf erschreckte die [illegible]inder. Eilends stürzten alle in's Haus: jamme[illegible]voller Anblick! Vor des Vaters Lager stand d[illegible]e Mutter mit ringenden Händen. Er selbst ga[illegible] keine Antwort mehr auf ihre klagenden Frage[illegible]. Mitten im vollen Leben hatte ihn die Hand des Herrn getroffen; regungslos lag er da v[illegible]m Schlage gerührt — so eben hatte er noch [illegible]inen Geschäftsgang thun wollen, — nun mußt[illegible]e er eine weite Reise antreten — in die Ewigk[illegible]it; wohl ihm, wenn er schon in seinen gesun[illegible]en Tagen ein Pilger Gottes geworden ist. [illegible]tzt ward ihm kein Wort mehr gegönnt, bald e[illegible]teilte die Seele dem Körper und blieb ihm keine Zeit mehr, sein Haus zu bestellen.

2.

Mit ihren Kindern zog die gebeugte Mutter wieder ihrer Vaterstadt zu. In Werdau wurde der Knabe dann konfirmirt. Der vorhergehende Religionsunterricht war ihm so ziemlich neu; und da ihm wenig ernstere Jugendeindrücke zu Theil geworden sind, so wollte manche Glaubenslehre mit ihrem doch so theuren und reichen Trostgehalt nicht in seinen Kopf. Insonderheit machten ernste Skrupel über die Unwahrscheinlichkeit der Auferstehung des Fleisches sich dem unreifen Verstande gegenüber geltend. Er hatte einmal gelesen, wie die Asche Verbrannter in alle Winde zerstreut worden, und behauptete der Lehre des Pastors gegenüber, es sei unmöglich, daß diese Asche sich wieder zum Gebein zusammenfinden könne. Dem supernaturalistischen Prediger kam der Einwand unerwartet. Er wandte die ultima ratio (den letzten Beweisgrund) an, den vorlauten Knaben zur Thür hinauszusetzen; eine zeitlang durfte er nicht wiederkommen und erst den inständigen Bitten der Mutter gelang es, dem Jungen wieder Aufnahme zu verschaffen.

Die Konfirmation ging ohne tiefere Eindrücke vorüber. Der Junge wurde, ohne viel Umstände, wozu die Mittel der Wittwe auch nicht ausreichten, in einem kleineren kaufmännischen Geschäfte als Lehrling untergebracht. Bald kam nun die verderbliche, fleischliche, genußsüchtige Lust dieses Lebensgebietes über ihn. In keinem Stücke blieb er zurück. Auf der Kegelbahn, im Wirthshause, bei Tanz und Spiel erschloß sich ein seinen Neigungen höchst zusagendes genußreiches Leben. Die geschäftlichen Verhältnisse brachten ihn auch in Messezeiten nach Leipzig. Obwohl noch Lehrling, fielen doch auch für ihn ganz ansehnliche Reisespesen ab. Da ihm Verwandte in dieser großen Handelsstadt fast freien Unterhalt anboten, so hatte er täglich einen Thaler übrig, und für den ließ sich bei seinen Lehrlingsansprüchen schon außerordentlich viel leisten. Er hat sich denn auch redlich in Saus und Braus herumgetrieben. In der

Kirche hat er sich nicht viel oder gar nicht blicken lassen. — Sie mag verachtet und verspottet werden, die evangelische Kirche, von solchen lustigen und aufgeklärten Geistern so viel sie will — es ist immerhin ein erfreuliches Zeichen für die mahnende Kraft des Zeugnisses, das von ihr ausgeht, daß solche leichten und frivolen Vögel sie doch scheuen und meiden, und daß sie ihre Bethausnatur selbst in den traurigsten Zeiten noch in etwas bewahrt hat; — zur Mördergrube geworden, würde sie die Kinder des Fleisches eher anlocken, die doch jetzt vor dem Ton der Glocken ein geheimes Grauen empfinden, und lieber in's Trinkhaus und Schauspielhaus wandern. So hats unser Held auch eine zeitlang gemacht — der Tollsten Einer unter den Tollen, hat er die Stimme des Geistes etliche Jahre erstickt. „Freue dich Jüngling in deiner Jugend," hat er sich alle Tage vorgehalten — „und wisse, daß dich Gott einst um das Alles wird vor Gericht führen," darüber hat er oft laut gelacht.

Ja, ja, dort in Sachsen, wie auch anderswo führt man ein weidlich lustiges Leben. Jedes Dorf hat Sonntags seine Tanzmusik, und Schützenfeste, Vogelschießen, Kirmessen gibt es die Hülle und Fülle. Die Wirthshäuser sind gerade am Tage des Herrn zum Ersticken voll, die Kirchen zum Erbarmen leer. Und in den Städten, da werden Vormittags alle möglichen Geschäfte abgemacht — aber Nachmittags, da strömts dann heraus auf allen Straßen und Gassen, hinaus vor die Thore in die Wirthshäuser und Kneipen, die in reichlicher Zahl rings um die Stadt herumliegen und einen zauberischen Reiz ausüben auf die jungen Kaufmannsgehilfen, Gesellen und Lehrlinge. Und Abends, oft spät, um oder nach Mitternacht, dann kommen sie heim und haben Schaden genommen an Leib und Seele. Und werden sie nicht bei Zeiten herumgeholt von der ewigen Liebe, dann ist es nur zu oft an einem einzigen Abend, in einer durchschwelgten Nacht geschehen, daß ihr besseres Theil Schiffbruch gelitten; von Stufe zu Stufe sinken sie tiefer in das Laster- und Schwelgerleben, bis eine völlige Abstumpfung des Gewissens sie zu erklärten und harten Knechten des Fleisches macht.

Unser Wanderer, den wir auf der Straße nach Zeitz angetroffen haben, war auf dem besten Wege zu solchem bösen Ehrenposten — wenn nicht auch ihm zur guten Stunde ein mächtiges Halt! zugerufen worden wäre, wie einst dem Vater, nur daß nach Gottes unerforschlichem Rath dieses Halt jenem das leibliche Leben kostete, diesem aber ein geistliches Leben gab. Doch jetzt sind wir noch nicht so weit.

Nach der Gewohnheit solcher kleinen Geschäftsbranchen mußte auch unser Freund bald auf dem Comptoir, bald im Laden mit der Elle, bald auf Reisen in's böhmische, oder Riesengebirge, selbst durch Galizien, bis hin zu den Karpathen sich versuchen. Auf diesen Reisen, die nach dem Brauch jener Zeit und namentlich in den Gebirgen vielfach in kleinen Wägelchen unternommen wurden, hat er manche und darunter nicht uninteressante Erlebnisse gehabt. Lassen wir ihn das Eine und Andere uns selbst erzählen. Das erste Ereigniß hat viel Aehnlichkeit mit jenem von einem Schweinemetzger erzählten. Der Erzähler darf aber versichern, daß das hier mitgetheilte wirklich also geschehen, da er die Geschichte aus dem Munde unsers Helden selbst hat.

„Drei Nächte haben mich einst um allen Schlaf gebracht. Es war in Galizien; ich fuhr in einem gemietheten Chaischen mit einem mir längst bekannten Kutscher auf Gebirgswegen, die an die Karpathen streiften, um in den einzelnen Ortschaften unsere Kunden zu besuchen. Der kurze Herbsttag neigte sich zu Ende. Bereits mit Einbruch der Dämmerung hätten wir ein bekanntes Dorf erreicht haben sollen. Allein wir fuhren drei Stunden, vier Stunden, ohne an's Ziel zu kommen. „Jakob," wandte ich mich endlich besorgt an den Kutscher, „ich glaube wir sind irre; die Wege kommen mir durchaus unbekannt vor." — „Herr, ich glaube es selbst," ließ sich der Angeredete kleinlaut vernehmen. „Aber was machen in diesen wilden Bergen, wo uns kein Mensch begegnet und kein Haus weit und breit sichtbar ist?"

„Wir müssen den nächsten Seitenweg einschlagen und sehen, ob der uns wenigstens zu Menschen führt."

„Ein Doppelweg zeigte sich bald. Wir folgten diesem eine Zeitlang auf's Gerathewohl und hatten die Freude, endlich ein Licht in der Ferne zu gewahren. Bald hielt das Wägelein vor einem

sehr unansehnlichen und zerfallenen Thorwege. Auf unser lautes: Ha! Hallo! erfolgte indessen keine Antwort.

„Da stieg ich auf das Verdeck der Kutsche, um von oben herab über den Thorweg ins Innere des Hofes zu schauen. Ein ärmliches Häuschen sah ich, anfangs aber keinen Menschen. Ich rief lauter, aber Niemand hörte. Eben wollte ich meinen Standpunkt verlassen, da trat, wie es schien, zufällig ein altes Weib, eine Laterne in der Hand aus der Hausthüre, schritt quer über den Hof und wollte eben in eine Stallthüre treten, als es mir gelang, ihre Aufmerksamkeit durch einen Steinwurf auf mich zu lenken. Das Weib war offenbar taub, oder doch sehr schwerhörig. Ich sah sie stutzen, erschrecken. Auf mein lautes Rufen und Winken trat sie dann zögernd näher, schien sich aber bald zu überzeugen, daß sie es mit ungefährlichen Menschen zu thun hatte, öffnete das Hofthor und fragte, was uns hierher führe. Nur durch starkes Schreien ins Ohr konnten wir ihr verständlich machen, daß sie verirrte Reisende vor sich hätte, die nicht Weg noch Steg mehr wüßten und die nicht Lust hätten, in die dunkle Nacht aufs Ungewisse weiter hinaus zu fahren, sondern gern mit dem bescheidensten Obdach vorlieb nehmen wollten.

„Die Alte besann sich eine Weile und erklärte dann, daß wir wohl bleiben könnten, nur könne sie uns kein sehr einladendes Nachtlager versprechen. Wir seien in die Hütte armer Waldbewohner gerathen, die kaum das Nothdürftigste im Hause hätten. Der Wagen könne auf dem Hofe stehen bleiben; für das Pferd habe sie neben ihrer Kuh im Stalle allenfalls noch Raum, der Kutscher möge auf einer Streu im Stalle vorlieb nehmen; mir aber könne sie ein etwas besseres Lager auf einer Kammer, wenn auch auf der Erde bereiten. Wir waren mit dem Vorschlage herzlich gern zufrieden. Bald stand das Gefährt hinter der Hofthür, das Pferd im Stalle neben der Kuh, die sich verwundert über die seltene Nachbarschaft umsah, — wir selbst aber waren froh, bei der scharfen abendlichen Herbstluft des Gebirges ein schützendes Obdach in dem einsamen Waldhause zu finden. Die Alte hatte uns bald einen Imbiß bereitet, ein Gericht das man für einen Hasenpfeffer halten konnte, ganz wohlschmeckend, worüber ich im Stillen mich etwas verwunderte und einen leisen unbestimmten Verdacht in mir aufsteigen fühlte.

„Wir waren sehr ermüdet; die Alte kam mir entgegen und bereitete eine ganz erträgliche Streu, darüber sie eine wollene Decke breitete. Ehe ich mich indessen zur Ruhe begab, hielt ich es doch für angemessen, mit dem Kutscher mich zu verständigen und ihm einen Wink für alle Fälle zu geben. Ich ging ihm nach in den Stall und raunte ihm zu, er möge auf seiner Hut sein und sobald er einen Schuß fallen höre, mir zu Hülfe eilen. Ich hatte ein Doppelpistol bei mir, jener verneinte leider meine Frage, ob auch er irgend eine Waffe bei sich führe. „Herr, ich werde mir einen ordentlichen Knittel abschneiden," war seine Meinung: ich lieh ihm zum Ueberfluß ein Dolchmesser, das ich auch bei mir führte und begab mich in meine Kammer.

„Da ich indessen längere Zeit hindurch Nichts Verdächtiges bemerkte, begannen die Geister der Ermüdung mich allgemach zu überwältigen. Ich verfiel in einen Halbschlaf mit wechselnden Traumbildern — da wurde ich plötzlich aufgeschreckt durch laute Männerstimmen. Es ward an das Hofthor gepocht. Die Alte öffnete. Darauf gedämpftes Reden; offenbar ward den Ankommenden ein Wink gegeben. Sie traten ins Haus; bald hörte ich sie neben meiner Kammer in eifrigem Geflüster: leise erhob ich mich, tappend im Finstern auf bloßen Füßen, eine Spalte der Thür suchend. Ein kleines Astloch in mäßiger Höhe warf einen trüben Lichtschein von außen herein.

„Durch dieses Astloch sah ich außer der Alten zwei bärtige Männer mit Büchsen in den Händen, stehend, eifrig die Lippen bewegen. Mit genauer Noth und Anspannung aller Fibern vernahm ich einige Worte, die mir in jenem Augenblick die Haare zu Berge steigen ließen. „Mutter," sagte Eine, „jetzt schlafen sie, wir müssens jetzt rasch zu Ende bringen. Hast du Wasser gewärmt? Hast du das Messer gewetzt? Ich will es leise besorgen — es wird rasch gethan sein und die Spuren sind dann, bevor der Tag graut, bald beseitigt." Was wollten sie? Ich sah durch das Astloch den Sprechenden wirklich

das Messer ergreifen und den einen Arm entblößen. Krampfhaft hielt ich das Pistol gespannt, einen Augenblick noch überlegend, ob ich losschießen, den entstandenen Schrecken benutzen, herausspringen und mich zu meinem Kutscher durchschlagen sollte.

„Aber noch einen letzten Blick durch die Oeffnung: was war das? Was lag da vor mir? was hatten die nervigten Fäuste des vermeintlichen Mörders so eben herbeigezogen, so daß der volle Blick meines Auges darauf fiel. Ein graulicher blutiger Körper. Hatten sie etwa meinen Kutscher schon abgethan? Waren es am Ende nicht nur Mörder, sondern auch Menschenfresser, in deren Höhle ich gerathen? —

„Ach nein! die Phantasieen, die einen Augenblick durch mein Gehirn wirbelnd, mich verwirrten, verscheuchte im nächsten Augenblick mein gutes Auge. Ein unschuldiger, erschossener Rehbock war's, den allerdings eine lichtscheue, unredliche Kugel getroffen. Nun war mir Alles auf einmal klar: In keine Mördergrube, wohl aber in die Behausung von Wilddieben war ich gerathen. Im verborgenen Dickicht hatten sie ihre Beute erlegt und sie dann bei Nacht und Nebel nach Hause getragen. Jetzt sollte sie zerlegt werden, und da man uns nicht traute, waren die Spuren der Wilddieberei noch vor unserm Erwachen zu beseitigen.

„Der Anblick des gemordeten Rehbocks war mir ein köstlicher Anblick. Nun konnte ich mich aber nicht mehr enthalten, hervorzutreten. Eilends öffnete ich die Thüre und erschien plötzlich, Schrecken verbreitend wie ein rächender Geist, mit der Waffe in Händen, vor den Wildschützen. Einen Augenblick blickte Alles erstarrt mich an. „Leute," rief ich dann in höchster Erregung mit vor Aufregung zitternder Stimme, „fast hätte Eure Heimlichkeit ein Unglück angerichtet. Ich war im Begriff, durch dieses Astloch auf Euch zu schießen. Eure flüsternden Worte brachten mich auf furchtbare Gedanken. Gottlob, daß ich zur rechten Zeit den Rehbock sah."

„Die Verwirrung löste sich, als die Versammelten anfiengen, mich zu begreifen. „Was hat der Herr von uns gedacht," begann nun der ältere verlegen: „Wir sind ehrliche Leute sonst; das bischen Wildschießen ist nicht so schlimm; es bleiben noch immer Rehe und Hasen genug für die hohen Herrschaften übrig. Man ist eben halt arm und muß sehen, wie man durchkommt."

„Mir lag in meiner damaligen Herzensstellung verzweifelt wenig daran, wie der Rehbock geschossen worden. Wilddieberei galt in den Augen von Leuten meines Schlages nicht für schlimm, und ich gönnte es den großen Herrn selbst von Herzen, daß sie so um einen schönen Braten gekommen waren. „Leute," sagte ich, „wenn Ihr da einen so kräftigen Rehbock habt, so muß es auch bald ein herrlich Stück Braten geben. Diesen Trost werdet Ihr mir und Euch nach der gehabten Aufregung gern gönnen." Dazu war nun bald Rath geschafft. Lustig flackerte das Feuer auf dem Herd, und ein Paar Stunden nach Mitternacht saßen wir alle um eine vortreffliche Rehkeule — der Schlaf war mir ohnedieß vergangen, und der Kutscher Jakob ließ sich gern wecken, um Theil an dem leckeren improvisirten Mahle zu nehmen."

Das war die erste schlaflose Nacht. Die Gegend, wo ihm dieß Abenteuer begegnete, war wenige Stunden von Lemberg entfernt, am Eingang der Karpathenpässe.

Erschütternder verlief merkwürdiger Weise die folgende Nacht. Gegen Abend erreichte unser Reisender ein kleines Oertchen; im Hause des ihm längst bekannten Wirthes empfieng ihn großer Lärm und Jubel. „Sie kommen gerade recht heut Abend," begrüßte ihn der Hausherr, „meine Pauline feiert Hochzeit." — „Mit wem?" — „Mit dem Oekonomen B." antwortete der Gefragte. „So? Man glaubte ja vor einem halben Jahre allgemein, der habe seine Augen auf Ihre Marie geworfen? Und diese sähe ihn gern?" — „Ja, man meinte dieß; allein es war Täuschung. Pauline feiert heut mit ihm ihren Hochzeitstag." Dem Reisenden war natürlich das Fest willkommen. Er feierte kräftig mit, und brachte auch seinen Trinkspruch. Doch fiel ihm sehr auf, daß die ältere Tochter Marie, still, zurückhaltend und ungewöhnlich bleich erschien. Doch auch sie wurde aufgefordert, einen Toast zu bringen. Sie wollte nicht; endlich stand sie auf, ergriff ein Glas und sprach mit hohler Stimme: „Ich brings den Todten," setzte das Glas rasch hin und eilte hinaus. Jedermann war verdutzt, aber auch unwillig über

die sonderbare Manier, wie man meinte, das fröhliche Fest zu stören. Der Vater wurde sogar ordentlich ärgerlich und stand auf, um dem unartigen Mädchen den Kopf zurechtzusetzen. Sie ließ sich an dem Abend nicht wieder sehen.

Von der vorigen schlaflosen Nacht sehr ermüdet begab unser Freund sich bald zur Ruhe. Da wurde er plötzlich um die dritte Nachtwache durch ein gellendes Geschrei aus dem Schlafe aufgescheucht. Ein greller Lichtschein drang vom Fenster her ihm entgegen. Tobend brüllte man draußen: „Feuer, Feuer!" Tödlich erschreckt fuhr er vom Lager in die Kleider — in zwei Minuten war das Haus verlassen, dessen Ausgang glücklicherweise noch frei war. Alle Hausbewohner waren draußen schon versammelt und legten Hand an beim Löschen. Plötzlich schreit die Hausmutter: „Wo ist Marie?" Niemand hatte sich nach ihr umgesehen. Da auf einmal erscheint sie nachtwandelnd auf dem Dache, stürzt aber in demselben Augenblick durch den gellenden Ruf ihres Namens erwachend, vom Dache herab und gibt gleich nachher mit gebrochenem Genick ihren Geist auf. Das Alles gieng in unglaublicher Schnelligkeit vor sich. Alle standen erstarrt. Daß sie mondsüchtig gewesen, war bekannt, und dieß auch der Grund, warum der neue Schwager sie, obwohl er sie erst gemeint, verlassen; aber nie war sie vordem zum Fenster hinaus gestiegen. Der Jammer ihrer getäuschten Liebe scheint das Uebel gesteigert, und die Aufregung der Hochzeit die Katastrophe herbeigeführt zu haben. Wie das Feuer entstanden, wußte Niemand genau anzugeben; man vermuthete, es habe eine Fenstergardine Feuer gefangen.

Die dritte schlaflose Nacht fiel in eine andere Reise. Auch war er nicht allein, sondern kehrte mit einem Bekannten zusammen in demselben Wirthshause ein. Alle Räume waren besetzt. Man erklärte, ihnen nur ein Zimmer im Gartenhause geben zu können, wo sie sich dann mit einem großen Bette behelfen müßten. Beide waren's zufrieden. Offenbar hatte längere Zeit dort kein Gast geschlafen. Sogleich beim Eintritt kam ihnen ein höchst widerlicher Geruch entgegen. Doch sehr ermüdet, wie sie waren, beachteten sie diesen Umstand nicht weiter und legten sich nieder. Der Andere erklärte indessen, es nicht aushalten zu können; es sei ein vollständiger Aasgeruch, der zwischen der Wand und dem Bette unerträglich heraufdringe. Beide fanden dies nun in gleichem Maße und der Wirth wurde nochmals gerufen, der nun auch den Geruch in hohem Grade bemerkte. „Ich will Ihnen ein paar Räucherkerzchen schicken, die werden wohl Hilfe schaffen. Es ist ja möglich, daß eine Ratte dort verendet liegt und den Aasgeruch verursacht."

Allein auch dies Mittel erwies sich nicht stark genug. Im Gegentheil es wurde den beiden Zimmerbewohnern nun ganz unerträglich. Nochmals wurde der Wirth gerufen und in seiner Gegenwart eine genaue Untersuchung angestellt. Man leuchtete unter das breite Bett und — o Grauen ein menschlicher Körper ward sichtbar, nackend, nur mit dem Hemde bekleidet; davor aber ein Paar alte Kisten und anderes Gerümpel unordentlich hingestellt. Der Leichnam ward hervorgezogen, und erwies sich im vollen Prozeß der Verwesung. Nur der Hals war noch von der Binde umgeben, deren feste Drehung augenscheinlich erwies, daß der Unglückliche durch dieselbe erwürgt worden sei.

Sprachlos, in starrem Schrecken standen nicht nur die beiden Gäste, sondern vor Allen der Wirth. Endlich kam er zu Worte: „Nun ist ein Vorgang klar, den zu enträthseln ich bisher gar keine Veranlassung hatte. Das Zimmer ist seit acht Tagen nicht bewohnt gewesen. So lange gerade war's auch, daß zwei Fremde eines Abends bei mir einkehrten und zu übernachten begehrten. Auch damals war Alles besetzt und die Fremden mußten sich, wie Sie, mit diesem Zimmer begnügen. Es war ein ältlicher Mann und ein jüngerer, mit finstern Blicken, etwas Verdächtiges, Lauerndes im Angesicht. Ich habe sie am andern Morgen nicht mehr gesehen. Mein Kellner brachte mir die Nachricht, daß der jüngere der beiden Fremden im Hause erschienen sei, die Zeche für Beide bezahlt habe mit der Erklärung, sein Gefährte sei schon voraus gegangen. Wir hatten keinen Grund, uns weiter um diese Leute zu bekümmern; das Zimmer wurde wohl, da es selten benutzt wird, oberflächlich geordnet, frisches Linnen aufgelegt, und seitdem nicht wieder betreten."

Es war der Aeltere jener beiden Fremden;

man erkannte ihn leicht wieder, auch an den Kleidern, die in ein Bündel zusammengepackt, in einem Winkel hinter dem Bette gefunden wurden. Was blieb übrig, als den grauenvollen Vorgang der Behörde zur Anzeige zu bringen, die an Ort und Stelle ein Protokoll aufnahm und weitere Untersuchungen anstellte. Das Ergebniß scheint nicht bekannt geworden zu sein. Der Verbrecher hat wohl Zeit und Gelegenheit gefunden, mit seinem Raube, wie viel oder wie wenig weiß man nicht, dem Arm des irdischen Richters sich zu entziehen.

Solche Erlebnisse waren es denn wohl auch mit, die in dem jungen, lebenslustigen Reisenden doch wohl ernstere und nachhaltigere Erschütterungen zurückgelassen haben mögen; die auch später, als eine ernstere Veränderung mit ihm vorzugehen begann, mit doppelter Gewalt in der Erinnerung zurückkehrten. Augenblicklich aber waren sie doch bald verflogen, und im lustigen Wirthshauskreise hat er sie wohl mit allerlei spaßhaften Bemerkungen seinen Genossen zum Besten gegeben.

3.

Sein Wanderleben führte ihn später nach Böhmen. Dort in Prag ist er eine Reihe von Monaten mit einer Gehaltsverbesserung in dem Hause eines kleinen Geschäfts angestellt gewesen. Diese Zeit fiel in die Schreckensscenen des Revolutionsjahrs 1848. Da ist es ihm auch einst kalt und heiß über den Rücken gelaufen, als die aufrührerische Stadt von dem bekannten Fürst Windischgrätz beschossen wurde. In der Stadt wütheten schon eine längere Zeit hindurch die blutigsten Kämpfe zwischen den Deutschen und Czechen. Der Fürst ließ vom Hradschin und den andern Höhen aus die Neu- und Altstadt ohne Schonung beschießen. Auf dem Roßmarkt besonders waren die Volksmassen dicht zusammengedrängt, in der Meinung, es sei eine Pause beim Bombardement eingetreten. Weiber und Kinder, Wühler und Unbetheiligte waren darunter; auch unser Freund. Da donnerte plötzlich von den Wällen die, im weiten Bogen um die innere Fläche des Terrains sich herumziehend, eine imposante Perspektive gewährten, ein neuer Kugelhagel unter die entsetzte Menge. Es soll, wie er mit Augen gesehen, ein förmliches Gemetzel gewesen sein. Rings um ihn herum fielen in unglaublich kurzer Zeit Hunderte von Schuldigen und Unschuldigen. Wehgeschrei erfüllte die Luft. Aehnlich wie Napoleon III. am Morgen des Staatsstreichs die Boulevards im buchstäblichen Sinne durch Kartätschen rein fegen ließ, wurden auch hier die Menschen durch ein Hagelwetter von Kugeln niedergeworfen. Unser Held selbst blieb verschont und erreichte in schreckensvoller Betäubung sein Quartier. Da litt es ihn nicht länger in der Stadt, wo er so greuliche Bilder von Blut und Leichen und sterbenden Menschen gesehen.

Er gieng, als Alles ruhig, auch Wien durch Windischgrätz wieder erobert und zur vollkommenen Unterwerfung gebracht war, nach der östreichischen Kaiserstadt; doch nur auf kurze Zeit. Die Wanderlust und eine sich darbietende günstige Aussicht trieben ihn bald weiter; sein Sehnen stand nach Italiens dunkelblauem Himmel, nach dem Land voll Licht und Sonnenschein. Bis J. kam er mit andern Gefährten auch wirklich. Hier aber scheint der Umstand, daß die Pässe des jungen Wanderers nicht in vollkommener Ordnung befunden wurden, der Weiterreise ein höchst unwillkommenes Ziel gesetzt zu haben. Man ließ eben in jenen unruhigen Zeiten nur ganz Unverdächtige und gut Legitimirte die italienische Grenze passiren.

Nun sollte dieser Jüngling dem gedankenlosen Leben, in dem jenes Alter sich zu bewegen pflegt, entrissen, und auf ernstere Bahnen geführt werden. Er gerieth durch die Zurückweisung von der Grenze, und die dadurch herbeigeführte völlige Störung seines Reiseplans, in nicht geringe Verlegenheit. Mit großer Mühe und genauer Noth fand er sich zurück nach Wien, und weil es ihm da nicht gelang, eine neue Kondition zu bekommen, trat er den Weg zur Heimat an.

So zog er, ohne auf seinen Wanderungen etwas Erhebliches für die Sicherung seiner Lebensstellung erwirkt zu haben, nach etwa zweijähriger Abwesenheit wieder in seiner Mutter Wittwenstübchen ein. Eine Schwester heirathete bald nachher. Ihr Mann, ein frommer Lehrer, wurde bald von entscheidendem Einfluß auf die innere

Lebensrichtung unseres Helden. Ein Stück Leben war an ihm bereits vorübergegangen. Erschütternde Eindrücke waren ihm nicht fremd. Er hatte des Lebens Nichtigkeit, Armuth und Sünden mit eigenen Augen geschaut. Auch ihm selbst lag wohl manche böse Erinnerung eigener Verschuldung, eigener sündenreicher Stunden im Gewissen, und eine nur zu deutlich redende Stimme hatte ihm schon lange mahnend zugerufen: „Es muß anders mit dir werden! nun und nimmermehr kannst du auf deinen bisherigen Wegen den Frieden finden!“ Wunderbar, wie das so manchem nie klar werden will, und den Meisten erst durch die einschneidenden Wege göttlicher Zucht. Bei dem Einen kommts wie ein plötzliches Tagen: „Du bist mitten in der dicksten Finsterniß drin! Du rennst und stürmst, wie ein toller Waghals auf den unsichern Wellen des Lebensmeeres! Wie ist's möglich, daß du das nicht eher eingesehen?“ Und rasch, entscheidend, himmelstürmend ist die Umkehr. Und wer auch nur so umkehrt, wie merkwürdig, daß sie alle ein und dasselbe Ziel zum Frieden finden; mögen die Bahnen, auf denen sie wild und blind dahin wanderten, so verschieden sein, wie sie wollen. Wer an der Friedensfrage und der Erkenntniß der Sünden- und Todesluft, die ihn umgibt, angelangt ist, der kommt, mag er sein, wer er wolle, Schuster, Schneider, König, Bettler, weise oder thöricht vor der Welt — nur auf einem und demselben Wege zur Lösung seines Lebensräthsels. Allen wird eine und dieselbe Antwort: „Kommet her zu mir, ihr Mühseligen, Beladenen, Ruhelosen, Ihr Fragenden Alle, bei mir werdet ihr Ruhe finden.“ Und eben so merkwürdig und wunderbar, bei Allen, auf welcher Lebensstufe sie auch gestanden haben mögen — bei Allen ist für diese eine Antwort auch dasselbe Verständniß. Der Name dessen, der die Verschlagenen, Verirrten und Verlornen zu sich ruft, hat für Alle denselben seligen Klang. Haben sie ihn auch jahrelang nicht auf den Lippen gehabt, sobald ihre Lebensnoth sie auf dem steuerlosen Schifflein zu ihm hintreibt, ist ihnen der Name Jesu Christi der beste, süßeste Name, und in seiner geheimnißvollen innerlichen Lebens- und Liebesnähe geht ihnen bald ein neues, trostreiches, von Ahnungen der ewigen Herrlichkeit erfülltes Leben auf. Bald sind dann solche zur Ruhe Gekommene bereit, Alles zu verlassen, wie Petrus, und ihm nachzufolgen, ohne zu fragen: „was wird uns dafür?“ Denn, was sie haben, ist ihnen genug. Ein stürmendes Eifern und Sehnen, ganz im Dienste des guten Herrn aufzugehen, jede Kraft, jeden Pulsschlag, jeden Odemzug nur in diesem Dienst zu verwenden, kommt über sie. Sie möchten das verlorene Leben nicht nur ganz hinter sich werfen, sondern auch wieder einholen, was verloren war an Zeit und Arbeit für's ewige Leben, nur dem leben fortan, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Dabei machen sie denn freilich oft ganz wunderbare und den Sturmeseifer dämpfende Erfahrungen. Nicht wie sie wollen dürfen sie denn sehr oft Dem dienen, der ihre Seele liebt, sondern auf neuen, schweren, ungewollten Demüthigungswegen. So gehen sie oft aus des Morgens und haben ihren Köcher voll Kraft; rüstige Streiter des Herrn, denen nichts zu schwer erscheint; sie fliegen auf, wie die Adler, wandern und werden nicht müde, laufen und werden nicht matt. Aber der Aufflug nimmt eine andere Wendung, als sie geahnt. Nachdem sie eine Weile auf lichten Höhen die Flügel bewegt, hoch über der Erde und den in Sümpfen herumkriechenden Kindern des Fleisches — müssen sie oft plötzlich, ehe sie es meinen, recht tief wieder herunter, und in ganz bescheidenem Taglöhnerdienst ihrem Herrn nachfolgen, nicht wie sie wollen, sondern wie Er will.

Ganz so gieng es unserm Helden. Er war nach Hause zurückgekommen, gewiß nicht mit der Absicht, zu suchen was er nun doch gefunden hat. Wohl mag ein zündender Funke göttlichen Lebens schon früher in seiner Seele geschlummert haben, als noch in seinen Lehrlingsjahren ein Verwandter seines ersten Lehrherrn, ein frommer Student, mit dem er in einigen Verkehr gerathen, ihm etwas von der Herrlichkeit und Kraft der Heilswahrheit aufzuschließen sich bemühte. Aber es hatte damals nicht gehaftet. Jahre waren darüber hingegangen, das Fünklein schlief, und konnte nicht zur hellen Flamme werden. Da wars eben diesem Schwager, einem wahrhaft bekehrten Lehrer aufbehalten, ihm ein treuer Führer zum Herrn zu werden. Er hatte den Muth, ihm zu sagen: „Du mußt anders werden, deinem Leben fehlt der Fels, deinem

Auge das Licht, deiner Seele das himmlische Leben. Siehe, das Licht leuchtet, der Fels ist da, das Leben ist erschienen. Deine arme Seele schmachtet: warum willst du sie schmachten lassen? Dir fehlt ein Gegengift gegen die Sünde, eine Gotteskraft, sie zu hassen. Siehe alles ist bereitet. Seit er erschienen, der Fürst des Lebens, und seit von seinem Munde ausgegangen der Schall: Ich lebe und ihr sollt auch leben! trägt jeder die Schuld alleine, wenn er statt das Leben zu gewinnen, dem Tode verfallen bleibt."

Das Wort, in ernsten Unterredungen ihm nahe gebracht, schlug an. Eine Zeit äußerer Ruhe bereitete ihm eine gute Stätte. Es gieng kein Laut der Mahnung an seinem Herzen verloren. „So wahr der Herr lebt, ich will ihm zufallen," war der Entschluß seiner Seele. Und rasch, entschieden, wie in Allem zeigte er sich auch hier. Die lustigen Brüder wurden gemieden, wie sie ihn auch fortan verlachten. Im Worte Gottes wurde geforscht und der Herr half ihm in Gnaden weiter, so daß er bald in seliger Freude ausrufen konnte: „Ich habe gefunden!"

Aber zugleich mit dieser Umwandlung trat eine entscheidende Erwägung anderer Art vor seine Seele. Er wollte fortan nicht mehr bleiben in dem Stande, der ihm eine Quelle so großer Versuchungen und Verirrungen geworden war; auch seine Arbeit sollte fortan in bestimmter Weise dem Herrn geweiht werden. Welchen Weg sollte er dazu einschlagen? Der Schwager wies hin auf den mühevollen, aber so gesegneten Lehrerberuf. Aber nein, vor diesem schrack sein ganzer innerer Mensch zurück. Er hatte die armen Dorfschulmeister so oft verspottet, diesen Stand für den verächtlichsten unter Allen gehalten; vielleicht war es noch ein Nachhall der früheren Gesinnung, wenn er sich nicht entschließen konnte, diesen Weg zu gehen. Der geneigte Leser wundert sich sicherlich bei diesem Geständniß, da die Ueberschrift das Gegentheil sagt; seiner Zeit wird er hören, wie sich das Räthsel löst.

Wie unser Held ernstlich nachdenkt, und auch wohl einen Wink von Oben her erwartet, der ihm sagen wird, was er thun soll — siehe, da wird es, wie er meint, plötzlich Tag; ein heller Lichtstrahl fällt in seine Seele! Wie wars möglich, daß ihm dieser Gedanke nicht eher klar geworden? Er muß **Missionar** werden. Das ist sein Beruf, darin auch wird sein ruheloses Sehnen, sein drängendes Herz volle Befriedigung finden. Ob es des Herrn Weg mit ihm auch wirklich sei, ob er das nöthige Zeug, die zur Ausrüstung nöthigen Gaben wirklich besitze, darnach kann hier nicht gefragt werden; das versteht sich von selbst. Nach seiner Meinung mußte der Herr den selbst tüchtig und fähig machen, der sich ihm so rückhaltlos mit Allem, was er hatte, in seinen recht eigentlichen Dienst zu stellen begehrte. Das, was er hatte, war freilich nicht viel: ein Jüngling ohne Lebensstellung, ja im Augenblick ohne bestimmte Aussicht, ohne Habe, mit schwacher, ziemlich lückenhafter Schulbildung — aber mit glühender Liebe zum Herrn und einem, wenn auch kleinen, doch starken und rüstigen Körper.

Der Gedanke saß fest, aber wie ihn ausführen? Er hatte von der Baseler Gesellschaft gehört; die Berichte von dort hatten ihm stets am besten gefallen. Also galt es, sich mit Basel in Verbindung zu setzen. Der einfachste Weg wäre ein Brief mit Angabe seiner Lebensverhältnisse und der Anfrage gewesen, ob man ihn brauchen könne. Doch das war zu umständlich und zu weitläufig. Der kühne Glaube gab ihm ein: du machst dich gleich auf und gehst selbst hin. Auch dieser Gedanke wurde sogleich mit aller Entschiedenheit festgehalten und derselbe hat in der That sein späteres Lebensgeschick entschieden, nicht zwar wie er sich's dachte, sondern auf Wegen, vor denen er sich am meisten gefürchtet.

4.

Basel lag viele Meilen weit von W. entfernt. Wohl hätte ihn die Eisenbahn rasch genug dahin gebracht, hätte er nur die Mittel besessen, die für ihn unerschwinglichen Fahrkosten zu decken. Was thats aber auch! hatte er doch kräftige Beine; dazu war das Herz frisch und gesund, der Glaube in seiner ersten, Berge versetzenden Kraft. Wie er den unerschütterlichen Entschluß gefaßt, sich dem Missionsdienst zu weihen, so wurde auch alle Kraft und Energie daran gesetzt, ihn auszuführen.

Fast nichts als seinen Stab nannte er sein eigen, als wir ihn an jenem Morgen, da er uns zuerst begegnete, in frischer Morgenluft westwärts wandern sahen. Einen einzigen Thaler trug der Wanderer in seiner Tasche. Aber was ist das für ein Päckchen, welches wir unter seinem Arme noch sehen? Es sieht aus wie Bücher. Ein Traktätlein in 500 Exemplaren enthält das Päckchen; kleine Blättchen, darauf ein ernster Ruf zur Buße an Jeden, der es gerade liest. Das hat der Wanderer vor seinem Aufbruch selbst angefertigt und mit Hilfe eines ihm befreundeten Druckers in den Abendstunden gesetzt und gedruckt. Die Herstellung hat ihn also nichts weiter gekostet, als für einige Groschen Papier. Dieß Traktätchen soll ihm ein Wegweiser und Reisebegleiter sein. Er will es unterwegs vertheilen, und so ihm eine kleine Gabe dafür hie und da zu Theil wird, will er dieselbe als ein Geschenk Gottes und eine Beihilfe zur Weiterreise in Empfang nehmen.

So ausgerüstet nimmt der Jüngling Abschied von seiner Mutter, von seiner Heimat, von Freunden und Bekannten, Abschied von seinem ganzen bisherigen Leben; „das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden," dieß große Wort sollte bei ihm zur vollen Wahrheit werden. Doch hat er später gelernt, daß es mit dem Auszug aus der Heimat, mit dem ersten Sturm und Drang nicht gethan ist, und daß, wer wirklich vom Herrn geführt wird, allmählich still und fügsam gerade die Wege gehen muß, die er meiden wollte, um einen viel höheren Flug zu nehmen.

Gehen wir mit ihm weiter. Es ist Abend; die sinkende Sonne wird auch unserem Wanderer bald den letzten Gruß zusenden. Wo wird er die erste Nacht bleiben? Wer wird ihn gastlich aufnehmen? Es ist die erste Glaubensprobe auf seiner Wanderung: er hats auf Glauben gewagt, wird der Glaube ihm auch durchhelfen, wird er nicht beschämt und dadurch gleich Anfangs kleinmüthig werden? Wir theilen seine ängstliche Spannung; wir verstehen sein pochendes Herz und gehen im Geist leise mit ihm, um zu sehen, wie es werden wird.

Siehe da kommt von Ferne ein Wanderer. Es ist vor einem Dörflein, aus dem derselbe zu kommen scheint, etwa auf dem Heimwege von kurzem Ausflug, denn gemüthlich dampft die lange Pfeife in seinem Munde, und Nichts deutet auf einen Reisenden. „Guten Abend," so tönt unseres Wanderes Gruß zu ihm herüber, als sie nahe bei einander waren. „Könnte ich wohl erfahren, wie der Pfarrer dieses Ortes heißt, und ob ein müder Wanderer durch seine Güte vielleicht eine Herberge für die Nacht empfangen könnte?" In der Frage muß etwas Zutrauen Erweckendes gelegen haben, denn der Fremde blieb stehen, schaute den Jüngling wohlwollend an, fixirte sein Angesicht und fragte sodann: „Wer sind Sie?" Bald war der Name genannt, das Ziel bezeichnet, die Mittellosigkeit enthüllt und der Fremde wußte, daß der kleine Wanderer auf Glauben „reise." „Sind Sie nicht ein Verwandter von dem Kreisrichter G. in L." fragte er dann plötzlich, und als Jener es bejaht, und erklärt hatte, es sei dieser sein Bruder, fuhr der Mann fort: „Ich dachte mirs wohl nach der Aehnlichkeit der Gesichtszüge. Den kenne ich wohl und bin ihm zu Dank verpflichtet. Ich werde diese Nacht für Sie sorgen. Kommen Sie mit mir." Und richtig, der ihm Begegnende wird sein Führer ins Dorf hinein; nicht zwar zunächst zum Pfarrhause, sondern ins Gasthaus; denn, so erläuterte er seinem Schützling: „Der Pfarrer ist zwar mein eigener Bruder, und gern würde er Sie zu Nacht beherbergen; allein seine häuslichen Verhältnisse gestatten ihm dieß augenblicklich nicht. Darum sollen Sie auf meine Kosten im Wirthshaus bleiben; wir wollen aber später noch ein Viertelstündchen zu ihm gehen." Und also geschah es. Für die Nacht war gesorgt, der Glaube bei dieser ersten Probe bewährt. Jener Pfarrer, zu dem der Jüngling von dessen Bruder geführt wurde, erwies sich als ein freundlicher, wohlwollender Jünger des Herrn; er schüttelte zwar den Kopf zu dem kühnen Reiseplan, wollte ihn aber nicht stören, und meinte: nur in Gottesnamen weiter! es werde schon zur Zeit und Stunde die rechte Direktion gegeben werden.

Am folgenden Morgen wurde denn auch die Reise gutes Muthes fortgesetzt. Ab und zu fand sich wohl eine Gelegenheit einen Traktat anzubringen, aber dieser wurde immer nur mit Dank angenommen, Niemand fiel es ein, ihm

eine Gabe dafür anzubieten. Am zweiten Tage war bis gegen Abend der einzige Thaler zwar noch gerettet, da durch die freundliche Fürsorge des Pfarrers die Taschen unseres Wanderers reichlich gefüllt wurden; allein nun stellte sich doch voraussichtlich die Nothwendigkeit ein, denselben anzubrechen, und dann? Wie viele Nächte waren noch zu überwinden, wie manchen Tag mußte er noch auf wunderbare Weise gespeist werden, ehe er in Basel seinen Einzug halten konnte!

Ja, ja, er merkte, daß es beim Glauben nicht ohne Kampf abgehe, und daß man doch oft in's Gedränge komme. Dennoch hatte er keinen Grund zu verzagen. Rüstigen Schritts wurde noch Halle, wo ihm die Herberge zu theuer dünkte, durchwandert, bis zu dem eine Stunde entlegenen Dorfe T. Hier gedachte er zu bleiben. Doch schallte ihm Kirmesjubel und wilde Musik aus dem Wirthshause entgegen. „Hier darfst du nicht bleiben,“ mahnte ihn jetzt eine innere Stimme; er lenkte seine Schritte dem Pfarrhause zu. Zagend gelangte er durch das Thor über den Hofraum zu der Hausthüre. Hundegebell empfing ihn; gleich darauf trat auch ein Mädchen hervor, mit der Frage, was er begehre. Er trug sein Anliegen vor. Er möge nicht in dem wüsten Lärm des Wirthshauses bleiben und bäte freundlich um ein Unterkommen für die Nacht, und wenn's nur auf dem Heuboden wäre. Das Mädchen, eine Tochter des Hauses, gieng hinein zur Mutter, brachte aber bald die Botschaft wieder, der Vater sei nicht zu Hause, und vor dessen Rückkehr könne die Mutter, da sie ihn nicht kenne, nichts bestimmen. Dieß als einen ablehnenden Bescheid ansehend, gieng unser Glaubensheld gedrückt von dannen. Kaum aber lag das Hofthor ein paar Schritte hinter ihm, als man ihn zurückrief: der Vater komme soeben, und dieser möge dann über sein Bleiben entscheiden. „Was gibts?“ fragte jetzt eine Stimme von Außen her, und in's Thor trat ein würdiger, etwas beleibter und sehr freundlicher Mann, den unser Held auf den ersten Blick als den Pfarrer erkannte. Als ihm das Begehren des Wanderers mitgetheilt worden, gab er sogleich seine Einwilligung, daß dieser die Nacht bei ihnen bleibe, und zwar nicht auf dem Heuboden, sondern in seinem Gastzimmer. Er schien bald Wohlgefallen an dem Fremdling zu empfinden, da dieser durch den freundlichen Empfang ermuntert und in heiterster Stimmung von der Leber weg redete, und sowohl seine Umkehr in letzter Zeit von den Wegen dieser Welt, als auch die Geschichte seiner Thorheiten erzählte. Seine Mittheilungen fanden ein aufmerksames Ohr. Die ganze Familie, die Eltern, zwei Töchter und ein Sohn sammelten sich um ihn und horchten auf seine Worte, da er eine wirklich ganz hübsche Gabe lebhafter Darstellung besaß. Ihm ward so wohl unter den freundlichen Leuten, die ihn reichlich mit Speise und Trank bewirtheten, daß ihm einmal der Ausruf entfuhr: „Ach, wenn das meine Mutter wüßte, wie mir's in der Fremde gieng!“ — „Schreiben Sie es ihr doch,“ bemerkte freundlich die Pfarrfrau, eine sehr stattliche Erscheinung. „Ja, wenn ich nur Schreibzeug hätte, würde ich's heute Abend noch thun,“ entgegnete er, obwohl es stark auf Mitternacht gieng. „Das sollen Sie in Ihrem Zimmer finden,“ war ihre Antwort. „Doch möchte es dann jetzt wohl Zeit sein, die Ruhe zu suchen“ — so sprechend stand die Pfarrerin auf, zündete ein Licht an, das ihr Mann ergriff, um dem improvisirten Gast zu seiner Schlafkammer zu leuchten.

Hier fand er Schreibzeug und begann sogleich, die Erlebnisse seiner bisherigen Wanderung der Mutter zu berichten. Da plötzlich klopft es nochmals an — Alles im Hause ist schon zur Ruhe. Auf sein Herein öffnet sich die Thür, und es erscheint die Pfarrfrau mit einem Licht in den Händen. „Ich möchte Sie noch um Eins bitten,“ eröffnete sie ihm; „wollen Sie mir versprechen, meine Bitte zu erfüllen?“ „Gewiß, wenn ich es vor Gott kann,“ war seine Antwort. „Dann bitte ich, wandern Sie auf Ihrem weiten Wege nicht mehr zu Fuß,“ fuhr die Pfarrerin fort, „denn wie viel saure Tagemärsche liegen noch vor Ihnen. Fahren Sie wenigstens bis Magdeburg mit der Eisenbahn; von dort aus wird sich ja das Weitere finden.“ Darauf er: „Ja liebe Frau Pastorin, ich würde schon herzlich gern, um meine Reise zu beschleunigen, per Eisenbahn fahren; aber mir fehlen eben alle Mittel.“ „Darum seien Sie unbekümmert; ich werde dafür sorgen, daß Sie morgen mit dem ersten Zuge nach M. können. Auch will ich diese Nacht noch an eine Freundin in M. ein Paar Zeilen schreiben, die Sie morgen früh nebst dem Reisegeld zugestellt erhalten sollen, da ich selbst Sie nicht mehr sehen werde. Diese geben Sie in M. ab und man wird ihnen von dort vielleicht weiter helfen.“ Dann wünschte sie ihrem erstaunten und fast verwirrten Gaste den Segen des Herrn zu seinem Vorhaben, und verschwand.

Mit welchem Dank und Jubel unser Held nun einschlief, ist leicht begreiflich. Hatte er doch ein Wunder göttlicher Fürsorge nach dem Andern bereits auf dieser zweitägigen Wanderschaft erfahren dürfen. War ihm dies nicht Bürgschaft, daß der Herr mit ihm sei und Gnade zu seiner Reise gegeben? Und doch welch ein ganz anderes Ziel war es, das ihm der Herr vorgesteckt hatte. Hätte er es gesehen, jetzt, da er so hoffnungsvoll seine Reise fortsetzen durfte, er würde vielleicht wieder umgekehrt und, wer weiß, in welche alte Bahnen hineingerathen sein. Sein Herz mußte erst durch allerlei Erfahrungen klein und willig werden, nichts zu verschmähen, das von Gott kommt.

5.

Doch lag bereits in dem Zusammentreffen mit dieser Pfarrfrau der Keim zu der bald eintretenden Wendung seines Weges. Die Frau schien eine stille Jüngerin des Herrn zu sein; ihr Mann, wenn auch wohlgesinnt, war doch wohl noch nicht so klar in seiner Glaubensstellung; daher sie vielleicht für besser hielt, im Stillen an dem Fremdling, der in der ersten Glaubensglut stand, und dessen Erscheinung und Worte sie selbst vielleicht im Glauben gestärkt hatten, Barmherzigkeit zu üben.

Am nächsten Morgen geschah Alles, wie ihm die Pastorin gesagt. Ihr Sohn brachte ihm einen Brief und zwei Thaler. Mit herzlichem Dank nahm unser Held beides in Empfang, empfahl sich auf's beste den noch nicht erschienenen Eltern und wollte seinen Wanderstab weiter setzen, als jener ihm nochmals nacheilte, und einen dritten Thaler in preußischem Silbergelde hinreichte mit der Erklärung, die Mutter erinnere sich so eben, daß die sächsischen Cassenscheine, die er empfangen, auf der Bahn nicht leicht würden angenommen werden; er möge diesen Thaler auch noch behalten. Wunderbar; eine ihm bis zur Stunde gänzlich fremde Pfarrersfrau mußte auf des Herrn Geheiß dem unbekannten Jüngling eine wesentliche Hilfe schaffen, damit er an sein Ziel gelange!

Der Brief, den sie ihm mitgab, führte den Jüngling in M. zu Freunden, die in herzlicher Theilnahme ihm riethen, zuerst einmal ins Rauhe Haus bei Hamburg seine Schritte zu lenken, vielleicht werde man ihm dort sagen, was er thun solle. Zur Reise dahin empfieng er vier Thaler, die vollkommen ausreichten. Ein anderer frommer Freund in M., der sich auch mit ihm in eine Unterhaltung einließ, fragte ihn: wer ihm denn eigentlich den Gedanken eingegeben, Missionar zu werden; und auf die Antwort: es sei doch gewiß der Herr gewesen, brach Jener in die Worte aus: „Ja, der Herr, oder Sie selbst. So rasch, mit einem Sprunge wird man nicht Missionar. Es ist die gewöhnliche Regel, daß junge Leute, wenn sie die Welt in ihrer Nichtigkeit, den Herrn in seiner Herrlichkeit erkannt haben, in den Missionsdienst treten wollen; aber es gehören auch bestimmte Gaben dazu, die nicht Jeder hat und die Sie auch nicht sicher sind zu besitzen. Eine geringe Stellung, ein demüthiger Dienst im Reiche Gottes muß erst ans Licht bringen, was in Ihnen liegt. Gehen Sie ins Rauhe Haus; das ist eine vortreffliche Schule. Kann man Sie dort nicht behalten, dann wird man Ihnen doch Winke geben können, wohin Sie sich zu wenden haben.“

Unser Freund ließ sich die Worte zu Herzen gehen; und da er bei den jüngsten Erlebnissen den zweifellosen Eindruck empfangen, daß Gottes Hand ihn gerade jetzt recht sichtbar leite, so entschloß er sich kurz, setzte sich auf die Eisenbahn und fuhr nach Hamburg. Im Rauhen Hause nahm man ihn, empfohlen wie er war, freundlich auf. Einige Tage ward ihm Gastrecht gewährt. Es fand sich aber zur Zeit kein bestimmter offener Posten, auf dem er hätte verwendet werden können. Doch gab man seinem Wege eine weitere bestimmte Richtung, indem man ihn darauf hinwies, daß im Wupperthal grade jetzt ein rühriger Pfarrer in allerlei Vereinen, die er gegründet, gläubige Gehilfen

brauche. Dieser gottselige, scharfsehende und zu jeder Handreichung willige Mann werde bald ermitteln, wozu er am besten zu brauchen sei. Auch diesem Winke leistete unser Held willig Folge. Einmal in dem Fahrwasser ächter Willenlosigkeit, bereit, sich von des Herrn Hand leiten zu lassen, hatte er seine Missionsgedanken ihm befohlen, und je nachdem es käme, auch ihm geopfert. Da er sich entschlossen, nichts zu sein als sein treuer Knecht, wurde es ihm auch nicht schwer, zu gehen, wie er gelenkt ward.

Getrost zog er nach etlichen Tagen dem gesegneten Wupperthal entgegen. Wie schlug ihm das Herz, als er die Werke des Herrn hier sah, auch das Missionshaus, an dessen Thor er aber jetzt nicht wagte anzuklopfen, da ihn die alte Sicherheit verlassen hatte. Und siehe, der Gottesmensch, an den er gewiesen ward, Pastor F. half ihm nach Gottes Willen zu seiner Bestimmung. Nachdem er den Brief gelesen, darin ihm der Fremde empfohlen ward, und dann einige Fragen an diesen gerichtet hatte, sagte er ihm rasch und mit Bestimmtheit: „Sie müssen Lehrer werden; in diesem Stande werden Sie viel Gelegenheit haben, Gutes zu wirken. An Kinderherzen zu arbeiten ist Ihr eigentlicher Beruf. Ich bin im Curatorium der Rettungsanstalt zu D. Ich werde Ihnen einen Brief an den dortigen Direktor mit geben, damit der Sie in das kleine, mit der Anstalt verbundene Seminar aufnimmt."

Dieser Vorschlag kam ihm wie ein Donnerschlag. Eben diesem Beruf war er ja in seiner Heimat aus dem Weg gegangen; er hatte „lieber Steinklopfer als Lehrer" werden wollen! Die Rede brachte ihn beinahe aus aller Fassung. Und doch, vielleicht hatte er eben darum die weite Reise machen müssen, damit er hier dazu willig werde, wozu ihm in der Heimat alle Freudigkeit gefehlt hatte. „Wenn es Ihre ernste Meinung ist," war seine Antwort, „dann will ich nach D. gehen und mich dem Direktor der Anstalt vorstellen." Und er gieng, mit dem Briefe des Pastors in der Tasche, wenn auch nicht so siegesfroh, wie beim Auszug aus der Heimat, so doch ruhig den letzten Gang nach D.

Aber nicht einmal diesen Beruf sollte er rasch und leicht gewinnen. Die ehrwürdige, glänzend weiß getünchte Anstalt lag vor ihm, ihre Zinnen und Thürme und das Kirchlein in ihren Rundmauern erbaut winkten ihm zu, als eine neue Heimat. Als der Direktor den Brief gelesen, schüttelte er seinerseits den Kopf und sprach: „Ja, der l. Pastor F. meint, das gienge so. Aber das Seminar ist augenblicklich überfüllt, und überdieß läßt sich's mitten im Lehrkursus nicht eintreten. Wollen Sie aber vorerst bei uns bleiben, so findet sich Arbeit die Hülle und Fülle. Ich mache Ihnen den Vorschlag, als Bruder vorläufig eine Knabenfamilie zu übernehmen, die gerade eines Aufsehers bedarf. Da können Sie denn Ihre Gabe, mit Kindern umzugehen, gründlich erproben. Beginnt nach einem halben Jahre ein neuer Kursus, dann mögen Sie hoffentlich aufgenommen werden."

So war unser Freund denn von seinen Missionarsgedanken durch göttliche Führungen abgekommen, und wurde als „Bruder" oder Aufseher einer Knabenfamilie von zwölf Kindern in D. angestellt. An ihnen hat er treulich gearbeitet, gelernt, auf dem Felde gewirkt, im Garten gegraben, mit ihnen gemeinsam gebetet ꝛc., bis das Jahr um war und er dann aufgenommen wurde in's Seminar. Da hat er denn im Schweiß seines Angesichts gearbeitet, bis er tauglich gewesen, eine untere Klasse zu übernehmen. Noch ehe er den Lehrkursus ganz durchgemacht, wurde er bei dem großen Lehrermangel in der Provinz zur Aushilfe an einer untern Knabenklasse begehrt, und hat sein Examen in dieser Stellung gemacht. Dann ist er daselbst zum ordentlichen Hilfslehrer ernannt worden, hat sieben Jahre lang in dieser Stellung nicht ohne sichtbaren Segen gewirkt, sich auch inzwischen mit einer braven Frau verehlicht, der er zuweilen erzählt, auf welchen wunderlichen Wegen er zum Schulmeister avancirt ist. Endlich wurde in der Gemeinde des Erzählers eine Lehrerstelle vacant, und der Herr führte es, daß ihm die Stelle zufiel. An dieser wirkt er nun seit einigen Jahren im Dienst des Herrn. Das Amt ist ihm lieb geworden, denn er hat seine Wichtigkeit erkannt. Jetzt wünscht er sich nur nach der stillen Geduldsarbeit einmal zu hören: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen. Ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude."

General Thomas J. Jacksons Tod.

Von M. in W.

Die Jugendblätter haben schon im Aprilheft des Jahres 1865 einen kurzen Abriß des Lebens dieses berühmten Generals der Südstaaten gebracht, so weit dasselbe damals erschienen war. Nun hat unterdessen sein Freund, Professor Dabney, auch den Schluß desselben geliefert, in welchem er ausführlich die Geschichte des blutigen Krieges erzählt bis zu dem Zeitpunkt, da Jackson nach Gottes Rath aus demselben abgerufen wurde.

Nun werden die l. Leser nicht gerade wünschen, daß wir ihnen alle die Einzelheiten des schrecklichen Bruderkriegs erzählen, alle die Züge und Gefechte beschreiben, an welchen der wackere Mann theilgenommen und die er mit so großer Kunst und Geschicklichkeit geleitet hat. Alle aber haben wohl so viel Antheil an diesem betenden Kriegsmann genommen, an welchem auch „jeder Zoll ein Soldat und jeder Zoll ein Christ" war, daß sie gerne noch vernehmen werden von seinem Ende, das wir seiner Veranlassung wegen ein unglückliches nennen müssen, das aber sein inniges und ächtes Christenthum zu einem fröhlichen und seligen gemacht hat.

Bis zum 13. Dezember des Jahres 1862 hatten die erbitterten Kämpfe der beiden Heere gewährt; erst mit diesem Tage trat Ruhe ein und Jackson konnte mit seinem Heer die Winterquartiere beziehen, um ein wenig von den ununterbrochenen Strapazen auszuruhen. Auf dem südlichen Ufer des Rappahannock lagerte sich General Jacksons Heeresabtheilung von der Station Guinea bis Port Royal. Er selbst schlug seinen Wohnsitz in Moß Neck auf, dem Landgut eines Herrn Corbin. In seiner großen Bescheidenheit nahm er jedoch seine Wohnung nicht in den geräumigen, bequemen Zimmern des eigentlichen Wohnhauses, die ihm angeboten wurden, sondern in einem kleinen Jagdhause am Ende der Ebene. Da stand in dem obern Zimmer des kleinen Gebäudes sein einfaches Feldbett, das untere machte er zu seinem Arbeitszimmer. Neben dran aber ließ er ein geräumiges, festes Zelt errichten, das für ihn und seinen Stab als Speisesaal diente.

Der Winter war jedoch für ihn keine Zeit völliger Ruhe; es gab allerlei zu ordnen und zu besorgen. Er mußte die Berichte des vergangenen Feldzuges ausfertigen und that es mit einer Klarheit und Wahrheitsliebe, wie man sie wohl selten in Schlachtberichten finden wird. Daneben war seine Heeresabtheilung wieder zu ordnen und zu ergänzen; denn sie hatte manchen Kämpfer auf den Schlachtfeldern oder in den Spitälern gelassen. Ein besonderer Uebelstand war auch der, daß so viele aus irgend einem Grunde für kürzere oder längere Zeit Urlaub nahmen, und so manche Lücke in den Reihen entstand. Jackson trat diesem Uebelstand mit Entschiedenheit entgegen, auch durch sein eigenes Beispiel. Er hat während seiner ganzen kriegerischen Laufbahn nicht Einen Tag Urlaub genommen, und als ihn in diesem Winter einer seiner Adjutanten und Freunde fragte, ob er nicht auch für einige Tage nach Hause reise, um seine Frau zu sehen, und sein kleines Töchterlein, das erst nach seinem Ausmarsch geboren worden war, antwortete er: „Ach ja, das würde mir großes Vergnügen machen; aber ich kann und darf nicht." Und an seine Frau schreibt er am Christfest 1862: „Ich bete ernstlich um Frieden. O daß unser Volk so christlich, so gottesfürchtig wäre, als es sein sollte! Dann dürften wir sicher auf baldigen Frieden rechnen. — Es scheint mir, daß es besser für mich ist, wenn ich bei meinem Kommando bleibe, so lange der Krieg dauert, wenn unser himmlischer Vater es erlaubt. Das Heer leidet sehr viel durch die Beurlaubungen. Und obwohl es ein großer Trost für mich wäre, dich und unser l. Töchterlein und so manche andere, die mir theuer sind, zu sehen, so scheint mir doch meine Pflicht zu erfordern, daß ich auf meinem Posten bleibe. Es ist von Wichtigkeit, daß die Leute des Haupt-

quartiers ein gutes Beispiel geben und auf dem Posten der Pflicht bleiben. Daß eure Gebetsversammlung noch fortdauert, in welcher täglich für das Heer und seine Führer gefleht wird, freut mich herzlich. Ich denke, es werde dadurch mehr geleistet werden als durch ein Heer. Wie erquickt es mein Herz, wenn ich höre, daß Gottes Volk für unsere Sache und für mich betet!"

Doch neben der Beschäftigung mit den Angelegenheiten des Heeres brachte der Winter auch manche Ruhestunden, und da finden wir den unerschrockenen Krieger, der ruhig bleibt im dichtesten Kugelregen, den ernsten Christen, der sich in jedem Augenblick vor dem Angesichte seines Gottes weiß, als den freundlichsten, leutseligsten Kameraden unter seinen jüngeren Kriegsgefährten, der eine Freude hat an ihrem lebendigen fröhlichen Treiben, und der selbst auch von Herzen mitlacht, wenn der sprudelnde General Stuart sogar ihn zur Zielscheibe seiner witzigen Bemerkungen macht.

Eine andere Erholung des nun weit berühmten Generals, die uns auf's deutlichste die Verfassung seines Herzens und Gemüthes zeigt, war der Umgang mit den Kindern seines Hauswirths. Da saß der große General, zu dem die Kleinen anfangs mit dem größten Respekt aufgeblickt hatten, und den auch jedermann mit der höchsten Achtung begrüßte, als der fröhlichste Spielkamerad unter ihnen; er sorgte für ihre Bedürfnisse wie eine liebende Mutter, und wußte ihnen so herzgewinnend zu erzählen von dem, der die Kinder zu sich gerufen, daß die Kleinen ganz glücklich waren in seiner Gesellschaft. Besonders die nette sechsjährige Johanna Corbin wurde sein Liebling. Er bat ihre Mutter, sie möchte doch das Kind jeden Nachmittag, wenn seine Tagesarbeit vorüber sei, zu ihm schicken. Und da hatte der General für das kleine Mädchen immer etwas im Vorrath, womit er dasselbe erfreuen konnte: einen Apfel, eine Orange, ein Stück Kandiszucker oder ein nettes Bildchen. Manchmal hatte er dann das Kind auf seinen Knieen und sprach mit ihm, so lange es bei ihm war in seinem Arbeitszimmer; manchmal konnte man aber aus dem Lärm in demselben schließen, daß sie ein fröhliches Spiel mit dem Ball u. s. w. mit einander machten. Als sie eines Nachmittags zu ihm herüber hüpfte, fand er in seinem Kasten nichts für sie. Nachdem ihr Spiel zu Ende war, fiel sein Auge auf eine neue Mütze, die ihm seine Frau vor kurzem gesandt hatte, die zwar viel einfacher war, als sie die Generale zu tragen pflegten, doch glänzte daran eine breite Goldborte. Er nimmt sein Federmesser, trennt die Borte ab, bindet sie dem Kind um seine zierlichen Locken mit den Worten: „das soll deine Krone sein," und betrachtet sie mit herzlicher Freude. An seine Frau aber schrieb er: „Ich war so beschämt über die breite Goldborte an der Mütze, welche du mir gesandt hast, daß ich sie abgetrennt habe. Du weißt, ich liebe die Einfachheit." Der Leser wird sich wohl denken, die junge Johanna Corbin werde diese Gabe des Generals als werthes Andenken aufbewahrt haben. Ja, ihre Mutter zeigt noch die Generalsborte ihres Töchterleins; dieses selbst aber ist dem lieben Gespielen in die Ewigkeit vorausgeeilt. An dem Tage, da Jackson das ihm liebgewordene Moß Neck verließ, um den Feldzug des Jahres 1863 zu beginnen, der auch für ihn der letzte sein sollte, legte sich die kleine Johanna bedenklich am Scharlachfieber, und schon nach einem Tage war das Krankenlager zum Sterbebette geworden, ohne daß es dem vielbeschäftigten abziehenden General möglich gewesen wäre, seine kleine Freundin nochmals wiederzusehen.

Die Briefe, welche Jackson den Winter über an seine Frau schrieb, sind Beweise, wie sehr er die ihm vergönnte Ruhezeit auch zu seiner eigenen Förderung im Christenthum benützte, und wie er treulich für Alles sorgte, was christliche Erkenntniß und christliches Leben unter seinen Soldaten zu mehren vermochte. So schreibt er um's Neujahr, nachdem er ihr mitgetheilt hat, wie viele Geschenke ihm von den verschiedensten Seiten zugeflossen: „Unser gnädiger himmlischer Vater ist unaussprechlich freundlich gegen mich und gießt beständig seinen Segen über sein unwürdiges Geschöpf aus. Ich hoffe, daß ich zur bestimmten Zeit auch im Gebet um Frieden mithalten kann, und daß unser ganzes Volk es thun wird. Ich meine jedoch, das sollte nicht der Hauptgegenstand des Gebets in unserem Lande sein. Mir wäre es lieber, ganz besonders um die Vergebung unserer Sünden zu beten, und daß Er aus unserem Volk ein heiliges

Volk mache. Wenn wir Sein sind, so muß uns ja Alles zum Besten dienen, und Er wird nichts Gutes uns vorenthalten. Mein Wunsch ist, gänzlich und ohne Rückhalt zu Gottes Ehre zu leben. Bete mit mir, daß es geschehe."

Besondere Freude machte es ihm, daß ihn nun weder Märsche noch Gefechte an einer ruhigen und geordneten Sonntagsfeier hinderten, und er drückt es mehrmals aus, wie sehr er sich immer auf den Sonntag freue. Er selber hielt denselben äußerst streng auf englisch-amerikanische Weise. Er ließ z. B. niemals einen Brief auf die Post tragen oder dort abholen an einem Sonntag; ja, er öffnete nie einen Brief, der ihm am Sonntag zukam, vor Montag Morgen. „Ich bin dadurch noch nie zu Schaden gekommen," äußerte er, „daß ich einen Brief nicht am Sonntag las." Nur Depeschen, die ihm während des Feldzugs vom Oberkommandanten durch Kuriere zugeschickt wurden, öffnete er am Sonntag. Auch vermied er, wenn es irgend möglich war, jedes Gefecht am Tage des Herrn. Und wie er selbst so streng den Tag des Herrn feierte, so that er auch sein Möglichstes, daß er ebenso von Andern geheiligt werde. Er schrieb während seiner Winterquartiere mehrere Briefe an einen Freund, der als Mitglied des südstaatlichen Kongresses in Richmond war, er möge doch auf die Heiligung des Sabbaths auch durch die Staatsbehörden hinwirken.

Mit größter Freude schrieb er seiner Frau, daß seine Stonewall-Brigade die erste gewesen sei, welche nach Errichtung ihrer eigenen Wohnungen sich daran gemacht habe, auch eine geräumige Kirche aus zusammengefügten Balken zu bauen, deren Ritzen wohl verstopft wurden, und die sie mittelst geschickt angebrachter Kamine ganz behaglich warm machten. Da war es ihm ein wahres Vergnügen, unter seinen Soldaten der Predigt zuzuhören, mit ihnen zu singen und zu beten. Gewöhnlich verschmähte er den ihm vorbehaltenen Ehrenplatz und setzte sich mitten hinein. Und wenn dann die Soldaten ehrerbietig Platz machten und etwas scheu sich abseits setzen wollten, da hatte er keine Ruhe, bis sie alle um ihn her zusammenrückten, und alle Plätze besetzt waren.

Auch sorgte er in seinem Heer für tüchtige Kaplane und unterstützte und ermunterte sie in ihrem Amt auf jede Weise. Auf seine Veranlassung hin hielten die sämmtlichen Kaplane seiner Regimenter jede Woche eine Versammlung unter sich, um ihre Erfahrungen gegenseitig auszutauschen und ihre Arbeiten zu besprechen.

Er selbst hielt in seinem Arbeitszimmer jeden Morgen eine Andacht, zu welcher sich die Offiziere seines Stabs regelmäßig einfanden. Er war weit entfernt, diese ihre Anwesenheit von ihnen zu fordern; sie fühlten sich von seiner herzlichen Frömmigkeit selbst angezogen, und sein strahlendes Gesicht sagte ihnen auch deutlich, wie sehr es ihn freue, wenn sie kommen. War sein Kaplan nicht gerade anwesend, so leitete er selbst die Morgenandacht mit sichtbarer Freude und Demuth. Besonderes Vergnügen machten ihm auch einige jüngere Offiziere durch den mehrstimmigen Gesang geistlicher Lieder. Manchmal konnte er ihnen an einem Sonntag Abend zurufen: „Nun laßt uns auch noch das Lied hören: „Wie selig ist's, ein Diener Jesu sein." Noch jetzt sagen sie alle, die ihn überlebten: „Er war der heiligste Mann, den wir je gesehen haben."

Am 10. April 1863 schreibt er seiner Frau: „Es wird nun wieder in's Feld gehen und ich habe die gewisse Hoffnung, daß Gott uns mit einem großen Erfolg segnen wird und zwar auf solche Weise, daß wir es als Seine Gabe anerkennen müssen. Ich hoffe und bete zugleich, daß Er unser Volk zu Seiner Erkenntniß und zu einem Leben nach Seinem Willen führen wolle."

Er hatte sein Corps während des Winters auf 30000 Streiter gebracht, meist entschlossene und hingebende Leute, und verlegte nun sein Hauptquartier von Moß Neck nach Hamiltons Crossing, wo sich mit der letzten Hälfte des April seine Ruhezeit mit einem herzerquickenden Ereigniß abschloß. Da die Eisenbahn bis zu seinem Hauptquartier noch ganz sicher zu befahren war, so gab er den Bitten seiner geliebten Frau nach und lud sie mit ihrem Kinde zu einem kurzen Besuch ein. So oft ein Zug von Richmond ankam, sammelten sich die Offiziere und Soldaten, um die Gattin ihres hochverehrten Generals zu begrüßen. Endlich kamen sie an. Das Kind hatte lange geschlafen, war eben auf-

gewacht, und sah nun seinen Vater mit großen, freundlichen Augen an. Er nahm es auf den Arm und trug es in ein Gefährt, in welchem er Mutter und Tochter schnell in seine Wohnung führte. Es war sein größtes Vergnügen, so bald er seine Geschäfte abgemacht hatte, seine Kleine zu liebkosen; oftmals sah man ihn, wenn sie schlief, an ihrer Wiege knieen. Da es in den englischen Kirchen Sitte ist, daß die Eltern selbst ihre Kinder zur Taufe bringen, und deßhalb die Kleine noch ungetauft war, so wollte Jackson die Gelegenheit, die sie jetzt hatten, nicht vorübergehen lassen, und ließ die Kleine von seinem Kaplan in der Wohnung seiner Gattin taufen im Beisein einiger Freunde. Die kleine Julie aber wurde so anhänglich an ihren Papa, daß sie alsbald ihre Aermchen nach ihm ausstreckte, wenn er in's Zimmer trat.

Am 29. April wurde ihm plötzlich gemeldet, daß ein Offizier unten sei, der ihm etwas Besonderes mitzutheilen habe. Er stand sogleich auf und sagte: „Das sieht aus, als ob etwas Beunruhigendes käme!" Nach kurzer Zeit kehrte er zurück und sagte seiner Frau: „General Early, den ich zur Bewachung der Ufer des Flusses aufgestellt habe, läßt mir eben durch seinen Adjutanten melden, daß Hooker (der General der Nordstaaten) den Fluß mit gewaltigen Streitkräften überschreite. Ich muß nun augenblicklich gehen und sehen, wie die Sache steht. Vielleicht werden die Feindseligkeiten alsbald beginnen und dann ist dieser Platz nicht mehr sicher für dich und unser Kind. Rüste dich deßhalb alsbald zur Abreise nach Richmond. Wenn's möglich ist, komme ich nochmals zurück, um deine Abreise zu überwachen. Da ich aber nicht weiß, ob's meine Pflicht erlaubt, wollen wir lieber jetzt Abschied nehmen." So mußten sie unerwartet schnell scheiden, er riß sich los und eilte fort, ohne sich Zeit zu nehmen zum Frühstücken. Seine Gemahlin aber sah ihm nach mit trüben Ahnungen, die sich auch erfüllten; sie erblickte ihren Gemahl erst wieder, als er auf dem Sterbebette lag.

Hooker hatte wirklich den Feldzug begonnen und war mit bedeutenden Streitkräften über den Rappahannock; er hatte aber ungeschickterweise sein Heer getheilt. Der größere Theil stand unter seinem eigenen Befehl, der kleinere, welcher weiter unten über den Fluß gehen sollte, unter General Sedgewick.

Zunächst hielt es Jackson für seine Pflicht, dem Oberbefehlshaber Lee die Bewegung des Feindes mitzutheilen, und sandte ihm einen Adjutanten. Dieser fand Lee in seinem Zelt und erhielt, nachdem der General die Botschaft vernommen, die Antwort: „Gut, ich habe schießen hören und dachte eben, es werde wohl einer von euch jungen Burschen kommen und mir sagen, was es zu bedeuten habe. Sagen Sie aber nur dem General Jackson, er wisse gerade so gut als ich, was er mit dem Feind anzufangen habe." Dieses unbegrenzte Vertrauen, das Lee auf seinen Untergebenen setzte, flößte Allen, die um ihn waren, den höchsten Muth ein.

Jackson suchte sich nun eine genaue Uebersicht über die Stellung seines Gegners und seiner Streitkräfte zu verschaffen. Dieselbe war für den gewöhnlichen Soldaten nicht gerade ermuthigend; denn Hooker war den Südstaatlichen nicht nur an Zahl überlegen, er hatte auch eine Stellung eingenommen, die von vorn fast unangreifbar war. Als einer der Herren von Jacksons Stab die Befürchtung aussprach, daß sich wohl die Armee werde zurückziehen müssen, antwortete der General rasch: „Wer sagt das? Nein, mein Herr, wir werden nicht zurückgehen, wir werden sie angreifen."

Die beiden Generale (denn auch Lee war dazu gekommen) beschloßen jedoch, nur eine Anzahl ihrer Truppen dem Feind gegenüber stehen zu lassen. Dagegen sollte sich Jackson mit seinen vier Divisionen möglichst geheim an dem Fluß hinaufziehen, Hookers rechten Flügel umgehen, und denselben von der Seite ergreifen.

Am 30. April wurde aufgebrochen, und nun erschien der ganze Mann wieder ein anderer zu sein. Der vorher so sanfte, freundliche Gesellschafter, dessen Freude der Umgang mit einem Kinde gewesen, war nun wieder ganz Soldat, und sein ruhiges festes Wesen, mit dem er die Befehle an seine Regimenter abgehen ließ, flößte Allen unbedingtes Vertrauen ein. Zum letzten Mal ritt er nach den Zelten, die geraume Zeit seine Wohnung gewesen, und um welche eine Schaar von Offizieren und Soldaten ihr Wesen trieb und ein Lärm sich hören ließ, wie er beim Abbruch eines Lagers von selbst entsteht. Jack-

son springt vom Pferde, wirft seinem treuen Diener Jim die Zügel zu und tritt in sein Zelt. Einen Augenblick nachher erscheint er wieder unter der Thür, erhebt die Hand, und sagt zu den Umstehenden: „Stille jetzt, der General will beten." Alsbald schwiegen Alle still, und eine Viertelstunde nachher tritt er wieder heraus, ruhig und ernst, steigt wieder zu Pferd, gibt seine letzten Befehle, und sprengt davon.

Noch in der Nacht begann der Marsch der Divisionen Jacksons zunächst gegen Südwesten, und als der Morgen anbrach, waren sie alle in dichtem Wald geborgen und konnten ungehindert nun gegen Westen sich wenden. Nur General Lee war mit Anderson und M'Laws auf der Stelle geblieben, um Hooker zu täuschen und festzuhalten. Jackson hatte in der Sorge für seine Truppen vergessen, Mantel oder Teppich mitzunehmen, und so legte er sich in der folgenden Nacht, um wenigstens einige Stunden zu ruhen, unter eine Tanne ohne irgend eine Decke. Oberst Pendleton, sein Adjutant, der ihm seinen eigenen Mantel hatte aufnöthigen wollen, legte sich endlich neben ihn und breitete denselben über beide. Als Jackson merkte, daß Pendleton eingeschlafen war, stand er wieder auf, deckte den neben ihm Schlafenden ganz zu, und legte sich wieder nieder ohne Decke. Als er aber früh Morgens erwachte, fand er, daß er sich bedeutend erkältet hatte, doch sagte er nichts, zündete ein Feuer an und setzte sich daneben auf eine kleine Kiste.

Bald gieng es wieder vorwärts; fröhlich und wohlgemuth marschirten die Leute, weil sie vermutheten, daß ihr General wieder einen seiner Meisterzüge im Sinne habe. Nachmittags 3 Uhr, am 2. Mai, sandte er die letzte Depesche von seiner Hand an General Lee, worin er ihm anzeigt, daß er nun am bestimmten Punkt angelangt sei, und bald möglichst anzugreifen hoffe, auch das Vertrauen habe, zu siegen.

Nach kurzer Zeit hatte er sich überzeugt, daß es ihm wirklich gelungen sei, Hookers rechten Flügel zu umgehen. Und nun ließ er seine Truppen etwas nach Norden sich wenden, und stellte sie in 3 Schlachtlinien auf. Zwischen 5 und 6 Uhr war Alles bereit, und nach einem halbstündigen Marsch griffen sie den rechten Flügel des Feindes mit Ungestüm an, und überraschten denselben so vollständig, daß er sich in Unordnung zurückziehen mußte und der Rückzug theilweise in wilde Flucht ausartete, in welcher die Soldaten Gewehre, Säbel, Hüte u. s. w. wegwarfen. Einzelne Abtheilungen des Heeres sammelten sich indessen immer wieder, und da gab es dann blutige Kämpfe zwischen den zurückziehenden Leuten Hookers und den fast ohne Ordnung vorwärtsstürmenden Soldaten Jacksons. Dieser selbst hatte an jenem Abend kein anderes Kommandowort mehr, als das des alten Blücher: „Vorwärts, nur vorwärts!" zwischenein aber sah man ihn Augen und Hände zum Himmel emporheben, wenn er wieder ein Freudengeschrei hörte, das ihm einen neuen Vortheil anzeigte, den seine Leute errungen.

So wurde es 8 Uhr, und der Mond ergoß sein bleiches Licht durch die Lichtungen der Wälder. Da endete für eine Weile der Kampf, und die Leute legten sich ermüdet zusammen unter die Bäume: sie waren seit Tagesanbruch über sechs Stunden marschiert, seit Beginn des Kampfes eine Stunde weit unter beständigen Gefechten vorgerückt. Jackson sah das, wollte aber seine Linie nicht so ausgesetzt lassen und befahl, daß die frischen Truppen des Generals Hill in die erste Linie einrücken sollen. Er selbst suchte die Leute in Reih und Glied zu bringen, weil er einen Angriff Hookers befürchten mußte.

Da sprengt Oberst Cobb heran und meldet ihm, daß er auf der rechten Flanke einen sehr starken Verhau bemerkt habe, der von den Leuten Hookers verlassen worden sei, aber eine ausgezeichnete Stellung biete. Er antwortete ihm: „Suchen Sie General Rhodes auf und sagen ihm, er solle den Verhau alsbald mit seinen Leuten besetzen. Ich brauche Sie aber noch; diese Unordnung muß verbessert werden. Sagen Sie doch den Leuten meinen Willen, daß sie in Reih und Glied gehen."

Was Jackson befürchtet und vorausgesehen hatte, geschah alsbald: Hooker sandte eine starke Abtheilung Scharfschützen, Infanterie und leichte Artillerie, um den Verhau wieder zu besetzen, der ganz gegen seinen Willen von seinen Leuten verlassen worden war. Zwar hatte General Rhodes schon eine Abtheilung seiner Leute hineingeschickt, aber sie wurden von der Uebermacht verjagt, und der Kampf begann nochmals mit aller Heftigkeit.

Da war es, daß Jackson die tödtlichen Wunden erhielt.

Er war mit einem halben Dutzend seiner Ordonnanzoffiziere, mit Hauptmann Wilbourne und seinem Adjutanten, Lieutenant Morrison auf der Straße etwas vorwärts geritten in der Meinung, daß eine Linie seiner Scharfschützen noch vor ihm gegen den Feind aufgestellt sei, wie er es befohlen hatte. Plötzlich krachte auf ihrer Rechten eine Musketensalve, die Kugeln pfiffen ihnen um die Ohren und verwundeten mehrere Pferde. Sie kamen von der Truppenabtheilung, die eben den Verhau wieder besetzte, und Jackson merkte nun erst die Nähe der Feinde, und daß zwischen ihm und ihnen keine Scharfschützenlinie stand. Schnell wendete er das Pferd, um zu seinen Truppen zurückzukehren, und sprengte in nördlicher Richtung fort. In demselben Augenblick kam General Hill von Osten her aus dem Walde heraus mit seinem zahlreichen Stab und vereinigte sich mit Jackson und seinen Begleitern. Sie ritten nun rasch westlich, auf ihre Truppen zu. In dem zweifelhaften Mondlicht und bei der Aehnlichkeit der Uniformen hielten die Truppen Jacksons die Heransprengenden für eine feindliche Reiterabtheilung und sandten ihnen auf eine Entfernung von 20 Schritten eine volle Ladung entgegen. So entsetzlich war die Ladung, daß die meisten Pferde stürzten und die nicht verwundeten im höchsten Schrecken zurückjagten. Verschiedene der Offiziere stürzten todt vom Pferd, die meisten wurden verwundet, und unter diesen General Jackson selbst. Eine Kugel fuhr ihm in die rechte Hand, eine zweite durch den linken Vorderarm, und eine dritte zerschmetterte ihm den Knochen des letzteren nahe an der Schulter und verletzte auch die Hauptarterie. Sein Pferd jagte in wilder Flucht zurück mit ihm unter einen Baum, dessen Aeste ihm das Gesicht verletzten. Jetzt konnte er mit der blutenden Rechten den Zügel ergreifen, das Thier aufhalten und es wieder zurücklenken. Hauptmann Wilbourne ritt zu ihm und fragte ihn, wie es um ihn stehe. Er sagte, er glaube, daß sein Arm gebrochen sei, und bat denselben, er möchte ihm vom Pferd helfen und nachsehen, ob seine Wunde gefährlich blute. Ehe er aber absteigen konnte, sank er ohnmächtig in Wilbourne's Arme, so daß dieser kaum noch seine Füße aus den Bügeln lösen konnte. Wilbourne und Wynn, der ebenfalls herbeigekommen war, trugen ihn schnell in den Wald, um ihn außer Gefahr zu bringen, wenn die Nordstaatlichen vorrücken sollten. Wynn eilte nun fort einen Arzt zu suchen, und Wilbourne, der den Kopf des verwundeten Generals auf seinem Schooß liegen hatte, suchte seine Wunden möglichst zu verbinden. Das warme Blut floß in einem Strom am Handgelenk herunter, es war ihm aber unmöglich, zu entdecken, woher es komme. In diesem schrecklichen Augenblick näherte sich General Hill wieder mit seinem Stab, Wilbourne rief sie herbei und nun konnten sie den Aermel auftrennen, die Wunde mit einem Taschentuch verbinden, und den Arm mit einer Schlinge befestigen. Morrison, Jacksons Schwager, gieng nun etwas vorwärts, um zu sehen, ob die Nordstaatlichen nicht vorrücken. Bei dem Schein des Mondes sah er eine Kanone gerade gegen ihn gerichtet und zwar so nahe, daß er die Worte des kommandirenden Offiziers ganz genau hören konnte. Schnell eilte er zurück und sagte, daß der Feind Artillerie auf der Straße aufstelle und daß der General alsbald fortgeschafft werden müsse. Noch war weder ein Arzt noch eine Tragbahre gefunden, und sie beschlossen eben, ihren geliebten Führer auf ihren Armen fortzutragen, als er wieder zu sich kam. Nachdem sie ihm schnell den Stand der Sache erklärt hatten, sagte er, daß er wohl werde eine Strecke weit gehen können, wenn sie ihm aufhelfen und ihn unterstützen. Sie halfen ihm alsbald auf, er lehnte sich auf die Schultern des Majors Leigh und des Lieutenants Smith und gieng nun langsam auf der Straße vorwärts, seinen Truppen zu. Da kam eben einer mit einer Sänfte daher, die er endlich gefunden hatte; man legte den General hinein und zwei seiner Offiziere und zwei Soldaten trugen ihn weiter. Kaum hatten sie ihn hineingelegt, als eine Ladung Kartätschenkugeln aus der feindlichen Batterie über ihre Köpfe hinpfiff; noch einige Schritte weiter — und die zweite, besser gezielte Ladung streckte den einen Träger tödtlich verwundet nieder; hätte nicht Major Leigh die Sänfte gehalten, so wäre sie mit dem Verwundeten zu Boden gefallen. Sie legten ihn nun wieder auf die Erde, und es folgte eine Kartätschenladung auf die andere, so daß alle in die Wälder flüchteten, mit Ausnahme des Majors und der beiden Adjutanten. Diese wollten ihren verwundeten Führer nicht verlassen, und suchten ihn wo möglich zu retten. Sie legten sich deßhalb ganz nahe neben ihn auf die Straße hin und deckten ihn so möglichst, während die Kugeln über sie hinflogen, neben ihnen einschlugen und sie mit Erde überschütteten. Jackson wollte aufstehen und einen Versuch machen, die Straße zu verlassen; aber Smith legte seinen Arm über ihn, hielt ihn auf der Erde fest und sagte: „General, Sie müssen ruhig liegen bleiben; es kostet Ihr Leben, wenn Sie aufstehen." So blieben sie liegen, jedoch ohne die mindeste Hoffnung, ihr Leben davon davon zu bringen. Wunderbarerweise aber traf sie keine Kugel; und als die feindlichen Kanoniere nichts mehr auf der der Straße sahen, als die Daliegenden, die sie wohl für Todte hielten, richteten sie ihre Kanonen anderswohin.

Nun standen sie auf, und zogen sich zurück in den breiten Graben neben der Böschung der Straße, weil eben jetzt wieder die Truppen Jacksons vorrückten. General Pender erkannte Jackson, drückte sein herzliches Bedauern aus und fügte bei: „Meine Leute sind durch dieses schreckliche Kartätschenfeuer so in Verwirrung, daß ich fürchte, ich werde meine Stellung nicht halten können." Fast ohnmächtig von Blutverlust sagte Jackson mit schwacher Stimme, aber mit seiner alten Entschlossenheit und Autorität: „General Pender, Sie müssen Ihre Leute zusammenhalten und Ihre Stellung behaupten." Das war der letzte Befehl, den er gab.

Wie er nun über außerordentliche Schwäche klagte, wurde er wieder auf eine Tragbahre gelegt. Da der Feind aber auf's Neue die Landstraße mit seinen Kanonen bestrich, mußten sie schnell in's Gebüsch sich flüchten, und dort suchen, so rasch als möglich vorwärts zu kommen. Da blieb vollends einer der hintern Träger mit dem Fuß in einer Schlingpflanze hängen, stürzte der Länge nach nieder, und riß auch die andern mit zu Boden. Der General fiel unglücklicherweise gerade auf seinen zerschmetterten linken Arm, so daß das Blut auf's Neue stärker hervorströmte. Als sie ihn wieder aufrichteten, entfuhr ihm, der bis jetzt keinen Laut der Ungeduld hatte hören lassen, ein Schrei des Schmerzens. Lieutenant Smith fürchtete, er möchte ihnen vollends unter den Händen sterben, legte seinen Kopf auf seinen Schooß und fragte: „General, sind Sie schwer beschädigt worden?" Da sagte er ruhig: „O nein, Herr Smith, machen Sie sich keine Sorge meinetwegen."

Nachdem sie ihn wieder auf die Tragbahre gelegt, kamen sie nach einer Viertelstunde an einen Ambulanz-Wagen, in welchen sie ihren Verwundeten legten und rasch dem Feldspital zuführen. Unterwegs begegnete ihnen Dr. M'Guire, Jackson's Freund und Stabsarzt, welcher von dessen Verwundung gehört hatte, und sprang alsbald in den Wagen, um die Wunden zu untersuchen. Er fand seinen Freund fast pulslos, doch hatte die Blutung aufgehört. Nach einiger Zeit konnten sie ihm endlich einige Erfrischung verschaffen, so daß er wieder etwas lebendiger wurde, und dem Arzt erklärte, es sei ihm jetzt wieder besser, er habe aber einigemal während des Transports geglaubt, daß er nun sterben werde. Das sagte er völlig ruhig. Als sie am Spital ankamen, legte man ihn in ein geheiztes Zelt auf ein Feldbett, und deckte ihn zu. Alsbald sank er in einen tiefen Schlaf, der seine völlige Erschöpfung anzeigte.

Um Mitternacht kam Dr. M'Guire wieder mit drei andern Aerzten und als sie an seinem Puls fanden, daß seine Kräfte wieder zugenommen haben, weckten sie ihn auf, um die Wunden genauer zu untersuchen. Sie waren Alle der Ansicht, daß der linke Arm abgenommen werden müsse; sein Arzt erklärte ihm, es sei nothwendig und fragte, ob er es alsbald thun solle. Ohne Zittern sagte er: „Lieber Doktor, fangen Sie mit mir an, was Sie für das Beste halten; ich ergebe mich in Alles, was nöthig ist." Alsbald wurden die Vorbereitungen getroffen, Dr. Coleman hielt dem Verwundeten Chloroform unter die Nase, Dr. M'Guire nahm selbst den zerschmetterten Arm ab, unterstützt von den beiden andern Aerzten. Der General schien vom Schmerz nichts zu empfinden, obwohl er während der Amputation zweimal mit schwacher Stimme, wie träumend sagte: „Dr. M'Guire, ich liege sehr bequem." Nachdem auch die Kugel aus seiner rechten Hand gezogen und die Wunde verbunden war, ließen ihn die Aerzte unter der Pflege seines treuen

Adjutanten Smith, dem sie den Auftrag gaben, er solle ihm nach einer halben Stunde eine Tasse Kaffee zur Erfrischung geben.

Er lag bis zu dieser Zeit ganz ruhig da, als ob er schliefe, wachte dann, als ihm Smith rief, alsbald auf, trank seinen Kaffee mit Appetit und sagte, er sei sehr erquickend. Es war die erste Nahrung, die er seit Freitag Abend zu sich nahm. Nun blickte er auf den Stumpf seines linken Armes, und fragte Herrn Smith: „Sind Sie dabei gewesen?“ Nach kurzem Schweigen fragte er dann, ob er irgend etwas gesprochen habe, so lange er chloroformirt worden sei und fügte noch hinzu: „Ich habe es immer für Unrecht gehalten, wenn man Chloroform anwendet, im Falle man augenblicklichen Tod befürchten muß. Es war aber, so weit ich mir denken kann, das angenehmste körperliche Gefühl, das ich je gehabt habe. Ich hatte so viel Bewußtsein, daß ich wußte, was man that, und einmal glaubte ich die köstlichste Musik zu hören, welche ich je vernommen. Es war wohl da, als man den Knochen absägte. Doch wäre es mir das Unangenehmste, was ich mir denken kann, in einem solchen Zustand in die Ewigkeit hinüber zu gehen.“ Zu einigen andern Freunden sagte er später: „Es ist doch ein unschätzbarer Segen um das Chloroform für einen schmerzlich Leidenden.“

Sein Zustand erschien nun in jeder Beziehung als hoffnungsvoll, und H. Smith ermahnte ihn, jetzt die Unterhaltung aufzugeben, und sich dem so nöthigen Schlaf zu überlassen. Er that es, ließ sich warm zudecken und schlief ganz ruhig bis 9 Uhr Sonntag Morgens.

Die Schlacht war unterdessen fortgesetzt und zum Vortheil der Südstaatlichen geendet worden. General Stuart hatte an Jacksons Stelle das Kommando übernommen, und die Stonewall-Brigade trieb die Feinde mit dem Schlachtruf: „Gedenket an Jackson!“ nochmals in die Flucht. Als man dem Oberkommandanten Lee die Nachricht überbrachte und ihm zugleich sagte, daß Jackson verwundet sei, rief er aus: „Ach, jeder Sieg ist theuer erkauft, welcher uns der Dienste Jacksons beraubt, und wäre es auch nur für kurze Zeit.“ Er ließ alsbald an den Verwundeten eine Depesche abgehen des Inhalts: „General, ich habe eben die Nachricht von Ihrer Verwundung erhalten, und kann die Größe meines Bedauerns darüber nicht ausdrücken. Hätte ich die Ereignisse lenken können, ich hätte zum Besten des Landes gewünscht, daß ich an Ihrer Statt dienstuntüchtig geworden wäre. Ich gratulire von Herzen zu dem Sieg, den wir Ihrer Geschicklichkeit und Energie verdanken. Von ganzem Herzen Ihr R. E. Lee.“

Eine merkwürdige Veränderung war plötzlich mit Jackson vorgegangen. Wer den energischen Mann kannte, mußte wohl vermuthen, daß er nun wie ein Adler, dem die Schwingen gebrochen, gegen die Eisen seines Käfigs schlagen und ob seiner Thatlosigkeit ungeduldig seufzen werde. Nichts von all' dem. Sobald er fühlte, daß die Hand Gottes ihn durch seine Verwundung außer Thätigkeit gesetzt, legte er alle Sorge um das Kommando völlig beiseite und seine Seele versank in eine tiefe, köstliche Ruhe. Auch alle Sorge um sein Land legte er ganz getrost in Gottes Hand. Nachdem er die Nachricht vom Sieg der Seinen und vom Rückzug der Feinde erhalten hatte, sandte er alsbald seinen Schwager nach Richmond, daß er seine Gattin an sein Krankenlager hole. Dann ließ er seinen Kaplan rufen, der sogleich kam, und als er den Verwundeten ansichtig wurde, ausrief: „O General, welches Unglück!“ Jackson dankte ihm für seine Theilnahme und fuhr dann fort: „Sie sehen mich wohl schwer verwundet, aber nicht niedergedrückt, nicht unglücklich. Ich glaube, daß es nach Gottes heiligem Willen geschehen ist, und beruhige mich völlig dabei. Vielleicht kommt Ihnen das seltsam vor; aber ich bin gewiß noch nie zufriedener gewesen als heute, weil ich gewiß bin, daß mein himmlischer Vater diese Trübsal zu meinem Besten gesendet hat. Es wird mir in diesem oder in jenem Leben vollkommen klar werden, daß, was man jetzt als ein Unglück betrachtet, ein Segen ist. Ich kann warten, bis mir Gott zu Seiner Zeit aufdeckt, zu welchem Zweck er mir diese Trübsal zugesendet hat. Warum aber sollte ich mich nicht lieber jetzt schon als über einen Segen freuen und es überhaupt als Unglück betrachten? Wenn es in meiner Macht läge, meinen Arm wieder anzusetzen, ich würde es gewiß nicht thun, außer wenn ich vollkommen überzeugt wäre, daß es Gottes Wille sei.“

Er sprach dann mit aller Ruhe von den Einzelnheiten seiner Verwundung und seines Falls, und fügte bei, daß er geglaubt habe, er werde sterben, als er sammt der Tragbahre niederstürzte, und habe sich ohne Furcht in die Hände seines himmlischen Vaters übergeben. „Es war mir,“ fügte er hinzu, „eine köstliche Erfahrung, als ich so dem Tod gegenüber stand, zu finden, daß es gut um mich stehe. Ich habe da die wichtige Erkenntniß gelernt, daß einer, welcher durch die Gnade der Wiedergeburt ein Kind Gottes geworden ist, mitten unter den fürchterlichsten Schmerzen seine Gedanken auf Gott und himmlische Dinge richten und großen Trost und Frieden gewinnen kann; daß aber auch einer, der noch nicht Friede mit Gott hat, unfähig ist, unter solchen Schmerzen seinen Geist so in der Hand zu behalten, daß er den Weg des Heils erkennen, und Buße und Glauben an Christum finden kann. Ich habe gefühlt, daß es da zu spät gewesen wäre, wenn ich zuvor das Heil meiner Seele vernachläßigt hätte.“

Auf die freundliche Mahnung seines Wärters und des Arztes lag er nun wieder längere Zeit ganz ruhig, bis man ihm Mittags Näheres über den Ausgang der Schlacht mittheilte. Als man ihm erzählte, daß seine Leute mit dem Ruf: „Gedenket an Jackson!“ den Feind angegriffen haben, glänzten seine Augen von Thränen, und er sagte: „Ja, das sieht ihnen gleich; es ist ein edles Corps!“ Ueber die Nachricht, daß auch General Paxton gefallen, war er sehr betrübt, und erst, als er von seinem Kaplan hörte, daß er ihn für einen wiedergebornen Mann gehalten, sagte er: „das ist gut; ja, das ist gut.“ Nachdem man ihm die oben angeführte Depesche des Obergenerals vorgelesen hatte, äußerte er: „Lee ist sehr gütig gegen mich; aber er sollte Gott die Ehre geben;“ und fügte später hinzu: „Unser gestriger Zug war allerdings der erfolgreichste meines Lebens. Ich sehe aber voraus, daß ich dafür viel mehr Ruhm ernten werde, als ich verdiene. Die meisten werden glauben, ich habe Alles so von Anfang an planirt; aber es ist nicht so. Ich zog einfach Vortheil aus den Umständen, wie sie mir von der Vorsehung an die Hand gegeben wurden. Ich fühle, daß Seine Hand mich leitete; wir wollen also Ihm alle Ehre geben.“

Da der Platz, wo sie sich befanden, vor Ueberfällen feindlicher Reiterei nicht ganz sicher schien, so wurde beschlossen, den Verwundeten sobald als möglich auf die Guinea Station und von dort nach Richmond zu schaffen, von wo er in seine liebe Heimat Lexington bald zu kommen hoffte. Am Montag Morgen war er nach einer ruhigen Nacht so wohl, daß der Arzt sagte, man könne die Reise wohl wagen. Es wurde nun eine Matratze in einen gut gebauten Ambulanz-Wagen gelegt, und der Verwundete so bequem als nur möglich auf dieselbe. Dr. M'Guire setzte sich zu ihm, Lieutenant Smith ritt nebenher, und eine Abtheilung Pioniere gieng voraus, um Alles aus der Straße zu räumen, wodurch der Wagen schwere Stöße bekommen konnte. Die Straße war voller Fuhrleute mit ihren verschiedenen Gefährten, die der Armee Lebensmittel zuführten. Wenn diese erfuhren, daß der verwundete General in dem Wagen sei, machten sie ehrerbietig Platz, und manchmal hörten seine Begleiter sagen: „Wenn nur ich statt seiner verwundet worden wäre!“

Ein Herr Chandler, dessen Haus in der Nähe der Station Guinea stund, und bei welchem Jackson im verflossenen Winter eine Zeitlang gewohnt hatte, nahm ihn mit aller Freundlichkeit auf. Außer etwas Uebelkeit und großer Müdigkeit, über welche er bei seiner Ankunft klagte, war die Reise gut von Statten gegangen; und auch die erstere verlor sich nach Anwendung von kalten Umschlägen. Er genoß noch etwas mit Appetit und schlief dann ruhig die ganze Nacht.

Am folgenden Morgen erwachte er frisch und munter und seine Wunden zeigten sich in wunderbar günstigem Zustand. Er faßte schon den Wiedereintritt ins Kommando ins Auge und fragte seinen Arzt, wie lange es wohl anstehen könne, bis er wieder tüchtig werde, ins Feld zu rücken. Auch bat er seinen Kaplan, jeden Morgen um 10 Uhr zu ihm zu kommen, um mit ihm die heil. Schrift zu lesen und zu beten. In diesen Stunden sprach er sich über sein Inneres mit einer ungewöhnlichen Offenheit und Freundlichkeit aus. Er sagte z. B.: „Mein Glaube und meine Hoffnung auf meinen Erlöser sind völlig klar. Ich bin vollkommen bereit zu sterben, glaube aber, daß meine Zeit

noch nicht gekommen ist. Mein himmlischer Vater hat noch zu thun für mich, und so werde ich wohl noch erhalten werden." Ein andermal äußerte er: „Der Christ sollte seine Religion in allen Dingen zeigen. Das Christenthum macht den Menschen geschickter in jedem rechtmäßigen Beruf; es macht den General zu einem bessern Befehlshaber, wie den Schuhmacher zu einem bessern Arbeiter. Die Religion macht jeden Handwerker sorgfältiger, pünktlicher, treuer und zwar um des Gewissens willen, und dasselbe gilt auch für höhere Stände. So hilft das Gebet nicht blos jedem Menschen, den göttlichen Segen auf seine Arbeit herab zu rufen, sondern versetzt auch sein Herz in die rechte Harmonie. Bei dem Befehlshaber einer Armee beruhigt es in Stunden der Gefahr seine Verlegenheit, mäßigt seine Sorge, sichert sein Urtheil und schützt ihn so vor übertriebenen und allzu raschen Entschlüssen. Jede That im menschlichen Leben sollte eine religiöse Handlung sein." Wieder einmal sagte er: „Die Bibel liefert den Menschen Verhaltungsmaßregeln für alle Fälle. Wenn sie darin suchen wollten, würden sie stets eine Lehre, ein Beispiel oder einen Grundsatz finden, der auf jede mögliche Forderung der Pflicht, die in eines Menschen Beruf vorkommen kann, anwendbar ist. Selbst der Soldat kann für alle Fälle darin Leitung finden." Lächelnd wendete er sich an Lieutenant Smith und fragte ihn: „Können Sie mir sagen, wo die Bibel den Generälen ein Muster gibt, wie sie ihre Schlachtenberichte abfassen sollen?" Dieser antwortete lachend, daran habe er nie gedacht, so etwas in der h. Schrift zu suchen. „Dennoch gibt es solche," sagte der General, „und dazu noch ganz vortreffliche Muster. Lesen Sie z. B. den Bericht Josua's über die Schlacht gegen die Amoriter; dort haben wir eins. Er ist klar, kurz, schön und bescheiden, und leitet den Sieg von der rechten Quelle her, vom Segen Gottes."

Mit dem Dienstag aber trat eine entschiedene Verschlimmerung seines Zustandes ein, die in verschiedenen Ursachen ihren Grund hatte. Einmal die Erkältung, die er sich in der Nacht vor der Schlacht zugezogen hatte, sodann sein Fasten von Freitag Abend bis Sonntag Morgen, die Aufregung des Marsches und der Schlacht am Samstag, und besonders der schreckliche Blutverlust, ehe seine Wunden ordentlich verbunden werden konnten. Es zeigte sich, daß sein seitheriges Wohlbefinden nur ein Aufflackern der alten Kraft war, daß aber diese doch schon zu sehr geschwächt war. Es trat Schmerz und Ruhelosigkeit ein, und auch die kalten Umschläge wollten nicht mehr helfen. Durch Gaben von Opium sank er in einen ruhelosen Schlummer, von Träumen gestört, die ihn in die Schlacht zurückführten. „Major Pendleton, lassen Sie nachsehen, ob es hinter Chancellorsville noch einen höher gelegenen Standpunkt gibt!" rief er einmal aus.

Am Mittwoch trat kalter Regen ein mit frostiger Luft, ungesund für geschwächte Kranke. Während der Nacht klagte der General über heftige Schmerzen auf der Seite und ließ sich von seinem Diener Jim, der bei ihm wachte, kalte Umschläge auflegen, die aber keine Linderung brachten, so daß er am frühen Morgen den Arzt rufen ließ. Dieser fand ihn schwer athmend, mit lebhaftem Puls; eine Rippenfellentzündung war eingetreten, welcher er mit kräftigen Mitteln zu begegnen suchte, die aber nur theilweise Linderung schafften.

Am Mittwoch kam seine Gemahlin mit ihrem Kind an, und man suchte sie auf die eingetretene Veränderung vorzubereiten, ehe sie ihn sah. Er hatte um ein Glas Limonade gebeten, und sie bereitete dieselbe. Als Smith sie ihm brachte, und er sie versuchte, sagte er: „Das haben Sie nicht bereitet; es ist zu süß." Man sagte ihm nun, daß seine Frau gekommen sei, worüber er sich herzlich freute. Als sie eintrat, fand sie ihn sehr verändert: seine Züge waren eingesunken, sein Gesicht hatte zwei bedeutende Schrammen, die er erhalten, als sein Pferd mit ihm nach seiner Verwundung unter die Bäume jagte, auf seinen Wangen brannte eine dunkle Fiebergluth. Doch zog über sein Gesicht ein Freudenstrahl, als er sie beim Aufwachen aus dem Schlummer neben seinem Lager sitzen sah. Als er den schmerzlichen Zug in ihrem Angesicht sah, sagte er zärtlich: „Nun, liebe Anna, sei munter und mache mir kein langes Gesicht. Du weißt wohl, ich liebe im Krankenzimmer eine fröhliche Miene." Sie ließ sich das nicht zweimal sagen. So muthig als ihr Gemahl überwand sie ihren Kummer, und widmete sich

dem Liebesdienst mit freundlicher Miene. Wohl floß manche Thräne auf ihre kleine Julie herab, wenn sie auf ihrem Schoos lag: sobald sie aber wieder in das Krankenzimmer trat, war der Kummer von ihrem Gesicht verbannt. Sie war ihm, bis die Schatten des Todes auf seinen Zügen lagen, wie er sie in den Tagen ihres glücklichen Ehestandes so gerne nannte, „sein Sonnenschein."

Um 2 Uhr Nachmittags kam sein Hausarzt Dr. Morrison an, der ihn genau untersuchte und seinen Zustand so bedenklich fand, daß er alsbald nach einer weiteren Hilfe für Frau Jackson und nach Dr. Tucker in Richmond sandte, der als Arzt in Brustkrankheiten große Erfahrungen besaß. Er wendete selbst die passendsten Mittel an, aber die gesunkenen Lebenskräfte konnten dieselben in ihrer Wirkung nicht unterstützen. Meist lag er schlummernd da, manchmal wie in stillem Gebet. Richtete man aber eine Frage an ihn, so gab er ganz bestimmte, klare Antwort. Als Dr. Morrison ihn am Donnerstag einmal weckte, um ihm Arznei zu geben und ihm sagte: „Wollen Sie das nehmen, General?" sahe er ihm fest ins Gesicht und sagte: „Ja, thun Sie nur Ihre Pflicht." Hie und da wanderten auch seine Gedanken wieder in's Feld, und er sagte einmal rasch: „General Hill, rüsten Sie sich zum Angriff;" und ein andermal: „Sagt Major Hawks, er solle Lebensmittel für die Truppen senden."

Am Freitag Morgen äußerte Dr. Morrison seine Sorge, daß es mit dem General zu Ende gehe. Da sagte er ruhig: „Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben, und bin auch Willens da zu bleiben nach dem Willen meines himmlischen Vaters. Ich glaube aber nicht, daß ich dießmal sterben werde; der Allmächtige hat noch Arbeit für mich." Nachmittags war er wieder munterer; er fragte Dr. M'Guire unter anderem, ob er glaube, daß die Personen, welche vom Heiland von irgend einer Krankheit geheilt worden seien, je wieder von derselben ergriffen wurden, und fügte sogleich bei: „Ich glaube es nicht. Die heilende Kraft des Erlösers war zu mächtig, und der arme Gichtbrüchige, zu dem er sagte: „Ich will es thun, sei gesund!" ist gewiß nie mehr von der Gicht geplagt worden." Im Nachdenken darüber rief er wie betend aus; „O solch' unendliche Kraft!"

Als er am Samstag Morgen sehr viel von Fieber und Ruhelosigkeit zu leiden hatte und viel husten mußte, schlug ihm seine Frau vor, sie wolle ihm einige Psalmen lesen, vielleicht werde ihr göttlicher Trost seine Schmerzen ein wenig lindern. Zuerst sagte er, er habe zu viel zu leiden, als daß er aufmerken könnte; bald aber fügte er hinzu: „doch das müssen wir nie zurückweisen; nimm nur deine Bibel und lies mir vor." Nachmittags sprach er trotz seiner Schmerzen noch längere Zeit mit seinem Kaplan über Sonntagsheiligung, und ermahnte ihn, in seinen Bemühungen dafür ja nicht zu erkalten. Am Abend bat er seine Frau, sie möchte ihm mit den Umstehenden einige Psalmen singen. Sie wählten seine Lieblingslieder und schloßen mit dem 51. Psalm.

Die Nacht vergieng unter fieberhaftem Husten und ohne ruhigen Schlaf. So brach der Sonntag, der 10. Mai, an, den er auf Erden beginnen und im Himmel beschließen sollte. Er hatte oft den Wunsch ausgesprochen, er möchte am Sonntag sterben; dieser gieng nun in Erfüllung. Dr. Morrison hielt es für seine Pflicht, Frau Jackson darauf aufmerksam zu machen, daß sein Ende nahe sei. Sie sagte, ihr Mann habe oft, wenn vom Tod gesprochen worden sei, geäußert, daß er von Herzen wünsche, er möchte es einige Stunden vorher wissen, wenn es Gottes Wille sei, ihn abzurufen, und sie halte es deßhalb für ihre Pflicht, daß er es erfahre. So schwer ihr die Aufgabe wurde, beschloß sie doch, es ihm selbst zu sagen. Sie trat an sein Bette, auf dem er jetzt ruhig lag; er konnte aber kaum noch sprechen. Als er sie erkannt hatte, fragte sie ihn: „Weißt du, daß die Aerzte erklärt haben, du würdest nun sehr bald im Himmel sein? Bist du von Herzen geneigt, dich in Gottes Willen zu ergeben, wenn er dich heute noch abruft?" Er schien ihre Frage nicht ganz zu begreifen, weßhalb sie dieselbe wiederholte. Er sah sie darauf an und sagte mit schwerer Zunge: „das ist mir lieb." Und als ob er fürchtete, sie habe ihn nicht recht verstanden, sagte er nochmals deutlich: „Es ist mir lieb." Darauf sagte sie: „Ja, ehe der Tag zu Ende geht, wirst du bei deinem Heiland in Seiner

Herrlichkeit sein; worauf er bei vollem Bewußtsein und mit aller Deutlichkeit antwortete: „Das wird ein unendlicher Gewinn für mich sein, dorthin versetzt zu werden."

Als bald nachher sein Adjutant, Oberst Pendleton, ins Zimmer trat, grüßte er ihn ganz freundlich und fragte ihn, wer heute im Hauptquartier predige. Als man ihm sagte, sein Kaplan sei eben in die Predigt gegangen, äußerte er seine Zufriedenheit darüber. Seine Frau wollte nun die fliehenden Augenblicke noch benützen, um ihn über seine letzten Wünsche zu hören. Als sie ihn zunächst fragte, ob sein Heiland bei ihm sei in seiner Todesnoth, antwortete er deutlich mit „ja." Nachher richtete sie die Frage an ihn, ob es sein Wille sei, daß sie mit ihrer Tochter zu ihrem Vater, Dr. Morrison, ziehe. Er erwiederte: „O ja, du hast einen freundlichen und guten Vater; aber keiner ist doch so gut und freundlich als dein himmlischer Vater." Als sie von ihm erfahren wollte, wo er begraben zu werden wünsche, gab er keine Antwort; und erst da sie ihm Lexington nannte, sagte er: „Ja, in Lexington," doch in einem Tone, der mehr seine Zustimmung ausdrückte, als sein besonderes Interesse. Nun brachte man ihm sein Töchterlein. Sobald die Mutter mit ihm in der Thüre erschien, verklärte sich sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln und er sagte: „Meine liebe Kleine!" Man setzte sie neben ihn auf sein Schmerzenslager, er küßte sie und suchte sie mit seiner zerschmetterten Rechten zu streicheln, während sie mit kindlicher Freude lächelnd ihren Vater anblickte. So spielte er mit ihr, bis sein Arm in Todesschwäche auf sein Lager sank und Bewußtlosigkeit eintrat.

In seinem ruhelosen Schlummer schien er einigemal sprechen zu wollen; endlich sagte er deutlich: „Nun laßt uns über den Fluß setzen, und unter dem Schatten der Bäume ruhen!" Das waren seine letzten Worte. Dachte er wohl an den Strom des Todes, über welchen er nun einzog in die goldenen Straßen des himmlischen Jerusalems und unter die Bäume, deren Blätter dienen zur Gesundheit der Heiden? Wir wissen's nicht; aber daß er nun dort unter denselben wandelt mit allen Erlösten, das wissen wir.

Da die Umstehenden glaubten, daß nun völlige Bewußtlosigkeit eingetreten sei, wollten sie auch den Schmerz seiner Fau nicht mehr zurückhalten. Sie beugte sich über ihn, bedeckte ihn mit ihren Küssen, benetzte sein Angesicht mit ihren Thränen und rief vom Schmerz hingerissen aus: „O Doktor, können Sie denn nichts mehr thun?" Diese Stimme war mächtig genug, ihn nochmals von der Schwelle des Himmels zurückzurufen: er öffnete noch einmal seine Augen, blickte ihr voll Liebe ins Angesicht und schloß sie für immer. Noch einigemal hob und senkte sich die Brust in schwerem Athem, dann stand auch dieser still, und die Seele war hinüber über den Strom des Todes, um auszuruhen unter dem Schatten der Lebensbäume. Es war Nachmittags, kurz nach drei Uhr.

Zwei Auftritte, die sich während seines Durchgangs durch die Thore des Todes zutrugen, zeigen uns den Werth des Mannes wohl am besten.

Chandler, bei dem der Verwundete so freundliche Aufnahme gefunden, hatte ein fünfjähriges Mädchen, und der große Kriegsheld hatte auch auf seinem Schmerzenslager, wie in früheren Tagen immer, das Herz dieses Kindes durch seine Freundlichkeit gewonnen. Das Kind sah die Thränen, welche über das Gesicht ihrer Mutter floßen, während sie an jenem Tag ihre Geschäfte besorgte, und trippelte ihr lange Zeit ohne Rast und Ruhe nach. Endlich faßte sie sich ein Herz und fragte: „Mama, wird denn General Jackson sterben?" Ihre Mutter antwortete, die Aerzte haben gesagt, sie können ihn nicht mehr retten und er werde wohl bald sterben. Da blickte sie ihrer Mutter mit großen Augen ins Gesicht und sagte in vollem Ernst: „O, ich wünsche, daß Gott mich für ihn sterben ließe! Du würdest wohl um mich weinen; aber wenn er stirbt, muß ja das ganze Volk weinen."

Der andere Auftritt war im Hauptquartier, wo sich der zahlreiche Stab des Oberkommandanten zum Gottesdienst versammelt hatte. Als General Lee den Kaplan ankommen sah, fragte er ängstlich besorgt, wie es um Jackson stehe. Und als dieser antwortete, daß man keine Hoffnung mehr habe, erwiederte er: „General Jackson muß wieder gesund werden. Gott wird ihn jetzt nicht von uns nehmen, da wir ihn so nöthig brauchen. Gewiß wird er uns erhalten werden durch die vielen Gebete, die für ihn

aufsteigen! Und als sich der Kaplan nach dem Gottesdienst von ihm verabschiedete, sagte Lee zu ihm: „Ich hoffe, Sie werden ihn wieder besser finden, wenn Sie heimkommen. Sobald Sie Gelegenheit haben, sagen Sie ihm meine herzlichsten Grüße und ich habe in der verflossenen Nacht so im Gebet für ihn gerungen, wie ich, so viel ich weiß, noch nie für mich selbst gebetet habe." Mit diesen Worten wendete er sich plötzlich weg, um seine Thränen zu verbergen. Der Kaplan aber konnte seine Botschaft nicht mehr ausrichten, er fand nur noch eine Leiche.

Noch am Abend legten seine Kriegskameraden den Leichnam in einen offenen Sarg und deckten ihn mit seinem Soldatenmantel zu, da seine Uniform fast ganz zerrissen war. Der Präsident der Südstaaten, dem der Telegraph alsbald die Todesnachricht gebracht hatte, sandte einen metallenen Sarg, mehrere Einbalsamirer und eine neue seidene Fahne des Südbundes zum Bedecken des Sarges.

Am Montag Morgen, den 11. Mai, brachte ein Extrazug den Verstorbenen mit seinem Generalstab und seiner Wittwe nach Richmond, wo allgemeine Trauer herrschte, und alle Geschäfte geschlossen waren. Am folgenden Tag wurde der Sarg unter den Klängen des Trauermarsches aus dem Oratorium Saul durch die Hauptstraßen der Stadt aufs Kapitol geführt, und daselbst aufgestellt in dem Sitzungssaal der Abgeordneten. Der Deckel des Sarges wurde nun abgehoben, das Gesicht des Verstorbenen enthüllt und der übrige Leichnam mit der Fahne zugedeckt, für welche er so tapfer und ruhmvoll gekämpft. Auf dem Gesicht lag der Widerschein vollkommener Ruhe, das fieberhafte Roth war verschwunden, die breite Stirne glatt und schneeweiß, die Wangen dünn und von Sonne und Wetter gebräunt, der ausdrucksvolle Mund fest geschlossen, so daß das ganze Gesicht einen äußerst wohlthuenden Eindruck völligen Friedens machte. Wer es wünschte, durfte in der Stille an dem Sarg vorübergehen, um den Helden nochmals zu sehen; und so zogen während des Nachmittags wohl 20,000 Personen, Frauen, Greise, Kinder, Gesetzgeber, Soldaten, in ununterbrochenem Zug an dem Sarge vorüber. Die Frauen brachten die prächtigsten Blumen mit, so daß der Sarg endlich ganz damit bedeckt wurde. Immer noch strömte das Volk schaarenweise herbei, als die Stunde zum Schließen der Thüren kam, und die Männer, welche zur Einhaltung der Ordnung aufgestellt waren, erklärten, daß niemand mehr eingelassen werden könne. Da drängte sich eben ein verstümmelter Soldat aus Jacksons Division heran, um nochmals das Angesicht seines geliebten Führers zu sehen. Sie sagten ihm, es sei zu spät, der Sarg werde jetzt geschlossen und es sei Befehl ertheilt worden, den Saal zu räumen. Immer noch drang der Invalide vorwärts und wollte sich nicht abweisen lassen, bis endlich einer der Beamten herzutrat und ihn mit Gewalt zurückschieben wollte. Da hob er seinen verstümmelten rechten Arm zum Himmel empor und rief, während die Thränen über sein bärtiges Gesicht herabrannen: „Um dieses Armes willen, den ich fürs Vaterland verloren, fordere ich das Vorrecht, meinen General noch einmal sehen zu dürfen." Dagegen ließ sich nun allerdings nichts machen. Man mußte den Zug fortgehen lassen, bis auch dieser einfache Kriegskamerad seine Thräne über dem Gesicht seines geliebten Führers geweint hatte. Es war dieß die letzte, aber nicht die geringste Ehrenbezeugung, welche den sterblichen Ueberresten des tapfern Generals gezollt wurde, ehe sie für immer in das Grab verschlossen wurden.

Am Mittwoch wurde der Sarg über Lynchburg nach Lexington geführt, und überall von einer Menge Volks empfangen, welche denselben immer wieder mit frischen Blumen schmückte. Dort, in Lexington, wo er so manche Tage häuslichen Glücks gesehen, wo er unter seinen Mitbürgern als demüthiger Christ im Hause Gottes gesessen, dort auf dem einfachen Dorfkirchhofe ruhen nun die Gebeine des Mannes, der in kurzer Zeit durch heldenmüthige Tapferkeit und außerordentliches Feldherrngeschick sich eine Stelle unter den berühmtesten Generalen seines Vaterlandes errungen hatte, dessen Hauptschmuck aber war ungeheuchelte Frömmigkeit und herzliche Demuth.

Eine Woche im Mormonenland.

Der englische Marineoffizier Verney, der im Sommer 1865 von der Küste des großen Oceans aus quer durch das amerikanische Festland nach New-York reiste, erzählt über seinen Besuch im Mormonenland:

„Freitag, den 14. Juli erreichten wir Morgens nach fast dreiwöchiger Reise von San Franzisko her Fort Crittenden. Es ist noch etwa 20 Stunden von der Stadt am Salzsee entfernt. Wir hielten an, um zu frühstücken, und machten gleich die Bekanntschaft des mormonischen Wirths. Er hatte nur zwei Frauen, von denen wir die jüngere sahen, wie sie, selber noch ein Kind, ihr Kindlein in den Armen hielt. Der Wagen, den wir hier erhielten, war etwas besser als der, in dem wir gekommen waren, auch die Pferde sahen schöner und kräftiger aus.

„Ungefähr 10 Stunden von der Salzstadt setzten wir über den Jordanfluß. Er ist etwa 4′ tief, und ergießt sich nach achtzehnstündigem Lauf aus dem Süßwassersee von Utah in den großen Salzsee. Diese Seen liegen an den beiden Enden eines sechs Stunden breiten Thals. Am Nordende nimmt der Salzsee nicht die ganze Breite des Thals ein, aber an sein östliches Ufer treten die Berge hart heran, und auf einer kleinen Anhöhe an ihrem Fuß liegt die berühmte Stadt der Heiligen der letzten Tage.

„Wir betraten das Thal von Süden her. Zehn Stunden lang führte unser Weg gerade nordwärts. An seinem äußersten Ende erblickten wir die Stadt gleich weißen Flecken auf grünem Grunde — ein reizender Gegensatz zu der dürren Einöde rings umher. Rechts erhoben sich 6000—7000′ hohe Berge, als wollten sie ihre schirmenden Arme über die Stadt ausbreiten; links dehnte sich der breite Salzsee aus, aus dem zwei felsigte Inseln in die Höhe strebten, während neben uns der Jordan dem todten Meer zuströmte. Die Luft ist hier so rein, daß man entfernte Gegenstände täuschend nahe sieht. Unsere Straße führte uns durch Felder, denen die östlichen Berge ihre Bäche zusandten. Alle vier Stunden wechselten wir die Pferde, und je weiter wir kamen, desto belebter wurde die Gegend: Häuser, Gärten und kleine Höfe wechselten mit einander ab. Endlich, um halb zehn Uhr Nachts endete unsere lange, lange Fahrt, indem wir an dem Salzseehaus hielten. Hier begegnen sich die Reisenden von Ost und West; jene zahlen in Papiergeld, diese in Gold.

„Den Tag nach meiner Ankunft war ich noch zu müde gerüttelt und geschüttelt, um mich in der Gegend umzusehen. Wieder und wieder befiel mich eine Schlafsucht, der ich nicht sogleich Meister werden konnte. Doch allmählich legte sich diese Ermattung, und die erste Neuigkeit, die ich vernahm, war, daß die Post, die wöchentlich dreimal zwischen Virginia-City im Idaho-Territorium und der Mormonenstadt hin- und herfährt, von Räubern überfallen worden sei, wobei der Kutscher und vier Passagiere das Leben verloren haben, und der fünfte nur dadurch gerettet worden sei, daß er schwerverwundet vom Sitze herabfiel und von den Leichen der Uebrigen bedeckt wurde. Die Mörder entflohen mit einer Beute von 70,000 Dollars, oder 175,000 fl. in Goldstaub. Vorigen Sommer wurde diese Post gleichfalls ausgeplündert und die Passagiere ermordet; einige der Räuber wurden damals erwischt und erhängt, Andere aber entkamen.

„Im Ganzen macht die Salzstadt einen freundlichen Eindruck. Ihre Straßen, die einander in rechten Winkeln durchschneiden und sämmtlich 128′ breit sind, theilen sie in regelmäßige Vierecke, von denen jedes 10 Morgen hält. Zu beiden Seiten ist eine Wasserleitung, und Baumwollen- und Akazienbäume beschatten die Trottoirs. Bis jetzt gibt es nur Eine Hauptstraße, in der sich ein Haus an's andere reiht; die meisten Häuser stehen frei inmitten geschmackvoll angelegter Gärten. Einige sind 2—3 Stock hoch und aus Backsteinen, Sandstein oder Granit gebaut, die meisten jedoch nur aus weißen, an der Sonne getrockneten Backsteinen. Sie sehen recht rein und freundlich aus mit ihren bunten Thürpfosten und Fensterrahmen

aus grün angestrichenem Holz oder rothem Sandstein, und mit ihren von Schlingpflanzen überwachsenen Mauern. Die Straßen sind mit Sand bedeckt, und da sich das Plateau, auf dem die Stadt steht, sanft nach Süden neigt, läuft das Wasser leicht ab.

„Wenige Städte sind wohl nach einem so vernünftigen Plan und auf einem so vortheilhaften Platz angelegt worden wie diese. Die Oede der durchreisten Gegend ließ mich zwar jedes grüne Plätzchen doppelt schätzen, aber die Salzstadt wäre überall schön. Bedenkt man, daß vor 17 Jahren noch dieses Ende des Thals so gut wie der übrige Theil desselben eine Wüste war, so kann man nicht umhin, den Unternehmungsgeist und die Ausdauer der Mormonenführer zu bewundern. Da die Stadt 4000′ über dem Meeresspiegel liegt, sind die klimatischen Gegensätze ziemlich stark. Der Sommer ist heiß und trocken; Regen gehört in jeder Jahreszeit zu den Ausnahmen; im Winter aber fällt massenhafter Schnee, unter dem die mormonischen Einwanderer Anfangs schwer litten. Von dem meistens schneegekrönten Ausläufer des Felsengebirgs auf der Ostseite des Thals strömen alle die Bächlein herab, die zur Bewässerung desselben verwerthet werden.

„Sonntag, den 16. Juli wohnte ich im Saal des Jünglingslesevereins der Predigt des wackern Kaplans der von der Regierung der Vereinigten Staaten hier unterhaltenen Militärbesatzung bei. Er wird, wie ich hoffe, hier viel ausrichten. Meiner Ansicht nach sind die Tage des Mormonismus gezählt, sein Fall wird aber nicht durch Verfolgung herbeigeführt werden, sondern durch Auswanderung und durch Einflüsse, wie der, den Kaplan M'Leod übt.

„Nachmittags besuchte ich den Mormonengottesdienst. Ich erwartete, etwas von den Lehren der Mormonen zu hören, vielleicht auch einige evangelische Wahrheiten, mit denen ich übereinstimmen könnte, aber in beiden Beziehungen wurde ich vollständig enttäuscht. Während seiner Ansprache hielt der Redner zweimal inne, einmal um das Brot, das andere Mal um das Wasser zu weihen, das dann herumgereicht wurde. Auf diese Weise wird das Abendmahl jeden Sonntag gefeiert, und dabei Wasser statt des Weins gebraucht, bis die Mormonen einmal selbst Reben pflanzen können. Die Versammlung fand in einer großen Hütte des ummauerten Vierecks statt, in dem der Tempel erbaut werden soll. Als der erste Redner geendet hatte, ergriff ein leichenfarbener Mann das Wort. Er hob hervor, von welchem Gewicht seine Ansicht vom Mormonismus der Versammlung sein müsse, da er alle andern Religionen geprüft und falsch erfunden habe. Er sagte, er sei unter den Baptisten aufgewachsen, aber ihre Religion habe ihn nicht befriedigt; er habe mehr bedurft und sich daher zu den Presbyterianern gewandt. Auch bei ihnen habe er sich nicht befriedigt gefühlt, und so habe er die anglikanische Kirche und verschiedene Sekten versucht, bis er endlich unter den Mormonen eine Heimat gefunden habe, die ihn beglücke. Diese Erzählung wurde mit sichtbarer Befriedigung aufgenommen.

„Zum Schluß sang ein großer Chor, der meist aus Brigham Youngs Söhnen und Töchtern bestand, ein Lied in wirklich lieblicher Weise. Die Gemeinde stimmte nicht mit ein in diesen einzigen an ein Gebet erinnernden Theil des Gottesdienstes, der weder dem Inhalt der Ansprachen noch dem Benehmen der Versammlung nach auch nur einen Schein von Ernst oder Feierlichkeit hatte. Man hat Mühe zu glauben, daß unter Leuten, die einer solchen Unwissenheit und Thorheit die Herrschaft über sich einräumen, noch irgend ein höheres Gefühl fortbestehen kann.

„Nach dem Gottesdienst besahen wir uns das Tempelviereck. Es ist wie alle andern 10 Morgen groß, und enthielt außer der Hütte, in der die Versammlung gehalten wurde, zwei fertige und zwei noch unvollendete Gebäude. Die ersteren, die einstweilige Stiftshütte und das Stiftungshaus, sind gegenwärtig im Gebrauch; aus den letzteren soll die neue Stiftshütte und der Tempel werden. In der Stiftshütte wird an kalten und nassen Tagen gepredigt, wenn die Bude nicht zu gebrauchen ist; die Ceremonien im Stiftungshaus werden geheim gehalten.

„Es ist sehr schwer, irgend etwas Bestimmtes über die Mormonen mitzutheilen, was unter der Fluth von großentheils falschen und halbwahren Nachrichten, die über sie im Umlauf sind, nicht schon der Welt verkündet wor-

den wäre. Ich glaube jedoch, daß ich wenigstens über Eine ihrer Ceremonien — über die der Einweihung — ziemlich genau unterrichtet wurde. Der Bewerber muß im Tempel einen Tag und eine Nacht lang fasten, dann wird er nackt zu Brigham Young gebracht, der als der Stellvertreter Gottes dasitzt, während der Aelteste Heber Kimball zu seiner Rechten unsern Herrn und Heiland vorstellt. Der junge Mann wird nun durch Untertauchen getauft, muß einige Gelübde ablegen und erhält hierauf ein weißes Gewand ohne Naht, das am Hals roth eingefaßt ist, und in der Gegend des Herzens und Magens roth eingefaßte Löcher hat, um anzudeuten, daß, wenn er seinem Glauben untreu wird, sein Hals abgeschnitten, sein Bauch aufgeschlitzt und sein Herz herausgerissen werden solle, und daß jeder Bruder ihm ohne Sünde diese Liebesdienste erweisen könne. Strenge Mormonen sollen dieses Gewand bei Tag und Nacht unter ihren andern Kleider tragen.

„Die Stiftshütte ist ein längliches Gebäude mit rundem Dach, an dessen beiden Enden die Sonnenstrahlen als Sinnbild der Gottheit in Holz geschnitzt sind. Das Innere des Stiftungshauses darf natürlich nur von Heiligen betreten werden; von außen gleicht es einem gewöhnlichen zweistockigen Wohnhaus. — Die neue Stiftshütte soll ein ovales Gebäude werden, dessen hoher Dom statt auf Mauern auf Pfeilern von rothem Sandstein ruht. Die leeren Räume zwischen den Pfeilern sind zu Fenstern und Thüren bestimmt, und werden im Winter von großen Glasfenstern auf Walzen ausgefüllt. Zur Zeit meines Besuchs war der letzte Pfeiler nahezu vollendet und man hoffte, im Herbst werde das Gebäude fertig dastehen. Es soll 15,000 Seelen fassen. Vom Tempel war nur erst der Grund gelegt.

„Nachdem wir mit unserer Wanderung fertig waren, unterhielten wir uns ein wenig mit einem alten Schotten, dem die Aufsicht über diese Bauten übergeben war. Er schien mir ein einfältig frommer Mann, der einzige Mormone meiner Bekanntschaft, dem ich geneigt bin, dieses Prädikat beizulegen. Er war ziemlich bekannt mit der Bibel, wußte mit viel Gewandtheit verschiedene Schriftstellen zu Gunsten des Mormonismus anzuführen und schien Alle, die nicht zur Kirche der Heiligen der letzten Tage gehörten, aufrichtig zu bedauern. Wären viele solche Männer unter ihnen, so könnte man sie nicht ohne Theilnahme betrachten; aber ich glaube nicht, daß derartige Charaktere anders als ausnahmsweise bei ihnen vorkommen, wenigstens sah und hörte ich von keinem zweiten.

„Es scheint hart und ungerecht, ein ganzes Volk zu verurtheilen; aber je mehr ich von den Mormonen sah, desto lebhafter überzeugte ich mich von der Verruchtheit ihrer Leiter und der Bethörung und Verblendung der Masse. Meiner Ansicht nach ist der Mormonismus ein System des wildesten Fanatismus und grenzenloser Ausschweifungen. Man hat schon wiederholt gefragt, ob die Frauen entfliehen können, wenn sie sich unglücklich fühlen. Antwort: Theoretisch besteht kein Gesetz, das sie bindet, aber welche Zuflucht bleibt einem armen hilflosen Geschöpf, das sich wahrscheinlich die Herzen seiner Familie entfremdet hat, inmitten dieser weiten Wildniß? Daß einige unglücklich und ihrer trostlosen Lage sich wohl bewußt sind, weiß ich, und ich kann kaum zweifeln, daß es deren nicht noch viele andere geben sollte. Flüchten sie sich ins Lager der Truppen, so finden sie da wohl persönlichen Schutz, allein was sie bedürften, wäre eine Heimat und Angehörige. Ein Fall, der mir erzählt wurde, klingt zu grausenhaft, um wahr zu sein, aber ich hatte keinen Grund, ihn zu bezweifeln. Zwei verwittwete Schwestern kamen an, die eine mit vier, die andere mit fünf Töchtern, und ein einziger Mormone heirathete alle elf!

„Von allen Lehren der Mormonen ist die Vielweiberei diejenige, deren Unnatürlichkeit und Verwerflichkeit einem civilisirten Menschen am schnellsten in die Augen springt, und so ist es denn auch sie, die am meisten besprochen und ins Lächerliche gezogen wird. Es ist dies zudem ein Punkt, in dem ein Mormone nicht leicht zu erschüttern ist. Vielweiberei ist ein so gewaltiger Sprung in eine neue Ordnung der Dinge, daß ihn ein Mann nur wagt, wenn er sich gut mit Gründen dafür gewaffnet hat. Uebrigens schienen die meisten Mormonen, mit denen ich darüber sprach, die Sache gerade so anzusehen wie ich selbst — als die bloße Befriedigung der Leidenschaften. Sie sagten es zwar nicht mit diesen Worten, aber doch suchte kein Einziger sie durch religiöse Beweise zu rechtfertigen.

„Am Nordende der Stadt sind einige vielbesuchte Schwefelquellen, die für sehr heilsam gelten. Der inneren Verwaltung der Stadtgemeinde ist große Aufmerksamkeit gewidmet worden. Sie ist in 20 Sprengel eingetheilt, deren jeder seinen eigenen Bischof hat und unter der Aufsicht seiner eigenen Beamten steht, die Brigham Young regelmäßig Bericht erstatten. Zu diesen Beamten gehören auch die Wassermeister, deren Pflicht es ist, dafür zu sorgen, daß das Wasser bei Tag in den Straßen und bei Nacht in den Gärten gleichmäßig vertheilt wird. Die letzteren hängen durchaus von künstlicher Bewässerung ab, sind aber bei sorgfältiger Pflege sehr ergiebig. Alle europäischen Früchte und Gemüse gedeihen gut; Johannisbeeren werden sehr groß, bekommen aber eine rauhe Haut und verlieren ihren angenehmen Geschmack. Eis wird während des Winters in großen Vorräthen gesammelt, und auch in der größten Sommerhitze wohlfeil verkauft.

„Camp Douglas, das Lager, wo die amerikanischen Truppen kasernirt sind, liegt eine schwache Stunde östlich von der Stadt auf einem noch etwas höheren Plateau als diese. Auf dem nach Mormonenart mit Akazienbäumen und einer Wasserleitung eingefaßten Paradeplatz spielt täglich die Militärmusik. Die Kasernen sind theilweise aus Holz, theilweise aus sonnegebrannten Backsteinen erbaut und gewähren südwärts eine schöne Aussicht in's Thal. Außerdem sind da einige Werkstätten und Läden und ein kleines Theater zu finden. Hauptmann Dahlgren, der Sohn des ausgezeichneten Admirals, führte mich bei Oberst George und seinen Offizieren ein, von denen ich aufs freundlichste aufgenommen wurde.

„Drei Zeitungen erscheinen am Salzsee, zwei in der Stadt und eine im Lager. Die letztere ist ein täglich erscheinendes „heidnisches" Blatt, das wahrscheinlich im Lager sicherer ist als in der Stadt; von den beiden Mormonenzeitungen erscheint die eine gleichfalls täglich, die andere wöchentlich. In ganz Mormonia sind nur in einem einzigen Laden Bücher zu haben, und zwar in geringer Auswahl und der erbärmlichsten Art, — ein bezeichnender Zug für eine Stadt von mindestens 10,000 Einwohnern!

„Den Grad der persönlichen Sicherheit in der Stadt zu beurtheilen, ist schwer; das aber steht fest, daß das vollkommenste Spionirsystem darin herrscht und wenig vorgeht, womit der Prophet des Herrn — wie Brigham Young sich nennen läßt — nicht bekannt gemacht wird. Ein Handwerksmann erzählte mir, daß er vor 17 Jahren sich an die Mormonen angeschlossen und sie vor zwei Jahren wieder verlassen habe. Er sagte, er habe noch immer einigen Glauben an den Mormonismus, wie er damals gewesen sei, wo er ohne Zweifel viele aufrichtig fromme Leute gezählt habe. Jetzt aber hielt er ihn für durchaus entartet, und in den Führern sah er nur eine Rotte der gemeinsten, sinnlichsten und verworfensten Menschen. Ich zweifle sehr, ob vor etwa sechs Jahren irgend Jemand, der Brigham Young beleidigt hatte, seines Lebens sicher war; aber heut zu Tag würden die mormonischen Behörden, angesichts der Truppen, sich doch kaum getrauen, einen Menschen aus dem Weg zu räumen. Vor wenigen Jahren noch bestand unter dem Namen Daniten oder Würgengel eine Bande von Männern, deren Geschäft es war, die Rache des Propheten zu vollziehen. Jetzt sind sie dieser Pflicht entbunden. Einer jener Männer, ein Mensch vom wildesten Aussehen, wurde mir gezeigt, wie er eben betrunken einen Wagen durch die Straßen trieb." *)

*) Wie es noch immer mit der Sicherheit der „Heiden" in der Salzstadt bestellt ist, zeigt eine neueste Mittheilung zur Genüge an. Der Armenarzt Dr. J. K. Robinson hatte sich durch seine Geschicklichkeit und Thätigkeit auch außerhalb des Lagers viele Freunde und Kunden erworben, unter Heiden wie unter Mormonen. Er nahm aber nie ein Blatt vor den Mund, sondern sprach überall entschieden gegen den Mormonismus und ließ merken, wie gründlich er dessen Führer verachte. In seinem Hause erschien eine freisinnige Zeitschrift, die „Vedette." Er gründete dann auch eine Sonntagsschule, welche Mormonenkinder trotz aller Warnungen besuchten, und wo sie Traktate empfiengen, die sie mit nach Hause nahmen. Bald aber wurde diese Neuerung als unerträglich angegriffen Neulich (22. Oktober 1866) kam ein Bote um Mitternacht, den Doktor zu einem Patienten zu rufen. Seine Gattin bat ihn, lieber nicht zu gehen, allein er wollte sich der Pflicht nicht entziehen. Keine 70 Schritte von seiner Hausthüre wurde er von einer Anzahl Mormonen niedergeschossen. So sind noch immer die „Heiden" im Mormonenlande rechtlos, und wenn sie zu keck auftreten, vogelfrei.

(Schluß folgt.)

Der indische Aufstand.

(Schluß.)

Wir müssen nun Delhi verlassen und einige andere Herde der weitverbreiteten Rebellion besuchen. Weiter unten im Duab („Zweiwasser,“ so heißt der Zwickel Land zwischen den Strömen Ganga und Jamuna) liegt die Residenz des Gouverneurs der Nordwestprovinzen, das stolze Agra. Noch am 25. Mai hatte dieser sich gegen die drohende Gefahr verblendet und mißmuthigen Meuterern angekündigt, wenn sie ihre Waffen abgeben wollten, dürfen sie unbehindert in ihre Heimat gehen! Der Ausbruch einer theilweisen Empörung nöthigte ihn aber, am 1. Juni zwei Regimenter zu entwaffnen, worauf die meisten nach Delhi oder Audh eilten, um ihren Brüdern zu helfen.

Südöstlich von Agra liegt die große Garnisonsstadt Kanpur am Ganges. Da hatte der alte General H. Wheeler vier schwarze Regimenter zu beaufsichtigen, während ihm nur 60 weiße Artilleristen zu Gebot standen. Auf sein dringendes Bitten wurden ihm von Laknau noch 80 Infanteristen zugeschickt, von Calcutta weitere 65 Mann! Während seine Regimenter für den Aufruhr reiften, ersah er sich ein Spital, eine starke Viertelstunde vom Strome, zum Zufluchtsort, legte Vorräthe ein und ließ Nachts die Weiber und Kinder sammt den Civilbewohnern der Stadt darin schlafen. Am meisten aber hoffte er auf den Nana im nahen Bitthur, der auch seine Mahrattas sandte, um das Gefängniß und Schatzhaus zu bewachen.

Am 5. Juni standen die Regimenter auf und — zogen ab. Sie wollten ihren Offizieren nichts zu Leide thun, sondern plünderten nur den Schatz und öffneten das Gefängniß, ehe sie sich nach Delhi auf den Weg machten. Das aber lag nicht in Nana's Plan; er eilte ihnen nach und beschwor sie, erst mit den Europäern im Spital aufzuräumen. Und bald kündigte eine Sandwolke ihre Rückkehr an. Schon um 10 Uhr (6. Juni), donnerten die ersten Neunpfünder in das schlechtverwahrte Spital, wo etwa tausend Schlachtopfer zusammengedrängt waren. Drei volle Wochen dauerte der ungleiche Kampf. Das Dach gieng in Flammen auf; das Wasser mußte aus einem offen liegenden Brunnen geschöpft werden, mitten im Kugelregen. Die durchlöcherten Mauern wankten, die Vertheidiger fielen zu Dutzenden, die Kranken und Verwundeten verbrannten auf ihren Lagern mit allen Arzneien. Tag und Nacht keine Ruhe vor Kugeln und Bomben. Wohl nahm Hauptmann Moore zweimal im Sturm die feindlichen Geschütze und vernagelte sie; sie waren aber bald ersetzt. Hinter vorgerollten Baumwolleballen nahten endlich (21. Juni) die dichten Massen der Sipahis zum letzten Angriff; es war noch zu früh, die wenigen Hunderte von Europäern trieben sie mit ungeheurem Gemetzel zurück. Aber ihre sechs Kanonen lagen nun bis auf eine zerschmettert am Boden. Der erste Regen mußte die morschen Gebäude einwerfen, Fleisch war schon lange nicht mehr zu haben, die Kinder und die Kranken siechten hilflos dahin.

Da bot der Nana (24. Juni) dem alten General freien Abzug an, und versprach mit den heiligsten Eidschwüren Boote und Nahrung. Am 27. rüstete man sich zur Einschiffung; man wußte nicht, daß der Grausame schon alle Flüchtlinge von Fattehgarh ermordet hatte. Eben waren die Boote von den Abziehenden voll geladen, als drei Schüsse vom Ufer her das Zeichen gaben und das Gemetzel begann. Salve um Salve regnete auf die Boote, deren Mannschaft sich in's Wasser warf und verschwand. Bald standen alle Ueberlebenden gefangen auf dem Sand, nur vier entschlossene Männer, darunter Lieutenant Delafosse, entrannen schwimmend dem Blutbad und der Gefangenschaft. Nachdem die Männer alle niedergehauen waren, wurden die Weiber und Kinder in ein kleines Bangala zusammengedrängt, um noch zwei schreckliche Wochen weiter zu warten, was es mit ihnen werden solle.

Indessen war Neill mit seinen Fusilieren von Madras gelandet, und eilte dem Schauplatz der Schrecken zu, so schnell es die mangelnden Verkehrsmittel erlaubten. Am 3. Juni konnte er eben noch die heilige Stadt Benares vom Aufstande retten und hängte die Schuldigsten mit unnachsichtlicher Strenge. Am 11. war er in Allahabad, der einzigen Festung des Duabs und seinem Schlüssel, der in der Verwirrung des blutigen Aufruhrs (am 6.) um ein Haar den Sipahis in die Hände gefallen wäre. Er reinigte es von Feinden und rüstete sich zum weiteren Siegeszug, als die Cholera seine ermüdeten Truppen niederwarf. Neuer Verzug, während dessen das Gerücht herandrang, Kanpur sei nicht mehr zu retten! Vergebens schickte er 900 Mann Truppen ab; sie mußten harren, bis Havelock (7. Juli) den Oberbefehl übernahm.

Dieser war von Bombay herbeigeeilt und begann nun seinen Heldenmarsch. Am 12. ist er bei Fattehpur und wirft den fünffach überlegenen Feind; erschlagen wurde kein Engländer, aber ihrer zwölf erlagen dem Sonnenstich. Noch ein glänzender Sieg (16. Juli), und er zieht am Morgen in das verwüstete Kanpur ein. Todesstille empfängt ihn; am 15. waren die überlebenden Gefangenen durch die Fenster ihres Bangala erschossen, die letzten Blutenden niedergemetzelt und am Morgen des 16. Todte und Sterbende ausgezogen und in den nahen Brunnen gestürzt worden. Mit brennenden Augen sahen die Soldaten die blutige Masse von Kinder- und Weibergliedern, sammelten Locken, Bibelblätter, Kinderröcke, Daguerreotypen, — und schworen Rache!

Der Nana war geflohen, das verlassene Schloß Bithur wurde niedergebrannt. Neill stellte in Kanpur die Ordnung her, und überbaute den Leichenbrunnen. Jeder Rebelle, der in seine Hände fiel, mußte erst — seiner Kastenreinheit zum Hohn — ein Stück vom blutgetränkten Boden des Bangala reinigen, ehe er gehenkt wurde.

Kanpur liegt an der Grenze Audhs, 30 Stunden von dessen Hauptstadt Lacknau. Hier hatte der weise, menschenfreundliche Sir H. Lawrence, gegen eine Macht von 5000 Sipahis, mit nur 700 Briten die Ruhe mit Mühe erhalten, bis er das Residenzgebäude einigermaßen verschanzt und nothdürftig verproviantirt hatte. Während nächtlich Häuser niedergebrannt wurden, füllte sich das Haus mit Flüchtlingen von nah und fern. In der Nacht des 30. Mai aber standen die Sipahis auf, brannten, mordeten, plünderten, und ihr Beispiel wurde von den übrigen Garnisonen des Königreichs eifrigst nachgeahmt, bis nur der Hügel der Residentenwohnung aus der Alles verschlingenden Fluth hervorragte.

Zwar gelang es Lawrence, die Hauptstadt von den Rebellen zu reinigen; als er aber (30. Juni) denselben nachsetzte, fiel er in einen Hinterhalt, aus dem er nur mit schwerem Verlust, selbst verwundet, sich in die Verschanzung zurückziehen konnte, deren Belagerung sofort begann. Schon am 2. Juli jedoch traf ihn ein Bombenstück in seiner Kammer, und sein Tod lastete auf allen Leidensgenossen als der größte persönliche Verlust. Doch hatte er für sie gethan, was er konnte, und Oberst Inglis füllte seine Lücke nach Kräften aus. Mit Kugeln aus sicherem Versteck überschüttet, hielten die paar hundert Briten, von den Frauen tapfer unterstützt, ihren schwachen Posten volle drei Monate.

Minen barsten unter ihren Füßen, die Uebermacht stürmte wiederholt auf sie ein (20. Juli, 20. Aug. und 5. Sept.), wochenlang blieb jede Botschaft von den anrückenden Befreiern aus. Wohl nahte Havelock und gewann Sieg um Sieg, aber nur um mit den durch Seuchen decimirten Truppen, denen keine Kavallerie zur Seite stand, dreimal zurückzukehren und seine Kranken und Verwundeten gegen die nachrückenden Verstärkungen auszutauschen. Diese langten zuletzt in Masse an, unter Outram, der jedoch Havelock die Würde des Oberkommando's überließ. Am 20. September endlich drangen 2500 Briten über die alten Schlachtfelder vor, eroberten (23. Sept.) den Alambagh, den Sommerpalast des abgesetzten Königs und ließen die armen Belagerten durch immer näheren Kanonendonner frischen Muth schöpfen. Nach kurzer Ruhe (25. Sept.) begann der Einmarsch in die zu Burgen umgeschaffene Hauptstadt. Nur eine



Stunde Weges, aber welch eine Stunde! Kartätschen und Musketensalven regneten aus allen Häusern, Moscheen und Palästen, doch die Befreier erkämpften sich den Durchgang, bis sie am Abend mit lautem Hurrah die Residentschaft erstiegen hatten und den freudig Harrenden in die Arme fielen. Aber 464 Briten lagen todt oder verwundet, unter ihnen der treffliche Neill!

Nur einige Tage dauerte die Ruhe, und die Belagerung, der Minenkrieg begann aufs Neue.

Delhi war zwar erobert, Laknau vorerst gesichert, und da und dort wurden ganze Provinzen von Rebellen gesäubert; aber Audh war noch in den Händen einer gewaltigen Sipahi-Armee, welche die verstärkte Besatzung der Residentschaft nicht wenig bedrängte. Im November jedoch langten die neuen Regimenter von Europa an, und es begann der letzte Feldzug, unter der Führung des Obergenerals, Sir Colin Campbell (s. die vorstehende Abbildung).

Geboren 1792, hatte dieser alte Soldat noch in Spanien gegen Napoleon gekämpft, später 1848 mit den Sikhs, und 1854—1856 mit den Russen in der Krimm gefochten; jetzt führte ihn die Nachricht vom Sipahiaufstand wieder nach Bengalen. Am 14. Nov. kämpfte er sich durch das mörderische Laknau, wo er den Sikander- (Alexander) Garten erstürmte — 2000 Sipahis fanden dort ihr Grab — und eine Burg und Moschee um die andere wegnahm, bis er (18—22. November) bei nächtlicher Weile die Kranken und Verwundeten, die Weiber und Kinder aus dem belagerten Neste herausschaffen und hinter sich in Sicherheit bringen konnte, während in der vordern Linie der Kampf fort und fort wüthete. Nun war auch Havelocks Werk gethan, der fromme Soldat erlag der Ruhr (25. November). Campbell aber eilte nach Kanpur zurück, das er keinen Augenblick zu früh erreichte. Denn der Nana hatte es mit 20000 Rebellen von Gwalior überfallen und bedrohte eben die Brücke, von welcher Campbell's Rückzug abhieng. Seine Erscheinung machte der Noth ein Ende, Kanpur wurde wieder besetzt und die gerettete Garnison Laknaus nach Calcutta zum Aufathmen geschickt.

Erlöst von einer schweren Last, beständig verstärkt durch nachgesandte Regimenter, konnte Campbell, oder wie er hinfort hieß, Lord Clyde, sich nun in Muße seine Schlachtfelder wählen. Die kühle Jahrszeit war gekommen, die Zeit der Feldzüge im britischen Indien. Er warf sich zuerst auf die Gwalior Armee (6. Dec.) und hieb sie in Stücke; dann vollendete er die Unterwerfung des Duabs. Langsam schritt er weiter, daher die jungen Offiziere ihn schon Chaberdar (Gib Acht!) nannten. Und er war ein Gib Acht, besorgt um Menschenleben, besorgt um gesicherten Fortschritt, besorgt, nichts Gewonnenes blos zu stellen. Während Rose von Bombay, Whitlock von der Madras Seite her vorrückten und den Frieden in weiten Strecken herstellten, ließ Lord Clyde geruhig die Rebellen in Audh sich zusammenknäulen, bis er sie in Masse vor sich hatte. Dann nahm er sie zwischen sich und seinen Bundesgenossen, den Nepalesen, in die Mitte und erdrückte sie (6—14. März 1858) in regelmäßigen Schlachten um und in Laknau. 900 Briten, darunter auch der ritterliche Hodson, lagen todt oder verwundet, aber der Kopf der Schlange war zertreten. Unermeßliche Beute fiel in die Hände der Sieger.

Bald war dann Audh erobert und beruhigt; die Erstürmung von Bareilly (2. Mai) führte zur Wiedergewinnung von Rohilkand. Völlig ebenso glücklich, und wohl bewundernswerther, weil gegen überwiegend talentvollere Gegner ausgeführt, war General Rose's Marsch von Bombay nach Gwalior, dessen hohe Felsenburg (20. Juni) von zwei Lieutenants erklommen wurde. Der Sturm hatte ausgetobt. Am 1. November 1858 wurde in allen Stationen des wieder beruhigten Indiens proclamirt, daß die Herrschaft der „Compagnie" ihr Ende erreicht habe und Königin Victoria hinfort selbst durch einen Vicekönig und seinen Rath die Regierung über ihre indischen Unterthanen führen werde.

Im Dezember wurden die letzten Rebellen in Audh überwältigt, im April 1859 der geschickteste Rebellenführer Tantia Topi, der zehn Monate lang allen Schlingen sich zu entziehen gewußt hatte, gefangen und gehenkt. Der Nana soll auf der Flucht in Nepals Wäldern gestorben sein, Khan Bahadur endete (März 1860) in Bareilly am Galgen. Die schlimmsten der rebellischen Sipahis wurden auf die Andaman-Inseln verbannt; aber gefallen waren ihrer wohl 150,000. Eine neue Armee mußte für Bengalen geschaffen werden, was mit den übrigen, besonders finanziellen Sorgen die lang angestrengten Kräfte Lord Cannings verzehrte. Im März 1862 verließ er Indien, um einige Monate später (17. Juni) kinderlos zu sterben.

Es herrscht nun Friede in Indien, und von Herzen wünschen wir dem herrlichen Lande, daß derselbe ihm erhalten und gemehrt werde. Möge es den erkennen, der in Asien wie in Europa die einzige Quelle des Volksglückes ist! Zum Abschied aber werfen wir einen Blick auf das

Thor des Ganges, die lieblichste Stelle in seinem ganzen untern Lauf. Dort bei Kolgoni, dem Dorfe rechts am Fuß der Radschmahalberge, drängt sich der mächtige Strom zwischen Felsen hindurch aus dem männerreichen Behar in's tiefgelegene Bengalen. Der Fakirfels aber mit seinem Tempel dient einem heiligen Bettler zur Wohnung und erschallt stundenlang vom Lobe derer, die keine Götter sind, die auch in jenen finstern Jahren des Kampfes und der Verwirrung bewiesen haben, daß sie ihren Anrufern nicht zu helfen vermögen.

Aus dem Kavalleristenleben.

Von J. K.

(Fortsetzung.)

3. Der glückliche Dragoner.

Marnheim hat immer treffliche Kavalleristen geliefert, wie den blonden Kürassier Mattern, den schwarzhaarigen Chevaulegers J., aber keiner hat das Erbarmen seines Gottes so laut gerühmt, wie der alte Wagnermeister Georg Frei. Dem alten Mann, der nur noch gebückt am Stock herumschleicht, fließt das treue Herz über von Lob und Preis, wenn er auf dies Kapitel kommt.

Napoleon I. Stern war seit Moskau am Untergehen. Aber so leicht gab sich der grimmige Schlachtenmann nicht gefangen; er raffte in ellenlangen Dekreten alle nur irgendwie verfügbaren Mittel zusammen, um seine Beute festzuhalten. Da gieng denn aufs Neue der Jammer durch die französischen Gauen. Alle Conscriptionspflichtigen, welche nicht gerade Krüppel waren, mußten unter die Waffen. Das Wehklagen der Mütter und der laute Schmerz der geopferten Jugend füllten das Land. Viele Tausende verkrochen sich in die Höhlen und Löcher der Erde oder flohen trotz dem Argusauge der Polizei über die Grenze. Waren doch allein in dem engern Frankreich 160,000 Conscriptionspflichtige flüchtig.

So war auch der Jammer in die friedsame Hütte des alten Frei in Marnheim eingekehrt. Mit stillem Bangen hatte die friedliche Familie Frühjahrs zuvor die ungeheuren Truppenzüge gesehen, die der Schlachtenmeister nach Rußland dirigirte. Drängten sie sich doch einmal acht Tage lang ununterbrochen auf der großen neugebauten Heeresstraße, die von Paris nach Frankfurt führte, durch das Dorf. Des Hauses Trost und Stolz war ein blühender Sohn, der im Feuer der Jugendkraft einherwandelte und seiner alten Eltern Stütze war, indem er damals schon als trefflicher Wagner den Ort versorgte. Fast mit Seufzen hatte die gute Mutter sein Wachsthum beobachtet, sie sah ihn wie zum Kanonenfutter heranreifen. Früher noch, als alle ahnten, kam die Ordre, die ihn nach der Departementshauptstadt Mainz rief und in ein Dragonerregiment steckte. Der Abschied war auf Nimmerwiedersehen. Viele Söhne des Ortes waren schon gefallen; viele schwebten noch zwischen Leben und Tod; wie konnte man dem jungen Georg etwas anderes prophezeien.

Weinend gieng er hin, doch ergab er sich mit stummer Entsagung in sein Geschick. Das Exerciren in Mainz wurde mit furchtbarer Härte betrieben. Von den Reitübungen gieng es zu den Fußübungen, von den Fußübungen zum Fechten und Voltigiren, und so fort vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Da gab es manches Rückenmaß mit der flachen Klinge, manchen unfreiwilligen Schmeichelhieb mit der gewaltigen Reitschulpeitsche, den eigentlich das Pferd hätte bekommen sollen, den aber mit grimmigem, schmerzverzerrtem Gesicht der Reiter einreiben mußte. Nach wenigen Wochen aber hatte das Rekrutenwesen sein Ende. Georg

Frei saß auf dem stattlichen Pferde, und mit klingendem Spiel gieng es über die Schiffbrücke nach Kastel hinüber und Frankfurt zu. Noch ein letztes Lebewohl warf er dem linken Rheinufer zu und seinen lieben fernen Angehörigen, dann richtete er seinen Blick stracks vorwärts und tröstete sich mit den vielen Tausenden, denen es ebenso gieng wie ihm. Schon waren große Truppenmassen vorausgerückt. Napoleon selbst war eingetroffen. Die Verbündeten waren schon gegen die Elbe vorgedrungen; da galt es kein Zaudern mehr. Rasch rückte man gegen Leipzig vor. Da sieht sich auf einmal die französische Armee selbst angegriffen, und nur der Tapferkeit und Umsicht des Marschalls Ney hat sie es zu danken, daß sie nicht empfindlich geschlagen wird. Als aber die Verbündeten auf der weiten Ebene ihre stattliche Kavallerie entwickelten, hielten die wenigen französischen Reiterregimenter durch fortwährende Angriffe und kühne Manöver die Gegner in so geschickter Täuschung, daß sie sich zu keinem herzhaften Angriff ermannten.

Es war in dieser Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen, daß Georg seine erste Feuerprobe bestand. Mehrmals ist er im erbittertsten Handgemenge gewesen; eine Kartätschenkugel war ihm durch den Stiefel am Knie gedrungen und hatte die oberste Hälfte weggerissen; aber seine Haut hatte keine Kugel anrühren, kein feindlicher Degen verletzen dürfen. Wie dankte er Abends, nachdem ein nochmaliger Reiterangriff in der Dunkelheit abgeschlagen worden war, und er nach fast zwanzigstündigem ununterbrochenem Sitze vom Pferde stieg, seinem treuen Gott für diese erste Bewahrung. Auch in der schnell darauf erfolgten Schlacht bei Bautzen war er ebenso glücklich. Im dichtesten Kugelregen wie im mörderischen Handgemenge kam er ohne die geringste Verletzung davon. Der bald darauf erfolgte Waffenstillstand verschaffte ihm eine kurze Erholung, die aber mit dem wiederausbrechenden Kriege nur um so stärkeren Strapazen Platz machte.

Mit gehobener Stimmung sah Frei dem Wiederbeginn des Kriegstanzes entgegen. Bisher hatte er gewußt, daß nur wenig Reiterei da war, und gemeint, die wenigen französischen Escadrons würden im ersten Anlauf von den berüchtigten Kosacken aufgerieben werden; jetzt aber hatte die französische Kavallerie sich stattlich vermehrt. Viele Regimenter waren aus Spanien angekommen und an ihre Spitze war der berühmte Reiterführer Mürat getreten. Im Grunde hatte er sich verrechnet. Früher mußte die Kavallerie möglichst geschont werden; jetzt aber konnte man ihr etwas zutrauen und schonte sie nicht mehr. In den ersten Tagen des wiederbeginnenden Kampfes hatten Georgs Dragoner etwa hundert preußische Freiwillige aufgehoben. „Das waren aber wüthende Kerlches,“ erzählte der alte Wagner, „lauter sechzehn- bis achtzehnjährige Bürschchen. Keiner hatte einen Bart. Keck und ohne Scheu sagten sie zu uns: „Wenn nur unsere Leute wieder kämen; mit den Fäusten würden wir dreinschlagen!“ Wir aber sagten: „dafür werden wir Euch schon thun!“ Richtig nach einigen Stunden kamen mehrere Schwadronen preußischer Husaren und nahmen sie uns wieder ab.“

Napoleon suchte eben an der schlesischen Grenze mit seiner Hauptmacht den rüstigen alten Blücher zum Schlagen zum bringen, als von Böhmen her die Oestreicher unter Schwarzenberg gegen Dresden vorrückten und seinen Rücken bedrohten. Obgleich er Anfangs nur tiefer in Schlesien eindrang, um Schwarzenberg von seiner Vorwärtsbewegung abzuhalten, so mußte er sich doch bald entschließen in Eilmärschen der Sachsenstadt zu Hilfe zu eilen, und dies geschah mit solcher Energie, daß in 4 Tagen 40 Stunden zurückgelegt wurden. Bei diesem Zuge bot die Reitermasse ein prachtvolles Schauspiel. Erst die Ehrengarde, diese Papageien der französischen Armee unter General Nansouty; dann die Kürassiere unter Latour-Maubourg; dann schloß nach einer unübersehbaren Infanteriemasse die Kavallerie von Kellermann, meist Husaren und Dragoner, worunter auch unser Georg, den Zug.

Wenn der alte Wagnermeister von dieser militärischen Pracht erzählte, mußte ich lebhaft an meinen alten Korporal denken. Dieser pflegte zu sagen: „Ja es ist etwas Schönes darum, einen Kavalleristen zu sehen; aber einen Kavalleristen machen, eh! das ist ein ander Ding!“ Dieß nur im Vorbeigehen!

Während nun die Infanterie Dresden besetzte, und die Kürassiere in stolzer Haltung vor der Stadt Posto faßten, besetzte die leichte Kavallerie die nächste Umgebung. Man war nicht in froher Stimmung; starkes Regenwetter hatte die Soldaten lebensüberdrüssig gemacht, und immer schüttete es in Strömen herunter. Wohl wurden die Oestreicher an diesem Tage zurückgeworfen und noch in der Nacht ein Angriff durch die Kürassiere abgeschlagen; aber im Bivouak fiel der Regen so entsetzlich, daß das Wasser alle Monturstücke durchbrechend an der Haut hinab in die großen Reiterstiefel lief, bis derjenige noch froh sein konnte, der unten Zuglöcher daran hatte, was freilich bei den meisten der Fall war. Wer gesunde Stiefel hatte, stand bis über die Kniee im Wasser. Dazu hatten die meisten seit mehreren Tagen nichts gegessen als etwa Weißrüben und Erdkohlrunkeln; glücklich, wer auch nur diese fand. „O Gott!“ sagte der Wagner mit Thränen in den Augen, „wir meinten alle, der jüngste Tag sei im Anbruch. Man ist da gar kein Mensch mehr; man ist wild; das Leben gäbe man um einen Groschen!“ Sehnlich hat er in diesen Stunden zu seinem Gott geseufzt, Er möge doch diesem Elend durch den Tod ein Ende machen; und der Ernst jener Erlebnisse hat ihn nie mehr verlassen.

Am andern Morgen wurde die triefende Kavallerie von Mürat zusammengezogen, um den linken Flügel der Oestreicher zu sprengen; es gelang und viele Gefangene wurden gemacht. Unserm Georg war dabei eine Kartätschenkugel in den Helm geflogen und hatte diesen dicht über dem Haar durchbohrt. Ihr Stoß war so gewaltig, daß Georg meinte, das Bataillebaud reiße ihm den Kopf ab, und er auf mehrere Wochen einen steifen Hals davon trug. Das war aber auch alles, was ihm in dieser Schlacht passirte. In der Nacht noch seines Lebens überdrüßig, konnte er jetzt doch nicht umhin, seinem Gott für diese Rettung zu danken.

Mehrwöchentliche Erleichterung trat nun ein, während die stolzen Franzosen jetzt immer mehr gehetztem Wild glichen. Rund herum waren die stolzen Marschälle geschlagen worden, und auch die Hauptmacht wurde immer enger zusammen gekeilt, bis sie auf Leipzigs Ebenen den Todesstoß erhielt. Was Frei in diesen gewaltigen Tagen erfahren, läßt sich schwer beschreiben; aber auch hier kam er ohne die geringste Verwundung davon. Wohl war er mit dabei, als Mürat jenen furchtbaren Kavalleriestoß am 16. Oktober gegen das Centrum der Verbündeten ausführte, der die Herrscher von Preußen und Rußland fast das Leben oder doch die Freiheit gekostet hätte. Den damals erfolgten Bund der beiden Herrscher mit ihrem Gott wußte der alte Wagnermeister so beredt zu erzählen, als ob er selbst Augenzeuge gewesen wäre. „Nächst hatten wir sie,“ konnte er sagen, „aber auf den Knieen haben sie unsern Herrgott um Sieg angerufen. Und den hat Er ihnen geschenkt!“

So war der 19. Oktober gekommen. Ein dichter Nebel deckte Anfangs die Erde; als die Herbstsonne ihn verscheuchte, waren schon die meisten Franzosen über die Elster geflohen. Georgs Dragoner eilten ebenfalls der Elsterbrücke zu, die in demselben Augenblick in die Luft fliegt, und so verwickelt er sich in den planlosen Knäuel, der nun die französische Nachhut bildet. Er hat da mit angesehen, wie der edle Pole Poniatowsky in die Elster sprengte, verwundet wurde und ertrank. Und gerade über diese Katastrophe wußte er so furchtbare Schilderungen zu geben, wie ich sie noch in keinem Buche gelesen.

Uebrigens dachte er anders als Poniatowsky. Hatte dieser seinen Polen zugerufen: „Laßt uns mit Ehren sterben, nur keine Gefangenschaft!“ so fühlte Georg sich jetzt als Deutscher. Er hatte genug für die Franzosen gelitten; im Grunde mochte es ihm gegangen sein, wie jenem bairischen Infanteristen beim jüngsten Kriege, der sagte: „Wenn ich gewußt hätte, daß die Preußen die Gefangenen so gut behandeln, so hätten sie mich auch längst gefangen.“ Georg brauchte darauf nicht mehr lange zu warten. In wenigen Augenblicken war er durch Oestreicher abgeschnitten und mit vielen Anderen gefangen worden. Nun ward auf einmal aus dem stolzen Reiter ein trauriger Fußgänger; denn Kavalleristen sind, weil des Gehens entwöhnt, die schlechtesten Fußgänger von der Welt. Damals hatte man noch keine Eisenbahnen, um die Gefangenen rasch in's Innere des Landes zu befördern. So mußte er denn unter brutaler Behandlung seine Reise nach Böhmen im langen Zuge antreten. Die Oestreicher gedachten noch des oft grausamen Drucks, den die Franzosen

ausgeübt, und behandelten die armen Gefangenen eben so grausam. Da kamen erst recht harte Tage für Georg.

Waren sie den ganzen Tag, unter den beginnenden Winterstürmen, marschirt und Abends in eine Kirche oder Scheuer eingepfercht, so klagten sie einander ihre Noth, erzählten sich die Mißhandlungen oder Entbehrungen des Tags und sprachen von der ihrer harrenden, noch trostloseren Zeit in den Oestreichischen Festungscasematten. Da fanden sich dann neue Kameraden zusammen, die dasselbe harte Geschick auszustehen hatten und sich gegenseitig unterstützten und trösteten. Auch Georg hatte das Glück, fünf engere Freunde zu finden. Sie hielten zusammen und gelobten sich, nicht von einander zu lassen, es sei denn, daß man sie mit Gewalt trenne. Ein Coblenzer, ein gar lebendiger und gewandter, dabei kecker und verschlagener Geselle, bildete das Haupt dieses engeren Collegiums. Sein Scherz frischte immer wieder auf, wenn einer den Muth sinken lassen wollte, sein Witz verschaffte Lebensmittel wo keiner sonst sie auftreiben konnte. Besonders innig schloß er sich an den treuherzigen Georg an. Schon nach wenigen Tagen entwarf er einen Plan zur Flucht und legte ihn den Freunden vor. Alle stimmten bei, nur Georg nicht. Ihm fehlte zu diesem Wagniß aller Muth, so gerne er auch nach Haus gewesen wäre; denn zu den Franzosen wollte natürlich keiner mehr. Allein er wagte nicht, sich der Fürsorge seines Gottes, der ihn bisher so mächtig beschützt und so treu geleitet, eigenmächtig und selbstwählerisch zu entziehen; und ich meine, er hatte auch Ursache dazu. Der Coblenzer aber lag ihm Tag für Tag in den Ohren und quälte ihn, so oft sich eine günstige Gelegenheit bot Frei erklärte ihm: er könne ja auch ohne ihn sein Heil versuchen, sintemal die andern Kameraden mitzufliehen bereit seien. Das aber wollte der gute Coblenzer nicht; er blieb dabei: Einmal nicht ohne dich! So setzte er denn unserem Georg nur stärker zu, so oft sie Nachts beisammen waren, und brachte ihn endlich so weit, daß er es eines Morgens versprach, so sich diesen Tag über eine günstige Gelegenheit finden würde, seinem Wunsch zu willfahren.

Die Gelegenheit fand sich bald. Es war ein düsterer, trüber Novembermorgen. Noch nicht lange war man auf dem Marsch, als der Zug in einen großen, fast undurchdringlichen jungen Tannenwald eintrat. Der Coblenzer gab das Zeichen, und alle Fünf huschten in den Wald, wo sie sich bis auf die Nacht verbargen. Dann eilten sie weiter, allen Ortschaften ausweichend, dem Rheine zu.

Nach mehreren Nachtmärschen waren die Flüchtlinge ins Bairische gegen Baireuth hin gekommen, ohne daß ihnen das geringste Hinderniß in den Weg gelegt worden wäre. Hier faßten sie neuen Muth, nachdem sie nun einmal den gefürchteten Oestreichern entronnen waren, und wurden so dreist, auch am Tage zu reisen, Nachts aber der Ruhe zu pflegen. So kamen sie durch die fränkischen Lande, immer noch so viel als möglich allen Dörfern und Städten ausweichend; und schon sahen sie sich im Geist in der Heimat und in den Armen ihrer Lieben, schon passirten sie fröhlichen Herzens die dichten Forste des Spessart, als plötzlich in einer waldumschlossenen Gemarkung ein Reiter queerfeldüber auf sie zugesprengt kam. Mit Zittern und Beben sahen sie ihn kommen. Was war zu thun? Fliehen konnten sie nicht. Sie mußten abwarten, was da werden wollte. Es ist ein preußischer Husarenoffizier, der sie anschreit: „Wohin, ihr Racker!" Sie erklären, daß sie Deutsche seien, unter die französischen Fahnen gezwungen; bei Leipzig wollten sie dem fremden Dienst entwichen sein und nur der Heimat zusteuern, zur guten Mutter ꝛc. Also sagte der Coblenzer, ihr Sprecher; Georg hätte die Lüge nicht über die Lippen gebracht.

„Ah, deutsche Franzosen!" rief der Offizier barsch; „auf der Stelle mit mir; ich will euch vor weiterem Zwangdienst unter französischen Fahnen in Sicherheit bringen!" Alle baten aufs Flehendlichste den harten Mann, sie doch ziehen zu lassen. Sie wollten ja nur nach Hause zu den lieben Ihrigen. Sie würden gewiß nie mehr sich in die französische Armee stecken lassen, sondern sich verborgen halten bis zum Frieden.

Der Offizier besann sich einen Augenblick; dann wurde er plötzlich freundlicher. „Nun denn, wenn ihr zu der Mutter wollt, so will ich euch ziehen lassen. Ein Jeder muß mir aber die Hand darauf geben, daß er nie mehr in französische Dienste geht!" Freudig bewegt gaben sie ihm alle die Hand, worauf er noch lächelnd sagte: „Gebt aber nun acht und laßt euch nicht zum zweiten Mal arretiren; ein Anderer möchte weniger barmherzig sein." Dann gibt er seinem Pferde die Sporen und in wenigen Augenblicken ist er verschwunden. Die Flüchtlinge aber dankten Gott für die neue Rettung, und faßten die gegebene Warnung zu Herzen; sie eilten nur noch bis in den Wald, hielten sich den Tag über verborgen und setzten von nun an ihre Reise wieder nur noch des Nachts fort. Glücklich kamen sie an und über den Rhein. Dort trennte sich der gute Coblenzer, indem er Georgs Angesicht noch mit heißen Küssen bedeckte; dann eilte ein Jeder seiner theuren Heimat zu.

Den wunden Füßen Georgs wuchsen Flügel an, als er aus der Ferne zum ersten Mal wieder das schwarze Haupt des Donnersberges sah. Wie zog der Geist so gewaltig an dem müden Körper! und eines Abends gegen Ende Novembers liegt er in den Armen seiner Eltern und Geschwister. Also dennoch am Leben, nachdem er vier große Schlachten und viele kleinere Kämpfe mitgemacht; nachdem die Kugeln über und unter ihm hingesaust, ohne daß eine ihn hätte anrühren dürfen. Aufrichtig dankte die ganze Familie dem treuen Gott, daß er den geliebten Sohn und Bruder wohlbehalten wieder heim gebracht. Er selbst aber dankt Ihm heute noch, nachdem er sich schon längst zu seinem Tochtermann und Geschäftsnachfolger „in den Aufenthalt gesetzt" hat.

Ihr fragt: warum ich ihn einen glücklichen Dragoner heiße? Wenn aber ein Kavallerist in Einem Sommer so ungeheure Kämpfe durchmachte und nicht nur keine Verletzung davon trug, sondern auch noch seinen Heiland fand, hat der nicht von Glück zu sagen?

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

November 1867.



Das Loos.

Von G. N.

Laß uns das Loos stets lieblich fallen,
Der Du der Menschen Schicksal lenkst,
Allmächtig thronest über Allen
Und des Geringsten doch gedenkst!
Der über Erdenbürgern waltet
Als Ewigvater, Herr der Welt,
Der aus dem Nichts das All entfaltet
Und es mit starkem Arm erhält.

Es spielen keine dunkle Mächte
Als ein Geschick, verhängnißvoll;
Nein, es bestimmt uns Deine Rechte,
Wie sich das Leben wenden soll;
Kein blinder Zufall, nur Dein Wille
Bezeichnet unsers Lebens Pfad,
Du führst ihn mit der Weisheit Fülle
Nach Deiner Gnade ew'gem Rath.

Ein lieblich Loos ist uns gefallen
Schon hier; denn mit des Glaubens Licht
Läßt sich's durch Finsternisse wallen
In steigend süß'rer Zuversicht.

Scheint uns Dein Walten auch verborgen,
In Nacht und Grauen eingehüllt,
Bald lichtet es ein schön'rer Morgen,
Der uns'res Herzens Sehnsucht stillt.

Wie windet sich der Freude Blüthe,
Doch ein in der Erfahrung Kranz!
Wie oft gewährt die ew'ge Güte
Uns unverhofften Sonnenglanz!
Da willst Du uns auf's Neu beweisen,
Du liebest uns, wir seien Dein; —
Wir werden Deine Führung preisen,
Und sollt' es nur ein Stammeln sein.

Wenn nach der Pilgerschaft hienieden
Des Todesengels eis'ge Hand
Zuletzt uns nahet und im Frieden
Uns heimführt aus der Väter Land,
Dann fällt uns durch des Mittlers Sterben
Das lieblichste, das schönste Loos:
Erstehen als des Lichtreichs Erben
Und ruhen in des Vaters Schooß.

Eine wahre Geschichte.

Ei was, eine wahre Geschichte! Ists auch wahr, daß sie wahr ist? Wie oft hab ich das gedacht, wenn ich eine Aufeinanderfolge wunderbarer Erlebnisse las! Es war mir noch nicht klar geworden, daß Wahrheit wirklich oft seltsamer ausfällt als Dichtung. Dies Mal kann ich dafür bürgen, daß die Geschichte, die ich mittheile, wahr ist; denn der Mann, von dem sie handelt, ist ja unser lieber Nachbar, der oft Abends traulich bei uns sitzt, und bei solchen Gelegenheiten auf vieles Fragen hin uns auch seine eigene Lebensgeschichte erzählt hat. Angesehen hätte ich's freilich dem dürren, zart aussehenden, erst 23jährigen Herrlein nicht, daß er schon so viel erlebt haben soll, und mancher, der ihn so leichten Sinnes zu Roß daherfliegen sieht, denkt wohl: „der weiß auch noch nichts von Elend und Noth und harter Arbeit, — noch so jung und schon so hoch gestellt! der hat gut reiten und sich von Jedermann grüßen lassen!" — Es ist doch merkwürdig, wie wir Menschen an einander vorbeistreifen können; man sieht sich, wirft einzelne Blicke in das Innere des Nächsten, glaubt sich kennen zu lernen, findet jenen interessant und diesen fad oder alltäglich, und sieht doch keinem seine Vergangenheit an, geschweige denn, daß man in den tiefsten Grund des Innern dränge. Wie selten ahnt man auch nur, was der und jener schon innerlich und äußerlich erfahren und durchgekämpft hat!

Ich fuhr einmal in einem Omnibus, da redete jemand von den ungeheuren Schätzen Indiens. Ich erlaubte mir eine beschränkende Bemerkung, worauf mein Nebensitzer, ein junger Unterlehrer, rasch fragte: „womit beweisen Sie das?" Als ich sagte, ich sei dort gewesen, warf er einen prüfenden Blick auf mich und lachte: „Sie und in Indien gewesen? Das machen Sie mir einmal nicht weiß. Sie sehen gar nicht darnach aus." Ich mußte auch lachen und fragte, wie man denn aussehe, wenn man in Indien gewesen sei? Da schaute er mich groß an und antwortete: „jedenfalls ganz anders als Sie!" An seinen vernichtenden Blick muß ich noch oft denken, wenn ich mir Menschen besehe und gar nicht selten finde, daß ein richtiges Erkennen — eben eine Gottesgabe bleibt.

Nun aber zu unserem Richard! Er ist vor 23 Jahren in Belfast (Irland) geboren. Dort besuchte er die Schule, allwo er bald einen der älteren Knaben, Benjamin, den unbezweifelten Primus, auch als den wackersten Jungen kennen und lieben lernte. Daß Ben von Herzen fromm war, daran zweifelte Niemand, so seltsame Gedanken auch mancher Knabe sich darüber machen mochte. Ben war aus einer Methodisten-Familie und schämte sich seines Glaubens nicht; das mußte man achten, wenn man auch nicht mitthun mochte.

Nun begab es sich, daß Ben nach Dublin in ein dortiges methodistisches Knabeninstitut geschickt werden sollte, das als eine sehr gute Schule gelobt wurde. Richards Eltern, die weder Methodisten waren, noch überhaupt Anspruch auf besondere Religiosität machten, entschloßen sich ihren Sohn, der gern bei seinem Ben geblieben wäre, auch in jene Schule zu senden.

So trat denn der kleine Dick (wie Richard bei seinen Kameraden hieß) mit 11 Jahren in das Institut ein. Da schloß er aber bald eine innige Freundschaft mit einem gewissen Willie, einem überaus lustigen, schelmischen, aber grundehrlichen Burschen, dessen Vater Missionar auf einer der Südsee-Inseln war. Der Umgang mit Ben entleidete ihm; denn einmal gehörte der zu den älteren Knaben, und dann ließ es derselbe sich angelegen sein, Betstunden in der Anstalt einzuführen und einen neuen Geist unter die wilden Jungen zu bringen. Dick sah wohl, wie redlich er es meine; aber je mehr er ihn achtete, desto weniger konnte er ihm folgen. Die pfiffigen Knaben merkten bald, daß sie bei Lehrern und Andern sich wohl dran machen konnten, wenn sie fromm redeten und laut beteten. Es wurde nun natürlich auch den beobachtenden Kleineren bald offenbar, wem es ein Ernst war und wer nur fromm that; wenn

daher einer der Letzteren ein langes, wortreiches Gebet sprach und zwischen hinein weinte und stöhnte, dann wurde es ihnen zum Eckel.

Bei einer solchen Gelegenheit rief der kleine Willie einmal dem Betenden — der gerade wie vor Bewegung inne hielt — zu: „Ach du suchst ein langes Wort? Halt, ich hole schnell das Lexikon." — Damit hatte der leichtsinnige Schelm mit einem Male den guten Ruf eingebüßt, wurde den Andern als frivoler, gottloser Spötter vorgestellt, und dem kleinen Dick namentlich ward vom Vorsteher der Anstalt der Umgang mit diesem bösen Menschen feierlich verboten. Allein es gieng nach Knabenart, Dick hielt sich nur noch inniger zu seinem blamirten Freunde, trieb viel dumme Streiche, kam immer zu spät an's Lernen und Vorbereiten und zog sich damit allerlei Zurechtweisungen zu.

Am Ende wurde er darüber so erbittert, daß er beschloß aus der Schule zu entlaufen. Er war blos zwei Jahre drin gewesen, als er ihr den Rücken kehrte; mit einem ebenso lernmüden Kameraden — NB. nicht mit Willie — lief er eines schönen Tages unversehens davon nach dem nächsten Hafen, Kingstown. Sie hatten zusammen 28 Schillinge im Vermögen. In Kingstown sahen sie bald ein, daß das Postdampfboot (nach England) für sie zu kostspielig wäre. So liefen sie muthig nach Dublin zurück, nur hie und da schaudernd bei dem Gedanken, was auch aus ihnen würde, wenn man sie dort einfangen sollte.

Das stand ihnen fest, nach England müssen sie irgendwie zu gelangen suchen, denn Richards Eltern hatten sich mittlerweile nach London begeben. Und am Ende ließ es sich machen. Als Deckpassagiere, um 4 Schilling die Person, gelangten sie nach Liverpool und schrieben von dort aus ihren Verwandten. Sofort eilten die beiden Mütter herbei, und redeten den thörichten Knaben an's Herz. Der entlaufene Kamerad gieng auch wirklich mit den Seinigen nach Hause, Dick aber konnte sich trotz aller Bitten nicht dazu verstehen. Er schämte sich so heimzukommen, hatte auch schon mit einem Kapitän verhandelt, der ihn als Kabinenjunge auf sein Schiff — ein amerikanisches — zu nehmen versprochen hatte.

Frau L. war keine überzärtliche Mutter; vollkommen überzeugt, daß die erste Seereise ihren 13jährigen Knaben gehörig demüthigen und für die Freuden der Heimat — am Ende auch für die Leiden eines Institutes — hinlänglich mürbe machen werde, ließ sie ihn ziehen. Als Kajütenjunge konnte er allerlei Speisen essen lernen, die er bisher auch mit vorgehaltenem Stecken kaum geschluckt hätte. Er gieng also auf sein Schiff.

Hier nun wurde er von den alten Matrosen belehrt, daß ein rechter Seemann drei Dinge können müsse: 1) fluchen, 2) lügen und 3) Tabak kauen. Letzteres lernte der kleine Dick zuerst, und zwar mit großem Eifer; er war nicht wenig stolz, als er „einen rechten sichern Spuck" thun konnte. Die harte Arbeit aber und das Herumkommandirtwerden behagten ihm nicht, und so trennte er sich von dem Schiff, sobald dasselbe seinen Landungsort an der mexikanischen Küste erreicht hatte.

Mit seinem Lohn in der Tasche und bester Zuversicht im jungen Herzen marschirte er stracks landeinwärts, im Silberlande sein Glück zu suchen. Armer Dick! Fortuna war ihm unhold und die Menschen auch! — „So einen kleinen Butzenwacker könnt' ich brauchen, ha! ha!" hieß es überall, wo er Arbeit suchte, nachdem sein Geldsäcklein leer war. Mit Mühe schlug er sich von Stadt zu Stadt durch, bis er endlich bitter enttäuscht zurücklief, dem Meere zu.

Er sollte es jedoch nicht so bald erreichen. Ein einsam gelegenes Haus, Wirthshaus und Bauernhaus zugleich, bot ihm beim Hafen ein Plätzchen zum Weilen an. Er wurde Hanswurst darin, d. h. Kellner und Stiefelputzer, Stallknecht und Gärtner, Laufbube und Schafhirte — alles in einer Person. „Dick!" hieß es da, „Dick" hieß es dort; gab es eine wichtigere Person als den kleinen Dick, von dem Alles abhieng in Küche und Keller, Stall und Feld? Es war jedoch ein rauhes Leben, viele Mühe mit kurzem, oft unterbrochenem Schlaf, und wenig gute Bissen fielen ihm zu!

Eines Abends aber nahm ihn sein Nachbar mit in den Wald hinaus — zum Jagen. Der kleine dürre Dick mußte die Flinte schleppen und dem Berittenen nachlaufen, so schnell er konnte. Halb im Spaß forderte ihn der Mann zuletzt zum Schießen auf und war nicht wenig erstaunt,

als der Kleine, der mit seinem älteren Bruder zuweilen wilde Enten gejagt hatte, richtig schoß. „Gut," sagte der Meister, „du bleibst dort hinter jenem Busch versteckt, bis der Mond untergeht. Um jene Zeit kommen die Rehe hieher, um aus dem Teiche dort zu trinken. Schießest du mir ein schönes Reh, so kriegst du einen Real (18 Kreuzer), das versprech ich dir." Den armen Dick verlangte sehr nach einem eigenen Real; denn im Dienste seines strengen Herrn bekam er blos Nahrung und Kleidung, — und das nothdürftig genug!

Einsam und still ward es in der weiten Fläche, nachdem der Mann heimgekehrt war. Gar leise zog der Mond am Himmel dahin — und ach wie langsam! Er schien einmal nicht untergehen zu wollen, und seltsame Schatten huschten herum. Des Knaben Herz bebte, er hielt sich die Augen zu — und schlief darüber ein. Endlich erwachte er an einem Geräusch; ja da kamen die Rehe — ahnungslos, ruhig, und tranken am nahen Teich. Dick starrte sie an, eine seltsame Angst und Ohnmacht hatte ihn befallen, er dachte nicht mehr an die Flinte. Plötzlich aber fiel ihm seine Pflicht ein. In stattlicher Würde fieng das Rudel an, sich vom Teich dem Busch, in welchem Dick gelegen, zu nähern. Da plötzlich nimmt der Kleine die Flinte, schließt die Augen vor Angst und drückt los. Aber welche Freude! Ein schöner, großer Rehbock war gefallen.

Dick rennt auf ihn zu; das Thier ist aber noch nicht todt und gibt dem kleinen Jäger einen solchen Stoß gegen die Brust, daß er besinnungslos zurückfällt. Da lag er, bis am frühen Morgen der Mann zu Pferd einhergesprengt kam, den gefallenen, jetzt todten Rehbock schmunzelnd betrachtete und dann den Jungen aufrüttelte. Am nächsten Tag lag ein Schiff vor Anker; Dick wollte sich darauf begeben, allein sein Meister hielt ihn mit Gewalt zurück. Der Rehbock wurde um 8 Dollars an den Kapitän verkauft — aber, o armer Dick! den versprochenen Real bekamst du nie!

Er hatte nunmehr Gelegenheit die Fülle, über den Werth mexikanischer Versprechen seine Betrachtungen anzustellen. Denn hinfort wurde der Kleine oft auf nächtliche Jagd geschickt. Noch mancher Real, oder ganz gewiß doch ein Cuarto wurde ihm in nächste Aussicht gestellt; nur wollte es nie dazu kommen, daß er solche Münze fingern durfte.

So gieng es etliche Monate fort. Da schickte ihn sein Herr eines Tages auf einem mit Früchten beladenen Boot nach einem Kriegsschiff, das vor Anker lag. Dem sollte er die Waare verkaufen. Das war für den nach Veränderung schmachtenden Jungen ein „gemähtes Wieslein." Kaum an Bord gelangt, stellte er sich dem Kapitän vor und bat um Aufnahme als Matrose; dafür empfahl ihn sein früheres Zeugniß, das er wohlweislich mitgenommen hatte. Er wurde ohne viel Bedenken angenommen. Nun erklärte er den Schiffsleuten, er habe da ein Boot voll Früchte — leeren könne es wer wolle, er habe nicht im Sinn an's Ufer zurückzugehen. Die Matrosen ließen sich das nicht zweimal sagen und Dick war im Nu der erklärte Liebling Aller und bewegte sich nun wieder mit altenglischer Freiheit.

Eines aber betrübte den Jungen, daß ihm sogar die erfahrensten Seemänner eine selbsterlebte Geschichte, die er ihnen erzählte, als Dichtung belachten und für rein unmöglich erklärten. Er hatte nämlich auf seinem ersten Schiff von England nach Mexiko viel Sturm gehabt, und da begab sich's eines Tages, daß der Steuermann von einer Welle stracks auf der Wetterseite in's Meer gestürzt, unter dem Schiff durchgezogen und auf der Leeseite wieder aufs Verdeck geschleudert wurde. Dick hatte das mit eigenen Augen gesehen und er war doch auch nicht auf den Kopf gefallen; aber, obschon alle Matrosen sagten, dergleichen komme wohl bei Fässern und sonstigen Sachen zuweilen vor, wollten sie's doch von einem Menschen nicht glauben. Nun lernte er etwas Neues; nicht „lügen," wie ihm empfohlen worden war, aber auch nicht alle Wahrheit heraus sagen, sondern an sich halten, bis er treue Herzen finde, und einstweilen sich aus dem Spott der Menschen wenig machen.

Vier Monate lang kreuzte das Schiff im atlantischen und stillen Ocean; dann ankerte es vor Acapulco zu längerem Aufenthalt. Dick hatte genug am Kriegsdienst mit seiner strengen Zucht, und mit einigen Andern begab er sich dort auf einen Dampfer und zwar in der Eigenschaft eines Kohlenträgers. Er mußte doch auch sehen, wie es sich im Heizraum leben läßt. Nun dieser Dampfer ist später auf einer Reise nach Japan geborsten und Alle, die in dem Maschinenraum zu thun hatten, sind dabei umgekommen, während die übrige Mannschaft gerettet wurde. Schon damals murmelten die Matrosen viel von Unsicherheit und altem Kessel zc. und die meisten verließen den Dampfer, sobald er St. Francisco erreichte. Auch Dick fand es dort warm genug ohne Maschinenfeuer und sagte dem gebrechlichen Fahrzeug Lebewohl.

Schon länger hatte er sich darauf besonnen, wie ein gewisser Onkel und Großonkel Dr. L., von dem er zu Hause hatte reden hören, in oder bei St. Francisco wohne; bei diesem sein Glück zu versuchen, war auch eine Aussicht. Beherzt fragte er überall nach; endlich erfuhr er, der Doktor wohne etliche Meilen hinter der Stadt. Muthig marschirte er dorthin, nachdem er sich zuvor noch ein neues Strohhütlein gekauft, um dem Verwandten nicht als Vagabund zu erscheinen. An einer Schmiede hielt er und fragte an; die alte freundliche Mutter des Schmieds zeigte ihm den Weg zu dem Doktor. Ja wirklich, da stand Richards Familienname in ungeheuren bunten Buchstaben an einem Häuschen gemalt: „Doktor L....." — Es muthete den jungen Seefahrer etwas kurios an; ein Gefühl, als sei es da nicht ganz geheuer, kam über ihn. Doch trat er frisch ein und fragte eine alte Frau, die im Wohnzimmer am Flicken saß, ob der Hr. Doktor da sei? — Er werde bald kommen. — Vom Marsch hungrig, durstig und müde, voll Verlangen und Hoffnung wartete Dick eine, zwei, drei Stunden und hatte, wie schon oft, Gelegenheit, seine Erlebnisse zu überdenken.

Da fährt ein Wägelein vor's Haus, die Thüre geht auf; ein dicker, kurzer, rothbackiger Mann tritt ein, und fragt barsch, was der Junge da wolle. Dick ist verlegen und fragt blos, ob der Doktor auch ein Irländer sei? — „Ei freilich von Irland bin ich, und wurde von dort fortgeschickt, blos weil ich ein Schäflein auf andere Waide trieb," sagte der würdige Arzt halb brummend, halb scherzend. Dem Jungen wird's eng um's Herz, doch ist er schon an schnelle Entschlüsse gewöhnt. „Verzeihen Sie, ich hab ein Versehen begangen! Adieu, Hr. Doktor!" und fort gieng er zum Schmied, wo er nicht ohne eine Thräne den Besuch schilderte und von der alten Frau und ihrem Sohne getröstet und ermuthigt wurde. Nicht nur gaben sie ihm zu essen und zu trinken, sondern zuletzt mußte der Sohn sein Wägelein anspannen und den Jungen wieder nach der Stadt fahren. Gewiß thäte es den wackeren Leuten wohl, wenn sie hören könnten, wie jener Bursche noch heute voll Rührung von ihrer Freundlichkeit erzählt und versichert: „ja dieses Weib ist eine wahre Dame!"

Aus diesem kleinen Erlebniß zog Richard die Lehre, nun nicht mehr nach möglichen Verwandten zu suchen, sondern getrost sein Seeleben fortzuführen. „Ein Jedes für sich selbst, und Gott für uns Alle!" Der ‚Adlersflügel' wollte eben nach Hongkong über Futschau und Schanghai abfahren, und wo konnte man besser geborgen sein als auf einem Adlersflügel! Auf diesen also begab sich unser Freund als Matrose. Diese Fahrt wird er nicht mehr vergessen. Es war eine unbeschreiblich harte Zeit unter dem finstern, rohen Kapitän, der seine Leute wie Hunde behandelte.

Aller Frohsinn war da vom Vorkastell verbannt; mürrisch, maschinenartig that jeder seine Arbeit. Durch die Nachlässigkeit eines der Matrosen geschah einmal ein Unglück beim Segelreffen, ein älterer Mann wurde von der Rae, auf der sie standen, herunter geschleudert und stürzte todt aufs Deck. Dick fiel auch, aber zum Glück konnte er sich im Falle noch an einer Stange halten und wurde gerettet. Sein linkes Bein aber war schwer verletzt, er mußte fürchten, er werde für immer lahm bleiben. Als er acht Tage lang unter heftigen Schmerzen stille gelegen hatte, nicht ohne viel an Mutter und Institut zu denken, trat der Kapitän an seine Hängematte und beredete ihn, nun wieder an seine Arbeit zu gehen; das schmerze nur, so lange man sich schone. Der arme Invalid konnte sich kaum schleppen und litt unsägliche Pein und Noth, während das Bein sich sichtlich verschlimmerte.

So landeten sie in Schanghai. Dort rechnete der Kapitän ab; er zog Dick wegen seines Krankseins ein schönes Sümmchen von seinem Gehalt ab und zahlte überhaupt so

schrecklich wenig, daß die ganze Mannschaft sammt und sonders ihn im Stiche ließ. Dick konnte eben noch in die „Seemannsheimat" hinken, wo er sogleich von heftigem Fieber und Gliederweh befallen wurde. Als sein Geld aus war, weigerte sich der Wirth ihn länger zu behalten und bedeutete ihm, er müsse sich sofort eine andere Herberge suchen. Da war guter Rath theuer.

Wohl hörte er nun von einem verrufenen, liederlichen Wirthshaus auf der andern Seite der Bucht; aber kein anständiger Matrose, hieß es, gehe dorthin. Allein was konnte Dick thun! Er wollte doch einmal anfragen und sehen; hatte er doch verlernt, wählerisch zu sein. Mit dem letzten Geldstück ließ er sich über die Bucht hinüberrudern, krank und elend wie er war. Als die Wirthsleute ihn sahen, schrieen sie, sie wollen kein Fieber von ihm erben, er solle nur fortbleiben. Trostlos kehrte er in die „Heimat" zurück, wo er sein kleines — ach wie kleines Bündlein Kleider dem Wirth zum Bewahren übergeben hatte. Aber da kam er schlecht weg. „Ich, deine Kleider! Unsinn! Ich hab nichts dergleichen, hab das Bündel nie zu Gesicht bekommen, kann drauf schwören. Pack dich, wir brauchen kein solches Gesindel!"

Ganz vernichtet wandte Dick sich weg und schleppte sich hungrig und obdachlos durch die Straßen der Stadt, noch ganz kraftlos von seinem Fieber. In einem leeren zerfallenen Hüttchen legte er sich nieder und schlief selbige Nacht. Am andern Morgen trieb ihn der Hunger wieder hinaus; er sah an manchem gelben Angesicht hinauf, ohne daß eines der blinzelnden Augen sich für ihn öffnete. Gegen Abend, als er vom Hunger zu einer Art Verzweiflung getrieben war, erblickte er bei Lampenschein eine chinesische Familie um ihr Abendessen versammelt, alle überaus heiter und laut. Ohne sich zu besinnen, stürzt der Hungernde in die Verandah, macht sich mit Stoßen rechts und links Platz zwischen den essenden Leuten und fängt an begierig zuzugreifen. Zuerst waren Alle wie gelähmt von Verwunderung, bald aber brachen sie in ein helles Gelächter aus über die Verlegenheit des jungen Burschen und seine Art ihr abzuhelfen; man nickte und winkte ihm zu und gab ihm reichlich zu essen.

Von da an zauderte unser Richard nicht mehr, wenn er gerade hungrig war und Chinesen essen sah, sich bei ihnen mir nichts dir nichts einzuladen; war es doch der einzige Weg, dem Hungertode zu entgehen. Immer und immer wieder suchte er eine Stelle auf kommenden und gehenden Schiffen, aber immer war die Antwort ein verächtliches Achselzucken. „So einen dürren, schwachen, kleinen Matrosen kann ich nicht brauchen," oder: „Gott! was ist das für ein zartes Bürschlein!" So lebte er denn „wie der Hund auf der Gasse," schlief, wo er gerade konnte, aß, wo er Brocken roch, und sah vor sich nichts als Verzweiflung und Tod; denn den Leuten wurde er doch bald zur Last und konnte sich nicht mehr über die giftigen Blicke täuschen, die auf „den fremden Teufel" gerichtet waren.

Eines Tages trat er in ein Haus ein, wo eben ein Weib und ein schönes junges Mädchen händeringend standen und schrecklich heulten. Sie rauften sich die Haare, zerrissen ihre Kleider und rieben sich fast die Augen aus dem Kopf. Es waren bestellte Klageweiber, die bei der Leiche eines Kindes ihr Wesen trieben. Dick sah ihnen zu und konnte seine Augen nicht abwenden von dem todten Kinde, um dessen Hals drei Reihen Kupfermünzen, wie Halsbänder, hiengen, nach dortiger Sitte. Da stand Dick ausgehungert und hoffnungslos wegen Mangels an so ein paar Münzen, und dort lag das todte Kind, dem alles Geld der Welt nichts mehr nützen konnte. Er starrte und starrte die Münzen an; mechanisch sah er zu, wie das Kind in den Sarg gelegt wurde, mechanisch folgte er dem Zuge an den Begräbniß-Ort; vor seiner Seele tanzten immerfort nur die drei Reihen Kupfergeld! — Die Ceremonie war vorbei, der Sarg blieb nach Landessitte im Freien über Nacht ausgestellt; zwei Männer wachten dabei. Dick wollte sich da und dort ein Nachtessen erbetteln oder erzwingen, aber überall wurde er barsch abgewiesen. Es wurde dunkel. Er eilte nach der Stelle, wo der Sarg war, die beiden Männer zankten sich unter einander und zuletzt sah der Knabe sie davon gehen. Husch! lief er zum Sarg, lüpfte den Deckel, schon hatte er eine der Halsketten in seiner Hand — da plötzlich kehrten die Wächter zurück. Dick floh; er lief, was nur seine geringe Kraft vermochte, die Männer ihm nach. Ein furchtbarer Schlag streckte ihn mit einem Male blutig und bewußtlos zu Boden.

Dick erwachte und sah sich um. Er befand sich auf einem ordentlichen Lager an Bord eines Schiffes. Als er die Augen aufschlug, lachten ihn etliche Matrosen gutmüthig aus, daß er so lange geschlafen, und einer fragte ihn, ob er keine Schmerzen mehr fühle. Dick wollte allerlei Fragen stellen, aber sein neuer Freund gebot ihm, sich still zu verhalten, da er meuchlings aufs Schiff gebracht worden sei und seine Anwesenheit erst ruchbar werden dürfe, wenn sie ein nettes Stück vom Land weg sein würden. Er erfuhr aber alsgemach, daß zwei Matrosen ihn hatten fliehen sehen, verfolgt von den zwei chinesischen Wächtern. Sie waren gerade nach dem Schlag an die Stelle gekommen, wo der Bursche bewußtlos da lag; da hätten sie ihn dann aufgehoben, herumgefragt, wo er hingehöre, und die Antwort habe gelautet, er sei ein fremder Bettler aus einem amerikanischen Schiff. Was blieb ihnen übrig, als ihn in aller Stille mit auf ihr Schiff zu nehmen.

Einer dieser Matrosen war ein alter, sonnverbrannter, wetterharter Franzose, nun zum Weltbürger geworden, dem alle Zonen gleich viel galten. Er wurde Dicks treuer Freund und Wohlthäter; ein weiches Herz unter rauher Hülle. Sie waren auf einem kleinen Schiff, das heimlich den Taiping Rebellen Proviant in die Nähe von Hongkong brachte. Dort in der neu entstehenden Seestadt Victoria blieb Dick mit seinem Freund und etlichen Andern zwei volle Monate in aller Ruhe, während welcher Zeit diese wackern Matrosen für den verlassenen Knaben Kost und Logis zahlten, ihn obendrein kleideten und ihm in jeder Weise viele selbstvergessende Liebe erwiesen.

Er merkte übrigens, daß ihre Börsen auf die Neige giengen und sie sich immer angelegentlicher nach einem Schiffe umsahen, das etliche neue Hände brauchen könnte. Endlich fanden sie Anstellung auf dem schönen großen „Jakob Bell" von 2200 Tonnen. Der Kapitän war ein vollkommener „Gentleman," alles so schön und rein, das Essen gut und reichlich. Noch nie hatte sich Dick so glücklich zur See gefühlt. Die Schiffsladung bestand in Thee; in Manila wurden noch Cigarren aufgeladen, und dann sollte es frisch nach New-York gehen.

Die Reise ging auch glücklich von Statten bis nahe bei Malacca; dort starb der erste Offizier des Schiffes. Nun wurde promovirt, der zweite Offizier stieg zur ersten Stelle, der dritte zur zweiten, aber wer sollte dritter werden? Der Kapitän, der hohe Stücke auf den Franzosen hielt, machte ihm den Antrag, welchen aber dieser dankend ablehnte: er sei schon zu alt, um noch zu derartiger Ehre zu kommen. Ein anderer alter Seemann wurde gefragt und lehnte gleichfalls ab: die Matrosen würden ihn doch nicht anerkennen, vielmehr ihn beneiden und ihm das Leben verbittern. Nun berieth sich der Kapitän mit dem alten Franzosen, der offen äußerte, er meine, er sollte es mit Dick probiren, in dem stecke etwas, er sei gelehrig und habe schon allerlei Kenntnisse gesammelt: sodann stamme er von guter Familie, ohne sich doch was darauf einzubilden, und sei durch ordentliche Schulen gelaufen. Das imponire auch Matrosen; daher würde sich Dick gewiß eignen, trotz seiner Jugend.

So begabs sichs also, daß der Kapitän aufs Verdeck trat und eine Ansprache an seine Leute hielt, die ungefähr mit den Worten schloß: wenn Jemand etwas gegen Dick einzuwenden habe und ihn nicht als dritten Offizier anerkennen wolle, der solle es jetzt offen aussprechen; später erlaube er einmal kein Gebrumm und Gestichel. Da haben nun Alle gesagt: Dick sei ihnen so lieb als irgend ein Anderer rc.; und somit wurde er Offizier, durfte in der Kajüte speisen und mußte auch die Freunde, die ihn so väterlich berathen hatten, kommandiren lernen. Der Kapitän lieh ihm Bücher, half selbst mit Unterricht nach und gab ihm 25 Dollars des Monats. Wer war glücklicher als unser Dick! die harten Zeiten schienen nun vorüber, und alles ließ sich zu einer schönen Laufbahn an.

Am Aequator herrschte tiefe, lange, drückende Windstille. Da sahen sie einen Dampfer mit englischer Flagge; derselbe kam näher und schickt ein Boot an den ‚Jakob Bell' ab. Auf diesem freute man sich, doch auch wieder einmal etwas Unterhaltung zu kriegen, und begrüßte fröhlich das Boot, das vom Dampfer herübergesandt wurde. Aber wie sonderbar benehmen sich diese Gäste!

Sie machen ernste Miene, sperren Kapitän und Offiziere behend in die Kajüte ein, fesseln die Matrosen, durchsuchen das Schiff, packen zusammen, soviel sie können und was nur immer der Mühe werth erscheint, beladen Boote, nehmen die Gefangenen auf ihr Schiff hinüber, von dem die englische Flagge schnell verschwunden war — und unsere Freunde befanden sich plötzlich auf der ‚Alabama'! Das war das Raubschiff der Südstaaten, von dem wir bereits (Jgdbl. März 1864) erzählt haben.

Vormittags um 11 Uhr hatten die Schiffe sich begrüßt, Abends nach 7 Uhr saßen die Hände des ‚Jakob Bell' gut geschlossen auf dem Deck der ‚Alabama' und bekamen endlich etwas zu essen. Unsern armen Dick aber wollte Kapitain Semmes nicht anerkennen. „Was ist ein dritter Offizier besser als ein Matrose!" sagte er lachend, und der arme Junge durfte die Fesseln tragen so gut wie sein alter Freund, der Franzos. Doch dachte er weniger an sich als an seinen guten Kapitän. Dieser sah unverwandt nach seinem schönen Schiffe, dessen Miteigenthümer er war. Siehe da! Hell schlagen die Flammen auf, es kracht, es zischt, es lodert, es versinkt. „Da geht mein schöner ‚Jakob Bell'! Da sinkt nun alle meine Habe, der Lohn harter Arbeitsjahre; da sinkt der Lebensunterhalt meiner Familie!" rief er aus und weinte helle Thränen.

An Bord der ‚Alabama' waren nun mehr Gefangene als eigene Mannschaft, denn ehe der ‚Jakob Bell' aufgebracht wurde, waren schon 22 Gefangene eines andern Schiffes an Bord. Die Mannschaft der ‚Alabama' bestand aus 70 Abenteurern aller Nationen. Zähneknirschend saßen die Gefangenen da, da kommt ein holländischer Matrose des Freibeuters an Dick vorbei, gibt ihm einen Tritt und spöttelt: „So, so, das ist der dritte Offizier, gehorsamer Diener, mein Herr!" Dick wie ein grimmiger Bär versetzt ihm mit der rechten Hand (die man eben des Nachtessens wegen frei gemacht hatte) eins an die Beine, daß der Holländer umstürzt. Nun gibts Alarm. Der rebellische Gefangene wird zur Strafe mit den Armen an ein Tau gebunden und hinaufgezogen, bis er mit den Zehen kaum noch den Boden berühren kann, und in dieser peinlichen Lage mußte er 10 Stunden lang — die ganze bange Nacht hindurch — hängen.

Als man ihn abnahm, sank er in eine tiefe Ohnmacht und wurde sofort vom heftigsten Fieber und Gliederweh befallen. Da aber erwies sich der edle, menschenfreundliche Arzt des Schiffes als ein wahrer Samariter. Er nahm den Gefangenen nicht allein in seine eigene bequeme Kajüte, sondern räumte ihm sogar sein Bett ein und pflegte den Fremdling Tag und Nacht mit einer Treue und Aufopferung, an die derselbe sein Leben lang nie ohne tiefe Rührung denken kann. Wie muß es den jungen Mann bewegt haben, als er später aus den Zeitungen erfuhr, wie beim Untergang der ‚Alabama' dieser edle Schiffsarzt alle seine Patienten auf das rettende Boot brachte, und dann, als er sah, daß dasselbe keine weitere Last mehr tragen konnte, ruhig auf der ‚Alabama' stand, Lebewohl rief und mit ihr versank!" — —

Nach achtwöchiger Fahrt ankerte das Raubschiff vor Pernambuco, wo 70 der Gefangenen an's Land gesetzt wurden, mit einem kärglichen Vorrath von Bohnen und Zwieback. Die armen Menschen wären schier Hungers gestorben — Einige sind es auch wirklich —; denn die Regierung wollte nichts mit der Sache zu thun haben, und nur die christliche Barmherzigkeit dortiger Einwohner entriß diesem elenden Loose seine sonst sicheren Opfer. Dick durfte nicht an's Land, er blieb mit seinen Freunden auf dem feindlichen Schiffe. — Am Rand des Golfstroms kaperte die ‚Alabama' wieder ein kleines Schiffchen von bloß 72 Tonnen, ein Puddinger hießens die Matrosen; darauf wurden die Leute des ‚Jakob Bell' zusammengepackt und nach Boston geschickt, wo sie nach 25 Tagen anlangten. Dort blieb Dick 14 Tage und mußte zu seinem großen Leidwesen Abschied nehmen von seinem alten Freunde, auf dessen Schiff er umsonst einen Platz gesucht.

Doch auch für Dick fand sich ein Plätzchen. Auf einem kleinen Fischer-Schooner von 70 Tonnen, mit bloß 8 Mann, ließ er sich als Koch anstellen. Er ist heute noch stolz auf die schönen Pasteten und Puddinge, die er dort zu Stande brachte. Jeder Fischer hatte sein eigenes kleines Boot an Bord, und diese wurden alle ausgesetzt,

als man auf der St. Georg's Bank anlangte. Da mußte nun Dick lernen, im Boot aufrecht stehen, trotz Sturm und Wogen, und Stockfische fangen vom Morgen bis an den Abend. Sodann, als die Jahreszeit vorgerückt war, begann auf St. Peter's Bank das Nachtfischen, und den Tag über gab's auf dem Verdeck Arbeit genug, die Fische alle unterzubringen. Vier und ein halb Monat waren sie so beschäftigt und fingen 3700 und ungerade Fische. Dann giengs wieder dem Hafen zu. In Plymouth (Massachusets) landete man, und Dick lebte etwa 8 Tage lang herrlich und in Freuden von seinem Lohn, der sich auf 18 Dollars des Monats belief.

Er reiste dann mit Kohlen auf einem Küstenschifflein 1 Monat lang hin und her, machte auch einen kurzen Besuch in Delaware; diente hier wiederum als Koch und Proviantmeister an Bord einer Brigg, die in 22 Tagen Bangor erreichte. Es muß wohl ein amerikanischer Hafen sein; aber wo er liegt, geht über mein geographisches Wissen, das nur von cisatlantischen Bangors (in Irland und Wales) Kunde hat.*) Er hatte nun ziemlich Geld im Sack und ging also festen Fußes in ein Hotel, wo er dem Wirth erklärte, er sei im Stande, wöchentlich 4 Dollars für Kost und Logis zu zahlen. Da wurde er nun sehr gut bewirthet, aß an der table d'hôte, gerade wie andere Herren, die 10 Dollars per Woche zahlten.

An der Tafel saß Richard eines Tages neben einem sehr angenehmen, freundlichen Herrn; er mußte offenbar ein Schiffskapitän sein. Richtig, sie kamen in ein Gespräch, darin Dick zufällig seine Reise und die Abenteuer auf dem ‚Jakob Bell' erwähnte. Betroffen sagte der Fremde: „Der Kapitän ist mein Onkel und ich hatte auch einen Theil an dem Schiff. O weh, daß es mit der ‚Alabama' zusammenstoßen mußte! — — Zeigen Sie mir Ihre Zeugnisse, junger Mann und besuchen Sie mich morgen auf meinem eigenen Schiffe, das im Hafen liegt!" Richard ließ sich's nicht zweimal sagen, sondern besuchte schon am frühen Morgen den freundlichen Kapitän auf seinem schönen neuen Schiffe. Derselbe hatte kaum die Zeugnisse gelesen, als er an Dick die Frage richtete, ob er mit ihm wolle, „er gehe nach Irland." „O, sagte der, „nach Irland ginge ich schon mit, aber ehrlich gesprochen, ich mag nicht mehr gemeiner Matrose sein; ich suche mir jetzt eine Offiziersstelle auf irgend einem unbedeutenden mexikanischen Schiffe und dann kann ich allgemach höher steigen!" Der Kapitain klopfte ihm auf die Achsel und sagte: „Nun gut, Sie sollen als Offizier mit mir kommen, unter der Bedingung, daß Sie die $2\frac{1}{2}$ Monate, die wir hier noch zubringen müssen, zu Ihrer Ausbildung benützen. Ich werde Ihnen darin behilflich sein, Ihnen alle Mittel an die Hand geben, werde Ihnen auch während dieser $2\frac{1}{2}$ Monate Ihren Lohn (48 Dollars) auszahlen, wie wenn Sie schon an Bord wären; aber Sie müssen ein Examen passiren, denn auf unsern englischen Schiffen nimmt man's einmal nicht so leicht, wie es bei diesen Amerikanern vorkommt."

Wie glücklich war nun Richard! Diese ganze Zeit über hatte er aus Stolz nicht nach Hause schreiben mögen, immer wartend auf einen tüchtigen Ruck am Glücksrad. Doch ja, einmal hatte er geschrieben, gleich nach der ersten Reise, und zwar demüthig genug. Aber seiner Eltern Briefe trafen ihn nicht mehr an Ort und Stelle, und alle ihre Erkundigungen nach ihm waren umsonst gewesen. Jetzt bot sich eine Gelegenheit, beides sie wieder zu sehen und sich ihnen vorzustellen als ein Junge, der es zu etwas gebracht hat. Auf einem englischen Kriegsschiffe bestand er sein Examen und zwar ganz anständig, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, durch welche er sich durchzukämpfen hatte. Dann gieng's hinüber nach Irland, dem alten Irland, das noch ganz aussah, wie ehedem; nur er selbst war anders geworden. Sofort schrieb er mehrmals an seine Eltern in London, mußte ihnen aber schon auch ankündigen, am Ende werde er kaum Urlaub zu einem Besuch bei ihnen herausschlagen können, da es sich gerade mit seinem guten Kapitän zu weiteren Reisen anlassen wolle. Einmal an's Seeleben gewöhnt, wird der Mensch zum Wandervogel, und von Heimat ist dann kaum mehr die Rede. Jetzt aber erhob sich die Mutter mit Macht. Gar schnell kam die Antwort an

*) Ist wohl Bangor im Staate Maine, am Penobscot.

Dick, — bitte um Verzeihung, an Herrn Maat Richard L. — die er nur mit klopfendem Herzen öffnen konnte. Zugleich lief ein Brief in die Hände des Kapitäns ein, worin Frau L. denselben dringend ersuchte, ihren Sohn seines Versprechens zu entbinden und ihn sogleich heim gehen zu lassen, da so eben sein ältester Bruder, Major L. aus Indien zurückgekehrt sei und durchaus Richard zu sehen verlange. Er möge sich doch in die Lage einer Familie versetzen, die seit 6 Jahren ihren Sohn fast für verloren habe ansehen müssen. Sie wäre keine Mutter, wenn sie nicht darauf bestände, vor allem Weiteren ihren Sohn noch einmal umarmen zu dürfen ꝛc.

Der Kapitän war hoch erstaunt über diesen Brief, denn sein Offizier hatte ihm nicht nur nichts von seiner Jugendgeschichte, oder von seiner Familie erzählt, sondern nicht einmal, als es nach Irland gieng, erwähnt, daß er selbst ein Irländer sei. „Von Belfast“ stand wohl auf den Zeugnissen, aber dabei dachte man in Amerika zunächst an irgend ein neues Belfast. Nun, er machte nicht die geringste Einwendung, sondern nahm herzlichen Abschied von dem jungen Mann, indem er lachend sagte: „Ich merke schon, jetzt hat das Seeleben ein Ende und ich brauche wohl kein Zeugniß mehr zu schreiben.“ Das schien auch Richard das Wahrscheinlichste; leichtblütig, wie er war, ließ er alle seine Papiere bei dem Kapitän, nur Eines fand er noch unterwegs in seiner Tasche, dasjenige, das er auf jenem kleinem Stockfischfänger bekommen hatte. Jetzt konnte er mit dem Postdampfer großartig nach England fahren, was ihm vor $6^1/_2$ Jahren nicht gelungen war.

Erster Klasse, mit der Eisenbahn, gieng's im Fluge nach dem Wohnorte seines ältesten Bruders; es war Nacht, als er dort ankam. Er konnte leicht das bezeichnete Landhaus finden, gieng eilends durch den Garten, stolperte über ein Brett und fiel polternd gegen die Küchenthüre. Drin saßen zwei Mägde, die vor Schrecken laut aufschrieen. Beherzt öffnete Richard die Thüre und trat lachend ein, zum Entsetzen der beiden Mägde. Zornig fragten sie ihn, was er da suche? Er solle sich augenblicklich packen, sonst würden sie den Herrn rufen. Er muß wieder lachen: „Gut, eben das will ich, geht nur und ruft den Major.“ Die armen Weiber waren Hasenfüße, keine wollte allein zurückbleiben; und den verwegenen Menschen allein in der Küche zurücklassen, nein! das wollten sie doch auch nicht. Den jungen Eindringling gaudirte diese Scene ungemein; er merkte, daß er scheint's doch nicht so nobel aussehen müsse, wie er sich im Waggon erster Klasse eingebildet hatte; übrigens mochte er sich nicht voreilig zu erkennen geben. Nachdem er also feierlich versprochen, er werde gewiß nichts stehlen, sondern warten, bis der Major komme, liefen endlich die beiden Jungfern die Treppe hinauf und sagten ihrem Herrn: es sei ein unverschämter Lümmel in der Küche, der darauf bestehe, den Herrn Major noch in dieser späten Abendstunde zu sprechen.

Richard hatte diesen Bruder noch nie gesehen, denn derselbe war schon als 16jähriger Kadet nach Indien abgegangen, ehe Dick in Belfast das Licht der Welt erblickte. Als sie sich aber gegenüberstanden, wallte beiden das Herz und es gab eine so rührende Begrüßung, daß die beiden Jungfern helle Thränen weinten und sich kaum zu fassen vermochten. „Nein, wer auch das geglaubt hätte ꝛc.“

Nun gieng's hinauf in das comfortable Wohnzimmer, wo die Dame des Hauses im weichen Armstuhl saß. Richard war wie geblendet von der Anmuth und Schönheit der ihn umgebenden Gegenstände und suchte sich verlegen den möglichst einfachen Stuhl zum Niedersitzen aus. Er war so plötzlich in ein neues Element eingetaucht worden, daß er sich ganz und gar „außer seinem Breitegrad“ fühlte. Wie einem doch die feinen Formen so gründlich abhanden kommen können! Er wurde fast irre an seiner Identität. Doch wie wohl that ihm nun die herzliche Liebe, die ihm da allenthalben entgegenkam; daß ein Junge an seiner Familie denn doch einen wahren Schatz besitze, kam ihm jetzt erst recht zum Bewußtsein.

Bald trafen nun auch die Eltern von London her zum Wiedersehen ein. Es war eine große Freude. Nach einem Monat aber mußte der Major wieder nach Indien zurückkehren; entschieden forderte er seinen jungen Bruder auf, auch dorthin zu kommen, wenn er sich erst in England wieder ein wenig civilisirt hätte. Neun

Monate lang blieb Richard bei seinen Eltern, die ihm einen Hauslehrer anstellten, mit dem er das Vergessene auffrischen und Neues lernen konnte. So wurde er denn, unter mancherlei herzlich belachten Beschämungen, wieder zu einem erträglich feinen Gentleman umgehobelt.

Allein dem jungen Manne blieb nicht verborgen, daß seine Eltern an Geld und Gut gerade keinen Ueberfluß besaßen und daß die Erziehung und Versorgung ihrer zahlreichen Familie ihnen manche Opfer auferlegt hatte. Er schämte sich, ihnen so hinzuliegen und dachte ernstlich daran, wieder sein eigenes Brod zu verdienen. Aber wie? So wenig es ihn nach Matrosen-Arbeit zurück gelüstete, so sah er doch ein, daß er kein Geld hatte, auch nur die theure Reise nach Indien zu bestreiten. Zwar hatte ihm sein Bruder von dort aus eine nette runde Summe zugeschickt, aber die wollte er zu einer guten Aussteuer benützen. Nun suchte er, ohne seinen Eltern davon zu sagen, eine Stelle auf einem nach Indien gehenden Schiffe. Allein da gab's noch einmal eine bittere Enttäuschung; er konnte ja keine Zeugnisse aufweisen, und das eine, das er hatte, zog ihm manche spöttische Bemerkung zu. Doch siehe da! Eines Tages stößt er im Hafen von London ganz unvermuthet mit seinem alten Freund, dem französischen Matrosen zusammen. Sie hatten eine herzliche Freude an einander, und nachdem der Alte des Jungen Anliegen vernommen, sagte er: „Ei, das macht sich ja prächtig!“ und nimmt ihm mit auf ein nach Karatschi bestimmtes Schiff, auf dem er selbst sich engagirt hatte. Seine Fürsprache verschaffte auch dem ehemaligen Offizier eine Stelle als „able Seaman“ (tüchtiger Matrose); im Nu war alles in Richtigkeit.

Richard's Eltern konnten gegen diesen Plan nichts einwenden, so sehr derselbe „dem alten Richard“ gleich sah, daher verabschiedete er sich rasch von ihnen und begab sich auf sein Vorkastell. Fünf Monate und zehn Tage waren sie unterwegs. Kurz vor ihrer Ankunft in Karatschi begegnete dem armen Franzosen ein Unfall: ein betrunkener Matrose stach ihn mit einem Säbel. Am Land angekommen, wurde er sofort in's Spital gebracht. Daselbst konnte ihn Richard zu seinem großen Leidwesen nicht einmal mehr besuchen, denn er selbst wurde — in seines Bruders Hause — gleich am Tage der Landung von dem bösen Sindhfieber befallen, und lag noch krank, als sein Freund schon wieder abfahren konnte.

Richard L. ist jetzt ein angesehener Civilbeamter und hat die besten Aussichten für diese Welt. An die künftige Welt denkt er auch, und kennt die Menschenherzen und sein eigenes besser, als mancher Fromme, sagt aber selbst, er sei noch nicht bekehrt. Doch steht sein Herz dem Worte Gottes offen, und er dankt seinem Schöpfer aufrichtig für die vielen gnädigen Bewahrungen und die treue Fürsorge, die ihn auch „in seinen wilden Tagen“ wie auf Adlersflügeln getragen. Noch ein Schrittlein weiter — es ist aber ein großes Schrittlein — und die Irrfahrten haben ihr richtiges Ziel erreicht.

Vor Zeiten.

(Fortsetzung.)

Die Bildungen der mittleren oder mesozoischen*) Zeit.

Das „Mittelalter der Schöpfung“ ist es also, in das wir jetzt eintreten und dessen Geschichte uns in den Gesteinen und Schichten, die wir mesozoische heißen, entgegentritt; denn

Weil das Gewesene sich im Vorhand'nen spiegelt
Und das Gewordene des Werdens That versiegelt,
So hält der Forscher sich an einen todten Stein,
Und dieser muß für ihn des Lebens Zeuge sein.

Hiervon haben wir schon bisher mehrfache Beispiele kennen gelernt und auch in dieser For=

*) Vom griechischen mesos, der mittlere, und zoon, lebendes Wesen.

mationsgruppe wird es an anschaulichen Bildern dieser Art nicht fehlen. Immer ist es theils die Beschaffenheit der Gesteine, theils das Vorkommen pflanzlicher und thierischer Ueberreste, was uns Aufschluß gibt über die verschiedenen Zustände, in denen sich die Erdoberfläche in den verschiedenen Perioden befunden hat.

In der paläozoischen Zeit haben uns unter allen Thierklassen nur noch zwei gefehlt, nämlich die der Säugethiere und der Vögel, also gerade die vollkommensten. Alle übrigen Klassen des Thierreichs waren vor dem Abschluß dieser ersten großen Periode repräsentirt, wenn sie auch nicht alle zumal, sondern eine nach der andern, im Allgemeinen die höheren später als die niedrigen, auf dem Schauplatz erschienen sind. Allerdings finden wir auch in den mesozoischen Bildungen noch keine an Zahl oder Größe hervorragenden Reste von Säugethieren; aber sie sind doch da, freilich ganz sparsam und vereinzelt: hier in Süddeutschland sind es einzelne kleine Zähnchen, welche am Rand der Filder bei Stuttgart in derjenigen Schichte gefunden worden sind, die die Grenze zwischen der unteren und der mittleren Abtheilung der mesozoischen Bildungen (zwischen Trias und Jura) ausmachen; und in England hat man in der mittleren Abtheilung der Juraformation vereinzelte kleine Kieferstücke entdeckt, welche wie jene Zähnchen kleinen Beutelthieren zugeschrieben werden. Merkwürdig ist hierbei insbesondere der Umstand, daß, wenn wir diese Reste wirklich als die Reste der ältesten Säugethiere betrachten dürfen, diese Thierklasse bei ihrem ersten Auftreten mit ihrer unvollkommensten Ordnung angefangen hat. Im Gegensatz zu diesen seltenen und kleinen Resten von *Säugethieren* — von *Vögeln* finden sich auch in den mesozoischen Schichten keine wirklichen Ueberreste — weist uns die mesozoische Periode eine Menge der merkwürdigsten und zum Theil kolossalsten Formen aus der Klasse der Reptilien auf, von denen die einen dem festen Lande oder süßen Gewässer, die andern dem Meere und zwar der hohen See angehören. Jene scheinen durch ihre riesenhaften Dimensionen auf eine bedeutende Ausdehnung der Festländer hinzuweisen, wie man denn überhaupt in der heutigen Welt die Beobachtung gemacht hat, daß große Landthiere nur auf großen Continenten leben können, weil sie zu ihrer Ernährung ein bedeutendes Areal in Anspruch nehmen. Aber diese Festländer müssen großentheils beim Uebergang von der älteren zur mittleren Abtheilung der mesozoischen Zeit wieder vom Meere überfluthet worden sein; denn die Schichten, welche jene großen Landreptilien einschließen, sind bedeckt von Kalksteinen und Schiefern, die zum Theil durch und durch erfüllt sind von Muscheln und anderen Weichthiergehäusen, deren einstige Insaßen nur im Meer und zwar in der Hochsee gelebt haben können.

Von den großen Vierfüßlern, von denen vorhin die Rede war, findet man aber außer den Zähnen, Knochen, Hautschildern und anderen Ueberresten auch die Eindrücke ihrer Füße in dem weichen Schlamm, auf dem sie gingen und der im Lauf der Zeit zum festen Stein geworden ist. Die hier folgende Abbildung zeigt solche Fußeindrücke, wie sie besonders im bunten Sandstein von Heßberg bei Hildburghausen gefunden worden und in den meisten größeren geognostischen Sammlungen zu sehen sind.

Was aber unter den Versteinerungen unserer Formationen am meisten Interesse darbietet, das sind die zu den Weichthieren gehörigen Ammoniten und Belemniten. Man findet ihre Gehäuse oft zu Hunderten bei einander und dabei entfalten beide Thiergattungen eine Mannigfaltigkeit der Arten, wie kaum ein anderes Geschlecht. Aber von all der Pracht hat sich nicht eine einzige Form in die heutige Welt gerettet; mit dem Ende der mesozoischen Zeit war auch ihre Lebenszeit für immer zu Ende. Zu den Belemniten haben wir nicht einmal mehr nahestehende Verwandte unter den heutigen Weich-

thieren, sie gehören ausschließlich der Jura- und Kreidezeit, der mittleren und jüngeren Abtheilung der mesozoischen Periode an. Wir werden sie näher beschreiben, wenn wir speziell an die Juraformation kommen. Hier wollen wir nur mit ein paar Worten von den Ammoniten reden; denn diese Familie der Weichthiere ist, wie wir gesehen haben, in ihren unvollkommenen Formen schon in den devonischen Schichten vorhanden und findet sich wiederum in den Schichten der Trias, und in ihrer vollkommensten Gestalt im Jura und in der Kreideformation, mit welcher sie, wie gesagt, sammt den Belemniten für immer ausgestorben sind.

Es ist für die Deutung der Ammonitengehäuse ein sehr glücklicher Umstand, daß sich noch zwei Arten von der nahe verwandten Gattung Nautilus bis in die heutige Welt erhalten haben, deren Körperbau genau bekannt ist. Denn ohne diese wüßten wir nicht, zu was für einer Weichthierfamilie man die Ammoniten, von denen es mehrere hundert Arten gibt, stellen sollte. Der Leser möge die Abbildungen auf Seite 391 und 392 des Maiheftes dieses Jahrgangs vor sich nehmen. Wir haben dort gesehen, daß die Ammoniten, wie die Nautilus (Schiffsboote) gekammerte Gehäuse besitzen, deren eines (Nautilus) im Durchschnitt, ein anderes (Goniatites) von außen mit theilweise abgesprengter Schale dort abgebildet ist. Die Scheidewände dieser Kammern entstehen dadurch, daß das Thier beim fortschreitenden Wachsthum in dem spiralig aufgerollten Gehäuse nach und nach vorrückt und nicht blos vorn an der Mündung des Gehäuses durch Ausschwitzen von kohlensaurem Kalk an der Schale weiter baut, sondern auch von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche des vorwärts geschobenen Hinterleibes eine Querwand ausschwitzt, welche die Wohnkammer nach hinten abschließt und von der ersten leeren Kammer trennt. Dabei bleibt aber das Thier durch eine Markröhre (Sipho genannt) mit den innern Kammern, den sogenannten Dunstkammern, in Verbindung, indem jene die Scheidewände durchbricht, wie dieß am angeführten Ort bei der Abbildung des Nautilus Pompilius ersichtlich ist. Die Scheidewände selbst bilden nun bei den Ammoniten nicht einfach vertiefte Flächen, (wie beim Nautilus), sondern sie sind besonders ringsum am Rand, wo sie an die äußere Schale stoßen, wellig hin- und hergebogen und bilden an der Stelle, wo sie die Schale berühren, eine lappig gekrümmte Linie, welche rings um die Röhre des Gehäuses geht und *Lobenlinie* (von lobus, Lappen) heißt. Man unterscheidet an dieser Lobenlinie die Erhebungen, die gegen die Mündung zu gerichtet sind, als „Sättel" und die Vertiefungen nach der andern Seite als „Loben." Bei den Goniatiten, die dem ältesten Gebirge angehören und zum letztenmal in dem Bergkalk des Steinkohlengebirges erscheinen, bilden, wie man bei der angeführten Abbildung sieht, die Sättel stumpfe, die Loben scharfe Winkel. Dieser einfache Verlauf der Lobenlinien unterscheidet die *Goniatiten* als die älteste Gruppe der Ammonitenfamilie von den späteren, bei denen sie eine viel complicirtere Gestalt zeigen. Es haben nämlich die *Ceratiten*, welche auf die Trias, das untere Drittel der mesozoischen Bildungen beschränkt sind, zwar auch noch glatte Sattelerhebungen, aber Loben, welche in mehrere Einzelspitzen ausgezogen sind, wie dieß aus der Abbildung des Ammonites (Ceratites) nodosus aus dem Muschelkalk ersichtlich ist (s. unten S. 359). Die *eigentlichen Ammoniten* endlich, die der Jura- und Kreidezeit angehören, haben Lobenlinien, deren Loben in vielfach verzweigte nadelartig spitze, und deren Sättel in zahlreiche blattartig abgerundete Endigungen aus einander gehen. (Wir werden, wenn wir an den Jura kommen, die Abbildung eines Jura-Ammoniten mit eingezeichneten Lobenlinien geben.) Es zeigt dabei auch innerhalb der Gruppe der eigentlichen Ammoniten die Gestalt der Lobenlinien bei den verschiedenen Arten noch eine außerordentliche Mannigfaltigkeit, so daß Nichts besser geeignet ist, um die einzelnen Ammonitenspezies zu charakterisiren und zu unterscheiden, als eben der Verlauf der Lobenlinien, und besonders günstig ist der Umstand, daß gerade diese Linien, welche den Versteinerungen nebst den Knoten- und Stachelreihen zu nicht geringem Schmucke dienen, durch den Versteinerungsprozeß weit zugänglicher geworden und leichter zu beobachten sind, als dieß bei einem hohlen Gehäuse, das nicht versteinert ist, möglich wäre. Denn da bei den versteinerten Ammonitenhäusern der

innere Hohlraum immer durch Steinmasse, öfters durch Krystallisationen ausgefüllt ist, so braucht man nur die stets sehr dünne Schale abzusprengen, um die Pracht der Lobenlinien hervortreten zu sehen. Uebrigens macht sich in den meisten Fällen die Schale von selbst vom Steinkern (der inneren Ausfüllung) los, wenn man nur versucht, den Ammoniten aus dem Kalkstein herauszuschlagen.

Die schönsten Beispiele für das eben Gesagte liefert die Juraformation, so in Württemberg der schwäbische Jura, welcher die schwäbische Alb zusammensetzt. Dazu gesellt sich hier noch der Reichthum an Terebrateln, Seeigeln, gestielten Haarsternen, Korallen u. s. w. Allein diese Formation bildet schon das zweite Drittel der mesozoischen Bildungen, und so müssen wir vorerst wieder zurückkehren zum Anfang derselben, um nach einander die drei Hauptabtheilungen der mesozoischen Bildungen näher zu beurtheilen, nämlich:

5) die Triasformation als untere,*)
6) die Juraformation als mittlere und
7) die Kreideformation als obere Abtheilung.

5) Die Triasformation.

Eine „Trias" oder eine „Dreiheit" wurde diese Gruppe aufeinander folgender Schichten, das untere Drittel der mesozoischen Bildungen, aus dem Grunde genannt, weil sie aus drei Hauptgliedern besteht, welche von unten nach oben als Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper bezeichnet werden. Nicht leicht wird man irgendwo die Zusammengehörigkeit, sowie die gegenseitige Stellung dieser drei Gesteinsgruppen besser studiren können, als bei uns in Württemberg, wo sie in schmalen Streifen am Rhein bei Schaffhausen beginnend, und je weiter nach Norden, desto breiter werdend, das Terrain zwischen der Alp, dem Schwarzwald und dem Odenwald einnehmen, also den Grund und Boden des nördlichen und westlichen Württembergs ausmachen und von hier aus nach Norden sich ausbreiten. Was die Beschaffenheit der Gesteine betrifft, so besteht zwischen den Sandsteinen und Mergeln des Keupers und den Gebilden des Buntsandsteins, der wie jener vorherrschend eine Süßwasserbildung ist, eine große Aehnlichkeit, aber beide Formationsglieder sind, wenigstens bei uns, durch die Zwischenlagerung des Muschelkalks als einer Meeresbildung so scharf geschieden, daß man sie bei einiger Aufmerksamkeit auf die Lagerung nicht mehr verwechseln kann, was freilich früher vielfach geschehen ist. In Ländern dagegen, wo der Muschelkalk fehlt, wie in England, läßt sich keine scharfe Grenze zwischen Buntsandstein und Keuper ziehen und es werden dann eben beide Formationsglieder unter Einer Bezeichnung zusammengefaßt. — Zwischen Muschelkalk und Keuper schiebt sich, bald mehr, bald weniger mächtig, eine besondere Bildung, die sogenannte Lettenkohlenbildung, ein, deren Zusammensetzung aus verschiedenen Schichten, die theils dem Muschelkalk, theils dem Keuper ähnlich sind, nicht gestattet sie neben den dreien als besonderes Hauptglied der Trias hervorzuheben, aber auch nicht sie mit dem darunter liegenden Muschelkalk oder mit dem darauf folgenden Keuper ganz zu vereinigen. Wir betrachten sie als eine Zwischenbildung, welche den Uebergang von den rein marinen Bildungen aus der Muschelkalkzeit zu den Süßwasserniederschlägen des Keupers vermittelt.

*) Wir bezeichnen die Formationen durchweg von der silurischen an mit fortlaufenden Nummern.

Ehe wir zur Beschreibung der drei einzelnen Glieder der Trias übergehen, möge hier noch ein Wort folgen über die Vertheilung derselben auf dem oben bezeichneten Terrain in Süddeutschland und ihre Beziehung zu dem Relief des Landes. Der bunte Sandstein bedeckt die Höhen des Schwarzwaldes und gibt diesem Gebirgszug durch das sanfte Fallen seiner Schichten gegen Südost die flache Abdachung auf der Ostseite, welche bekanntlich in dieser Hinsicht vom Westabfall gegen den Rhein zu sich auffallend genug unterscheidet. Weiter nach Osten verschwinden die obersten Bundsandsteinschichten unter den unteren Partieen des Muschelkalks, welcher besonders im württembergischen Unterland weite Flächen bildet; hier ist freilich der eigentliche Muschelkalk nur in den Thaleinschnitten aufgedeckt und steht in den

Thälern des Neckars von Canstatt an abwärts, des Kochers von Gaildorf, der Jaxt von Crailsheim, der Rems von Großheppach an u. s. w. zu Tage; auf den Flächen zwischen den Thaleinschnitten ist er dagegen von den Lettenkohlenschichten bedeckt, welche den Untergrund des fruchtbaren Ackerlandes bilden. Ueber diese Flächen erheben sich endlich die Sandstein- und Mergelgebilde des Keupers, welcher die sanftgerundeten Höhen des Strom- und Heuchelberges, der Löwensteiner, Waldenburger und Limburger Berge, und angelehnt an die schwäbische Alb, und Ausläufer von derselben bildend die Ellwanger Berge, den Welzheimer Wald, den Schurwald und die Filder sammt dem Schönbuch zusammesetzt. Die vier letztgenannten Hügelpartieen sind schon zum Theil auf weite Strecken mit den Schichten des unteren Jura (Lias) bedeckt, über welche sich am Fuß der Alb selbst die des mittleren und sodann des oberen Jura legen.

Alle diese regelmäßig auf einander folgenden Gebirgsschichten der Trias und des Jura lassen sich im Südwesten unseres württembergischen Unterlandes in der Gegend von Schwenningen und Rottweil auf einer Wanderung von wenigen Stunden in genauer geognostischer Ordnung überschreiten, während sie je weiter nach Norden, desto mehr sich in die Breite ausdehnen.

Der **bunte Sandstein** ist ein meist trübroth gefärbtes Sandsteingebilde, das dem Schwarzwälder wohl bekannt ist; denn es bildet nicht blos den Boden für die ernsten majestätischen Tannenwälder des Schwarzwaldes, sondern es liefert auch zum Theil ausgezeichnete Bau- und Mühlsteine. Aus buntem Sandstein (freilich nicht blos des Schwarzwaldes, sondern auch der Vogesen und des Odenwaldes) sind die Münster zu Basel, Freiburg und Straßburg, das Heidelberger Schloß und viele andere berühmte und unberühmte Bauten aufgeführt, von deren mancher nur noch die Ruinen vorhanden sind, während andere dem Sturm der Jahrhunderte Trotz geboten haben und noch immer als herrliche Denkmäler alter deutscher Baukunst dastehen. Die geringe Neigung des bunten Sandsteins zur Verwitterung macht ihn namentlich auch zu Grabdenkmälern und anderen Monumenten, welche im Freien stehen und den Unbilden der Witterung ausgesetzt sind, brauchbar, und daher kommt es, daß man auch z. B. in Stuttgart, wo doch die Sandsteine des Keupers viel näher liegen, bunten Sandstein in verschiedenartiger Verwendung antrifft. Die Fußgestelle der Pferdestatuen in dem untern Schloßgarten zwischen Stuttgart und Cannstatt bestehen aus buntem Sandstein, der bei Simmozheim gebrochen worden ist. Dennoch hat der Einfluß der Atmosphärilien auch die natürlichen Felsen nicht unberührt gelassen: am Abhang der Schwarzwälderthäler (so am Nagoldthal in der Umgegend von Calw) sieht man mächtige Felsblöcke unregelmäßig übereinandergestürzt, theils noch frisch, theils mit Moos und Gesträuch dicht bewachsen. —

Ganz ähnlich wie im Schwarzwald erscheint der Buntsandstein in den Vogesen, dem Parallelgebirge des Schwarzwalds jenseits des Rheinthals, wo in auffallender Symmetrie zu letzterem der Steilabfall ebenfalls gegen das Rheinthal und die sanfte Abdachung gegen Westen gerichtet ist. Aus dem bunten Sandstein der Vogesen stammen jene zahlreichen wohlerhaltenen Pflanzenversteinerungen, die in allen Sammlungen verbreitet sind und von denen die nachfolgende Abbildung eine der häufigsten (**Voltzia heterophylla**) darstellt. Sie gehört einem Nadelholzgeschlecht an, dessen nächste Verwandte aus der heutigen Welt die in Südamerika einheimischen Araucarien sind, von welchen man jetzt in den Gewächshäusern und botanischen Gärten mehrere Arten sieht. Sonst ist der Buntsandstein ziemlich arm an Versteinerungen; dagegen hat er um so mehr Wichtigkeit als erzführendes Gestein. Es sind Kupfer- und Eisenerze, welche im württembergischen Buntsandstein, theils in früherer Zeit, theils heute noch auf bergmännischem Wege gewonnen werden. Wohlbekannt sind jedem württembergischen Mineraliensammler die alten Halden der Neubulacher Erzbergwerke. Dort wurde früher auf Kupfererze, namentlich auf Fahlerz, Bergbau getrieben. Sie kommen in Gängen in einem Sandstein mit kieseligem Bindemittel vor und aus ihnen entstanden durch Verwitterung die bekannten Ueberzüge von blauer Kupferlasur und Malachit, welche der Tourist sammelt und sammt dem in spitzen, sechsseitigen Pyramiden krystallisirten



Quarz zum Andenken mit nach Hause nimmt. Längst wird hier kein Erz mehr ausgebeutet; dagegen sind die Eisenerzgruben von Neuenbürg gegenwärtig noch im Betrieb, wiewohl auch dieser Bergbau wegen Mangel an erzreichen Gängen nun bald sein Ende erreicht haben wird. Dort kommen mit weißem blättrigem Schwerspath fasriger und dichter Braun- und Rotheisenstein, zusammen mit sparsameren Manganerzen in Gängen des Buntsandsteins vor und liefern das Material für die Eisen- und Stahlwerke im Murgthal (Christophsthal und Friedrichsthal, unterhalb Freudenstadt). Außer dem Schwerspath, der zum Theil auch für sich ausgebeutet wird (so bei Freudenstadt) und gemahlen als Ersatz für das theurere Bleiweiß dient, findet sich, wiewohl seltener, in den Eisenerzgängen Flußspath, zum Theil in schönen Krystallen.

Was den Sandstein selbst betrifft, so ist er keineswegs überall von gleicher Beschaffenheit; im Allgemeinen kann man sagen, daß er unten grobkörniger, zum Theil conglomeratartig ist und zuweilen zahlreiche Geschiebe eines weißen Milchquarzes einschließt, was jedenfalls auf Wasserströmungen, aber wahrscheinlich nicht des Meeres, sondern des süßen Gewässers hindeutet. Theilweise haben die unteren Partieen des bunten Sandsteins ein eigenthümlich getigertes Ansehen (Tigersandstein), mit braunen, von Eisen- und Manganoxyd herrührenden Flecken auf weißem Grunde. (Ueberhaupt kommen außer der rothen Farbe, die allerdings die häufigste ist und in den verschiedensten Nüancen beim Buntsandstein erscheint, auch andere Farben vor. So ist z. B. der zu Mühlsteinen verwendete Buntsandstein von Waldshut am Rhein von graulich weißer Farbe; derselbe ist überdieß durch seine hübschen Quarz- und Kalkspathdrusen und seine prachtvollen, wasserklaren und flächenreichen Flußspathkrystalle ausgezeichnet.) Die oberen Schichten des bunten Sandsteins haben mehr ein feines Korn, mit thonigem Bindemittel, und an der obersten Gränze bilden sich glimmerreiche Platten aus, zum Trottoirbeleg u. dgl. brauchbar, und zuletzt folgen rothe und grüne Thone, welche sodann von der untersten Schichte des

Muschelkalks bedeckt werden, wie man z. B. sehr deutlich am südlichen Fuß des Schloßberges bei Nagold beobachten kann. Damit ist nun zugleich der Punkt bezeichnet, wo die Meeresbedeckung wieder über die Süßwasserbildungen die Oberhand gewinnt. Denn während es gerade jene thonreichen Partieen des obern Buntsandsteins sind, welche in den Vogesen jene wohlerhaltenen Zweige von Nadelhölzern einschließen, so folgt nun in den untersten Bänken des Muschelkalks sogleich eine entschiedene Meeresbevölkerung, eine Menge von Weichthiergehäusen, deren Bewohner seinerzeit im Meer gelebt und nun nur noch ihre zahlreichen, freilich oft schlecht erhaltenen Schalen in den Dolomiten des untersten Muschelkalks zurückgelassen haben.

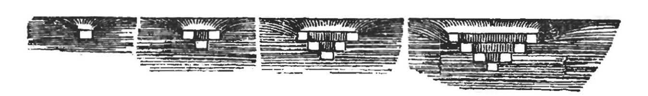
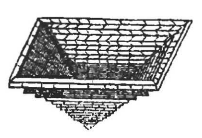
Der Muschelkalk im weiteren Sinne des

Wortes umfaßt eine Reihe von Schichten, die man in ihrer regelmäßigen Aufeinanderfolge an vielen Orten übereinstimmend beobachten kann und die eine Eintheilung des ganzen Schichtencomplexes in drei Gruppen zuläßt. Der untere Muschelkalk umfaßt das sogenannte Wellengebirge, der mittlere das Salzgebirge, der obere den eigentlichen Muschelkalk oder Hauptmuschelkalk, von dem die ganze mittlere Abtheilung der Trias den Namen hat.

Der Name Wellengebirge deutet auf die wellenförmigen Verbiegungen, welche die Schichten des unteren Muschelkalks, den Wellendolomit, die Wellenmergel und den Wellenkalk kennzeichnen. Schon die obern Buntsandsteinschichten zeigen oft solche wellenartige Erhebungen und Vertiefungen und ähnliche kommen später wieder in den Sandsteinen der oberen Trias in ausgezeichneter Weise vor. Sie rühren offenbar hauptsächlich von dem Spiel der Wellen im Sand und Schlamm des seichten Ufers her, wie man solche Erscheinungen noch heute am Meeresufer beobachten kann; doch mögen unter Umständen auch andere Ursachen solche wellenartig gebogene Oberflächen erzeugt haben. Der Wellendolomit ist häufig von mergelartiger Beschaffenheit und geringer Festigkeit, während der darüber folgende Wellenkalk feste Bänke bildet, welche weniger leicht als jener verwittern. Gleich im Wellendolomit erscheint ein großer Reichthum von Versteinerungen, welche größtentheils zweischaligen Muscheln angehören und zum Theil gut, bei weitem der Mehrzahl nach aber schlecht erhalten und dann schwierig zu bestimmen und zu unterscheiden sind. Die wichtigsten Arten sind: Plagiostoma lineatum, Myophoria cardissoides, Arca inaequivalvis, Terebratula vulgaris. Auch ein kleiner Ammonit, der erste aus der Familie der Ceratiten (Ammonites oder Ceratites Buchii) kommt hier vor, aber meist schlecht erhalten und klein, so daß eine genaue Untersuchung nicht möglich ist. Im Wellenkalk tritt bereits wieder eine neue Thierbevölkerung auf den Schauplatz, die von der des Wellendolomits verschieden ist. Ueberdieß lassen sich die Wellenkalke von den Wellendolomiten schon an ihren compacten Platten leicht unterscheiden. Auf sie folgt nun als zweite Abtheilung der Muschelkalkformation

das Salzgebirge. — Wie wichtig das Salz für den menschlichen Haushalt ist, weiß jedes Kind. Finden wir doch eine Suppe, bei der das Salz vergessen ist, fast völlig ungenießbar und das Bedürfniß dieser Zuthat ist keineswegs nur eine Angewöhnung unseres Gaumens; denn ohne Salz in den Speisen könnten wir so wenig leben als ohne Wasser oder ohne Brod. Aber nicht blos ist das Salz für die Küche eine unentbehrliche und unersetzliche Substanz, sondern auch für die Industrie ist dieses Produkt des Mineralreichs in vielfacher Beziehung von der allergrößten Bedeutung. Das Salz besteht nach seiner chemischen Zusammensetzung aus zwei Elementen, dem Natrium-Metall und dem Chlor. In den chemischen Fabriken werden diese beiden Elemente durch verschiedene zum Theil sehr complicirte chemische Prozesse in die verschiedenartigsten Verbindungen übergeführt und man kann wohl sagen, daß das Natrium fast aller Natriumverbindungen und das Chlor aller Chlorverbindungen, welche im menschlichen Leben zur Anwendung kommen, aus dem Salz stammen, das größtentheils als Steinsalz aus den Gebirgen, aber auch als Seesalz aus dem Meerwasser gewonnen wird. Wir denken hierbei zunächst an die beiden wichtigsten Verbindungen dieser Elemente, die Soda (kohlensaures Natriumoxyd) und den Chlorkalk (welcher eine Verbindung von Calcium, Sauerstoff und Chlor ist). Wir dürfen deßhalb das Salz wohl als einen der bedeutendsten Mineralschätze betrachten, mit denen ein Land ausgerüstet sein kann; und gerade unser württembergisches Vaterland besitzt daran einen ungeheuren Reichthum, der in der mittleren Abtheilung der Muschelkalkformation, dem hiernach benannten „Salzgebirge" niedergelegt ist. Das Salz ist hier, wie fast überall sonst, wo es einen wesentlichen Bestandtheil der Gebirge ausmacht, von Gyps und Anhydrit begleitet, zwei Verbindungen des Kalks mit Schwefelsäure, welche wir schon im letzten Abschnitt bei den Salzablagerungen der Dyas kennen gelernt und besprochen haben. Ein weiterer Begleiter des Salzes ist der Salzthon, eine von Salz und Gyps durchdrungene thonige Masse von grauer Farbe, welche nicht auf Salz verarbeitet wird, aber als Düngmittel für Felder und Wiesen geschätzt ist.

Die Gewinnung des Salzes wurde in früherer Zeit viel mühsamer betrieben als heutzutage. Salzhaltige Quellen oder Salzlösungen, die man sich dadurch verschaffte, daß man Wasser durch Bohrlöcher in die Tiefe leitete, wo es das Salz auflöste, wurden durch Verdunstung des Wassers concentrirt und so ihr Salzgehalt gewonnen. Da man aber, um alles Wasser durch Wärme zum Verdunsten zu bringen, sehr viel Brennmaterial nöthig hatte, so sann man auf Mittel, einen Theil des Wassers auf anderem Wege wegzubringen und legte zu diesem Zweck die sogenannten Gradirwerke an. Dies waren hohe und lange Gerüste, die mit Reisig gefüllt und so aufgebaut waren, daß die Richtung des herrschenden Windes ihre Breitseite traf. Ueber diese Gerüste leitete man die Salzlösung (die sogenannte „Soole") hin und ließ sie über die Reisigbüschel herabtropfen; in Folge des starken Luftzuges verdunstete hierbei so viel Wasser, daß sich unten in den zur Aufnahme der Soole bestimmten Kanälen eine ziemlich concentrirte Salzlösung sammelte, die nun in den großen Pfannen der Siedhäuser vollends bis zur Ausscheidung des Salzes eingedampft wurde. Gleichzeitig mit jener allmählichen Verdunstung des Wassers setzten sich die fremden Bestandtheile der Soole, namentlich Gyps und kohlensaurer Kalk, aus derselben ab und überzogen in immer dicker werdenden Krusten die Reisigbüschel. — Seit man das Steinsalz nicht blos anbohrt, sondern auch durch Schächte zugänglich gemacht hat, kann man sich durch Auflösung des festen Steinsalzes, das durch bergmännische Arbeit gewonnen wird, unmittelbar eine vollständig gesättigte Soole verschaffen, welche beim Versieden reines Kochsalz liefert. Die Ausscheidung des Salzes aus der Soole geschieht in den Siedpfannen zunächst an der Oberfläche der Flüssigkeit; es bildet sich zuerst ein kleines Würfelchen, welches eine Zeit lang auf der Salzlösung schwimmt, übrigens etwas in dieselbe einsinkt (s. die Abbild.); an den vier oberen Kanten setzen sich ringsum weitere Kryställchen an und das vermehrte Gewicht bewirkt ein weiteres Einsinken und so geht es fort, bis endlich das Gewicht die Kraft der Adhäsion an der Oberfläche der Flüssigkeit überwindet und der viereckig trichterförmige, treppenartig gebaute Salz-Krystall zu Boden sinkt. Manchmal findet man fast zolllange und -breite Trichter dieser Art; in kleinerem Maßstab kann man sie überall in dem käuflichen Kochsalz unserer Küchen beobachten. — Für andere Zwecke als zum Salzen der Speisen, wie namentlich zum Viehsalz oder für die Zwecke der chemischen Technik braucht man das Steinsalz nicht erst aufzulösen und die Lösung zu versieden, sondern dazu dienen die rohen Stücke Steinsalz, die man unmittelbar in den Salzbergwerken gewinnt, und die höchstens noch gemahlen werden müssen. Das Steinsalz hat eine krystallinisch blättrige Struktur und besteht aus einer unregelmäßigen, gewöhnlich mittelkörnigen Anhäufung einzelner Würfelchen, die nach den Flächen des Würfels spaltbar sind. Zuweilen wird das Gefüge grobkörniger und dann lassen sich öfters vollkommen durchsichtige wasserhelle Würfel von mehreren Zollen Seite herausschlagen. Dieselben schließen hie und da kleinere oder größere Hohlräume ein, die mit Luft oder Wasser (oder vielmehr concentrirter Salzlösung) oder mit beiden zugleich erfüllt sind. Im letzteren Fall sieht man beim Hin- und Herneigen des Krystalls eine Luftblase durch die Flüssigkeit sich bewegen. Solche klare Würfel bestehen aus dem reinsten Salz (Chlornatrium); dagegen ist die gewöhnliche Farbe des körnigen Steinsalzes grau, herrührend von einer sehr kleinen Quantität einer beigemengten erdölartigen Substanz, von der das Salz, das für die menschliche Nahrung bestimmt ist, durch das Versieden befreit wird. Weniger häufig ist das Salz von rother, und noch seltener von blauer oder violetter Farbe.

Ausscheidung des Kochsalzes aus der Salzlösung.

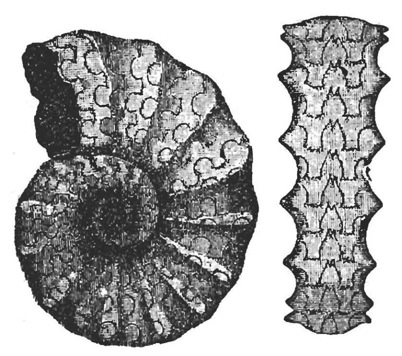
Beim Abbau des Steinsalzes pflegt man geradlinige Gänge anzulegen, welche sich unter rechten Winkeln kreuzen, indem man je zwischen zwei solchen Straßen Pfeiler von quadratischem Querschnitt und von der Breite der Gänge selbst stehen läßt, welche das Dach tragen; wie man dieß in unsern württembergischen Salzbergwerken von Wilhelmsglück oberhalb Hall und von Friederichshall bei Jaxtfeld sehen kann. — Der Umriß der Salzlager innerhalb des Gebirgs ist im Allgemeinen ein linsenförmiger, d. h. sie haben ihre bedeutendste Mächtigkeit in der Mitte und werden nach den Rändern zu allmählich dünner. Die Mächtigkeit des reinen Steinsalzes beträgt bei Friedrichshall 47 Fuß. Beachtungswerth ist, daß da, wo das Salzgebirge in den Thaleinschnitten zu Tage ausgeht, in der Regel kein Salz, sondern nur Gyps gefunden wird. Dieser wird an verschiedenen Orten durch Stollen (wagrechte Gänge), die man in das Gebirge hinein anlegt, gewonnen; so z. B. am Lehmberg bei Iselshausen im Waldachthal oberhalb Nagold, wo man schon mehrfach auf Höhlungen im Gypsgebirge die ausgezeichnetsten Drusen von krystallisirtem Gyps gefunden hat. Die wohlausgebildeten wasserhellen Krystalle mit glänzenden Flächen erreichen zuweilen ½ Fuß Länge. Dem Mineralogen ist aus dem Salzgebirge endlich auch eine hübsche Varietät des Anhydrits von Interesse, welcher bei Sulz am obern Neckar von hübscher hellblauer Farbe gefunden wird und zum Theil schon nach Art des Marmors verwendet worden ist. Sonst ist der Anhydrit gewöhnlich grau gefärbt.

Während so das Salzgebirge in mehrfacher Hinsicht die Aufmerksamkeit des Mineralogen auf sich zieht, dagegen von Versteinerungen Nichts aufzuweisen hat, so tritt uns in der obern Abtheilung der Muschelkalkformation, dem

Hauptmuschelkalk sammt dem auf ihn folgenden Muschelkalkdolomit, wieder eine reiche Thierbevölkerung entgegen; und zwar sind es lauter Thiere der hohen See, die wir hier finden. Uebrigens sind es immer nur bestimmte Gegenden und bestimmte Lager, die eine größere Ausbeute liefern; an andern Orten kann man Stunden und Tage lang in den Muschelkalkbrüchen vergeblich nach Versteinerungen suchen.

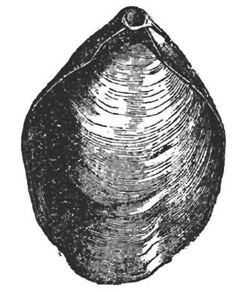
Dem Unterländer sind die charakteristischen Muschelkalkwände, wie sie hauptsächlich das Neckarthal von Cannstatt an abwärts immer auf der einen Seite, bald rechts bald links begleiten, mit ihren terrassenförmig über einander angelegten Weinbergen wohl bekannt. An einzelnen Orten sind sie in ausgezeichneter Weise von dem Muschelkalkdolomit gekrönt, welcher da und dort zu „schwarzem Kalk" (hydraulischem Mörtel) verwendet wird, während der Kalkstein selbst zur Bereitung von Luftmörtel, sowie als Pflasterstein und als Straßenmaterial dient, wie man fast an allen Landstraßen des Unterlandes sehen kann. Zerklüftungen des Gesteins sind wie für andere Kalkgebirge, so auch für den Muschelkalk sehr charakteristisch und geben zur Bildung romantischer Felspartieen Veranlassung. Bekannt und interessant ist in dieser Beziehung der „Felsengarten" auf der Höhe über dem Neckarthal oberhalb Besigheim.

Wir wollten aber von der Thierbevölkerung des Muschelkalks reden und da wollen wir mit den höheren Thieren anfangen. Unter den Wirbelthieren stehen als die höchst organisirten Geschöpfe, deren Reste wir im Muschelkalk finden, die Saurier und zwar die Gattung Nothosaurus oben an. Am häufigsten findet man die etwas gekrümmten, spitzen, gestreiften Zähne. Das Thier steht den Meereidechsen des unteren Jura am nächsten und deutet auf hohe See, nicht auf Festland oder süßes Gewässer. Auch die übrige Thierwelt des Muschelkalks bestätigt es, daß der Kalkschlamm, der im Lauf der Zeiten zum festen Kalkstein geworden ist, sich aus dem Meere, fern von den Continenten niedergeschlagen habe. Von Fischen findet man nicht selten Zähne und Schuppen; die Zähne haben eine breite abgerundete Oberfläche und dienten den Fischen zum Zerbrechen und Zermalmen der Schalthiergehäuse, deren Insaßen ihnen zur Nahrung dienten. Die Gliederthiere sind durch einen stattlichen Krebs (Pemphix Sueurii) vertreten, der durch seinen äußern Umriß an den Edelkrebs unserer heutigen Bäche und Flüsse erinnert, aber zu den Meerkrebsen gehört. Am zahlreichsten aber ist die Klasse der Weichthiere vorhanden; ihre höchst entwickelten Repräsentanten sind neben andern selteneren Ceratiten der Ammonites (oder Ceratites) nodosus, von dem die beistehende von zwei Seiten gezeichnete Abbildung des

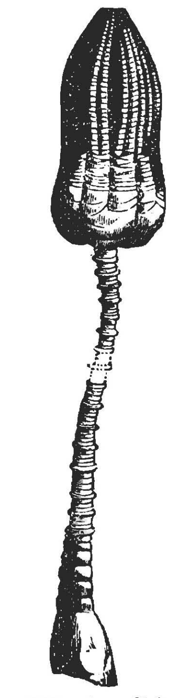


Ceratites nodosus, knotiges Ammonshorn; Steinkern mit den Lobenlinien.

Steinkerns den Verlauf der Lobenlinien zeigt, wie wir ihn oben als für die Ceratiten charakteristisch beschrieben haben, — und ein Schiffsboot (Nautilus bidorsatus). Letzterem Thier schreibt man auch die sogenannten Rhyncholiten zu, vogelschnabel-ähnliche Versteinerungen, die man für die Kiefer der Nautilus hält. An sie reiht sich sodann eine ziemlich große Anzahl von Muscheln, die wir nicht näher beschreiben können. (Die Namen der wichtigsten sind: Plagiostoma striatum, Gervillia socialis, Pecten laevigatus, Myophoria u. s. w.) Unter den Armfüßlern bildet die Terebratula vulgaris oft zahlreiche Colonien, an denen man das gesellige Beisammenleben der mittelst eines weichen Stiels an den Boden festgewachsenen Thiere noch deutlich sehen kann. Beistehende Abbildung zeigt das für alle Terebrateln oder Lochmuscheln*) so bezeichnende runde Loch im Schnabel der Rückenschale, welches jenem Anheftungsstiel zum Austritt dient. — Zu den häufigsten organischen Resten des Muschelkalks gehören aber die Stielglieder des Liliensterns (Encrinites liliiformis); die einzelnen Glieder, in welche die Stiele bei der Verwesung auseinander fielen, setzen oft ganze Kalkbänke fast ausschließlich zusammen. Seltener werden die sogenannten „Blumen“ gefunden, d. h. die Thiere selbst, die auf jenen Thieren festgewachsen waren und die nach Art der Seesterne fünf Arme trugen, welche selbst wieder gegliedert waren und in zahlreiche Franzen ausgingen. (Beistehende Abbildung zeigt die geschlossene „Blume“, wie man sie gewöhnlich findet, sammt dem gegliederten runden Stiel.) Weniger häufig als die Reste des Liliensterns sind die zierlichen kleinen fünfarmigen Seesternchen, welche ohne Stiel im



Terebratula vulgaris, gemeine Lochmuschel.



Encrinites liliiformis, gestielter Lilienstern.

*) Terebra heißt der Bohrer, terebratus durchbohrt. Der lateinische Name deutet also wie der deutsche auf jene Oeffnung, die alle Terebrateln von den eigentlichen Muschelthieren unterscheidet.

Meer herumkrochen. — Eigenthümlich sind endlich die sogenannten Stylolithen, holzartig gestreifte Stücke, welche vertical stehend im Gebirge gefunden werden und von verschiedenen Forschern abweichende Deutungen erfahren haben, worauf wir uns aber hier nicht einlassen können.

Von werthvollen Mineralschätzen schließt die Muschelkalkformation außer dem Salz noch etwas anderes ein, was Erwähnung verdient, nämlich Zinkerze. In Württemberg allerdings hat man bis jetzt davon noch nicht viel gefunden; nur hin und wieder sind kleine Partieen von Zinkblende (Schwefelzink) im Kalkstein eingesprengt. Dagegen wird im Muschelkalk von Wiesloch unsern Heidelberg Galmei (kohlensaures Zinkoxyd) gewonnen, und ähnliche Ablagerungen finden sich in diesem Gestein in Schlesien und andern Gegenden. Die Wichtigkeit solcher Vorkommnisse von Zinkerzen muß Jedem einleuchten, dem es nicht unbekannt ist, welche vielfache Anwendung das Zinkmetall namentlich seit den letzten Jahrzehnten als Blech, Draht und in anderer Form in den verschiedensten Zweigen der Industrie, besonders auch im reinen Zustand oder in seinen Legirungen mit Kupfer für die Metallgießereien, endlich zur Erregung von Electricität in der Telegraphie u. s. w. gefunden hat.

Nur nichts übereilt.

1.

Vor etwa 13 Jahren hatte ich als erster Maat auf dem alten „Dalhousie“ mich eingeschifft, um auch einmal Australien zu sehen. Unser Cargo bestand aus eisernen Häusern, Kirchen und Schulen, war also ganz bequem als Ballast und keiner Selbstentzündung fähig. Wir hatten nur wenige, recht angenehme Passagiere, die die Welt gesehen hatten und von denen sich manches lernen ließ, und waren unter der Linie, bälder als wirs erwarten konnten.

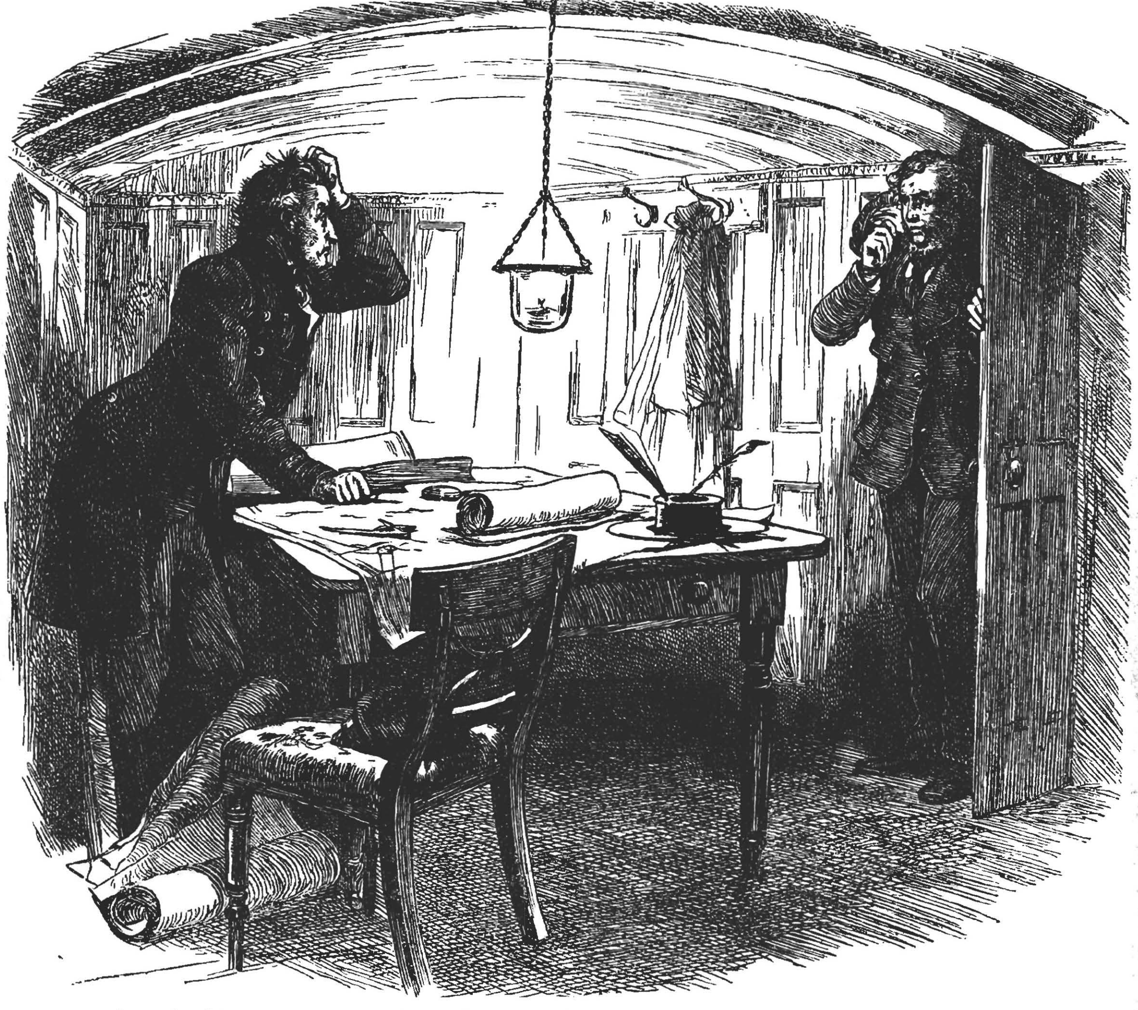
Alles war soweit nach Wunsch gegangen; nur über Eins konnten wir klagen, — das Wasser in den Fässern war vom beständigen Rollen so mitgenommen worden, daß es, etliche Stunden der tropischen Sonne ausgesetzt, fast in Fäulniß übergieng. Da kam uns denn ein Regen erwünscht, von welchem wir so viel auffiengen, als uns für etliche Tage nöthig war; dann wollte der Kapitän vor St. Helena anlegen und neuen Vorrath einnehmen.

Nur noch 40 Stunden Wegs hatten wir bis zur Insel und konnten sie am nächsten Tage erreichen. Um 12 Uhr war meine erste Nachtwache zu Ende gegangen, und fröhlich hatte ich mich schlafen gelegt. Zwei Stunden später aber wachte ich auf, der zweite Maat hatte meine Kajüte aufgerissen und mich schnell aufs Verdeck gerufen. Ich kleidete mich nothdürftig an und stund bald genug neben ihm auf dem Hinterdeck, indem ich — nicht sehr freundlich gelaunt — fragte, was es denn gebe. Mir selbst war unterwegs nichts aufgefallen.

„Nun, mein Herr, die Wahrheit zu gestehen, ich fürchte, es ist dem Kapitän etwas zugestoßen. Er hat den Kurs verändert, und obwohl eine Böe von Nordwesten droht, läßt er mich doch nicht Segel kürzen. In seiner Kajüte aber macht er wunderliche Dinge; als ich ihm berichtete, es steige dort schwarz herauf, hieß er mich augenblicklich gehen, folgte mir an Deck, und hieß den Steuermann drehen, daß wir fast rückwärts fuhren, kommandirte die Kreuz und Quere, und befahl uns endlich nordwestlich zu steuern. Zwischen hinein sagte er, einem Vagabunden von Eiland könne er einmal nicht ewig nachsetzen. Sehen Sie ihm doch etwas zu durchs Gewölbfenster.“

Ich schaute durch die umdrahteten Scheiben,

und sah, wie Kapitän Armstrong vor der Seekarte des südatlantischen Oceans saß und — kurios! — mit seinem Federmesser die Insel St. Helena herauszuradiren bemüht war. Es wurde mir eigen zu Muth. Ich sagte: „Kürzen Sie die Segel ohne Verzug, und ich wills dem Kapitän melden." Die Schlafenden wurden herausgerufen, und ich trat in die Kajüte.



Der Kapitän war ein bewährter Seemann, der mit diesem Schiff schon zwei glückliche Fahrten gemacht hatte. Als er mich sah, ließ er das Federmesser fallen und fragte in gewöhnlichem Tone: „Brauchen Sie mich?" Ich erwiederte, meine Aufgabe sei, ihm zu berichten, daß wir Segel einziehen; ich erwartete natürlich, er werde über die Durchkreuzung seiner Befehle in Zorn ausbrechen, er blieb aber ruhig.

„Setzen Sie sich, Windham!" sagte er; „ich muß Sie doch über einen heiklen Punkt zu Rathe ziehen."

Ich wußte nicht, was der sein konnte, und setzte mich in einiger Entfernung von ihm. Mir schien, als vermeide er einigermaßen den festen Blick meiner Augen und schaue unsicher in der Kajüte herum, als fürchte er eine Unterbrechung.

„Sie müssen wissen," begann er, „daß vor einigen Jahren meine Großmutter starb und mir in ihrem Testament ein bedeutendes Gut in Schottland und — die Insel St. Helena vermachte."

Wenn ich je die Augen weit aufmachte, so that ichs bei dieser überaus ernsthaft gemeinten Ankündigung, die mit gleichem Ernste nachdrücklich wiederholt wurde. Im Nu sah ich, daß ich es mit einer der gefährlichsten Formen von Verrücktheit zu thun hatte. Der Mann war toll in Einem Punkte, völlig bei Sinnen in allen andern. Wie ein Blitz fiel mir die Gefahr meiner Lage aufs Herz und ich fühlte, daß ich der größten Vorsicht bedürfe, um unanstößig durchzukommen. Ich unterdrückte daher einen Ausruf der Verwunderung und nickte nur mit dem Kopfe.

Er fuhr fort: „Ich sehe, Sie staunen über die Auszeichnung, die einem so gewöhnlichen Individuum zu Theil geworden ist. Wenn Sie aber die Thatsache in Ueberlegung ziehen, daß ich in diesem Augenblick der gesetzliche Erbe der Krone bin, so werden Sie weniger verwundert sein. Allein es ist jetzt nicht nöthig, auf diese kleinen Familienangelegenheiten einzugehen, so möchte ich Sie also nur über die Hauptsache zu Rathe ziehen. Ich erhielt vor einigen Tagen eine Mittheilung von meiner Großmutter —"

„Sagten Sie nicht," unterbrach ich, „daß sie gestorben sei?"

„Ganz so. Jedoch, wie ich bemerkte, vor einigen Nächten kam sie, mich zu besuchen, und theilte mir mit, sie habe sich bewogen gefunden, die Insel wegnehmen zu lassen, weil ich gegen ihre Weisung dem gegenwärtigen Usurpator gestattet habe, auf dem Thron zu bleiben, daher all mein Suchen nach der Insel vergeblich sein werde. Daß ihre Worte nur allzuwahr sind, beweist unsere jetzige Lage. Diese zwei Tage her habe ich die Kursrechnung genau geprüft und finde, daß wir schon zweimal über die frühere Stelle der Insel hinweg gefahren sind. Doch gebe ich die Jagd nicht ganz auf und habe den Kurs verändert, um die Insel einzuholen. Wenn wir aber Segel kürzen, werden wir wohl zu spät kommen. Sie wird das Eiland wieder verrückt haben und unsre Arbeit ist umsonst. Darüber also wollte ich Sie fragen, denn wir müssen einmal die Insel fangen, wenn wir nicht aus Mangel an Wasser umkommen wollen."

Mittlerweile hatte ich meinen Beschluß gefaßt. Gewalt anzuwenden, lag noch kein Grund vor; eine verlorene Nacht ließ sich zur Noth wieder hereinbringen. Die Mannschaft durfte — namentlich vor einem Sturme — nicht in Allarm versetzt werden. Am Morgen konnte man ja noch mit den Offizieren und Passagieren in Muße berathen. Also antwortete ich ruhig: „Ich stimme Ihrem Gedanken bei, Kapitän Armstrong. Wenn, wie Sie sagen, wir die Insel finden müssen, so ist es das Beste, weiter machen wie wir's eben jetzt thun. Ich will sehen, daß möglichst viele Segel geführt werden. Wollten Sie mich vielleicht sehen lassen, was wir an diesem Tag geleistet haben?"

„Recht gern, hier ist die Rechnung."

Ich überlas sie und merkte, daß er sie so gefälscht hatte, daß wir etwa 60 Meilen südlich von unserer wirklichen Lage zu stehen kamen. Darüber aber mochte ich nicht streiten.

„Wenn Sie die Morgenwache übernehmen wollen, mein Herr, so werden Sie jetzt eine Stunde Schlafs brauchen. Dann meine ich auch, es werde unnöthig sein, den Passagieren ein Wort hierüber zu sagen. Vielleicht sehen sie die Nothwendigkeit nicht ein —"

„Sehr wahr!" fiel der Kapitän ein. „Ich wills ihnen verschweigen. Freilich, ein Schläfchen wäre wohl angelegt, ehe ich an Deck gehe. Gute Nacht."

Ich verließ die Kajüte und begab mich zum zweiten Maat, der mich neugierig anschaute, als müßte er fragen: Nun?

„Sie können jetzt hinuntergehen, wenns beliebt, Herr Jervis," sagte ich, „da ich den Rest der Wache gern übernehme. Des Kapitäns Gründe für sein Verfahren werden sich morgen hinreichend erklären lassen."

Ich wollte wo möglich vorbeugen, daß die Mannschaft vom wahren Stand der Dinge keinen voreiligen Wink bekomme. Herr Jervis ließ

sich's nicht zweimal sagen, daß er schlafen gehen dürfe, und verschwand augenblicklich.

Es war eine höchst unangenehme Stellung, die ich nun einnahm; das fühlte ich, während ich die Vorkehrungen gegen den Sturm vollendete. Einen Oberen seiner Gewalt entkleiden, ist immer eine überaus zarte Sache, wenn nicht die besten Gründe für solch' ein Vorgehen aufgewiesen werden können. Mir standen diese zu Gebot, aber wie, wenn der Kapitain durchtrieben genug wäre, die Andern von seiner Geistesgesundheit zu überzeugen, etwa durch völliges Läugnen alles dessen, was er an mich hingeredet hatte? Ich beschloß, ihn jedenfalls um 4 Uhr nicht zu wecken, sondern die Morgenwache selbst zu übernehmen, und faßte mich mittlerweile in Geduld auf das, was mich treffen konnte. —

Gegen meine Erwartung kam der Kapitän nicht auf's Verdeck. Um 1/2 8 Uhr wurde ich abgelöst und um 8 Uhr saß ich mit den Passagieren zum Frühstück nieder. Da er auch jetzt noch nicht erschien, hieß ich den Steward in seiner Kajüte nachsehen, ob er wach sei.

Der Mann kam bestürzt zurück: „Ich bitte Herr, der Kapitän hat einen Anfall oder was —"

Ein junger Militärarzt, der sich unter den Passagieren befand, erbot sich zu gehen und nachzusehen.

In wenigen Minuten kehrte er wieder, zog mich auf die Seite und raunte mir in's Ohr: „Der Kapitain hat ein tüchtiges Gehirnfieber."

Wenn das die Andern bestürzt machte, wurde mir im Gegentheil ganz leicht über der Nachricht. Ich ließ den zweiten Maat und den Zimmermann kommen, und erzählte ihnen und den Passagieren die Ereignisse der Nacht. Einstimmig baten sie mich, so schnell als möglich nach St. Helena zu fahren; und während für den armen Kapitän alle mögliche Sorge getragen wurde, drehten wir und fuhren der Insel zu. Dort fanden die Aerzte, er werde Monate zu seiner Wiederherstellung brauchen, und sobald er herausgenommen werden konnte, brachten wir ihn in's Spital. Da sich kein anderer Kapitän fand, und die Mannschaft ihr Zutrauen zu meiner Person einstimmig bezeugte, unternahm ich auf meine Verantwortung die Aufgabe, das Schiff an seinen Ort zu bringen, und am sechsten Tage, mit Wasser und Vorräthen gehörig versehen, verließen wir die Insel. Ich mußte ausrufen: Gott sei Dank! als ich von meinem, nun endlich ruhig schlafenden Kapitän schied.

2.

In Melbourne war eine drückende Hitze, als wir hinkamen. Ich wohnte am Ende eines halbverlassenen Werfts und hatte einigemale dort gebadet, als es sich fügte, daß ich den Goldfeldern einen Besuch abzustatten hatte. Es war eine unangenehme Geschichte; einer unserer Passagiere, Herr Owen, gerieth in den Verdacht, eine vermißte Kiste sich zugeeignet zu haben. Das Handlungshaus, dem sie gehörte, beredete mich, lieber selbst zu gehen, als die Sache der Polizei zu überlassen, die gerade wegen des herrschenden Goldfiebers keineswegs auf's Beste bestellt war. Die Angelegenheit klärte sich in erfreulichster Weise auf, ohne daß ein Verbrechen auch nur versucht worden wäre, und ich hatte wieder einmal: Gott Lob! zu sagen.

Doch davon rede ich nicht. Ich war wieder auf meinem Werft, vor dem kein Schiff lag, und beschloß, an dem schwülen Abend zu baden. Früher war ich immer von der Mauer — etwa 10 Fuß hoch — in's Wasser gesprungen, da es dort zur Fluthzeit sehr tief war; auch dießmal befand ich mich auf derselben Stelle, zog mich aus und trat etliche Schritte zum letzten Anlauf zurück. Ich lief vorwärts und hatte schon die Hände über den Kopf erhoben, um mich hinabzustürzen, als mir plötzlich einfiel, es sei einmal, als ich badete, ein Boot dort gelegen, an dem ich mit knapper Noth vorbeiflog. Also faßte ich mich und schaute erst sorglich hinab. Es war aber alles klar und das Wasser so einladend als möglich. Wieder erhob ich die Arme und zog den Athem an, um hinabzuspringen; aber wiederum kam plötzlich ein Gefühl über mich, das mich vom Sprunge abhielt.

War das nicht sonderbar? Einige Minuten zuvor nichts als Schwimm- und Badelust, und jetzt, je mehr ich auf's dunkle Wasser schaute, ein Zweifeln und Zaudern, dessen ich mich zuletzt schämte, so nahe verwandt schien es mit abergläubischem Grauen. Ich suchte mich selbst zu überreden, das sei heller Unsinn, und legte es darauf an, mich umzustimmen. Allein es gieng einmal nicht, so zog ich meine Kleider an und stahl mich nach Hause, nur froh, daß niemand meine Feigheit mit angesehen hatte.

Am Mittag war Ebbe. Da hatte ich auf mein Schiff zu fahren. Wie verwunderte ich mich aber, als ich nun an eben jenem Werft vorbeigerudert wurde. Jetzt schauten die Köpfe von einer Reihe mächtiger Pfähle heraus, die man während meiner Abwesenheit dort eingetrieben hatte, um das Werft zu verlängern!

Im Nu war mir Alles klar. Ich hätte mich gerade auf diese Pfähle gestürzt, wenn ich der warnenden Stimme nicht nachgegeben hätte; und da sie fast zur Oberfläche des Wassers heraufreichten, wäre es um mein Leben geschehen gewesen, ob mir nun der Schädel zerschmettert oder nur die Besinnung geraubt worden wäre. Ich hätte in dem tiefen Wasser ertrinken müssen, da keine Hilfe zur Hand war. Aus tiefem Herzen entrang sich mir ein anderes: Gott sei Dank!

3.

Noch eine Erfahrung von den Goldfeldern! Ich hatte dort jenen Passagier aufgesucht und eben war er selbst, durch die Polizei von meiner Ankunft benachrichtigt, zwei Stunden weit hergekommen, den ungeschickten Irrthum mit der Kiste zu erklären, als ein Lärm entstand und der Gastwirth unserer Baracke uns benachrichtigte, ein Kind sei in eine Goldgrube gefallen.

Das war kein gar seltenes Ereigniß. Ich lief schon dem Haufen nach, der sich zum Suchen zusammenthat, als mein Mitreisender, ein erfahrener, überaus ruhiger Goldgräber mich festhielt. „Nur nichts übereilt!" war sein Motto, und jetzt, in dieser Aufregung, übte er damit eine überwältigende Macht auf mich aus. Die Andern waren schon weit weg, als Owen sich immer noch erkundigte, wer den Fall gesehen habe. Es sei ein dreijähriges Kind, hieß es, von dem sich nichts herauskriegen lasse. So sagten die erschreckten Weiber, die da und dort vor den Zelten standen und hin und her redeten.

Owen fand das Mädchen, das immer noch bitterlich weinte. Mit großer Kunst gelang es ihm, dasselbe zu beruhigen, worauf er es auf den Arm nahm und aus dem Zelt heraustrat.

„Ich sollte mich nicht wundern," sagte er, indem er ihre Thränen abtrocknete und sie sanft schaukelte, „wenn die Leute gerade in der falschen Richtung suchen giengen. Es ist toll, wie verkehrt die Meisten es angreifen, wo schnelle Hilfe noththut! Nun, liebe Kleine, gelt, Du sagst uns, wo denn Dein Kamerad in's Loch gefallen ist?"

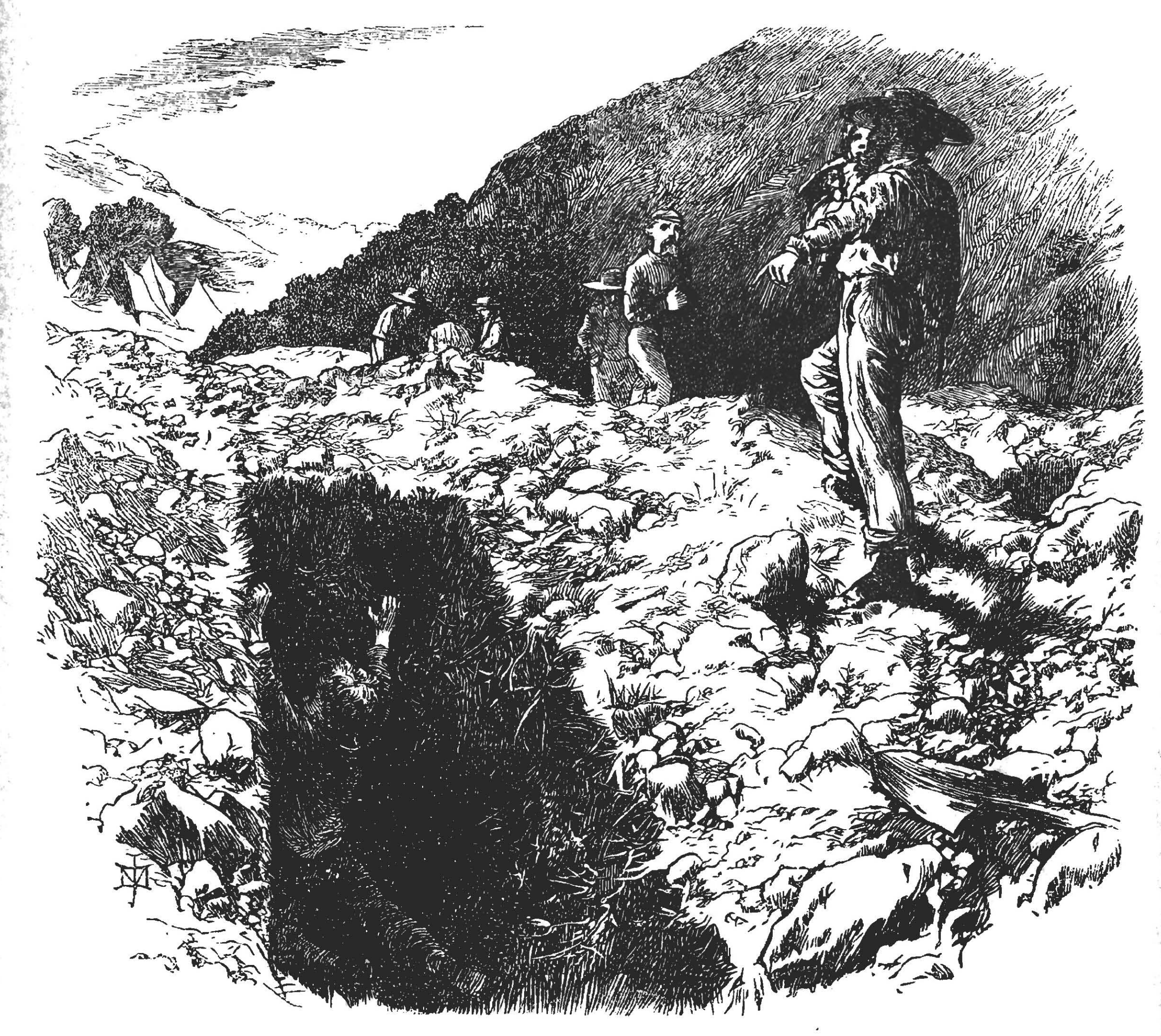
Das Mädchen schaute sich einige Augenblicke um, dann deutete sie zu unserer Verwunderung auf den Hügel gerade hinter uns, mit den Worten: „Dort drüben."

„Was? im nächsten Rinnsal?" — „Ja."

„Weißts gewiß? sieh dich noch einmal um." Und wiederum deutete das Kind, nun ganz beschwichtigt, über den Hügel, in gerade entgegengesetzter Richtung von der, wohin sich die Suchenden gezogen hatten. Es mußte schon eine Stunde verflossen sein und niemand hatte nur auch das rechte Thal versucht, während schon in Hunderten von Gruben nachgeforscht worden war.

Wir nahmen einen Strick und Helfershelfer mit, natürlich auch das Kind, das jedoch von der Menge der Löcher verwirrt, bald nichts mehr zu rathen wußte. Owen aber ließ an jedem schon durchsuchten Loch drei Steine in einer Weise aufstellen, die den Nachkommenden zeigen konnte, hier wäre weitere Mühe verschwendet. „Ohne das bliebe gewiß manche Grube unbesucht, während man zehn und zwölfmal wieder in Eine und dieselbe gucken würde." Es waren freilich Hunderte von Löcher in diesem einen Rinnsal und viele gar versteckt hinter den immer wechselnden Schutthäufen.

Wir waren bis gegen die Mitte des Thälchens gekommen, als ich bemerkte, wie Owen plötzlich still stand und den Kopf senkte, nachdem er in eine Grube geblickt. Er winkte mir, leise heranzukommen. Es war ein 20' tiefes, viereckiges Loch, in welchem sich ein neunjähriger Knabe mühsam heraufarbeitete, indem seine kleinen Beine kaum hinreichten, von einer Seite zur andern sich zu strecken. Die Goldgräber haben nämlich rohe Stufen oder Kerben in die Seiten



ihrer Gruben gehauen, in die sie mit den Zehen oder der Seite des Stiefels treten, um auf und abzusteigen, und der Knabe strengte sich furchtbar an, es ihnen gleich zu thun. Wir fürchteten, ihn durch unser plötzliches Erscheinen aus der Fassung zu bringen, und harrten doch bange, ob nicht ein Platsch uns seinen Fall ankündige. Wie wir so hinter dem Schutthaufen harrten, rückten auch die andern vorsichtig nach. Schon wurde das Köpfchen sichtbar, aber gegen oben war leider das Loch erweitert und die Stufen verwaschen. Verzweifelt strebte der Kleine vorwärts, schon sahen wir seine Hand, als sie plötzlich verschwand und ein Schrei und Platsch unsere Hoffnung vernichteten.

Wir sprangen nun herbei, warfen ihm den Strick zu und Owen stieg hinab. Er fand den armen Kleinen tüchtig gequetscht und völlig erschöpft vom langen Verharren im kalten Wasser, wie von seinen Anstrengungen. Er hatte bei

seinem Vater das Auf- und Absteigen gelernt, war aber gerade durch langwierige Ruhr zu einem Schatten seines früheren Selbst abgezehrt, so daß es ein Wunder war, wie er nur sich so weit heraufzuarbeiten vermocht hatte. Er erzählte uns auf dem Heimweg: wie er immer kälter wurde, und doch niemand sein Schreien hörte, habe er am Ende versucht selbst herauszusteigen. Zweimal schon war er bis zur Mitte herauf gekommen und jedesmal zurückgefallen. Das drittemal hielt er sich schon fast für gerettet, hatte aber mit seinem Fall alle Hoffnung aufgegeben.

Wir trafen bald auf die fast verzweifelnde Mutter, der man gesagt hatte, ihr Sohn sei in einem der Löcher ertrunken. Wie groß war doch ihre Wonne, als sie ihn gerettet in die Arme schloß. Nachher hörten wir, die große Erschütterung und Anstrengung habe dem Kleinen so wenig geschadet, daß er vielmehr dadurch von seiner Ruhr völlig frei geworden sei.

Als ich die Kette dieser kleinen Ereignisse überdachte, durch welche gerade zur rechten Zeit dieser Owen uns zu Hilfe kommen mußte, wie konnte ich anders als wieder aus tiefem Herzen sagen: Gott sei Dank!

Eine Woche im Mormonenland.

(Schluß).

Im Allgemeinen macht jedoch die Mormonenstadt eher den Eindruck der Sittlichkeit und Mäßigkeit; es ist darin kein Detailverkauf geistiger Getränke gestattet und selten begegnet man einem Betrunkenen. Verbrechen kommen gleichfalls wenige zu Tag. Der Sonntag wird gewissenhaft beobachtet, und ruhig und geordnet sieht man an demselben die Leute in ihren Feierkleidern umhergehen. Die von Young eingeführte Liederlichkeit gewahrt man auf der Straße nicht.

Die Frauen tragen große Hüte zum Schutz vor der Sonne; begegnet ihnen ein „Heide," so wenden sie den Kopf ab und schlagen die Augen nieder. Der Mehrzahl nach sind sie, wie ich glaube, sittsam, aber sehr unwissend und geistig unentwickelt.

Meine nicht mormonischen Freunde riethen mir ab, Briefe durch die Post zu schicken und versicherten mich aufs Bestimmteste, daß dieselben oft erbrochen und, wenn es rathsam erscheine, verbrannt werden.

Im Allgemeinen sind die Mormonen argwöhnisch und grob gegen Andersdenkende und behandeln die „Heiden" nicht nur mit Kälte und Zurückhaltung, sondern oft auch mit Uebermuth. Kein ungefährliches Mittel, ihnen den Aufenthalt am Salzsee zu entleiden, wird gespart. Das unverschämte Benehmen des mormonischen Wirths im Salzseehaus, seine Gleichgiltigkeit gegen die Bequemlichkeit seiner Gäste, die schlechte Kost und die Unreinlichkeit, die ich bei ihm fand, ließen mich mit Freuden die Gelegenheit benützen, bei einer Frau King Kost und Logis zu bekommen. Zwei andere Heiden folgten mir dorthin, und so trösteten wir uns dann mit einander. Frisches Fleisch, Gemüse, Rahm und Eier sind immer so gut zu haben wie in irgend einer englischen Stadt.

Montag Abend wurde ich in den kürzlich gegründeten „Jünglings-Leseverein" eingeführt, den einzigen Sammelpunkt der am Salzsee wohnenden „Heiden", deren Zahl sich außer den Truppen auf höchstens 200 beläuft. Vorstand desselben ist Hr. Titus, der oberste Richter des ganzen Territoriums, ein Mann von ausgezeichnetem Ruf, der seinen schweren Posten mit großer Geschicklichkeit ausfüllt. Diese Verbindung ist insofern von Wichtigkeit, als die Hauptstärke der Mormonen in ihrer Einheit und Centralisation liegt und sie daher jenen ersten

Schritt der „Heiden" zu gegenseitiger Hilfeleistung und Vereinbarung mit großer Mißgunst betrachten.

Dienstag Morgen besuchte ich den Aeltesten Heber **Kimball** in seinem Haus. Er ist nach Brigham Young der höchste Mann im Staat und sprach die Ueberzeugung aus, in wenigen Jahren werde die Vielweiberei auf der ganzen Welt gesetzlich anerkannt sein. Ich fand in ihm einen unwissenden, gemeinen Menschen. Oeffentlich sprechen hörte ich ihn nicht, aber man sagte mir, wenn er sich in seinen Predigten über die Stellung und die Pflichten des Weibes auslasse, thue er es in der anstößigsten Weise. Es kann ihm sogar einfallen, bei seinen gemeinen Scherzen auf seine Frauen als auf „seine Kühe" anzuspielen.

Tags darauf sprach ich bei Brigham Young ein. Er war sehr zurückhaltend, aber dennoch höflich und gefällig. Seine Kleidung und seine ganze Erscheinung sind die eines Farmers der bessern Classe. Sein Gesicht macht nicht den Eindruck widerlicher Sinnlichkeit, vielmehr den eines entschlossenen Charakters und festen Willens. Er ist ungefähr 60 Jahre alt, sieht aber zehn Jahre jünger aus. Sein Benehmen ist durchaus natürlich, ohne die geringste Spur von Aufgeblasenheit oder Anmaßung, und doch wären diese Eigenschaften an einem Manne, der vollbracht hat was er, ganz und gar nicht überraschend. Von allen Mormonen, die ich sah, schien er mir bei weitem der Bedeutendste. Und es müssen ja ursprünglich edle Anlagen in einem Mann gelegen sein, der ein Häuflein Anhänger an den ödesten, unbekanntesten Platz der neuen Welt führen, sie dort in den Tagen der Mühen und Entbehrungen ermuthigen und aufrichten konnte, und der nach 17 Jahren in diesem fernen Thale nun eine wohlgeordnete, von Vorstädten und lachenden Höfen umgebene Stadt gegründet hat. Wie tief auch die Mormonen jetzt gefallen, wie entsetzlich sie getäuscht worden sein mögen, ihr Führer, der dieses Werk vollbrachte, kann kein gewöhnlicher Mann gewesen sein. Nach Manchem, was ich über ihn hörte, fürchte ich, daß er trotz bewundernswürdiger Gaben ein grundverderbter Mensch ist, aber Niemand wird mich tadeln, wenn ich mich vor einem zu schnellen Urtheil scheue. Man sagt, er sei unermeßlich reich; wahrscheinlich übertreibt man sein Vermögen, aber zweifelsohne ist er für seine Familie zu sorgen bemüht. Soll er doch 46 Frauen, 48 waffenfähige Söhne und ein eigenes Schulhaus für seine jüngere Nachkommenschaft haben!

Offenbar fürchten die Leiter der Mormonen für die Zukunft ihrer Sekte. Der Sprecher des Congresses und verschiedene andere einflußreiche Amerikaner, die kürzlich den Salzsee besuchten, erklärten offen, die Regierung der Vereinigten Staaten werde endlich ihren Gesetzen Achtung zu verschaffen wissen.

Während der Rebellion nahmen die Mormonen weder für den Norden noch für den Süden Partei. Unverhohlen freuten sie sich aber des Kriegs und hofften davon die Auflösung der Union als eine Bürgschaft ihrer eigenen Existenz — ein Ziel, das sie nie aus den Augen verlieren. Der vollständige Sieg des Nordens war daher eine große Enttäuschung für sie; und einige Predigten, die damals unter ihnen gehalten wurden, liefen offen auf Landesverrath hinaus. Den Negern sind sie bekanntlich spinnefeind; dieselben gelten für eine verfluchte Race, die nicht zum Glauben gebracht werden kann, sondern vom Gottesstaat ausgeschlossen bleiben muß.

Jeder Mormone hat der Kirche Abgaben zu entrichten, deren Verwaltung den Bischöfen und Aeltesten übergeben ist. Ich konnte nicht in Erfahrung bringen, daß in Betreff der Verwendung dieser Steuern irgendwelche öffentliche Aufsicht oder Beschränkung stattfindet. Das ist jedenfalls keine kleine Versuchung für diejenigen, durch deren Hände sie laufen. Das Meiste davon, heißt es, werde für öffentliche Bauten verwendet; es sind aber nicht viele da, die davon zeugen. Andere Summen sollen zur Bestechung amerikanischer Beamter benützt werden, was ich aber sehr zu bezweifeln geneigt bin. Weiter wird behauptet, es sei davon für den Fall der Vertreibung der Mormonen eine der Sandwich-Inseln als Zufluchtsstätte für sie angekauft worden; Thatsache aber ist, daß einer der reichsten Mormonen — ein Chemiker, der einen großen Laden in der Hauptstraße hat — seit 2—3 Jahren sich weislich weigert, seine sich ziemlich hoch belaufenden Steuern fortzubezahlen. Er ist in der Kirche schon öffentlich darüber getadelt worden, aber umsonst.

Ich erbat mir die Erlaubniß, die Schulen zu besuchen, und Brigham Young wies Herrn Campbell, den Vorstand des Erziehungswesens an, mich herumzuführen. Es waren aber deren nur zwei zu sehen, und von beiden gaben mir die geringen Kenntnisse der Kinder, ja schon deren äußere Erscheinung einen sehr niedern Begriff.

Sieben Zehntel der Mormonen stammen aus den britischen Inseln; die Uebrigen sind Schweden, Norweger, Dänen (Deutsche und Schweizer) mit sehr wenigen Amerikanern. Die Führer sind fast durchweg Yankee's; die Andern gehören den niedersten Classen verschiedener Länder, namentlich den entlegensten Theilen von Wales und Schottland an. Eine Schande für England, daß dem so ist. Mord und Vielweiberei sind erwiesenermaßen wesentliche Bestandtheile des Mormonismus, somit sucht ein Mormonenmissionar die Leute zu Verbrechen zu verführen, und könnte deßhalb wohl gerichtlich belangt werden. Wenn man bedenkt, daß von den Gestaden Altenglands aus jährlich Hunderte armer, betrogener Geschöpfe die Reise übers Meer und durch die Wüste antreten, um sich am Salzsee anzusiedeln, kann man nur wünschen, daß diesem Treiben einmal ein Ende gemacht würde. Welche Bestandtheile wahrer, einfältiger Frömmigkeit sich auch unter den frühern Mormonen befunden haben mögen, jetzt ist ihre Stadt nur eine Pflanzstätte des Lasters und gröbster Unwissenheit. Wiederholt gestanden mir Leute, die ich ein wenig mit Fragen drängte, daß sie den Mormonismus gerne wieder verlassen würden, wenn sie einen Ausweg vor sich sähen, aber unter den gegenwärtigen Umständen würde sie eine Trennung nicht nur in Verlegenheit und Noth, sondern vielleicht sogar in Lebensgefahr bringen.

Freitag, den 21. Juli 1865, mietheten vier von uns Heiden einen Wagen und fuhren dem See entlang 9 Stunden durch's Thal an einen Platz, wo ein kleines Wirthshaus steht und Boote gehalten werden. Wir passirten auf diesem Weg die einzige Brücke, die über den Jordan führt, ein Bau, der seinen Unternehmern alle Ehre macht. Die Ufer des See's sind 3—4 Zoll tief mit dunkelbraunem Salz bedeckt, und die einzigen lebenden Wesen, die wir darauf entdeckten, waren winzige Fliegen, von denen sich Myriaden auf dem Wasser niedergelassen hatten, und die wir für Schaum hielten, bis sie bei der Berührung in Schwärmen aufwirbelten. Das Wasser enthält die stärkste überhaupt mögliche Salzauflösung. Darin zu schwimmen fanden wir daher sehr leicht, beim Untertauchen aber drang es uns wegen seines bedeutenden spezifischen Gewichts in wirklich schmerzhafter Weise in Augen, Nasen und Ohren. Einer von uns tauchte muthig unter mit dem festen Entschluß, den Grund zu erreichen, trug aber solche Schmerzen davon, daß wir alle fürchteten, er könnte sich einen ernsten Schaden zugezogen haben; Geduld und ein wenig frisches Wasser endeten jedoch unsere Leiden, und um eine Erfahrung reicher kehrten wir Abends zurück.

Das Wasser des See's ist dunkelblau, wahrscheinlich in Folge seines starken Salzgehalts, der es so schwer macht, daß es das Holz der Boote angreift, so leicht diese darauf schwimmen. Seine Tiefe beträgt nirgends mehr als 30, an vielen Stellen nur 5—6 Fuß. Von seinen vielen Inseln kann eine — die Kircheninsel im Osten — watend erreicht werden. Auf dem Heimweg fielen uns die verschiedenen Wasserlinien an den Bergwänden auf. An einer Stelle zählten wir deren sieben gerade über einander. Unwillkürlich drängte sich uns da die Vermuthung auf, diese Gegend müsse einst ganz unter Wasser gestanden sein, und jene Linien die verschiedenen Stufen bezeichnen, um die das Wasser allmählich gesunken sei, bis nur noch der See in seiner jetzigen Gestalt übrig blieb. Dieß wird auch ziemlich allgemein angenommen; doch findet man solche Linien auf allen Hochebenen in der Mitte des Continents. Einige meinen daher auch, die Sandsteinschichten seien an manchen Stellen härter als an andern, und jene Linien seien eine Wirkung der Sonne und des Regens; und allerdings scheint der lose Sand und das Gerölle, das sich am Fuß dieser Felsen findet, eher für letztere Ansicht zu sprechen.

Samstag, den 22. wollte ich mein Billet nach Atchison am Missouri nehmen, um meine Reise nach Osten fortzusetzen. Gerade an diesem Tage lief aber die Nachricht ein, die Indianer haben eine 21 Stunden südlicher gele-

gene Mormonenniederlassung überfallen und zwei Leute erschlagen. Auch hörten wir von zwei Leichen, die man in einem Bach bei Fort Bridger gefunden habe, und daß die Post von Virginia-City in Idahoe am gleichen Platz abermals angehalten worden sei, aber da sie weder Passagiere noch Schätze enthielt, dann ungehindert habe weiter fahren dürfen. Der Verkehr zwischen der Salzstadt und Denver-City (halbwegs Atchison) war schon vorher eingestellt worden, weil die Indianer den Weg unsicher machten. So blieb mir also nichts übrig, als meine Abreise aufzuschieben. Durch die außerordentliche Gefälligkeit und Dienstfertigkeit der Telegraphen- und Postbeamten wurde es mir indessen möglich, schon am folgenden Morgen dennoch aufzubrechen, und trotz aller beunruhigenden Gerüchte vollendete ich, theilweise von Truppenabtheilungen eskortirt, ohne besondere Abenteuer die Reise über das Gebirge, das die Wasserscheide des Continents enthält, und durch die endlosen Steppen.

Bekanntlich legen die Mormonen einen großen Nachdruck auf die ihnen verliehenen Wundergaben, und ihre Zeitungen bringen hin und wieder seltsame Erzählungen von Wunderheilungen, wie denn aus einem einzigen Aeltesten und einer „Heiligen" im August 1847 die schöne Anzahl von 319 Teufeln soll ausgetrieben worden sein. Amerikanische Blätter dagegen enthalten Geschichten wie die folgende:

Ein alter Farmer traf eines schönen Sommerabends in seinem Hofe einen anständig aussehenden Mann, der ihn um die Erlaubniß bat, die Nacht unter seinem Dache zubringen zu dürfen. Der gastfreie Bauer gewährte die Bitte; er lud den Fremdling in sein Haus und bewirthete ihn mit einem guten, kräftigen Abendessen. Nachdem er gegessen hatte, ließ sich der joviale, warmherzige und dabei kluge Greis in eine heitere Unterredung mit seinem Gaste ein, welcher gemüthlich und körperlich sehr leidend schien, und seinem Wirth zu Gefallen allem, was derselbe sagte, in der höflichsten Weise beistimmte. Nach einer Stunde entschuldigte er sich, die Unterredung abbrechen zu müssen, weil Ermüdung und Unwohlsein ihn nöthige, die Ruhe zu suchen. Vom Bauer in ein Oberstübchen geführt, legte er sich zu Bett. Um Mitternacht wurde der Farmer und seine Familie durch ein schreckliches Stöhnen aus dem Schlaf geweckt. Sie überzeugten sich bald, daß es von des Reisenden Zimmer kam, und als sie hingiengen um nach der Ursache zu sehen, fanden sie den Fremden sehr krank; er litt heftige Schmerzen, schrie kläglich und schien von dem, was um ihn vorgieng, nichts zu merken. Alle Mittel, welche Eifer und Erfahrung an die Hand gaben, wurden versucht, um dem Kranken Erleichterung zu verschaffen, alles umsonst: zur großen Bestürzung des Farmers und seiner Familie gab der Fremde nach einigen Stunden seinen Geist auf.

Mitten in dieser Verwirrung und Angst kamen früh Morgens zwei Reisende in den Hof und baten um Aufnahme. Der Bauer sagte ihnen, daß er sie gern bewirthen würde, daß aber gerade jetzt sein Haus durch den Tod eines Fremden in der größten Verwirrung sei. Als er ihnen die näheren Umstände erzählte, schienen sie über des armen Mannes Mißgeschick sehr erstaunt und betrübt zu sein, und baten höflich um die Erlaubniß, den Leichnam zu sehen. Der Alte war ganz bereit, und führte sie in das Zimmer, in welchem der Leichnam lag. Sie sahen einige Minuten stillschweigend auf ihn; dann erzählte der Aeltere von ihnen dem Farmer, daß sie Aeltesten der Christuskirche der Heiligen der letzten Tage seien und von Gott die Macht, Wunder zu thun, sogar Todte aufzuwecken, empfangen haben; sie seien überzeugt, auch den todten Mann vor ihnen ins Leben zurückrufen zu können. Der Bauer war natürlich über die Würde und Macht der beiden Personen, die mit ihm redeten, außerordentlich erstaunt, setzte aber doch einiges Mißtrauen in ihre Worte und fragte, ob sie ganz sicher seien, daß sie alles, was sie da vorgäben, thun könnten. „Oh gewiß! Ohne allen Zweifel. Der Herr hat uns ausdrücklich den Auftrag gegeben, Wunder zu thun, um die Wahrheit des Propheten Joseph Smith und seiner ihm geoffenbarten Schriften und Lehren zu erweisen. Rufe alle deine Nachbarn, damit wir in Gegenwart Vieler den todten Mann in's Leben zurückrufen und der Herr und seine Kirche von Jedermann gepriesen werde."

Nach kurzer Ueberlegung gab der Farmer den Wunderthätern die Erlaubniß, ihre Kraft zu zeigen, und ließ, wie sie wünschten, durch seine Kinder die Nachbarn rufen, welche in Erwartung eines Wunders in großer Zahl herbeieilten. Die Mormonenältesten begannen nun ihr Werk damit, daß sie vor der Leiche niederknieten und mit emporgehobenen Händen und Augen gewaltig laut beteten. Während des Gebets kam dem Greis plötzlich ein Gedanke; er gieng unbemerkt einige Minuten hinaus, kehrte wieder zurück, und wartete ruhig an der Seite des Bettes, bis das Gebet zu Ende war und die Aeltesten sich anschickten, das Wunder zu vollbringen. Bevor sie begannen, sagte er ehrfurchtsvoll zu ihnen, wenn sie erlaubten, möchte er einige Fragen an sie richten. Als sie antworteten, sie hätten nichts dagegen einzuwenden, fragte der Pächter: „Ihr seid dessen gewiß, daß ihr diesen Mann wieder zum Leben bringen könnt?"

„Ja."

„Wie wißt ihr, daß ihr es könnt?"

„Wir haben so eben eine Offenbarung vom Herrn empfangen, die uns belehrt, daß wir es können."

„Seid ihr dessen gewiß, daß die Offenbarung vom Herrn ist?"

„Ja; wir täuschen uns sicherlich nicht."

„Hängt eure Macht, diesen Menschen ins Leben zurückzurufen, von der besondern Natur seiner Krankheit ab, oder könnt ihr jeglichen Todten auferwecken?"

„Es macht für uns keinen Unterschied; wir können jeden Leichnam lebendig machen."

„Wenn dieser Mann getödtet wäre und ihm ein Arm abgehauen, könntet ihr ihn lebendig machen, und auch seinen Arm heilen?"

„Ganz gewiß; die Macht, welche uns der Herr gegeben hat, hat keine Grenze. Es würde keinen Unterschied machen, wenn ihm sogar Arme und Beine abgehauen wären."

„Könntet ihr ihn wieder heilen, wenn ihm der Kopf abgehauen wäre?"

„Gewiß, wir könnten es."

„Nun gut," sagte der Bauer mit einem ruhigen Lächeln, „ich bezweifle nicht die Wahrheit dessen, was solche heilige Menschen, wie ihr seid, behaupten; aber ich wünsche, daß diese meine Nachbarn völlig bekehrt werden, indem sie das Wunder in möglichst vollkommener Weise vollbracht sehen. Wenn es also keinen Unterschied macht, was es auch sein mag, so will ich mit eurer Erlaubniß dem Leichnam erst den Kopf abschlagen."

Und damit zog er eine scharfe Axt hervor, die er unter seinem Rock verborgen gehalten, schwang sie über seinen Kopf und zielte auf den Hals des Leichnams. Siehe da! zum Erstaunen aller Anwesenden richtet sich der todte Mann in großer Aufregung auf und erklärt, daß er um keinen Preis sich den Kopf abschlagen lassen wolle.

Die Gesellschaft ergriff sogleich die Mormonen, und brachte sie bald zu dem Geständniß, daß der vorgeblich todte Mann ein Mormonenältester sei, den sie in des Farmers Haus geschickt hätten mit der Weisung, dort zu einer bestimmten Stunde zu sterben; sie selbst wollten dann wie zufällig sich einstellen und ein Wunder thun, welches Jedermann in Staunen setzen sollte. Der Alte gab den Betrügern einen derben Verweis und ließ sie gehen, um ihre Künste anderswo zu versuchen.

Einen wichtigeren Besuch als den oben geschilderten erhielten die Mormonenführer in denselben Sommer von Schuyler Colfax, dem Sprecher des Abgeordnetenhauses in Washington. Er hatte eine freimüthige Unterhaltung mit Brigham Young und seinen Genossen, in der er ihnen auseinandersetzte, daß Utah nimmermehr als Staat in die Union aufgenommen werden könne, wenn nicht die Vielweiberei erst abgeschafft sei. Dieselbe widerstrebe einmal der Verfassung der Ver. Staaten und den Grundsätzen aller christlichen Civilisation. Befragt, ob denn diese Einrichtung ein wesentliches Stück des Mormonismus sei, erwiederte Young: „In unsern heiligen Büchern steht nichts davon, doch habe ich eine besondere Offenbarung von Gott erhalten, mich dieser Ordnung zu unterziehen, und ebenso einige andere Brüder; für die Kirche im Ganzen ist sie mehr eine Freiheit als eine Verbindlichkeit; übrigens müssen wir Gott mehr gehorchen als den Menschen." Colfax bedeutete ihm darauf, wenn dem so sei, so wäre es nun die höchste Zeit, eine andere Offenbarung von

Gott zu erhalten, welche die Vielweiberei verbiete. Darauf meinte Young: er persönlich hätte nichts dagegen; wenn Gott je einen solchen Befehl gebe, werde er willig folgen. Auch in einer öffentlichen Versammlung erklärte Colfax den Mormonen, die Union müsse darauf bestehen, daß ihren Anordnungen auch in diesem Gebiet Folge geleistet werde.

Er nahm den Eindruck mit sich fort, daß die Mormonen vom Ausgange des großen Bürgerkriegs sehr betroffen waren. Ihre Prediger hatten erwartet, der Krieg werde so lange dauern, bis die Heiden nach Gottes Rathschluß sich untereinander ausgerottet haben, d. h. die ganze männliche Bevölkerung verschwunden sei, worauf dann sie nur kommen und alle Mädchen und Frauen nehmen dürfen!

Uebrigens sei das weibliche Geschlecht in Utah durchgängig unglücklich und mißvergnügt. Wiederholt wurde Colfax versichert, es gebe keine Mormonin, welche an der Vielweiberei eine Freude habe.

Auf seine Berichte hin hat nun der Congreß (Febr. 1867) alle polygamistischen Ehen für strafbar erklärt, ob mit Einwilligung des Weibes vollzogen oder ohne dieselbe. Wer eine solche Verbindung eingeht, soll mit fünfjähriger Zuchthausgefangenschaft bestraft werden, wer der Trauung nur beiwohnt, mit zweijähiger.

In Folge dieses Vorgehens spalteten sich die Mormonen. Die Josephiten, Anhänger des Prophetensohnes J. Smith, erklärten die Vielweiberei für eine Sünde, und ihre Secte für die einzig wahre Mormonenkirche, als welche sie alles kirchliche Eigenthum für sich in Anspruch nahmen. Im letzten Frühjahr hatte Young Hunderte von „Ketzern“ auszuschließen, die dann mit ihren Wagen in die östlichen Berge flüchteten, um seiner Rache zu entgehen. Eine andere Secte, die Morrisiten, trennte sich gleichfalls von den Youngiten und verdammte die Vielweiberei.

Am Pfingstfest Nachmittag (9. Juni) sodann trat Young auf und erklärte offen, Orson Hyde, der erst im April zum Vorstand der zwölf Apostel gewählt worden war, und die Apostel Lyman und Pratt seien abgefallen und also von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Der letztere namentlich sei ein ganzer Ungläubiger und völlig in der Macht des Teufels.

So scheint nun die entschiedenste Spaltung unter den armen Verführten bereits eingetreten zu sein, und die entgegengesetztesten Klagen und Ermahnungen erschallen von allen Kanzeln. Man hofft, der Anfang des Endes sei damit gekommen und die Auflösung dieser unsauberen Gesellschaft werde nicht mehr lange auf sich warten lassen. Bedeutungsvoll aber bleibt es immerhin, daß eine Trugreligion wie diese in unserem Jahrhundert auch nur so lange bestehen konnte.

Sinnbilder.

Von A. G.

(Fortsetzung.)

6. Der nächtliche Stallrumor.

Mitten in der Nacht erwacht die Bäurin an einem kaum hörbaren Lärmen in ihrem Viehstall auf. Sie richtet schnell sich auf, und mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht sie. Bald meint sie, daß sie sich getäuscht habe, bald ist das Geräusch wieder vernehmlicher. Schnell weckt sie ihren Mann aus dem gesunden und festen Schlaf, und ruft ihm zu: „Mann! steh auf, zünde die Stalllaterne an und geh hinunter, das Vieh ist unruhig!“ Der Ehemann ist zwar unwirsch über die unwillkommene Unterbrechung seines Schlafs, doch läßt er's sich nicht zweimal sagen, geht flugs in den Stall, bindet eine losgewordene Kalbel, die im Stall herum rumorte,

wieder an, und selbstzufrieden sagt er zu seinem Weib, wenn er wieder aus dem Stall heraufkommt: ich bin nur froh, daß du den Lärmen gehört hast, sonst hätt's leicht ein Unglück im Stall geben können, die Kalbel hätte können ein Horn abbrechen oder die daneben stehende Kuh beschädigen. Und noch eine ganze Stunde bleibt das Ehepaar wach, ob sein gewiß kein Rumor mehr im Stall sich wiederhole.

Das Ehepaar thut wohl daran, denn Sirach sagt 7, 24: hast du Vieh, so warte sein. Aber warum hören sie denn das nächtliche Rumoren ihrer Söhne und Töchter, ihrer Knechte und Mägde nicht? Warum sind sie denn zu faul, es jenem Weib nachzuthun, die zehn Groschen hatte, und da sie der einen verlor, ein Licht anzündete und kehrte das Haus, und suchte mit Fleiß, bis daß sie ihn fand? (Luc. 15, 8.) Kann denn den Kindern und dem Gesinde nicht noch unendlich empfindlicherer Schaden zustoßen, oder ist denn die Kalbel mehr werth als die Kinder, und die Kuh mehr werth als das Gesinde?

Merks! wenn ein Tag des Wohllebens der Söhne Hiobs um war, sandte Hiob hin, und heiligte sie, und machte sich des Morgens frühe auf, und opferte Brandopfer nach ihrer aller Zahl. Denn Hiob gedachte: meine Söhne möchten gesündigt, und Gott gesegnet haben in ihren Herzen. Also thät Hiob alle Tage.

7. Das Ausgäten des Flachsfeldes.

Das Flachsfeld ist ein Gegenstand der Freude und des Stolzes einer fleißigen Bäuerin. Es erfordert aber auch von der ersten Bestellung des Ackers an, bis der Flachs schön gehechelt und gebürstet zum Spinnen einladend daliegt, erstaunlich viel Fleiß und Mühe. Wie mühsam ist namentlich auch das Ausjäten! Wenn die zarten, feinen Pflänzchen kaum handhoch herangewachsen sind, so begeben sich Hausfrau, Kinder, Gesinde, Taglöhner und Nachbarinnen, oft acht und mehr Personen auf den Acker hinaus, und fangen an mit allem Fleiß denselben vom Unkraut zu reinigen. Um ja recht gründlich dabei zu Werk zu gehen, liegen sie mit ganzem Leib auf den Acker hin, und lassen sich's nicht verdrießen, wenn sie in einem ganzen langen Tag ein verhältnißmäßig nur kleines Stück gereinigt haben.

Wollte Gott, daß eben so fleißig, so gründlich und unverdrossen in gemeinschaftlicher Arbeit und Handreichung das Unkraut ausgejätet würde, von welchem der Herr Jesus Matth. 13. redet: Siehe, es gieng ein Sämann aus zu säen. Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen auf und ersticktens. — Der unter die Dornen gesäet ist, der ist, wenn Jemand das Wort hört, und die Sorge dieser Welt und Betrug des Reichthums erstickt das Wort und bringet nicht Frucht.

Aus dem Kavalleristenleben.

Von J. K.

(Fortsetzung.)

4. Ein braves Opfer des deutschen Kriegs.

Oft, wenn ich einsam durch Wald oder Flur wandere, tritt mir das Bild meines edlen Rittmeisters vor die Seele. Er war keine besonders imponirende Erscheinung. Ein ungeheurer rother Schnurrbart und der darunter ununterbrochen hervordringende Cigarrenqualm machten ihn jedem von ferne kenntlich, im Verein mit der rauhen, aber oft sich werfenden Commandirstimme. Desto mehr leuchtete er im persönlichen Umgang. Mit unwiderstehlicher Herzensgüte benahm er seinen Rekruten alle Angst und fesselte sie mit väterlicher Liebe an seine Person. Betrugen sie sich erst als Soldaten makellos, so durften sie sich schon ein bischen Freiheit erlauben. Im Exercitium war er die Langmuth selber, der unter diesem Stande so heftig grassirende Jähzorn blieb ihm fern. Wurde er auf dem Exercirplatz wegen Fehler seiner Soldaten „angeredet,“ so ließ er sie das nicht entgelten, sondern machte lieber, wenn er seine Escadron wieder allein hatte, dieselbe in den freundlichsten Worten auf die mißliebigen Punkte aufmerksam

und wirkte damit dreimal mehr als viele seiner Collegen mit ihren Hagel- und Donnerwettern.

Dabei durfte er auch der ungetheiltesten Anhänglichkeit seiner Soldaten sich erfreuen, zumal er sie nicht unnöthig im Dienste quälte. Nur gegen niedrige Subjecte war er rücksichtslos streng, und gegen Widersetzlichkeit unerbittlich. Hertlein liebte es, wenn seine Soldaten die militärische Haltung streng im Auge behielten. Oft sagte er: „Ihr müßt euch einen Stolz einbilden, daß ihr Chevauxlegers seid!" Wie er zu seinem Heiland stand, konnte ich natürlich nicht beurtheilen, so gern ichs auch gewußt hätte.

Er hatte von der Pike auf gedient und es bald zum Unteroffizier gebracht; aber lange Zeit bangen Wartens verging, bis er in den Offiziersstand vorrücken konnte, so daß er ein ziemlich bejahrter Unterlieutenant war. Nun aber bekam er eine reiche Frau, und so gieng denn das Avancement schneller. Als ich eintrat, war er ein Sechziger, und, wenn ich nicht irre, Großvater.

Für den Krieg mochte er allerdings weniger als mancher Andre getaugt haben. Es fehlte ihm dazu jener kühne Feuergeist, der die Kavallerieoffiziere auszeichnen soll. Er war ein lieber guter Garnisonsoffizier.

Als im Juli 1859 die deutsche Observationsarmee am Rhein gegen Frankreich aufgestellt werden sollte, bekam plötzlich auch unsre Reiterdivision Befehl zum Ausmarsch. Wir waren eben zum Exercirplatz hinausgeritten, als die Marschordre kam. Noch steht mir der Augenblick vor der Seele, wie der bejahrte Mann herangesprengt kam, und mit donnernden Worten der Eskadron verkündete, daß es nun wahrscheinlich in den Krieg gehe, gegen den Erbfeind — die Franzosen. Mit beredten Worten ermahnte er zum Muth, zum Gehorsam, zur Ordnung. Das Exerciren ward augenblicklich eingestellt. Ein Durcheinanderlaufen begann wie in einem Ameisenhaufen, in den muthwillige Jungen einen Stein geworfen. Alles wurde gepackt und die Säbel geschliffen. Am Tage vor dem Ausmarsch gieng der gute Rittmeister noch einmal durch alle Zimmer, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. So kam er auch zu mir; und weil ich einen etwas dicken Mantelsack hatte, zur Erleichterung der Pferde aber nichts mitgenommen werden sollte als die weiße Wäsche, fragte er ernst: „Warum hat Er denn einen so dicken Mantelsack?" Ich sagte, ich hätte drei Hemden eingepackt. Worauf er freundlich entgegnete: „Das hätte Er nicht thun sollen, wenn wir nach Frankreich hineinkommen, werden wir schon wieder erhalten!" An demselben Abend aber brachte der Telegraph die Friedenskunde.

Dennoch erfolgte der Ausmarsch, aber mehr in Form eines galanten Spazierritts, sintemal mit klingendem Spiel durch alle Dörfer gezogen wurde. Nur in einem Dorfe, wohin die Friedenskunde noch nicht gedrungen war, sagten düster dreinblickende Frauen: „Ihr singet, und uns blutet das Herz!"

Als ich mir im Herbst einen Mann stellte, sorgte Hertlein mit wahrhaft väterlicher Huld für mich, und die freundlichen Worte, die er zum Abschied an mich richtete, werden mir unvergeßlich bleiben. Bald darauf rückte er zum Major vor und nach weiteren zwei Jahren zum Kommandeur eines Uhlanenregiments.

Anno 1866, als die Haltung der Preußen mit jedem Tag drohender wurde, ward er sammt seinen Uhlanen nach Baireuth kommandirt. Kaum angekommen sieht er sich mit seinem Regiment Hals über Kopf in die Eisenbahn gepackt und nach der sächsischen Grenze geworfen; bereits waren die Preußen in Sachsen eingebrochen. Zum Kampfe aber kam es so schnell noch nicht. Es begannen nun jene Wochen der in Süddeutschland so berüchtigten verhängnißvollen Ruhe, während welcher die Hannoveraner kapitulirten, und das stolze Oestreich zu Boden geschlagen wurde. Erst jetzt wurden die Kämpfe der Bundesarmee mit jenen, für die bairische Kavallerie so empfindlichen Zersprengungen bei Fulda 2c. eröffnet. Auch Bruchtheile von Hertleins Uhlanenregiment waren dabei; sie sollen im Retiriren Unglaubliches geleistet haben. Die Preußenfurcht war so groß, daß manche Versprengte 40 Stunden vom Kampfplatz in Mittelfranken auftauchten und in zweimal 24 Stunden nicht vom Pferde kamen. Wie Skelette sahen die Pferde aus, und die Mannschaft arbeitete unter den dargereichten Lebensmitteln, als ob es keinen Pardon mehr gebe. Mehrere Kavallerieoffiziere hatten sich, um diesen Schimpf nicht zu überleben, erschossen; Hertlein aber ertrug ihn mit

jener Ruhe, die nur an's Wiedergutmachen denkt. Dazu fehlte jedoch die Gelegenheit. Andern Regimentern war es aufbehalten, die Ehre der bairischen Kavallerie wieder einigermaßen zu retten. Hertleins Regiment kam nicht ernstlich in den Kampf.

Gegen Ende des Juli drangen die Preußen gegen Würzburg vor, nachdem die bairische Armee einige Tage vor ihnen Ruhe gehabt; Hertleins Regiment lagerte in einem Thal.

Neben den Pferden hatten sich die ermüdeten Reiter auf den Boden gestreckt. Da weckt sie früh um 3 Uhr Kanonendonner. Alle sind wie der Blitz auf den Beinen; im Nu sind die Pferde gesattelt und hin geht es in stillen Zügen nach dem Kampfplatz. Eine Viertelstunde davon wird eine verdeckte Stellung genommen. In nächster Nähe tobte der Streit. Um halb 9 Uhr erhielt Hertlein Befehl zum Vorrücken. Im Verein mit zwei Kürassierregimentern und den Chevauxlegers warf er sich auf die preußischen Husaren, die auch nach kurzem Kampfe zurückgetrieben wurden. Allein das Vorgehen von Hertleins Regiment war wieder wunderbarer Weise so, daß nur einige Verwundungen, keine Tödtungen vorkamen; bloß etliche Pferde waren gefallen. Eben sammelte er sein Regiment zu neuer Attacke, als eine Granate platzte, und ein Stück ihm in die Seite fuhr; sterbend fiel er aus dem Sattel. Wohl waren noch einige Pferde von jener Granate zusammengerissen worden, aber außer dem theuren Oberstlieutenant kein einziger Mann. Als die Leiche in Würzburg mit allen Ehren zu Grabe geleitet wurde, sah man die Uhlanen weinen; sie hatten nicht bloß einen wackern Kommandanten, sondern einen väterlichen Fürsorger verloren. Solche aber sind rar!

5. Die Kavalleristenbraut.

Mir war es schon, wie wenn ich mit meinen Kavalleristen, die doch zunächst junge Leser interessiren sollen, die Gunst meiner lieben Leserinnen verscherzte; um nun nicht allen Kredit bei ihnen zu verlieren, soll heute ihr Geschmack berücksichtigt werden, so gut es eben geht.

Leichter Regen rieselte vom grauen Herbsthimmel, als ich, mit der Eisenbahn von Würzburg kommend, an dem Frankfurter Ostbahnhof ausstieg und auf der kothigen Landstraße zum erstenmal in das Gewimmel der berühmten Stadt hineinschritt. Der Tag war trüb und düster, und von der vornehmen Welt, besonders der Frauen, die sonst so gerne in allen Farben und Trachten vor einer solchen Stadt sich ergehen, sah man heute wenig oder nichts. Um so lebhafter rauschten die Fiaker heraus und hinein; andere hatten sich an den freien Plätzen wie Grenadierkolonnen in schönen Reihen aufgepflanzt. Ich war auf dem Wege nach Haus. Meine Militärzeit mit ihrer Lust und ihrem Leid lag hinter mir. Mein Herz war fröhlich und so sorgenlos wie der letzte Kranichzug, der eben über meinem Haupte dahinschwebte und nur zuweilen den halblauten Signalruf des Führers oder den Antwortston des Ordnungsrapport erstattenden Flügelmannes vernehmen ließ. Ich hatte durch mein kurzes Militärleben eine neue Weltanschauung gewonnen, und gieng meinem alten Berufe entgegen wie einer, der nur noch halb der Welt angehört. Hier unten noch ein kurzer Kampf in einem kleinen Winkel der Erde, und dann völlig nach Hause! Das war die Stimmung meines Herzens. Doch freute ich mich zwischen hinein ganz kindisch auf ein liebliches Familienfest, das ich andern Tages auf halbem Wege von der Heimat durch meine Gegenwart überraschen und wo möglich verherrlichen wollte; es galt der Verlobung einer hochgeschätzten Jugendfreundin.

Erst als ich behaglich die breiten Fußbänke der Zeil hinabschritt zum Roßmarkt, und mich nicht satt sehen konnte an den prächtigen Bauten mit ihrem hauptstädtischen Glanz, an den schimmernden Kaufläden und ihren bunten Waaren, an den Palästen der Hotelbesitzer und Geldfürsten, wurde, trotz des Staubregens, das Leben bewegter, bis man tüchtig um sich schauen mußte, um den Körper vor Rippenstößen zu bewahren. Mit einiger Eitelkeit gewahrte ich, daß unter dem Gewühl der Uniformen und Livreen ich selbst nicht völlig verschwand. Mit den prächtigen weißen Epaulettes, die wie das hellste Silber glänzten, an dem funkelnden Stiefel den rasselnden Sporn, in smaragdgrünen Hosen mit den breiten rosenrothen Streifen und darüber den rothdurchwirkten grünen schillernden Waffenrock,

— präsentirte ich mich ja in der Galla des leichten bairischen Kavalleristen. Man sah in mir den fremden ungewohnten Militär, dem sogar der preußische wie der Frankfurter Soldat seine Honneurs entrichtete; bald hätte ich mich selbst fast für einen Offizier gehalten.

Schon hatte ich in einer Restauration ein eben so einfaches als theures Mittagsmahl eingenommen — denn Mittag war längst vorüber —, schon schwebte ich aufs Neue wieder die Zeil entlang, als plötzlich zur Seite eine Stimme rief: „Ah, guten Abend, Chevauxlegers! Nun woher des Wegs?" Wie ich mich nach der freundlichen Stimme umsehe, kommt ein fremder junger Mann auf mich zu und reicht mir die Hand. Ueberrascht drückte ich ihm dieselbe und erklärte, daß ich von Bamberg komme und mit Abschied in die Rheinpfalz reise. Er aber war ein Handwerksmann aus einer andern bairischen Garnisonsstadt, der als Geselle in Frankfurt arbeitete, und in der fremden Stadt von der Uniform des Landsmanns angezogen wurde, fast wie der Deutsche in Brasilien oder Java vom Klange seiner Muttersprache. Er vergaß Meister und Arbeit, und führte mich schnell zu dem Sehenswürdigsten der Stadt, besonders zu der Paulskirche, die mir seit den Kirchentagssitzungen von 1854 fast wichtiger geworden war, als durch das Tagen des kläglichen deutschen Parlaments. Und weil ich ihn einmal hatte, so benützte ich auch noch seine Freundlichkeit, mir ein solides, einfaches Gasthaus zeigen zu lassen, zu welchem Liebesdienst er sich mit wahrhaft brüderlicher Treue bequemte. Dann schüttelte er mir nochmals herzlich die Hand, und eilte fort. Noch heute denke ich an diesen Engelsdienst mit herzerquickendem Wonnegefühl.

Ich trat sofort in das Gasthaus ein. Seltsam war mir Alles, was ich hier sah: es schien Alles so alt, das Gasthaus nach innen und außen, das Ehepaar, das es bewohnte, ja auch das Kellnermädchen. Sie mochte freilich noch nicht weit in den Dreißigen sein; aber über ihr verwittertes Gesicht waren Stürme ergangen, die nur schwache Spuren der ehemaligen Schönheit hinterließen. Sie glich einer abgeblühten Rose. Als ich eintrat, schien sie betroffen, meine Aufträge besorgte sie mechanisch und mit stillem Sinnen; oft mahnte ihr Blick, wenn er auf meiner Gestalt ruhte, an Geistesabwesenheit. Dabei besorgte sie das Haus wie eine Person, auf die man gewohnt ist sich zu verlassen. Die beiden Alten, wohl Siebenziger, saßen hinter dem Ofen in ehrwürdigen Lehnsesseln und thaten rein nichts. Kaum daß sie den Mund aufthaten und ein halblautes „ja" lispelten, als ich anfragte, ob ich ein Logis für die Nacht erhalten könnte. Ein Abendessen bestellte ich bei ihnen zwei Mal, erhielt aber nichts, bis ich mich an das Kellnermädchen wandte. Fast fieng es mir an unheimlich zu werden, und ich begann bereits im Geiste meinem guten Landsmann zu zürnen, daß er mich in eine solche ausgestorbene Klause geführt, als die Thür aufgieng und ein junger Geschäftsreisender aus Gießen eintrat; bald darauf kam noch ein junger Bauersmann aus der Wetterau, und so hatte sich denn zum einfachen Abendessen ein seltsames Kleeblatt zusammengefunden.

Beide glaubten in mir den Vornehmern zu sehen und meinten Anfangs mir zu Gefallen reden zu sollen, besonders der Bauersmann, der auf die höheren Offiziere und die Oberbeamten tüchtig schalt. Der Weinhändler aber wußte endlich Interessanteres vorzubringen. „Wir machen viele Geschäfte in Johannisberger," sagte er, „und dürfen uns rühmen, daß wir daran etwas Erkleckliches aufstecken. Ich will Ihnen auch offenbaren, wie wir das ankarten. Wir kaufen gewöhnlich guten Rheinwein, wovon uns die Flasche auf zwei Zwölfer zu stehen kommt. Dieser wird dann abgezapft und in Flaschen gelegt. Auf die Flasche wird das Wappen unserer Weinhandlung mit dem Schloß Johannisberg geklebt, dessen Fuß die grünlichen Wogen des Rheines mit seinen Dampfschiffen umspülen, daß man glauben könnte, es pfeifen zu hören. Die Flasche gilt dann ihren Thaler, so gut wie einen Groschen!"

Ich war müde und sehnte mich nach Ruhe. Es war mir nicht entgangen, wie die Kellnerin, wenn sie zuweilen ihren flüchtigen Aufenthalt im Zimmer nahm, immer wieder ihren forschenden Blick — nicht auf meinem Gesicht, aber doch auf meiner Gestalt ruhen ließ. Plötzlich stand ich auf und empfahl mich dem immer noch regungslos dasitzenden alten Paare, worauf die Matrone so gütig war, in kargen Worten das Kellnermädchen zu bescheiden, daß sie mir

meine Schlafstätte anweise. Das that sie auch pflichtschuldigst, nahm eine Wachskerze, führte mich mehrere Treppen kreuz und quer, bis wir endlich im dritten Stock ein nettes Zimmer betraten, das meine bescheidenen Ansprüche weit übertraf.

Nachdem sie mir aber das Zimmer gewiesen, lehnte sie sich mit einem tiefen Seufzer wider ein zierliches Schränkchen und sagte in schmerzlichem Tone: „Ach! welch schöne Leute sind doch die Chevauxlegers! Ich meine allemal, es presse mir das Herz ab, wenn ich einen sehe!" und dabei rannen ihr etliche Zähren über die eingefallenen Wangen. Ich fragte sie, ob sie denn dieselben genauer kenne? „Ob ich sie kenne!" sagte sie; und unter vielen heißen Thränen begann sie mir ein Stück ihres Lebens zu entrollen, das bei mir wenigstens einen tiefen Eindruck zurückließ.

Johanna war die Tochter von nicht gerade reichen, aber auch nicht unbemittelten Eltern. Ein schüchternes, herzgutes Mädchen, dessen freundliche, leuchtende Augen Jedermann anzogen, war sie eben die beneidete Schöne des Dorfs geworden, als sie plötzlich nacheinander Vater und Mutter verlor. Es war für ihr weiches Herz ein furchtbarer Schlag; wie betäubt lag sie auf den Leichen der geliebten Eltern. Als sie ihren Särgen folgte, war sie mehr todt als lebendig, und den süßen Trost des Evangeliums kannte sie nicht.

Sie stand nun als eine arme Waise allein in der weiten, weiten Welt. Wer kanns ihr verargen, daß sie lieber mit ihren Eltern zu sterben, als länger zu leben wünschte. Ihr Vormund glaubte sie nun auf's Beste versorgt zu haben, als er ihr ein Unterkommen als Kellnermädchen in einer pfälzischen Garnisonsstadt verschaffte. Ein blutjunges Mädchen „zur weiteren Ausbildung im Hauswesen" nach der Stadt schicken und zum Kellnermädchen degradiren, das ist natürlich nur möglich, wo man sich ohne wahres Christenthum behilft. Wäre der Vormund auch nur ein einsichtiger Mann gewesen, so hätte er die arme Waise besser versorgt, und ihr unschuldiges Herz nicht den tausend Versuchungen ausgesetzt, die das Wirthshausleben mit sich bringt.

So kam denn Johanna in eine sehr lebhafte Wirthschaft. Herren aus der Stadt, alte und junge, Subalterne und Beamte, Offiziere und Unteroffiziere bildeten die bunte Kundschaft, die sich nun viel mit der schönen Kellnerin herumneckte. Doch vergieng mehr als ein Jahr, ehe sie auf irgend welche Reden achtete oder länger, als durchaus sein mußte, im Wirthszimmer blieb. Hatte sie frei, besonders Sonntags, da ein andres Kellnermädchen mit ihr abwechselte, so gieng sie hinaus in die schönen Domanlagen oder spazierte am Rheinstrom hin und ergötzte sich an der herrlichen Natur. Der Schmerz um die geliebten Eltern war längst einem stillen Frohsinn gewichen; doch wich sie aus Menschenscheu immer noch allen Belustigungsorten aus, wo es Tanzmusik gab. Der unwiderstehliche Zauber, den diese Orte auf viele Gespielinnen übte, blieb ihr fremd.

Auf einmal aber gelingt es einem zweiten Wachtmeister aus der Chevauxlegersschwadron, ihr Herz zu gewinnen. Es war ein schöner schlankgewachsener Mann mit stattlichem schwarzen Schnurrbart. Lange wehrte sich die junge Johanna gegen die neuen Gefühle, die sie doch in ihrer Einsamkeit fortwährend beschäftigten. Endlich aber that das zweierlei Tuch seine Wirkung und sie schenkte ihre ganze jungfräuliche Liebe dem fremden Kriegsmann. Nun beginnt für sie ein neues Leben; doch bleibt sie vor grobem Leichtsinn bewahrt. Der Mann muß sich ihr erst verloben, ehe sie mit ihm auszugehen wagt. Aber wie stolz ist er mit seiner blühenden Braut! Bei keinem Ball, bei keiner Musik darf sie von nun an mehr fehlen. Die Unteroffiziere drängen sich eifersüchtig um sie; Jeder will mit ihr tanzen. Zuweilen wird sie auch von einem Lieutenant engagirt. Dann scheint ihr Glück vollkommen und sie schwelgt im Genusse eines Lebens, das kaum noch Besseres bieten zu können scheint.

Aber dieses Leben hat auch seine Haken: ein zweiter Wachtmeister darf im Dienste nicht heirathen. Wohl ist die Dienstzeit von Johanna's Bräutigam beinahe herum, aber er hat sich entschlossen, wieder einzustehen. Hat er doch die besten Aussichten, zum ersten Wachtmeister vorzurücken, und dann darf er sich ja verehlichen. Wohl besitzt er Vermögen; auch die Stelle eines Gerichtsboten oder Steuerboten ist ihm zu Hause in Oberbaiern zugesichert; aber er ist einmal mit ganzer Seele — Reiter. Mit vieler Mühe

und unendlichen Bitten bringt ihn Johanna endlich von seinem Entschlusse ab. So schreibt er denn nach Haus und läßt sich von seinen Angehörigen die Steuerbotenstelle zusichern. Johanna athmet wieder fröhlich auf.

Es währte nicht lange, so erhält der Bräutigam Briefe, die ihm melden, daß alles in Ordnung sei. Er möge nach vollends abgelaufener Dienstzeit nur selbst kommen und seine Angelegenheiten an den geeigneten Orten rechtsgültig machen. Seine Zeit geht auch rasch zu Ende. Mit treuer Herzenslust schließt er die glückliche Braut beim Abschied ans Herz und verspricht ihr, nicht eher zu schreiben, als bis er mit aller Energie den häuslichen Heerd so weit eingerichtet habe, daß er nach kurzen Vorbereitungen sie zur Trauung einladen könne. So scheidet der Mann ihres Herzens von Johanna, und sie schwimmt im Vollglanz eines ungeahnten Glückes. Aber zwei Wochen bangen Wartens vergehen, und Johanna erhält keinen Ruf. Sie hatte nicht geglaubt, daß es so lange währen könnte, obgleich sie bei einiger Ueberlegung sich das selbst hätte sagen können. Doch vier, ja fünf Wochen vergehen, und immer noch kommt kein Brief. Johanna wird ernstlich ungeduldig. Wie kann ihr geliebter Bräutigam nur so grausam sein, sie so lange ohne Nachricht zu lassen, wenn auch seine Geschäfte nicht den gewünschten Erfolg hatten? Daß es ja so ausgemacht war, damit er durch den Verzicht auf Briefe die Wiedervereinigung um so schneller herbei führe, daran dachte sie nicht mehr. Endlich — nach sechs Wochen kam der heiß ersehnte Brief, der sie unverzüglich zu dem Bräutigam rief.

So schnell als möglich werden die Effekten geordnet und mit Sturmeseile gehts über den Rhein, durchs schöne Schwabenland nach Oberbaiern. Der Ort des Geliebten ist bald gefunden, seine Wohnung bald erfragt; mit Beben, sie weiß selbst nicht warum, tritt sie ein.

Stumm und still ist Alles im Haus. Fremde Gesichter die Menge, nur das des Bräutigams fehlt. Sie gibt sich zu erkennen; sie fragt nach dem, den ihre Seele liebt. Da wird sie in ein Nebenzimmer geführt und vor ihr liegt die blasse Leiche ihres Bräutigams. Er war Tags zuvor gestorben, nachdem er nur wenige Stunden krank gelegen war.

Lange stand sie starr und stumm. Dann eilte sie fort von dem Ort des Jammers, fort von dem Ruin ihres hochfliegenden unendlichen Glückgefühls, hinaus in die weite Welt. Sie glaubte, der Himmel müsse über ihr zusammenbrechen; nach solchem Schmerz gebe es kein Leben mehr. Wer sollte auch nicht mit der Armen weinen, die solchen Schmerz verarbeiten mußte, ohne einen Heiland zur Seite zu haben!

Nach manchen Irrfahrten schickte es sich, daß Johanna endlich an dieses alte Pärchen von Verwandten dachte und sie in Frankfurt aufsuchte. Ihren alten Tagen ist sie eine rechte Stütze geworden, aber ihr eigenes Herz ist für jeden Schimmer irdischen Glückes abgestumpft und unzugänglich. Still und klaglos welkt sie dahin, und wenn es so fort geht, bleibt sie kaum lange hinter ihren greisen Verwandten zurück, wenn diese sich zur Abreise in jene Welt anschicken.

Das war also die Geschichte des Kellnermädchens, die ich nie vergessen haben würde, auch wenn ich sie nicht sogleich in mein Tagebuch eingetragen hätte. Während sie mir dieß Alles erzählte, rannen ihre Thränen unaufhaltsam und — ich schäme mich nicht zu bekennen, ich weinte mit. Dann aber sagte ich ihr von dem einzigen Arzt, den es für solche Schmerzen gebe, und still schluchzend hörte sie mich an. Sie wünschte mir Gottes Segen und gieng. Ich aber vergaß nicht, sie in mein Gebet einzuschließen, und hoffe nur, sie hat den gefunden, der Balsam hat auch für solche Wunden.

---

6. Gebetserhörungen.

Wenn man auch nur einen Tag eine Kaserne still beobachten und all das schamlose Treiben in Wort und That gewahren könnte, so sollte man meinen, jede gläubige Regung müsse da im Keim ersterben und der Geist Gottes müsse solche Peststätten fliehen, wo Er in seinen Tempeln, welche sind die menschlichen Leiber, so greulich verunehrt wird. Wir haben aber Beispiele genug von gottseligen Soldaten, vom heiligen Martinus an bis herab in die jüngste Zeit. Denn Gottes Vatertreue reicht auch in jene Schmutzwinkel hinein, wo Seiner täglich gespottet wird, und kommt den heiligen Regungen

und Ahnungen entgegen, die aus diesem Dunkel emporstreben zu seinem ewigen Lichte. So läßt sich denn Gott herunter, auch in der Kaserne kleine Wunder zu thun. Doch was ist bei Ihm groß oder klein?!

Einst hatten wir, erzählt ein Freund, fast den ganzen Nachmittag voltigirt, d. h., das Aufspringen nach allen Richtungen auf ein hölzernes Pferd geübt, und unter der Controle eines älteren Korporals war uns dasselbe zur ungewöhnlichen Lust geworden, so daß wir noch fortsprangen, als wir schon frei hatten. Auch ich versuchte noch einen Sprung von hinten auf das Holzpferd, schlug aber meinen Fuß dermaßen wider eine Leiste desselben, daß ich vor Schmerz hätte aufschreien mögen. Während ich mein Pferd fütterte, wurde der Schmerz leidlicher und schien sich verziehen zu wollen. Munter gieng ich auf mein Zimmer, holte meine Abendsuppe, setzte mich auf mein Bett und verzehrte sie behaglich. Wie ich aber auf meinen Fuß treten will, fährt mir ein solch stechender Schmerz durch alle Glieder, daß ich wieder auf mein Bett zurücksinke. Trübe Gedanken stiegen aus meinem Herzen auf. Schenkt der liebe Gott Gesundheit, so ist auch ein Soldatenleben erträglich. Ein kranker Soldat aber ist doppelt arm.

Nun stand mir das Spital unabweislich bevor. Während ich mit diesem Gedanken rang, waren allen Soldaten fort und das Zimmer leer. Die liebliche Kühle eines warmen Sommerabends strömte zu den Fenstern herein. Diese schönen Abende, die ich so gern zu einem Spaziergang in Gottes wonniger Natur verbrachte, sollte ich nun im Krankenzimmer des Spitals durchseufzen? Schmerzbewegt warf ich mich in heißem Flehen vor Gottes Angesicht und bat ihn innig, mich doch, so es anders sein Wille sei, vor dem Spital zu bewahren. Endlich stand ich auf und wollte versuchen, ob ich nicht hinab in die Hausmeisterei gelangen könnte, um zu meinem Abendbrod noch ein Glas Bier zu trinken. Mit vieler Mühe und möglichster Schonung des kranken Fußes gelangte ich auch hin. Als ich aber von dort zurück auf mein Zimmer wollte, konnte ich meinen Fuß gar nicht mehr mit dem Boden in Berührung bringen; der geringste Contakt verursachte mir die fürchterlichsten Schmerzen. So mußte ich denn auf dem gesunden Fuß und den Händen zu meinem Zimmer kriechen. Dort aber warf ich mich nochmals zu den Füßen meines Herrn, und flehte um Genesung und Bewahrung vor dem Spital.

Innerlich beruhigt legte ich mich zum Schlafe nieder, mit der fast gewissen Hoffnung, der treue Gott werde mir meine Bitte gewähren. Und wirklich, wie ich Morgens beim Ruf der Trompete aufwache und aus dem Bette steige, ist aller Schmerz wie weggeblasen und der Fuß so gesund wie der andere. So hat der liebe Gott über Bitten und Verstehen schon manches Gebet erhört, das aus dem Kasernenschmutz zu Ihm aufstieg. —

Beim Ausmarsch nach dem Rhein a. 59 brachte ich einst einen unvergleichlichen Sonntag in Alsterweiler zu, einem lieblichen Weinort, der in prachtvollen Rebgeländen fast versteckt liegt. Das Dörfchen ist katholisch und ich mußte deßhalb auf einen Gottesdienst nach meinem Sinne verzichten. Ich sang aber in der Einsamkeit das Tersteegensche „Ich bete an die Macht der Liebe" und konnte mich in diese Liebesmacht meines treuen Heilandes versenken, während die Glocken von mehreren Dörfern aus dem Grunde zusammenklangen und ihre Einladung, Jehova anzubeten, zu mir heraufwogte. Nachmittags besuchte mich ein lieber Freund aus Edenkoben, mit dem ich dann auf einer Brücke zusammen sitzend unter traulichem Gespräch den Abend verbrachte, bis der Trompetenklang mich zum Schlafengehen mahnte.

Des andern Tages gieng es weiter dem Rheine zu, wo der kommandirende Generallieutenant Hartmann sich unsere Reiterdivision vorstellen lassen wollte. Neuhofen wurde unser Standquartier. Ein Unteroffizier, der Zuverläßigkeit liebte, hatte nebst seinem Chargen noch mich und einen andern soliden Reiter mit in sein Quartier genommen; doch so, daß nur unsere Pferde zusammen quartiert waren, während die Personen anderswo Unterkunft fanden. Der Quartierherr, bei dem unsere Pferde standen, war ein mittlerer Bauersmann; der Hof, ein durch das Wohnhaus, die Oekonomiegebäude und Vormauer gegen die Gasse mit Thor und Thürchen absolut abgeschlossener.

Vier Tage war unsere Escadron in dem

Dorfe gelegen, da kommt die Ordre zum Rückmarsch auf den nächsten Tag. Der Unteroffizier ließ mich am letzten Abend merken, daß es ihm lieb wäre, wenn einer auf Stallwache bliebe, obgleich er keinen commandiren wollte; denn schon begannen die Pferde, die in den ersten Tagen etwas ermüdet waren, lebendiger zu werden, daher für die, welche in Einem Stalle standen, wohl gesorgt werden mußte. Mein Pferd war wie das des Unteroffiziers sehr bösartigen und wilden Naturells. Meines, ein prächtiger Apfelschimmel stand am hintern Ende des Stalles, der große dicke Braune des Unteroffiziers am vorderen. In die wegen der heißen Sommernacht offene Thüre hatten wir einen Prügel als Stallriegel gesteckt. So waren die nöthigsten Vorkehrungen zur Verhütung eines Unfalls getroffen. Dennoch versprachen wir unserem guten Vorgesetzten, daß wir beide für diese Nacht nicht mehr in unser Quartier gehen, sondern wegen der warmen Witterung in der Scheuer campiren wollten, um in der Nähe der Pferde zu sein. Wir verabschiedeten uns noch bei Freunden, als eine Ordonnanz von dem in Mutterstadt liegenden Major vorbeisprengte, unserem Rittmeister den Abmarsch auf vier Uhr des andern Morgens zu melden. Rasch ruft die Trompete zum großen Appell, und der erste Wachtmeister expedirt „Tagrebell" (d. h. Reveille) auf Morgens zwei Uhr. Schon aber schlägt es zehn. Wenn man noch ein bischen schlafen will, so ist es hohe Zeit.

Mein Kamerad, ein gutmüthiger Donnersberger, begleitete mich in unser Quartier: der Hof wird abgeschlossen, noch einmal nach den Pferden geschaut und dann zur Ruhe. Am Scheuerthor blieb das kleine Thürchen offen; drinnen auf dem Stroh machten wir unser Lager zurecht und legten uns drauf. Noch einmal empfahl ich dem treuen Seelenhirten uns und unsere Pferde in seine väterliche Hut und sank bald in tiefen Schlaf. Mitternacht mochte eben vorüber sein, als mich ein lauter Schrei, der meinen Namen ruft, aufweckt. Ich gebe laut Antwort und springe auf meine Füße. Mir ist, wie wenn an der Oeffnung des Barns (der innern Scheuer) ein Unteroffizier stünde und in vorwurfsvollem Tone spräche: „Du liegst hier in tiefem Schlaf und draußen schaut das Pferd deines Vorgesetzten zum Stall heraus!" Wie der Wind bin ich auf der Tenne und draußen im Hof, barfuß — denn die Stiefel anzuziehen nahm ich mir nicht Zeit. Noch wandelt die Gestalt in Unteroffiziersuniform vor mir her, in der hellen Mondnacht; dann ist's, wie wenn es der Sohn unseres Quartierherrn wäre, dann nur noch ein Schatten und endlich nichts mehr. Alles aber ist das Werk eines Augenblicks. Wie ich an den Stall komme, schaut richtig der Braune meines Vorgesetzten über den Stallriegel heraus in den Hof. Ich jage ihn zurück und er läuft hinab zu meinem Pferd: sofort schrillendes Gewieher und tobender Spektakel! Ich schlüpfe vor den Köpfen der übrigen Pferde hinab und jage den Braunen auf seinen Platz. Wie ich ihn aber dort anbinden will, reißt er wieder aus und läuft zum hinteren Stallende. Ich sah nun, daß ich allein, zumal mit bloßen Füßen, nichts ausrichten konnte; hatte aber gemeint, mein Kamerad habe mit mir auf den Ruf Antwort gegeben und sei auch sogleich gefolgt, und war deßhalb fast ärgerlich, daß er mich allein machen ließ. Wie er aber auf mein Rufen vorsichtig die Stiefel anzieht und kommt, muß ich zu meinem Staunen hören, daß er vorher keinen Ruf vernommen hatte.

Sobald das Pferd angebunden ist, erzähle ich ich ihm den ganzen Vorgang. Zum Ueberfluß wird der Hof untersucht; allein Alles ist abgeschlossen; alles liegt in tiefstem Schlaf; kein einziger Laut tönt durch die Stille der Mitternacht. Mit dem seligen Gefühl, daß der liebe Gott durch den Dienst seiner heiligen Engel mich vor Unannehmlichkeiten bewahrt hatte, unter Lob und Dank schlief ich ein; mein Kamerad aber konnte vor Furcht kein Auge mehr schließen. Als ich später den übrigen Soldaten auf die Erzählung meines Schlafkameraden hin den Vorgang berichten mußte, hieß es freilich „Zufall, Traum! Was wird sich Gott um Pferde scheren?" Es geht vielen Ungläubigen wie jenem Pariser Communisten Proudhon, der einmal erklärte: „Und wenn auch ein Wunder vor meinen Augen auf der Straße am hellen Mittag sich zutragen würde, so würde ich es doch nicht glauben." Andere aber spotten wohl, nehmen aber nachgerade dergleichen Winke doch zu Herzen.

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.



Höherer Standpunkt.

(Jes. 40, 15.)

Von A. G.

Oben steh ich auf felsiger Kante,
Sehe in's Thälchen, in's Städtchen hinein;
Wie dort das Ameisenvölkchen rannte,
Zappeln und krabbeln hie Menschlein klein.

Wie wenn Bienlein vom Mutterstock schwärmen,
Höre ich Schwirren und Summen herauf,
Einige jauchzen, die schreien und lärmen,
Lauter noch brüllen die Ochsen zuhauf.

Jahrmarkt ist es. Die Alten, die Jungen,
Bursche und Mädchen, stattlich geputzt,
Kommen gefahren, gegangen, gesprungen,
Wenig sind blöde, keines verdutzt.

Gehts da an's Handeln, Feilschen und Kramen,
Schwatzen und Lachen bald hier und bald dort,
Schwören bei allen heiligsten Namen,
Rennen vom Morgen bis Abend fort!

Da ist der Nacken so stolz gehoben,
Dort ist der Rücken so schmerzlich gebückt;
Dieser geht langsam im lärmendsten Wogen,
Jener geberdet sich fast wie verrückt.

Ach, bei dem Rennen, Jagen und Sorgen
Bildet ein Jeder so Großes sich ein;
Und schon von hier aus sind heute wie morgen
Alle zusammen wie Zwerglein so klein!

Der Edelmann aus Etschland.

Von K. W.

Unter diesem Namen trat ein Mann zu der Zeit auf, da die reformatorischen Ideen in vielen bedeutenden Männern und auch bei dem Volke noch vielfach mit politischen Bestrebungen gemischt und verunreinigt waren. Wir können dies jetzt nur beklagen, weil dadurch der heiligen Sache Luthers und der Kirche üble Nachrede und Schaden erwuchs; aber die Männer, bei welchen

solche Mischung der religiösen Motive mit den politischen stattfand, verdienen doch unsere Beachtung, und nicht selten ihrer Aufopferung, Energie und Ausdauer wegen unsere Bewunderung. Als ein Gericht Gottes müssen wir es aber erkennen, daß diese Männer, die mit Hilfe des Schwertes dem Evangelio freie Bahn erkämpfen wollten, dem Reiche Gottes keinen Sieg errangen, wohl aber für sich ein tragisches Ende erreichten. Wenn die Feinde des Evangeliums solche Männer durch Verbrechen beseitigten, so bleibt ihre That verdammlich, obwohl sie von Gott benützt wurde, seine heilige Sache von verderblicher Beimischung zu reinigen.

Während in Deutschland der Bauernkrieg wüthete (1525), erhob sich auch in den Gebirgen von Salzburg und Tyrol das Volk, um freie Predigt des Evangeliums zu erlangen. Da diese Landstriche nur sehr wenig Ackerfeld haben, so konnte der Druck bäuerlicher Lasten nicht allzuschwer oder gar unerträglich sein. Hatte man auch zu klagen über den Schaden, welchen das Wild anrichtete, oder über Beschränkung mancher von den Vätern ererbten Freiheiten, so waren das doch nicht die eigentlichen Beweggründe des Aufstandes; religiöse Motive waren bei weitem die Hauptsache.

Im Süden von Tyrol begann der Aufstand. Dort waren die Bisthümer Brixen und Trient und die Ballei des Deutschordens. Gegen die Geistlichkeit war das Volk wie überall, so auch hier am aufgeregtesten.

Michael Gaismeier, früher Sekretär des Bischofs von Brixen und zuletzt Zollbeamter zu Klausen, wurde von den Bauern zu ihrem obersten Hauptmann ernannt. Er war der „Edelmann aus Etschland"; so nannte er sich in seinen Aufrufen an das Volk, in seinen Briefen nach Salzburg, nach der Schweiz und in die angränzenden deutschen Länder. Ohne Zweifel hatte er schon früher mit den Häuptern der Bewegung in diesen Gegenden Bekanntschaft gemacht. Er leitete den Aufstand auf eine umsichtige Weise und führte eine ausgebreitete Korrespondenz. In den Artikeln, die er aufstellte und auch andern Anführern empfahl, drang er vor Allem auf freie Predigt des Evangiliums. Mit dem christlichen Gruße: „Fried und Heil und brüderliche Eintracht in Christo" und „im Namen der ganzen Gemeinde der Grafschaft Tyrol und Innthal" ließ er seine Aufforderungen zum Beitritt in andere Gegenden ergehen.

Prediger wie Joh. Strauß und Urban Regius hatten in Schwatz und Hall die Predigt des Evangeliums erschallen lassen, und wenn sie auch später das Land verlassen mußten, so trieb der Same des Wortes Gottes doch seine Frucht unter dem Volke. Voll Vertrauen wandten sich die Bewohner ganzer Ortschaften in einer Beschwerdeschrift an den Erzherzog. Sie sagten: „Nachdem das Wort Gottes bisher mit Menschenlehre verdunkelt worden ist, so daß wir dadurch des Eingangs in die Seligkeit in große Gefährlichkeit gekommen sind, jetzt aber solch göttliches Wort lauter, klar und unvermischt an den Tag kommt, die aber, welche demselben anhängen wollen, verfolgt, und auch aus dem ungleichen, gottlosen Verstand, den die eigennützigen Prediger dagegen einführen, in Irrsal geführt werden, so daß der einfältige Mensch, nicht wissend, welchen er anhängen und nachfolgen solle, in Konspiration und Aufruhr bewegt wird: so ist unsere unterthänige Bitte, Ew. fürstliche Durchlaucht wolle zulassen, daß wir allenthalben bei unsern Kirchen um gelehrte gottesfürchtige Männer uns umsehen mögen. — Gott wird dann seinen Zorn wieder abwenden und allen einen gleichhelligen Verstand geben. Wir hoffen, Ew. fürstliche Durchlaucht werde geneigt sein, uns von dieser Menschenlehre zu erledigen."

Nebem diesem Hauptwunsche religiöser und kirchlicher Natur, brachten sie auch noch manche das Zeitliche und Irdische betreffende Wünsche vor. Ganz besonders war ihr Verlangen gerichtet auf Entfernung des Schatzmeisters Gabriel von Salamanka, „des herrschsüchtigen, gewaltthätigen, habsüchtigen, eigennützigen Höflings, der sich ganz in das unbeschränkte Vertrauen des jungen Erzherzogs eingeschlichen hatte."

Der Erzherzog beschwichtigte zunächst die Aufständischen durch Bewilligungen. Er versprach, bei geistlicher und weltlicher Obrigkeit ernstlich verordnen zu wollen, daß ehrbare, geschickte und fromme Prediger aufgestellt würden, die das lautere Wort Gottes nach christlichem Verstand, nach dem Text, zu der Liebe Gottes

und des Nächsten, dem gemeinen Mann verkündigen. Die wegen des Evangeliums Gefangenen wurden freigegeben. Im Uebrigen wurden sie auf den nächsten Landtag vertröstet, wo alle ihre Beschwerden berathen und berücksichtigt werden sollten.

Doch die Umgebung des Erzherzogs wirkte jetzt schon gegen die Erfüllung der gemachten Zusagen. Gaismeier hatte dies vorausgesehen. Er lenkte deßhalb allen Haß des Volkes gegen die Bischöfe von Brixen und Trient, gegen den Gabriel von Salamanka und den Geheimenrath des Erzherzogs, Fabri. So stellte er die Bewegung dar als eine Erhebung der Unterthanen dem Fürsten wie dem Volke zu gut, als ein „Unternehmen zur Befreiung beider von den verhaßten, landschädlichen Regimentsräthen."

An der Spitze eines Gewalthaufens ließ er das Haus des Deutschordens zu Botzen plündern und zerstören, und suchte auch die geistlichen Herren zu Brixen und Trient heim. Die vorgefundenen Vorräthe an Lebensmitteln mußten dem Haufen zum Unterhalt dienen, von den vorgefundenen Geldern bildete er eine Kriegskasse. Unter und neben Gaismeier standen als tüchtige Hauptleute: Peter Päßler und Wastel (Sebastian) Maier. Vom Gardasee aus über Trient, Brixen, das Pusterthal rechts, das Vinschgau und Eisackviertel links hin bis in die Landgerichte von Rottenberg und Kitzbühl, an der salzburgischen Grenze, erstreckte sich der Aufstand.

Gaismeier hatte sein Hauptquartier in Meran; um ihn waren die Ausschüsse der Städte und Gerichte der Burggrafschaft Tyrol.

Der Erzherzog trat nur leise auf gegen die Volkshaufen und zeigte überall Milde und Güte. Dazu nöthigte ihn für den Augenblick der Mangel an Kriegsvolk, das aber auch in diesen Bergen nicht so zu gebrauchen war wie anderwärts. Zudem waren die Tyroler schon damals gute Schützen und kriegerischer Natur. Es war mit ihnen nicht leicht ein Waffengang zu wagen. Gleichwohl rüstete sich der Erzherzog unter dem Schein der Güte zu Gewalt. Er sandte auch Kommissäre in die verschiedenen Thäler, welche von gewaltsamem Vorschreiten abmahnen und mit reichlichen Versprechungen auf den künftigen Landtag hinweisen sollten. Doch Gaismeier glaubte den Vertröstungen nicht, sondern zwang vielmehr alle Herren, denen er beikommen konnte, die Artikel anzunehmen, in den Bund zu treten und Heerfolge zu leisten. Daher sah man bei seinen Haufen Grafen, freie Herren und Ritter. Nach dem Süden von Tyrol kam als Kommissär des Erzherzogs der bekannte Georg von Frundsberg, dessen Stammschloß oberhalb Schwatz lag. Fast in allen Thälern ließ man auf die Zusagen dieses Kommissärs Stillstand eintreten, und auch die Mehrheit der zu Meran Versammelten stimmte dafür.

Man setzte voraus, daß auch der Erzherzog seine Rüstungen einstelle. Als das nicht geschah, hielten zuerst die Landsleute des Brixenthals den Stillstand für gebrochen und Gaismeier erneuerte die Angriffe. Bis herauf nach Rottenberg ertönten wieder die Sturmglocken, wurden die Mannschaften der Gemeinden gemustert und die Mandate der Regierung verspottet. Nur Innsbruck, Hall, Schwatz und Frundsberg blieben ruhig.

„Wir sind keinen Tag sicher, daß uns die Bauern nicht hier in Innsbruck überfallen. Wir selbst müssen allhie zwischen den Bergen wider Dank im Land bleiben und können weder Uns noch Andern helfen"; schrieb der Erzherzog hinaus ins Reich.

Endlich wurde nach dem Dreieinigkeitssonntag der Landtag eröffnet. Die Zugeständnisse, welche Ferdinand den Tyrolern machte, waren außerordentlich. Die Predigt des Evangeliums wurde frei gegeben, und die Präsentation der Pfarrer den Gemeinden zugestanden. Alle Frohndienste, die nicht urkundlich wenigstens 50 Jahre bestanden, der kleine Zehnten und die zweifachen Zinse wurden aufgehoben und andere Lasten auf einen geringen Geldanschlag herabgesetzt.

Obwohl Gaismeier wenig Zutrauen hegte zur wirklichen Durchführung dieser Concessionen, legte er doch seine Führerschaft nieder und zog sich nach Sterzing zurück. Die Gerichte des Hochstifts Brixen nahmen den Landtagsabschied gar nicht an. Zwei von Gaismeier gesetzte Prediger sprachen öffentlich gegen den Abschied und auch in andern Thälern fuhr man, weil den Versprechungen des Landtagsabschiedes kein Vertrauen geschenkt wurde, im Aufruhr gegen die Obrigkeit und ihre Anhänger fort. Zur Unterdrückung des Aufstandes wurden 16,000 Mann

ausgeschickt und viele Rädelsführer erlitten (13. bis 29. Sept.) den Tod durch den Strang oder durch das Schwert. Mit einer Grausamkeit, die nicht zu beschreiben ist, verfuhr man gegen die Aufständischen in Trient.

Gaismeier, der im Verdacht stand, das Volk im Geheimen aufzuhetzen, wurde nach Innsbruck citirt. Allein da er sah, wie die Regierung ihre Hände gegen den Landtagsschluß in Blut tauchte, floh er Ende September aus Innsbruck.

In der Schweiz hatten sich Flüchtlinge aus allen deutschen Landen zusammengefunden und auch Gaismeier hielt sich dort auf; er war bald in Zürich, bald in Luzern, bald auch in Graubündten. Frankreich und die Republik Venedig hatten durch Emissäre Unterhandlungen mit ihm. Sie wünschten Tyrol, Salzburg und die andern Alpenlande zu einem Freistaat zu machen und dadurch gegen die Uebermacht Oesterreichs einen Wall aufzurichten. Gegen das Ende des Winters 1526 hielt sich Gaismeier in Tafas an der Gränze zwischen Tyrol und der Schweiz auf. Von hier aus schloß er Verbindungen mit den Unzufriedenen nach allen Seiten hin. Ja er ließ sogar eine Landesordnung in Druck ausgehen. Der erste Artikel darin verlangte Ausrottung aller „Gottlosen." Als solche wurden diejenigen erklärt, welche das ewige Wort Gottes verfolgen, den armen Mann beschweren und den gemeinen Nutzen verhindern.

Hormayer, ein Tyroler Geschichtsforscher aus der neuern Zeit, sagt von dieser Landordnung Gaismeiers, es sei in ihr „mehr gesunde Einsicht in die Bedürfnisse des Landes, mehr redlicher Wille der Abhilfe und des Fortschreitens, mehr praktische Kenntniß der Mittel enthalten, als in den Gesammtregistraturen geistlicher und weltlicher Fürsten Tyrols, der Erzherzoge zu Innsbruck und der Oberhirten von Trident, Chur und Brixen zusammengenommen." Der „Edelmann aus dem Etschlande" ließ einen Aufruf an alle Flüchtlinge Tyrols in der Schweiz ergehen und sie auffordern, zu ihm in das Klösterlein, eine halbe Meile Wegs vom Adelberge, zu kommen. Daselbst mögen sie mit ihm verhandeln. Seine Meinung sei nicht, Jemand zu beschädigen oder Eigenthum zu nehmen, sondern allein das Evangelium zu beschirmen und demselben einen Beistand zu thun.

Zwei Stimmführer der Flüchtlinge, Stophel Reiter und Balthas Sailler, beriethen sich mit ihren Genossen zu Trogen, ob man dem „Edelmann aus Etschland" trauen dürfe. Denn sie wußten da noch nicht, wer dieser „Edelmann aus Etschland" sei und sein Geschlechts- und Taufname blieb auch später der Masse der Aufständischen unbekannt. Zur Sicherheit ließ Gaismeier seine Abgeordneten als Geißel in Trogen, und nun entschloßen sich die oben genannten zwei Männer, in das Klösterlein zu gehen, um zu erfahren, was er im Sinne habe und in welches Land, an welche Orte er sie zu führen gedenke. Gaismeier wußte ihnen seine Sache so gut darzustellen, daß sie ihm beistimmten. Darauf kam er selbst nach Trogen, und etwa fünfzig anwesende Flüchtlinge sagten zu mit ihm in das Etschland zu ziehen. Nun trat er auch mit den Flüchtlingen um Basel und Straßburg in Verkehr, und Trogen wurde als der Sammelplatz bestimmt.

Um auch den Bodenseehaufen und die Oberschwaben wieder in Bewegung zu bringen, wollte er mit den Tyroler Flüchtlingen über den See fahren; sie versammelten sich dazu im Wirthshause zu Trogen. Da kam ein Bote vom Regiment zu Innsbruck an die Appenzeller mit der Anzeige, der „Edelmann aus Etschland" sei ein Tyroler Flüchtling, Aufrührer und Landverderber, deßhalb solle man ihn gefangen nehmen und nach Innsbruck ausliefern. Die Flüchtlinge, welche den Innsbrucker Boten sahen und erkannten, wollten ihn ohne Weiteres aufhängen; aber Sailler wehrte ab.

Die Appenzeller beschlossen nun, den „Edelmann" gefangen zu nehmen. Aber dieser erhielt noch zu rechter Zeit Kunde von diesem Beschluß und floh in ein nahes Gehölz. Die Häscher wurden von seinen Genossen so lange hingehalten, bis er in Sicherheit war. Bald darauf fuhr er mit neun Flüchtlingen über den Bodensee und mischte sich unter die aufständischen Bauern. Aber seine Plane waren immer auf sein Heimatland Tyrol gerichtet. Glurns, im Obervintschgau an der Etsch, war ein Waffenplatz, da viel Geschütz und Schießbedarf lag. Diesen Ort wollte er überrumpeln, und an Einverständniß unter den Bürgern fehlte es ihm nicht. In Tyrol selbst konnte er Anhang erwarten, da der Landtagsabschied den armen Leuten gar nicht oder nur wenig gehalten wurde. Auch auf das Allgäu durfte er rechnen. Nun suchte er Unterhändler in Tyrol und fand in Bartholomä zu Prättigau und in Modlhammer von Sterzing tüchtige Werkzeuge für seine Plane. Erstern schickte er an „seinen Bruder in Christo," Hans Gaismeier zu Sterzing und schrieb ihm, daß er dem Bartholomä, als einem frommen Mann, ganz vertrauen dürfe. Er gedenke die Mißstimmung des Volkes zu benützen und einen Angriff auf Tyrol zu machen. Hans Gaismeier in Sterzing war voll guter Hoffnung, daß das Unternehmen seines Bruders dießmal einen siegreichen Fortgang haben werde, denn „mit tausend Knechten werde dieser herüber kommen." In der That hatte Michael Gaismeier auch mit vieler Umsicht seinen Einfall in Tyrol vorbereitet und überall Genossen seines Unternehmens sich zu verschaffen gewußt. Auf den 31. März Abends war die Ueberrumpelung von Glurns festgesetzt. Allein als er ankam, waren nirgends Theilnehmer zu finden. Jeder hatte sich auf den andern verlassen und so kam keiner. Gaismeier zog sich voll Unwillen zurück. Sein Bruder, Hans, wurde in den ersten Tagen des April zu Sterzing verhaftet und am 9. April zu Innsbruck als Landesverräther geviertheilt.

Die Kunde hievon fachte den Haß des Michael Gaismeier gegen die Römlinge bis zur verzehrenden Flamme an. Eine Zeit lang war er wie verschollen; man hörte und sah nichts von ihm. Aber plötzlich, schon in den ersten Tagen des Mai, erschien er mit drei Fähnlein Bewaffneter Kriegsknechte vor Radstatt, das an der Gränze von Salzburg, Oesterreich, Steyermark und Kärnthen lag und eben dieser Lage wegen sehr wichtig war. Auf welchen Wegen er dahin vorgedrungen war, wußte man nicht. Seine Waffengefährten bestanden aus deutschen Flüchtlingen und Tyrolern. Es waren seine alten Freunde und bewährten Kriegsleute, Peter Päßler und Wastel Maier, bei ihm. Ein Haufe Aufständischer hatte schon seit einiger Zeit Radstatt eingeschlossen. Nun verstärkte Gaismeier mit seinen Leuten nicht nur diesen Haufen, sondern übernahm auch selbst die oberste Leitung der Belagerung. In Radstatt war auch das gute Geschütz des Erzherzogs, das natürlich Gaismeier gerne gehabt hätte. Allenthalben im Gebirge war der Aufstand wieder ausgebrochen und die Truppen des Erzbischofs unter Franz von Thannhausen wurde an dem Radstätter Tauern von den Bauern fast ganz aufgerieben. In andern Thälern wurden die zur Hilfe herbeigezogenen Truppen des schwäbischen Bundes geschlagen. Gaismeier selbst schlug bei Kuchel an der Salzach eine Abtheilung derselben in die Flucht. Er bot Allem auf, um Radstatt zu erlangen. Die Mauern ließ er untergraben, Feuer in die Stadt werfen und wiederholt Sturm laufen. Allein es fehlte ihm an allem Belagerungsgeschütz und ihre hölzernen mit eisernen Reifen beschlagenen Geschütze blieben ohne Wirkung. In der Stadt aber commandirte der kriegserfahrene Lanzknechts-Hauptmann Christoph, Graf von Scherberg, ein vieljähriger Kriegsgeselle des Georg von Frundsberg. Dieser war selbst herbeigekommen und schlug bei dem Markte Zell im Pinzgau einen zahlreichen Haufen der Aufständischen, von dem nur der geringere Theil sich rettete und die Vereinigung mit dem östlichen Haufen unter Gaismeier zu erreichen suchte. Dieser sah ein, daß er Radstatt nicht bezwingen könne. Die Kriegsmacht des schwäbischen Bundes drang immer weiter vor, ohne daß er hoffen durfte, sie zurückschlagen zu können. Deßhalb erklärten er und Päßler, daß sie sich nicht länger zu halten im Stande wären. „Es sollte deßhalb ein Jeder sehen, was er zu schaffen habe."

Es war am 4. Juli, als Gaismeier die Belagerung von Radstatt aufgab und sich in das alte Lager der Bauern, in Altenmarkt, zurückzog. Von drei Seiten sah er sich hier mit Angriffen bedroht und darunter war der siegreiche Georg von Frundsberg. „Nun nahm er Alles zusammen, fremde Kriegsknechte, Flüchtlinge aus dem Reiche und von den Salzburgischen diejenigen, welche am meisten für sich zu fürchten hatten." Das war eine Schaar tüchtiger Kriegsleute oder Verzweifelter, mit welchen Alles zu wagen war. Er wollte den Kampf nach Tyrol verlegen, wo er Verstärkung durch das Volk zu erlangen hoffen konnte. Thiere und Wagen wurden mit der Beute aus zweimonatlichen Siegen bepackt, Wachtfeuer brannten die ganze Nacht vom 4. auf den 5. Juli hindurch in seinem Lager in Altenmarkt, und die Bündischen, die

sich bei Radstatt versammelt hatten, erwarteten einen Kampf der Verzweiflung. Gaismeier und Päßler aber hatten sich am frühen Morgen mit 600 Männern und mit aller Beute auf das Gebirg hinaufgezogen. Von da eilten sie über die Naurißer Tauern und kamen glücklich nach Linz in Tyrol. Die Bündischen, welche vergebens auf einen Angriff gewartet hatten, zogen endlich auf das Lager Gaismeiers zu und fanden es leer. Zornig darüber eilten sie dem Haufen nach bis St. Johann. Sie fanden aber Niemand, weßhalb sie den Ort plünderten und Altenmarkt verbrannten.

Vor Gaismeier aber gieng großer Schrecken her und die Regierung in Innsbruck gerieth in Angst. Denn wer ein solches Wagniß, wie Gaismeier, unternehmen und ausführen konnte, der mußte mächtigen Anhang unter dem Volke haben. Er hatte im Sinne, Brunecken und die Mühlbacher Klause zu überrumpeln. Aber das gelang ihm nicht. Denn Ritter Künigl hielt diese Punkte mit starkem Kriegsvolk besetzt und Frundsberg zog mit dreitausend Mann wider ihn heran. Gaismeier konnte gegen diese Macht keine Schlacht wagen und führte seine Schaar auf mühsamen Gebirgspfaden unter vielen Beschwerlichkeiten in das Venetianische Gebiet. Künigl und Frundsberg konnten ihm nicht nachmarschiren und sahen mit Bewunderung dem kühnen Kriegshauptmann nach. Sein Ruhm über diesen verwegenen Zug stellte auch seine Talente in hohen Glanz, namentlich bei der Venetianischen Regierung und bei der schweizerischen Eidgenossenschaft. Oesterreich, Bayern und der Kardinal von Salzburg geriethen in große Angst vor ihm. Einem solchen Mann ist nichts unmöglich, sagten die hohen geistlichen und weltlichen Herren; das Volk aber hielt ihn für einen Wunderthäter. Sein Eifer für das Wort Gottes, sein dringliches Verlangen nach der lautern Predigt des Evangeliums warfen bei dem Volke auch auf seine Waffenthaten ein himmlisches Licht. Und in der That war sein Verlangen nach Freiheit des Glaubens bei ihm nicht bloßer Vorwand für Bestrebungen nach irdischer Herrlichkeit. Nur weil geistliche und weltliche Machthaber die Freiheit des Glaubens, die Predigt des Evangeliums nicht dulden wollten, hielt er dafür, diese Gewaltigen der Erde aus ihrer Herrlichkeit verdrängen zu müssen.

Die Republik Venedig freilich hatte bei der Unterstützung, die sie ihm gewährte, nicht die Absicht, der Predigt des Evangeliums Bahn zu machen, sondern gedachte mit der Hilfe eines solchen Mannes ihre irdische Macht zu vergrößern. Die Republik behandelte deßhalb den „Edelmann aus Etschland" als einen Gast, von dem sie seiner Zeit großen Nutzen ziehen würde, und wies ihm nicht nur einen Palast in Padua an, sondern gab ihm zu seinem Unterhalt auch jährlich 400 Dukaten.

Die geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands stellten auf dem Reichstage den Antrag, daß das Kriegsvolk des schwäbischen Bundes so lange bei einander bleiben und vom Reiche unterhalten werden sollte, bis man sehe, was der Gaismeier unternehmen werde. Allein die evangelischen Stände des Reichs stimmten diesem Antrage nicht bei; sie fürchteten mit Recht, daß die bündischen Truppen von Oesterreich und den Kirchenfürsten zuletzt auch gegen sie verwendet würden.

In ganz Deutschland, wo die besiegten Bauern nur um so grausamer behandelt, um so schwerer belastet wurden, setzte man die Hoffnung auf den „Edelmann aus Etschland" und erwartete, daß er durch die Alpen hervordringe und die ersehnte Freiheit herstelle. Die Lanzknechte, welche von dem Zuge gegen ihn heimkehrten, waren seines Ruhmes voll und erzählten, wie er sie geschlagen habe und wie wunderbar er ihnen entkommen sei. — Den ganzen Sommer 1527 hindurch waren die Herren in Furcht vor einem neuen Einfall Gaismeiers in die Alpenlande. Es verbreitete sich auch das Gerücht, er wolle das Volk in den Thälern Tyrols wieder unter die Waffen rufen, um der Republik Venedig und deren Verbündeten dadurch freie Hand gegen den Kaiser zu verschaffen. Wieder hieß es, er sei in der Schweiz und der Kanton Zürich, sowie Venedig und der Herzog Ulrich von Würtemberg nebst einer Zahl evangelischer Stände haben einen Bund mit Gaismeier geschlossen gegen den Kaiser. Und diese Gerüchte waren nicht ohne Grund. Namentlich sahen einige Reichsstädte und evangelische Fürsten nach Gaismeier, da der Kaiser die evangelischen Stände wirklich mit

Gewalt zur römischen Kirche zurückzubringen Miene machte.

Diese griff nun zu einem schon oft angewandten Mittel, ihre Gegner aus dem Wege zu schaffen. Der Bischof von Brixen ließ sich vernehmen: „wäre er in einem niedern Stande, er würde die Regierung des Lasts von dem Gaismeier bald entledigt haben." — Die Regierung in Innsbruck setzte einen Preis auf Gaismeiers Kopf. Ein Trabant desselben nahm wohl das Geld, das ihm gereicht wurde auf das Versprechen, seinen Hauptmann tödten zu wollen; allein die That auszuführen wagte er nicht. In ganz Tyrol fand sich Niemand, der Hand an Gaismeier legen wollte. Denn er galt allenthalben beim Volk als ein frommer Mann, der nichts anders wolle als das Wohl und die Freiheit des Volkes. Spanien mußte die Leute liefern, welche den gefürchteten Volksmann aus dem Leben schaffen sollten. Geld und Fanatismus brachten zwei Spanier dahin, in Gaismeiers Wohnung zu Padua zu dringen und ihn im Schlaf zu ermorden. Sie hieben ihm sein Haupt ab, bargen es und flohen damit nach Innsbruck.

Spanische Dolche schafften den edeln und bei all seiner Verirrung frommen Gaismeier aus dem Leben; aber gedungen waren die Meuchelmörder von deutschen Prälaten und von einer deutschen Regierung.

Vor Zeiten.

(Fortsetzung.)

Die Bildungen der mittleren Zeit.

5) Die Triasformation.

(Fortsetzung.)

Wenn man von einem der Thäler unseres württembergischen Unterlandes die steile Muschelkalkwand, welche hier so häufig anzutreffen und öfters mit Weinbergterrassen bepflanzt, manchmal aber auch sehr steril ist, hinaufgestiegen ist und die Höhe erreicht hat, so übersieht man meist eine weite Fläche fruchtbaren Ackerlandes, das nur da oder dort von Hügelgruppen unterbrochen ist, die sich in sanfter Rundung über die Fläche erheben, oder in mäßiger Entfernung den Horizont begränzen. Wir haben schon im letzten Abschnitt gehört, daß die Fläche, welche hier den Muschelkalk bedeckt, aus den Schichten der *Lettenkohlenformation* oder Lettenkohlengruppe besteht und daß jene Hügel aus den Etagen des oberen Drittels der Trias, aus den Formationsgliedern des *Keupers* aufgebaut sind. Gewöhnlich setzen diese Keuperberge zusammenhängende Hügelpartien zusammen, die nur einzelne halbisolirte Ausläufer über die Lettenkohlenfläche hinausschicken, wie dieß z. B. beim Strom- und Heuchelberg sehr bezeichnend ausgeprägt ist. Seltener bildet der Keuper vereinzelt dastehende Hügel, als wären bei einer vorweltlichen Meeresbedeckung ringsum die weichen Mergel der Keuperformation bis zur Lettenkohlengruppe hinab weggewaschen, und jene nur an einzelnen Stellen verschont worden und als Inseln stehen geblieben; ein ausgezeichnetes Beispiel hievon bietet der Asperg bei Ludwigsburg dar, welcher eben wegen seiner isolirten Lage trotz seiner verhältnißmäßig geringen Höhe auf ziemlich weite Entfernung sich dem Auge bemerklich macht.

Man hat diese beiden Abtheilungen der Trias, welche wir soeben als Lettenkohlengruppe und als Keuper unterschieden haben, früher unter der gemeinsamen Benennung „Keuper" in weiterem Sinne zusammengenommen und manche Forscher thun dieß auch heute noch. In der That haben die meisten Gesteinsarten der Lettenkohlengruppe eine außerordentliche Aehnlichkeit mit

denen des Keupers; und auch die Versteinerungen besonders von Landpflanzen, welche man in demselben findet, stimmen größtentheils in beiden Abtheilungen sehr nahe oder vollständig überein. Sandsteine, Mergel, ja sogar die schlechten Steinkohlenvorkommnisse, die man in der Lettenkohlengruppe findet, sind fast genau dieselben wie im Keuper, als sollte uns dort im Voraus eine Art Musterkarte von dem vorgezeigt werden, was nachher im Keuper kommt. Indessen ist an den meisten Orten gerade dadurch, daß die Schichten der Lettenkohle an der Hochflächenbildung zwischen den Thaleinschnitten einen so wesentlichen Antheil nehmen und daß dem gegenüber der eigentliche Keuper sich über die Fläche erhebt, ein so scharfer Gegensatz in den Lagerungsverhältnissen beider Gesteinsgruppen angezeigt, daß wir es schon um deßwillen vorziehen, mit den neueren Geognosten die Lettenkohlengruppe noch zum Muschelkalk zu rechnen, mit dem sie auch manche Meeresversteinerungen gemein hat, oder wenigstens ihr eine besondere Stellung als Zwischenbildung zwischen Muschelkalk und Keuper einzuräumen. Gegenüber den durchaus marinen Gebilden des Muschelkalks kämpfen in der Lettenkohlengruppe die Meeres- und Süßwasserbildungen mit einander, bis im eigentlichen Keuper die letzteren wieder die Oberhand gewinnen.

Die Lettenkohlengruppe beginnt da, wo ihre Schichtenglieder vollständig vorhanden sind, mit einem sogenannten Bonebed (engl. = Beinbett) oder Knochenlager. Darunter versteht man eine conglomeratartige Zusammhäufung zahlreicher Reste von Wirbelthieren (Reptilien und Fischen), welche durch eine thonige Masse oder auch durch ein mehr sandsteinartiges Gebilde verbunden sind. Zuweilen sind diese Thierreste so zahlreich vorhanden, daß in der That fast mehr Versteinerung als Gesteinsmasse vorhanden ist und man den Eindruck bekommt, als hätten die Bewohner jener Meere an solchen Orten einen Kirchhof angelegt und die Reste ihrer Todten dahin zusammengetragen, oder als hätte man hier die Ueberbleibsel einer reichen Mahlzeit vor sich. An andern Stellen ist dagegen das Bonebed nur angedeutet, indem die untersten Gesteinsschichten der Lettenkohlengruppe sparsamer zerstreute Zähne und Knochen einschließen. Alle möglichen harten Theile vom Körper der Fische und Reptilien, welche das Muschelkalkmeer belebt haben, findet man in solchen Bonebeds — freilich fast durchgängig nur bruchstückweise — regellos durcheinander geworfen. Da sind Fischzähne spitzige und stumpfe, ein- oder mehrzackige u. s. w., Flossenstacheln oder „Ichthyodorulithen", d. h. knochenartig festgewordene Strahlen der Rückenflossen, ferner die mit porzellanartiger harter und glänzender Schmelzsubstanz überzogenen eckigen Schuppen (Schmelzschuppen) von Fischen. Die Zähne und Flossenstacheln gehören meist Knorpelfischen, die Schuppen den hiernach benannten Eckschuppern oder Ganoiden an.

Die Reste der Reptilien, die sich in unserem Bonebed finden und unter denen besonders die Gattung Nothosaurus, ein Meerkrokodil, eine wichtige Rolle spielt, bestehen nicht blos in Wirbeln, Rippen und andern Knochen, sondern namentlich in den mäßig gekrümmten, der Länge nach gestreiften spitzigen Zähnen, welche man ziemlich häufig findet, sowie in den sogenannten Coprolithen, den versteinerten Excrementen, welche die unverdaulichen Bestandtheile der Nahrung dieser Thiere, Fischschuppen und drgl. einschließen und deren äußere Gestalt öfters noch auf den Bau ihres Darmkanals einen Schluß ziehen läßt. Neben diesen Meersauriern kommen aber auch schon Reste von Landkrokodilen vor, zu welchen insbesondere jene wenig längsgestreiften mehrere Zoll langen Zähne gehören, deren Querschliff unter dem Vergrößerungsglas zierlich hin und her gebogene Linien erkennen läßt. Diese Linien ziehen sich vom Rand dem Centrum zu und haben wegen ihres labyrinthartigen Verlaufs zu dem Namen Labyrinthzähner (Labyrinthodonten) Veranlassung gegeben, womit man diese Krokodile und die ganze Familie von Reptilien belegt hat, zu der sie gehören. Da die Zeit der Bildung der Lettenkohle lange vor das erste Erscheinen von Säugethieren fällt, so scheinen diese großen Vierfüßler etwa die Stelle der Nilpferde oder anderer großer Bewohner von süßen Gewässern und Sümpfen im Haushalt der Natur eingenommen zu haben. Von ihnen stammen auch die großen Hautschilder, die sich sowohl in unserem Bonebed als auch in den Sandsteinen der jüngeren Trias finden, Panzerplatten mit runzlich rinnenartigen Sculpturen,

fast der Oberfläche des Hirschhorns vergleichbar.

Von ganz eigenthümlichem Bau sind die sogenannten Ceratoduszähne; sie gleichen einem Lappen von ungefähr 2″ Länge und etwas geringerer Breite, welcher in die Quere in etwa 4—5 parallele grobe Falten gelegt ist. Merkwürdigerweise hat man unter den heutigen Wasserthieren ein Geschöpf (Lepidosiren) gefunden, das, freilich in viel kleinerem Maßstab, ganz ähnlich gebaute Zähne besitzt, von denen in jedem Kiefer rechts und links je einer steht. Dieses Thier lebt in Sümpfen heißer Länder und verfällt, wenn die Sümpfe austrocknen, in einen Sommerschlaf, während dessen es in den allmählich erhärtenden Schlamm eingebettet ist. Es nährt sich von kleinen Krebsthieren, deren harte Haut es mit jenen eigenthümlichen Zähnen zermalmt; es hat beiderlei Athmungsapparate — Lungen und Kiemen — zum Athmen von Luft und Wasser, vier dünne fadenförmige Anhänge anstatt der Beine und ist überhaupt von so eigenthümlichem Körperbau, daß man im Zweifel ist, ob man es den Fischen oder den Reptilien zuzählen soll. Einem ähnlichen Thier, aber von ungleich beträchtlicherer Größe, scheinen also unsere Ceratodus-Zähne angehört zu haben. Besonders häufig findet man diese Zähne in einem gelblichen Kalkstein, welcher die obersten Schichten der Lettenkohlengruppe bildet und bei Hoheneck unweit Ludwigsburg vorkommt. Sie reichen aber auch noch bis in das oberste Bonebed der Trias hinauf, welches den Keuper von den untersten Schichten des Jura trennt.

Ein solches Bonebed, wie wir es oben beschrieben haben, hat aber nicht blos ein hohes wissenschaftliches Interesse, durch die zahllose Menge von Thierresten, welche es einschließt und von denen man sich leicht eine ganze Auswahl zum genaueren Studium verschaffen kann; sondern auch in ökonomisch-technischer Beziehung sind derartige Knochenlager von großer Wichtigkeit. In den Knochen, Zähnen und andern harten Gebilden des Thierkörpers ist bekanntlich die Hauptmasse des mineralischen Nährstoffes der Thiere niedergelegt und dieser besteht hauptsächlich aus phosphorsauren Kalk, einer Substanz, welche für die Ernährung des menschlichen und thierischen Körpers eben so unentbehrlich ist, als das Salz, aber von diesem durch seine Unlöslichkeit in reinem Wasser sich wesentlich unterscheidet. Diesen wichtigen Mineralstoff können aber Menschen und Thiere ebenso wenig unmittelbar aus dem Mineralreich aufnehmen, als sie ihn aus sich selbst in ihrem eigenen Körper zu erzeugen im Stande sind; und deßhalb übernimmt hier, wie in so mancher andern Beziehung das Pflanzenreich die vermittelnde Rolle zwischen dem Thierreich und dem Mineralreich. Darum müssen gerade die Nahrungspflanzen, insbesondere die Getraidearten, phosphorsauren Kalk in verhältnißmäßig reichlicher Menge enthalten und aus ebendemselben Grunde darf einem fruchtbaren Boden, der die dem Menschen und den Thieren zur Speise dienenden Pflanzen erzeugen soll, ein erheblicher Gehalt an phosphorsaurem Kalk nicht fehlen. Einen Boden, der arm an diesem Bestandtheil ist, kann man verbessern, wenn man ihm Substanzen beimengt, welche viel phosphorsauren Kalk enthalten und derartige Substanzen sind der Guano, das Knochenmehl u. s. w., deren günstige Wirkung auf die Fruchtbarkeit der Felder aus dem Gesagten hinreichend erhellt. Auch der Mist, die festen und flüssigen Auswurfsstoffe der Thiere, welche natürlich jenen hauptsächlichsten Mineralbestandtheil der eingenommen Nahrung auch wieder enthalten, verdanken demselben in erster Linie ihre Wirksamkeit. Dagegen ist solcher Düngungsmittel ein Boden nicht oder nur in geringerem Grade bedürftig, welcher von Natur viel phosphorsauren Kalk enthält, weil er aus der Zersetzung und Verwitterung von Gesteinen hervorgegangen ist, welche jenen Bestandtheil enthalten. Und unter solchen Gesteinen nehmen begreiflicherweise diejenigen eine hervorragende Stellung ein, welche Knochen, Zähne und ähnliche Reste vorweltlicher Thiere in erheblicher Menge einschließen. Denn eigentlich versteinert sind diese Reste in der Regel nicht, sie bestehen vielmehr dem größten Theile nach noch aus den Stoffen, welche schon im lebenden Thierkörper sie zusammengesetzt haben, nur daß der organische Bestandtheil (die Leimsubstanz) im Lauf der Zeit zerstört worden ist. So sind auch die Thierreste, welche wir in solchen Knochenlagern finden, wie wir sie oben beschrieben haben, noch sehr reich an phosphorsaurem Kalk, machen also

bei ihrer allmählichen Zersetzung den Ackerboden, dessen Untergrund von einem solchen Bonebed gebildet wird, besonders fruchtbar. Würde man reiche Knochenlager dieser Art in einer bedeutenden Ausdehnung finden, so würde es sich entschieden verlohnen, dieselben abzubauen und die genannten Thierreste, nachdem sie etwa noch durch mechanische oder chemische Umwandlung in die passendste Form gebracht wären, als sehr werthvolles Düngmittel zu verwenden.

Das angeführte Lettenkohlenbonebed ist nicht das einzige, welches wir im Gebiet der Trias kennen. Ein zweites ist schon oben als Gränzgebilde zwischen Trias und Jura genannt worden, ein anderes findet sich weiter unten im Hauptmuschelkalk u. s. w. Kehren wir aber jetzt zu unserer Lettenkohlenformation zurück. Wir haben oben angeführt, daß das genannte Bonebed die unterste Etage der Lettenkohlengruppe einnehme. Der Platz, wo man es am reichsten an den beschriebenen Wirbelthierresten findet, findet sich bei Bibersfeld in der Gegend von Hall. Dort sind die Zähne, an denen es besonders reich ist, nebst den andern Thierüberresten in einen grauen thonigen Mergel eingebettet. Bei Hall wird es von den untersten Schichten der Sandsteine gebildet, welcher die nächstfolgende Etage unserer Gruppe ausmacht.

Dieser Lettenkohlensandstein ist von hellgrauer Farbe; derselbe ist um seines feinen gleichmäßigen Korns willen, worin er dem unteren Keupersandstein sehr ähnlich ist, als sehr brauchbarer Baustein geschätzt. Er ist sehr reich an Pflanzenversteinerungen, welche hauptsächlich der Familie der Schachtelhalme angehören und ganz mit denen übereinstimmen, welche wir nachher aus dem unteren Keupersandstein werden anzuführen haben. Unmittelbar über diesem Sandstein ist die Hauptlagerstätte der sogenannten Mastodonsaurier oder Labyrinthodonten, von welchen wir schon oben gesprochen haben. Die ältesten Reptilien, welche man kennt, die Archegosaurus der Steinkohlenformation, gehören der gleichen Familie an, sind aber viel kleiner. Unsere Mastodonsaurier waren riesenhafte Thiere, deren doppelter Gelenkkopf am Hinterhaupt, womit der Kopf auf den ersten Halswirbel articulirt, sie der Ordnung der froschartigen Reptilien nähert. Von diesen unterscheiden sie sich jedoch nicht blos durch die außerordentliche Größe — denn ein solcher Schädel eines Mastodonsaurus hat etwa 2½' Länge und fast eben so bedeutende Breite — sondern namentlich durch den Bau der Zähne und der Wirbel, und durch die Hautbekleidung, welche den eigentlichen Fröschen und Salamandern ganz abgeht. Wir haben schon oben die sculpirten Schilder erwähnt, welche diese Hautbekleidung ausmachen, sowie die Zähne, welche sich durch die beschriebenen Linien auf dem Querschnitt auszeichnen.

In sandige Mergel geht der Lettenkohlensandstein nach oben über und in ihnen sind da und dort Lager einer unreinen, öfters mit Thonletten vermischten Steinkohle anzutreffen, welche den Namen Lettenkohle führt und der ganzen Abtheilung den Namen „Lettenkohlengruppe" (oder auch wohl kurz „Lettenkohle") gegeben hat. Sie enthält meist viel Schwefelkies (ein blaß messinggelbes metallglänzendes Mineral, das aus Eisen und Schwefel besteht), welcher sie zum Gebrauch als Brennmaterial untauglich macht: denn beim Anzünden verbrennt der Schwefel zu schwefeliger Säure, einem Gas, das nicht blos einen stechenden vom Anzünden eines Schwefelhölzchens her Jedermann wohlbekannten Geruch verbreitet, sondern wirklich giftig ist und die Metalle, so namentlich das Eisen der Dampf- und andern Kessel, welche mit solchen Steinkohlen geheizt werden, anfrißt und zerstört. Dagegen wird von diesen schwefelkiesreichen Kohlen eine andere Anwendung gemacht, welche eben auf ihrem Schwefelkiesgehalt beruht. Schon von selbst in der Natur geht der Schwefel des Schwefelkieses unter dem Einfluß der Luft durch langsame Verbrennung in Schwefelsäure über, indem zu gleicher Zeit auch das Eisen sich oxydirt und in Eisenoxydul oder -oxyd verwandelt. Die gebildete Schwefelsäure verbindet sich mit den gerade in der Nähe vorkommenden Basen und so entsteht durch ihre Vereinigung mit dem Eisenoxydul: Eisenvitriol, mit Thonerde und Kali, wenn solche Bestandtheile des Mergelschiefers sind, worin die schwefelkieshaltigen Kohlen sich finden: Alaun, mit Magnesia, wenn die Mergel, dolomitisch sind: Bittersalz u. s. f.; und die Schiefer, denen dann solche Salze beigemengt sind, heißen alsdann Vitriolschiefer, Alaunschiefer u. s. w. Manchmal bilden die genannten Salze dünne

weiße Krusten (sogen. Ausblühungen) auf dem Gestein, die freilich durch Regen- und Sickerwasser, schnell wieder aufgelöst und fortgeführt werden. Solchen und ähnlichen Vorgängen verdanken überhaupt die Mineralquellen ihren Gehalt an den verschiedenen Salzen, welche die chemische Analyse in ihnen nachweist. — Diese Vorgänge sind es aber auch, welche man benützt, um den Schwefelgehalt solcher „Vitriolkohlen" zu verwerthen. Man schüttet die letzteren auf Haufen und leitet durch ein kleines Feuer, das man darunter anzündet, den Prozeß langsamer Verbrennung ein, der sich im Verlauf von Wochen oder Monaten allmählich durch die ganze Masse fortsetzt und den Schwefel des Schwefelkieses in Schwefelsäure, das Eisen in Eisenoxydul überführt. Ein Theil der Schwefelsäure bemächtigt sich des Eisenoxyduls und bildet Eisenvitriol, während die übrige Schwefelsäure zunächst frei bleibt. Man übergießt nun die Haufen mit Wasser, welches dieselben auslaugt, und so gelangen jene beiden Produkte der langsamen Verbrennung in besondere Behälter, in denen man durch Zusatz von altem Kupfer zunächst Kupfervitriol, nachher unter Zusatz von Eisen Eisenvitriol auskrystallisiren lassen, endlich den Rest von Schwefelsäure unter Zusatz passender Thonerde- und Kaliverbindungen in Form von Alaun vollends gewinnen kann.

Solche „Vitriolkohlen" finden sich u. a. in der Lettenkohlenformation der Umgegend von Gaildorf, wo für die Gewinnung und Verarbeitung derselben in älterer und neuerer Zeit verschiedene Etablissements gegründet worden sind, zum Theil allerdings ohne sehr günstigen Erfolg, da der Ertrag kaum die Kosten lohnt. Uebrigens sind diese Kohlenvorkommnisse der Lettenkohlengruppe nicht die einzigen in der Trias; im Keuper stellen sich an verschiedenen Stellen ganz ähnliche Bildungen ein, welche wir weiter unten gelegentlich erwähnen werden.

Auf diese kohlenführenden Schichten der Lettenkohlengruppe folgen in häufigem Wechsel thonige und dolomitische Mergel. Die letzteren enthalten oft wohlerhaltene Muschelschalen, insbesondere die zierlichen kleinen Schälchen von Lingula tenuissima und Estheria minuta. Genau genommen gehört übrigens keine von beiden zu den eigentlichen Muschelthieren; denn Lingula (Zungenmuschel) ist ein Armfüßler, also den Terebrateln verwandt, und die andere ist nach neueren Untersuchungen ein mit einer Kalkschale versehenes Krebsthierchen aus der Abtheilung der sogenannten Rankenfüßer. — Als das oberste Glied der Lettenkohlengruppe wird der gelbe Kalk von Hoheneck mit seinen Ceratodus-Zähnen betrachtet, den wir schon oben erwähnt haben. Und nun erst folgen die Schichten des eigentlichen **Keupers.** Die Gesammtmasse der Keuperformation ist nichts anderes als ein sandiges Mergelgebilde, innerhalb dessen sich wiederholt großartige Sandsteinbildungen ausscheiden. Man unterscheidet hauptsächlich dreierlei solcher Sandsteine und hiernach zerfällt der ganze Keuper in sechs Etagen, welche der Reihe nach von oben nach unten in nachstehender Ordnung aufeinander folgen:

Oberer oder gelber Sandstein,
Obere oder rothe Knollen-Mergel,
Mittlerer oder Stubensandstein (weißer Sandstein),
Mittlere oder bunte Mergel,
Unterer oder Schilfsandstein (grüner Sandstein, Stuttgarter Bausandstein),
Untere oder Gyps-Mergel.

Der Umstand, daß der Keuper vorherrschend aus Mergeln besteht, welche unter dem Einfluß der Atmosphärilien verwittern und auseinanderfallen, ist die Ursache, einerseits warum diese Formation meist sanft gerundete Bergformen darstellt, andererseits warum diese Gesteinsschichten besonders für den Weinbau einen guten Boden liefern; denn die bekanntesten und besten unserer württembergischen Weine wachsen großentheils auf den meist etwas sandigen Mergeln des Keupers. — Indem wir die aufgezählten sechs Etagen dieser Formation beschreiben, beginnen wir mit der untersten derselben, den

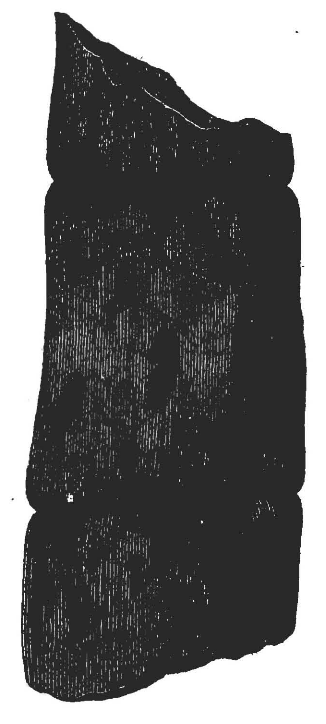
Gypsmergeln oder unteren Keupermergeln. Sie führen den Namen Gypsmergel, weil sie nicht bloß vielfach von Gypsschnüren durchzogen sind, sondern auch an einzelnen Stellen sehr bedeutende Ablagerungen von Gyps einschließen. Zuweilen kommen in diesen Mergeln meerbewohnende Muscheln vor, so namentlich die kleine, gerippte Myophoria Goldfussii, welche sogar da und dort im Gyps gefunden wird und selbst in Gyps verwandelt ist, was

immerhin ein ungewöhnliches Versteinerungsmittel ist. Aber im Allgemeinen sind diese Partieen nicht reich an Petrefacten. Dagegen bieten die Gypsablagerungen des unteren Keupers, welche namentlich bei Untertürkheim sehr beträchtlich sind und dort zu einer nicht ganz unbedeutenden Industrie Veranlassung geben, alle möglichen Varietäten dieses interessanten Minerals dar. Man findet da krystallisirten Gyps in ansehnlichen, zuweilen gut ausgebildeten Formen, Alabaster oder feinkörnigen (krystallinischen) durchscheinenden Gyps von weißer und rother Farbe, dichten Gyps von hellgrauer Farbe, die sich, da sie nur von geringen Mengen organischer Substanz herrührt, beim Brennen verliert, so daß diese letztgenannte Varietät, welche die Hauptmasse ausmacht, für Gypsgußwaaren und drgl. vorzüglich brauchbar ist. Besonders hübsch sind die Schnüre von Fasergyps, welcher in horizontalen Platten („Schnüren") das Gypsgebirge durchzieht, auf dem Querbruch schönen Seidenglanz besitzt und namentlich auf geschliffenen Flächen — man schleift Kugeln für Perlenschnüre daraus — sich sehr hübsch ausnimmt, da das Fasergefüge einen perlmutter- bis seideartigen Lichtglanz aus dem Innern hervortreten läßt. — Beim Bau des Eisenbahntunnels zwischen Heilbronn und Weinsberg wurden die unteren Keupermergel durchschnitten und da fand man im Innern des Bergs Anhydrit an der Stelle des Gypses, während außen wie sonst der gewöhnliche Gyps die Mergel durchzog. Es scheint hieraus hervorzugehen, daß der untere Keupergyps nicht ursprüngliche Bildung sei, sondern erst im Lauf der Zeiten da, wo das Wasser Zutritt hat, aus dem Anhydrit, der im Innern vorhanden ist, sich gebildet habe. Denn der Anhydrit enthält, wie wir früher gesehen haben (Augustheft d. J. S. 105), dieselben Bestandtheile wie der Gyps, nur mit dem Unterschied, daß er kein Wasser enthält, so daß Anhydrit durch Aufnahme von Wasser sich in Gyps umwandeln kann. In der That ist dieser Umwandlungsprozeß bei jenen Eisenbahnarbeiten dadurch sehr befördert worden, daß durch die angelegten Schächte und Stollen den innern vorher vom Wasser unberührten Partieen des Hügels das Regen- und Sickerwasser, natürlich unbeabsichtigt, zugeführt wurde. Es hat sich in Folge dessen der Boden ausgedehnt und gehoben, weil bei dieser Wasseraufnahme eine sehr erhebliche Volumsvermehrung Statt findet, so daß dadurch die Tunnelarbeiten sehr bedeutend erschwert wurden. — Uebrigens kommen auch in den mittleren Keupermergeln Gypsausscheidungen vor, obwohl von geringerer Bedeutung als in der unteren.

Der Schilfsandstein oder untere Keupersandstein ist das Hauptmaterial für den Hochbau in Stuttgart, wozu er sich vorzüglich eignet, weil er ein feines Korn hat und, wenigstens in seinen unteren Parthien die Unbilden der Witterung leicht erträgt. Sogar zu Statüen sieht man ihn in Stuttgart da und dort verarbeitet; denn sein gleichmäßig feines Korn gewährt dem Bildhauer eine ähnliche Sicherheit in der Bearbeitung, wie der weiße (Carrarische) Marmor. Eine knieende Figur, welche in der Neckarstraße zu Stuttgart auf einem Brunnen zu sehen ist, ist aus diesem Sandstein gearbeitet, ebenso die große Vase im Hof des Museums der bildenden Künste, die Figuren an der Vorderseite des neuen Bahnhofs und an vielen Neubauten der Stadt. Es ist ein sehr günstiger Umstand, daß dieser Sandstein in unmittelbarer Umgebung der Stadt zu beiden Seiten des Thals in sehr mächtigen Bänken entwickelt ist. Er ist hier in zahlreichen Steinbrüchen aufgeschlossen; aber der schönste Steinbruch in dieser Abtheilung des Keupers ist der beim Jägerhaus östlich von Heilbronn; derselbe lieferte u. a. auch das Material zu Bildhauerarbeiten, welche sich in Mannheim und Schwetzingen befinden. — In Beziehung auf die Farbe unterscheidet man zweierlei Sorten, nämlich eine grünlichgraue und eine rothe. Die Farbe des ersten rührt wenigstens theilweise von beigemengtem Kupfergrün her, das man auf chemischem Weg darin nachweisen kann und das auch zuweilen auf Kluftflächen in dünnen Ueberzügen neben erdiger Kupferlasur sich ausgeschieden hat. Die rothe Sorte zeigt auf dem Querbruch immer ein geflammtes Ansehen; dunklere braunrothe Streifen, welche die Richtung der Schichten, also im Gebirge immer eine mehr oder weniger wagrechte Lage haben, heben sich von dem etwas lichter rothen, zuweilen auch grünlichen Grund ab.

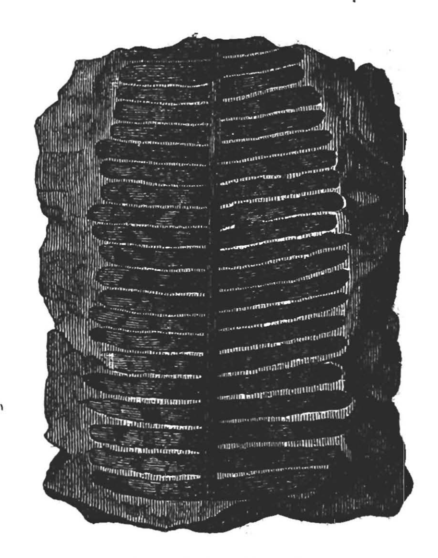
Von organischen Einschlüssen sind an manchen

Orten Bruchstücke von Schachtelhalmstämmen (Equisetum columnare) in zahlloser Menge vorhanden. Die gegliederten Schäfte, ganz vom Bau und Aussehen unserer gemeinen Schachtelhalme, die in den Küchen zum Reinigen der zinnernen Geräthe verwendet werden, nur riesenhaft dick und groß, erkennt man sehr leicht. Die sogenannten Calamiten, von denen eine Ab-



Schachtelhalmstamm. (Calamites arenaceus).

bildung hier folgt, unterscheiden sich von den andern durch ihre feine Längsstreifung von einer Abgliederung zur andern: sie werden für den Abguß des inneren Hohlraums, der sich mit Sandsteinmasse ausfüllte, gehalten. Unter den übrigen Pflanzen sind die Wedel eines den Sagobäumen oder Cycadeen zugehörigen Gewächses (Pterophyllum Jaegeri) besonders häufig; man sieht in nebenstehender Abbildung deutlich die parallelnervigen Blättchen, welche fast genau in rechten Winkeln von dem allgemeinen Wedelstiel abstehen. Noch manche andere Pflan-



Pterophyllum Jaegeri.

zenreste liegen in diesen Sandsteinen begraben, zierliche Farrnkrautwedel, die wie die Schachtelhalme uns wieder lebhaft in die Steinkohlenzeit zurückversetzen. In der That ist auch der untere Keupersandstein, ähnlich wie der der Lettenkohle, eine Art Kohlensandstein, denn auch hier finden sich Nester von Steinkohlen, die jedoch der Qualität wie der Quantität nach nie bauwürdig waren, aber namentlich in früherer Zeit zu großen Hoffnungen Veranlassung gegeben haben, so lange man die geognostischen Verhältnisse noch nicht näher kannte und in der Umgebung von Stuttgart noch die Bildungen der Steinkohlenformation erwarten konnte, was heutzutage Niemand mehr einfallen kann, der nur einigermaßen in der Geognosie bewandert ist. — Von Thieren ist aus dem unteren Keupersandstein namentlich der Mastodonsaurier Erwähnung zu thun, die wir schon oben aus der Lettenkohlengruppe angeführt haben und von denen in den Sandsteinen um Stuttgart schon zahlreiche Schilder gefunden worden sind. — Vor kurzem wurde hier ein neues krokodilartiges Thier (Dyoplax arenaceus) entdeckt, dessen Körper viel kleiner, aber ebenfalls mit Schildern bedeckt ist, das aber mit keinem bisher gefundenen Thier Aehnlichkeit hat. Es hat eine Länge von

etwas über 2 Fuß und gleicht halb einer Eidechse, und wegen der Panzerplatten halb einem Gavial.

Die oberen Schichten unserer Sandsteine werden, wie dieß gewöhnlich in Sandsteingebirgen der Fall ist, öfters reich an kleinen Glimmerblättchen und mehr dünn geschichtet und eignen sich deßhalb vortrefflich zu Flur- und Trottoirplatten. Auf sie folgt meist ein Mittelding zwischen Sandstein und Mergel, das zwar im frischen Zustand ganz wie ein Sandstein aussieht, wenn es aber eine zeitlang an der Luft gelegen ist, nach und nach so zersetzt wird, daß man mit einem leichten Stoß die ganzen scheinbar noch unveränderten Stücke in Staub und Schutt verwandeln kann. Durch solche Uebergänge gelangen wir von den Sandsteinen nach und nach zu den

mittleren oder bunten Mergeln. Die letztere Bezeichnung ist für diese Schichten sehr bezeichnend; denn die brüchigen Mergel — „Leber" nennt sie der Weingärtner in der Gegend von Stuttgart — sind bald roth, bald schmutzigblau oder- grün und häufig wechseln Streifen von verschiedener Färbung scharf mit einander ab. Zwischen diesen weicheren Partieen treten aber wiederholt einzelne härtere Bänke auf, welche der Verwitterung länger trotzen und entweder über die senkrechten Mergelwände hervorstehen oder in eckigen Bruchstücken herabrollen. Es sind dieß hauptsächlich die sogenannten „Steinmergel", dolomitische (d. h. magnesiahaltige) Kalkmergel von ziemlicher Härte und etwas splittrigem Bruch; sie bilden Bänke von etlichen Zollen bis ein Fuß Dicke, und auf ihren Sprüngen und Kluftflächen ist Kalkspath in kleinen Rhomboedern und Schwerspath in fleischrothen kammförmig- blättrigen Anhäufungen auskrystallisirt. Neben diesen Steinmergeln kommen aber noch andere wenig mächtige Bänke in den mittleren Keupermergeln vor, nämlich quarzige Sandsteine, d. h. Sandsteine, deren aus Quarz bestehende Sandkörner selbst wieder durch Quarzmasse verkittet sind, so das ein wahrer Quarzfels von ungemeiner Härte und Festigkeit entsteht, der keinerlei Bearbeitung gestattet, aber auch, wenn irgendwo ein solcher Brocken als Pflasterstein benützt ist, fast unverwüstlich ist. Der Umstand, daß alle Instrumente, die man zu seiner Bearbeitung benützen wollte, ruinirt würden, macht eine Anwendung desselben fast unmöglich. Hie und da finden sich auf der Unterseite solcher Platten, wie sie sich in mehreren Lagen zwischen den Mergelpartieen zu wiederholen pflegen, kleine würfelförmige Erhabenheiten, die man für Nichts anderes als für die Abgüsse von Steinsalz- (Meersalz-) Würfeln halten kann, welche zur Keuperzeit am seichten Meeresufer sich ausgeschieden haben, nachher wieder ausgewaschen wurden und ihre hohlen Formen im Schlamm zurückgelassen haben, so daß der nachfolgende Ufersand sie wieder ausfüllen konnte. Auf der oberen Fläche dieser Platten sieht man runzliche Erhabenheiten, welche von dem Spiel der Wellen am Ufer herrühren; wir haben solche „Wellenschläge" schon früher im oberen Buntsandstein kennen gelernt. — Diese Bänke von quarzigem Sandstein, „Kieselsandstein," wegen der Abdrücke der Steinsalzwürfel auch „krystallisirter Sandstein" genannt, machen den allmählichen Uebergang von den bunten Mergeln zum

Stubensandstein oder mittleren Keupersandstein. Im Allgemeinen zeichnet diesen ein gröberes Korn und meistens auch die weiße Farbe vor dem Schilfsandstein aus. Die letztere hat ihm auch den Namen, „weißer Sandstein" eingetragen; doch gibt es neben der weißen auch gelbe, röthliche, violette Abänderungen. Das Bindemittel ist häufig vorherrschend kalkig, so daß ein Stück des Sandsteins in Salzsäure geworfen heftig aufbraust (indem die Salzsäure die Kohlensäure als Gas austreibt) und nach und nach zu Sand auseinander fällt. Was die Festigkeit betrifft, so ist dieselbe sehr wechselnd; das einemal sind die Sandkörner so lose verbunden, daß ein in eine Weinbergmauer eingesetztes Stück mit der Zeit ganz herausbröckelt; ein andersmal läßt sich der Sandstein mit dem Hammer leicht zu grobem Sand zerklopfen, der bekanntlich als Stubensand dient, woher der obige Name für diesen Sandstein im Allgemeinen herrührt. Oefters aber ist derselbe so fest und dauerhaft, daß er als Baustein, Mühlstein u. s. w. sehr gesucht ist, wie denn z. B. die neue englische Kirche in Stuttgart, die Frauenkirche in Eßlingen und viele andere Kirchen des Landes, wenigstens theilweise, aus ihm erbaut sind. Seit Jahren werden sogar Quader aus württembergischem Stubensandstein zum Kölner Dombau verwendet. Auch als Pflasterstein dient der Stubensandstein an manchen Orten.

Von Pflanzenresten ist in erster Linie wiederum das Vorkommen von Steinkohlen anzuführen, das aber auch in dieser Etage der Trias nirgends sehr erheblich ist. Bei Mittelbronn oberhalb Gaildorf ist in früheren Zeiten Bergbau auf diese Kohlen getrieben worden; allein sie leiden an dem gleichen Fehler wie die der Lettenkohlengruppe: sie sind reich an Schwefelkies und daher als Brennmaterial nicht zu gebrauchen. Verkieselte Holzstämme finden sich im Stubensandstein gar nicht selten. Sie gehören einem Nadelholzgeschlecht (Peuce keuperina) an und sind so wohlerhalten, daß ein bis zur Durchsichtigkeit dünn geschliffenes Stück unter dem Mikroscop den Bau der Holzzellen, wie er für die Nadelhölzer charakteristisch ist, in ausgezeichneter Schönheit zeigt. Von Thierresten kommen im Stubensandstein Fische mit Schmelzschuppen vor, welche in so fern besonders interessant sind, als sie die Unsymmetrie der Schwanzflosse, welche wir bei den Fischen der Steinkohlen- und Dyas-Zeit angeführt haben, nur noch in geringem Grade besitzen. Im Jura verschwindet sie sodann vollends ganz. Von hohem Interesse ist aber unter den Thierresten des Stubensandsteins vor Allem der große Neckarsaurier, Belodon Kapffii, dessen einzelne Körpertheile in solcher Vollständigkeit gefunden worden sind, daß man sich von dem Aussehen dieses Krokodils eine genaue Vorstellung machen kann. Die Nase dieses Thieres bildet einen hohen Kamm, der von den Augen bis zur Schnauzenspitze verläuft; der ganze Körper ist mit starken Hautschildern bedeckt und besonders die Schilder des gewaltigen Schwanzes endigen in starke Stacheln. Die Hauptfundstätte der Ueberreste dieses Vierfüßlers sind bis jetzt die Stubensandsteinbrüche des Nesenbachthals oberhalb Heslach bei Stuttgart.

Zwischen den Bänken des Stubensandsteins erscheinen in dessen oberen Lagen wieder Mergel von tiefrother Farbe und diese bilden auch die Ueberlagerung derselben. Es sind dieß die oberen Keupermergel, die wir um ihrer besonders ausgesprochenen etwas in's Violette ziehenden Farbe willen rothe Mergel oder auch weil sie mehr thonig sind als die unteren, rothe Thone nennen. Auch hier ist wieder ein eigenthümliches Krokodil begraben, dessen aus dem Griechischen genommener Name Zanclodon auf die mit einem Winzermesser verglichenen zweischneidigen Zähne deutet. Seine Knochen kommen an Größe den Elephantenknochen gleich oder übertreffen dieselben noch.

Ueber diesen oberen Mergeln endlich erscheint der letzte Sandstein der Keuperformation, der obere oder gelbe Sandstein. Dieser Name bezieht sich auf die blaßgelbe Farbe, welche er gewöhnlich hat. Er hat aber noch andere Namen erhalten: Bonebed-Sandstein heißt er, weil er mit dem obersten Bonebed der Trias schließt, das wir schon im Voranstehenden erwähnt haben und auf das wir gleich nachher näher zu reden kommen werden. Er wird auch Vorläufer-Sandstein genannt, denn die Versteinerungen, die er enthält, stellen wieder eine ausgezeichnete Meeresbevölkerung dar, welche nicht mit Früherem, sondern mit Nachfolgendem, den Versteinerungen des unteren Jura Aehnlichkeit haben, also gewissermaßen die Vorläufer der letzteren darstellen. Mehrere Petrefacten aus diesem Sandstein haben daher auch neben ihrem Gattungsnamen den Speziesnamen praecursor (Vorläufer) erhalten. Ein Platz, wo dieser Sandstein besonders reich ist an Versteinerungen, ist am Steineberg bei Nürtingen. Eine zahllose Menge von Muscheln und Schnecken, unter denen jedoch die ersteren weitaus vorherrschen, erfüllt hier den Sandstein, ähnlich wie dies in manchen Gesteinen der unteren Juraformation der Fall ist. Nur die Ammoniten, diese bezeichnenden Thiere des oberen Drittels der mesozoischen Zeit, fehlen noch, erscheinen dagegen gleich in den untersten Bänken der Juraformation. Unter den Muscheln des Vorläufersandsteins hat Eine besondere Wichtigkeit erlangt, Avicula contorta heißt sie nach der gekrümmten Gestalt ihres Gehäuses. Man hat dieselbe an vielen, zum Theil sehr entlegenen Stellen von Europa in den Grenzschichten zwischen Trias und Jura gefunden und für diese daher auch die Bezeichnung „Avicula contorta-Schichten" eingeführt.

An der oberen Grenze des Vorläufersandsteins, oder wo dieser fehlt, an dessen Stelle erscheint nun endlich das mehrfach erwähnte

obere Bonebed, welches wie das im Eingang dieses Abschnitts beschriebene aus Fischzähnen, Schuppen, Flossenstacheln, Saurierknochen und Zähnen, Coprolithen u. dergl. zusammengesetzt ist. Aber Eins enthält dieses Bonebed, was dasselbe vor allen andern auszeichnet und ihm eine Wichtigkeit verleiht, welche kein anderes hat: es finden sich in demselben die ersten Reste von Säugethieren. Es sind dies kleine Zähnchen, die mit spitzen Höckern versehen sind und in ihrem Bau am meisten mit den Zähnen der Beutelthiere übereinstimmen. Der Name: Microlestes*) antiquus deutet gleichzeitig auf die Kleinheit des Thieres und auf seine Lebensweise als Raubthier, worauf der Bau der Zähne immer mit Sicherheit schließen läßt. Sollten wirklich dies die Reste der ältesten Säugethiere sein, die je auf der Erde gelebt haben (was noch nicht als bewiesen angesehen werden kann), so wäre es gewiß sehr interessant, zu erfahren, daß die Klasse der Säugethiere gerade mit Beutelthieren ihren Reigen eröffnet hat. Denn in gewisser Beziehung stehen die Beutelthiere auf der untersten Stufe der Entwicklung unter den Säugethieren, da sie ja in so unvollkommenem Zustand geboren werden, daß sie noch längere Zeit nach der Geburt von der Mutter in einer Tasche getragen werden, in welcher sie so lange an den Zitzen hängen bleiben und saugen, bis sie ihre Beine und Sinne gebrauchen können.

Es scheint, als sollte auch durch dieses Ereigniß, das erstmalige Auftreten eines Säugethiers, der Abschnitt gekennzeichnet werden, an den wir mit der Grenze zwischen Trias und Jura gekommen sind. Und doch beginnt nun mit dem Anfang der Juraformation eine Bildung von Meeresniederschlägen, die, wenigstens in Schwaben, durch diese ganze Formation nicht mehr von Süßwassergebilden unterbrochen wird. Anders freilich ist es in der Schweiz, wo auf einem kleinen Fleck Landes innerhalb der Bildungen der unteren Juraformation ein oftmaliger Wechsel zwischen Meeres- und Süßwasserniederschlägen beobachtet wird. —

Werfen wir einen Blick zurück auf die Bildungen der Trias, so finden wir eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Gesteinen des unteren und oberen Drittels, dem bunten Sandstein und dem Keuper. In beiden erscheinen Sandsteine und sandige Mergel, wiewohl im Buntsandstein die ersteren, im Keuper die letzteren vorherrschen. Zwischen beide ist eine Meeresbildung eingeschoben, der Muschelkalk, der nach oben nur durch allmählichen Wechsel in den Schichten der Lettenkohlengruppe in die Süßwassergebilde des Keupers übergeht. Aber welcher Unterschied macht sich im landschaftlichen Charakter zwischen den einzelnen Gliedern bemerklich! Der Buntsandstein trägt den ernsten Charakter der Schwarzwaldlandschaft, während der Keuper die lieblichen Höhen des schwäbischen Unterlands zusammensetzt. Zwischen Beiden dehnt sich die fruchtbare Fläche der Lettenkohlengruppe aus; in diese haben sich die Flüsse und Bäche eingenagt und dadurch die Kalkbänke der Muschelkalkformation bloßgelegt. Von nutzbaren Produkten des Mineralreichs haben wir im Buntsandstein das Vorkommen der Kupfer- und Eisenerze kennen gelernt, im Muschelkalk die (in Württemberg allerdings kaum angedeuteten) Zinkerze, dagegen im untern Muschelkalk einen ungemeinen Reichthum an Salz, dort und im unteren und mittleren Keuper bedeutende Ablagerungen von Gyps, endlich in der Lettenkohlenformation und im Keuper Steinkohlen, die allerdings nur unbedeutend sind, aber doch um ihres Gehaltes an Schwefelkies willen einigen Werth besitzen.

*) Vom griech. micros, klein, und lestes, Räuber.

(Fortsetzung folgt.)

Erzählung eines alten Jägers.

Von Fr. B.

„Bitte, Herr Förster, erfüllen Sie heute Ihr Versprechen, mit dem Sie uns bei unserem letztmaligen Besuch verabschiedet haben und erzählen Sie uns von Ihren Jagdabenteuern! Sie müssen vieles Interessante erlebt haben, da Sie, wie Sie uns früher einmal sagten, in Ihrer Jugend bedeutende Reisen gemacht haben."

„Allerdings, meine Jungen, hab ich mich seiner Zeit in der Welt ordentlich umgesehen, wenn ich auch nicht so weit gekommen bin, wie der Herr Urian des Wandsbecker Boten. Deßhalb vermag ich auch seinem Ausspruch: Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen, in reichem Maaße nachzukommen, ohne daß ich genöthigt bin, meine jungen oder alten Zuhörer mit Jägerlatein zu regaliren."

„Was ist denn das für ein Latein, Herr Förster? Haben Sie vielleicht für Ihre Hunde oder das Wild oder Ihre Jagdgeräthe besondere lateinische Namen, wie der Botaniker solche seinen Pflanzen gibt?"

„Keineswegs; die alten Sprachen sind überhaupt nicht unsere starke Seite. Das Latein, das ich soeben erwähnte, ist ein gutes, aber nicht ein ehrliches Deutsch; Jägerlatein sprechen heißt nämlich tüchtig aufschneiden und lügen, wie dieß leider mancher Jägersmann thut, so oft er auf seine weidmännischen Begegnisse zu reden kommt. Ich kann Euch von meinem Lieblingsdichter Kobell, der Jäger und Poet zugleich ist, ein Gedicht vorlesen, aus dem Ihr das Jägerlatein in all seiner Stärke kennen lernet. Es ist in oberbayerischer Mundart geschrieben und hat den Titel:

Der Jaga (Jäger).

(Mit zwanz'g Jahr').

„Wann grad i' aa was kunnt verzähl'n,
Was b'sunders moan' i' vu' der Jagd!
So von an' Wolf, den i' derschoss'n
Und der mi' schier bein Krag'n packt,
Vom Luchsfang oder von an' Bär'n,
Weg'n meiner von an' Murmlthier!
Mir aber will gar nix passir'n,
Kaam hocklt so a Has' zu mir;
Jetz' bin i' scho' drei Jahr a Jaga
Und no' koan' Wildschütz hon i' g'segn,
I' woaß nit, wie's die andern macha,
Denn die' is alli both was g'schegn."

(Mit fufz'g Jahr').

„Ja ja, den Wolf denk' i' mei Lebta',
Er hat mi' schier bei'm Krag'n packt,
I' schieß ihm aufi dreizehn Post'n
Und moanst, i' hätt'n mehr dafragt?
Als waar er halt mit Eis'n b'schlag'n,
So is er furt als wier a Pfei',
Bei so an Thier, bal' 's recht verwildert,
Da nutzt koa' Pulver und koa' Blei.
Und nett is's gwest so mit an' Bär'n,
I' kimm amal nach Steyermark,
Da geit's es gnua und selli Loder
San wie die Ochsen groß und stark.
I' hör da von an Bärenjag'n,
Natürli' bin i' glei' dabei,
'S is gwest in Winter und zun gspürn,
Hat's g'schniebn just den schönsten Neu;*)
Mir kimmt der Bär, — bi' nit derschrocka,
Koa bißl, lass'n woltern**) her;
Und wie's ma tauget hat zun Schieß'n,
So schrei i' 'n o', da schaugt der Bär, —
Bua! nett auf's Blaß'l hon i' 'n g'schoß'n
In Kopf, i' ho' mei' Schußloch g'segn,
Der Bär stürzt abi in an Grab'n
Und is a Weil da d'runten g'leg'n,
Auf oamal is er wieder 'wor'n,
Und kratzt ihm wie a Hund in Kopf,
Kratzt d'Kugel 'raus, wer sollt dees glaabn,
Und trabt davo', der brauni Tropf!
I' ko' die Kug'l heut' no' zoagn,
Sieht wier a Vierazwanz'ger aus;
Ja, Bua! a Bär der hat an Schädl,
Nit anders wier a g'mauert's Haus.
Und wie mir ihm san nachi ganga,

*) Frischgefallener Schnee.
**) Woltern = wohl.

Da hat's erst geb'n no' an G'schpaß,
Da treff' mer auf a Duz'nd Wild'rer,
Verstand'n? von der irgsten Raß.
Wa thua i'? fang glei' 'raus die größt'n
Frei mit der Hand, a Stuck a drei,
Bua! dees da macht so leicht nit oana,
Dees is nit grad a G'schpielerei!
Die Jaga, no' i' denk's mei' Lebta,
Die hab'n freili' gafft und g'schaugt;
An Jeder, woaßt, muß ihm's halt macha,
Wie daß er's ko', und wie's ihm taugt."
Gel' sagst, was ko' ma' do' derleb'n
In so an etli' dreißig Jahr', — —
Ja 's Lüg'n ko' ma' prächti' lerna,
Verstehst mi, und a Jaga gar!

„Nun, Ihr kennt den alten Förster, derartiges Latein habt Ihr nicht von ihm zu befürchten, es mag von Hasen oder Luchsen, von Rehen oder Wölfen die Rede sein."

„Sind Sie denn auch mit Wölfen in Berührung gekommen? Bei uns sind sie ja schon lange ausgerottet!"

„Hie zu Land hab' ich selbst noch keinen zu Gesicht bekommen. Dennoch hab ich mit diesem Gutedel aus dem Hundegeschlecht einst eine höchst gefährliche Begegnung gehabt. Es war auf einer Wanderung durch Frankreich, in dessen Gebirgen er noch in ziemlicher Menge haust. Im Departement des Vosges z. B. hat man von 1817 bis 1842, also in 25 Jahren, nicht weniger als 700 Wölfe, 478 Wölfinnen und 434 junge Wölfe getödtet. Ihr könnt hieraus abnehmen, daß es dort nicht an Gelegenheit fehlt, seine Bekanntschaft zu machen. Habt Ihr schon einen Wolf gesehen?"

„Nur auf der Abbildung, deßhalb sind wir Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns eine möglichst genaue Beschreibung von ihm geben!"

„Gut! Ihr sollt die beste haben, eine viel bessere, als ich sie Euch zu geben vermöchte, es ist die von Masius, der ihn mit den Worten schildert: „Der Wolf gleicht ganz einem großen Hirtenhunde, auch in der schmutzig-gelblichen Farbe, aber das gedrückte Kreuz und der schiefe tückische Blick (der Wolfsblick!) geben ihm den Charakter schleichender hyänenartiger Wildheit. Er ist das gierigste und nach dem Bären das stärkste unserer Raubthiere. Alle seine Sinne sind auf den Fraß geschärft: sein aufgerichtetes Ohr hört aus weiter Ferne das über den Schnee eilende Renn, sein gelbschwarzes Auge leuchtet in der Nacht mit rothen Ringen, sein Geruch wittert das Pferd, aber auch den Reiter in der einsamen Steppe. Auf den langen, schwarzgestreiften Beinen jagt er gestreckten Laufes so schnell und dauernd, daß kein Windhund neben ihm aushalten würde; dabei blitzen aus dem weiten Rachen die großen Hackenzähne, und die blutlechzende Zunge hängt lang und schnaufend hervor. Alles muß seiner Unersättlichkeit zur Beute dienen; wenn der Hunger ihn quält, frißt er Mäuse, Frösche, selbst Erde, scharrt schakalähnlich das Aas hervor; doch seine eigentliche Nahrung bilden Heerdenthiere und Wild. Mit einem einzigen Sprunge wirft er sich an die Kehle des weidenden Pferdes und reißt es zu Boden. Die Todeswunde klafft weit und scharf, wie von der Schneide eines Rasirmessers, und so groß ist die Muskelkraft seines übrigens steifen Halses, daß er selbst das gewürgte Elenthier weite Strecken im Rachen davonschleppt. Wenn er sein Eisengebiß zusammenschlägt, glaubt man fast den Schuß eines Terzerols zu hören. Bisweilen verfehlt er den Sprung, dann packt er das aufbäumende Thier in den Weichen und jagt das zum Tode verwundete, das mit nachschleifenden Eingeweiden oft noch Stunden lang rennt, bis es endlich sterbend unter seinen Pranken zusammenbricht. Im Angesicht des Schäfers reißt er mitten aus der Heerde das Schaf; er setzt heulend dem Schlitten des Reisenden nach und springt, nach Menschenblute dürstend, am Reiter hinauf. Während des Winters dringt er frech in Stall und Wohnung des Landmanns; ja selbst in den Straßen von Petersburg hat man ihn gejagt. Aber nur der Hunger macht ihn kühn. Dem Muthigen gegenüber ist er feig und verläßt sich mehr auf seine List als seine Stärke. Stundenlang liegt er im Grase und belauert das neben der Stute tappende Füllen; auf dämmernden Waldsteegen sperrt er dem Wanderer den Weg; umschleicht auf der Haide den Karren des hausirenden Israeliten. Ist günstige Gelegenheit des Angriffs, so duckt er den spitzschnauzigen Kopf, drückt die Augen glotzend aus der Höhle, sträubt das Haar, krümmt den Rücken und stößt, auf seine Beute stürzend,

ein wildes, gurgelndes Geheul aus. Zieht er sich zurück, so weicht er fast kriechend und verwischt mit dem buschigen, immer hängenden Schweife die Spur, bis er sicher genug in großen Sätzen seinem Lager zueilt. Offenen Kampf meidet der Wolf; er wird nur wider Willen in denselben verwickelt. Er scheuet den Huf des Hengstes und das Horn des Stieres, und flieht vor dem Steppenhunde, der die Schafheerde bewacht. Ein Funke, ein rauschendes Blatt kann ihn in Furcht setzen; ein ungewohnter Ton, das Spiel einer Geige, das der arme Musikant in seiner Seelennoth vor dem grimmen Auditorium anstimmt, hält ihn wie im Bann, bis er vom Schrecken übermannt, davon läuft. Seine Raubgier, obgleich sie ihn oft der Vorsicht vergessen läßt, macht den Wolf doch auch der hartnäckigsten Verfolgung fähig. Unabläßig drängt er der Spur der Heerde nach, jedes kranke Stück ereilend; aber noch furchtbarer und ekler erscheint er im Gefolge des Krieges in den Schlachten. Der Wolf ist der mordende Nachzügler der Heere, und nicht begnügt, wie der Rabe, mit dem Leichenmahl der Wahlstatt, überfällt er schaarenweis den einsamen Posten und den rückbleibenden Zug der Matten und Siechen."

Und nun mein Erlebniß. Auf obenerwähnter Reise durch Frankreich hatte ich mein Hauptquartier in einem kleinen, etwa zwei Stunden von dem freundlichen Städtchen Riom entfernten Dorfe aufgeschlagen. Ein Paar Bücher, eine Doppelbüchse, eine Koppel englischer Hühnerhunde und eine Angelruthe gewährten mir hinlänglichen Zeitvertreib in meiner romantischen Einsamkeit. Die nahen Berge sind reich an Wild, und in den Waldbächen, die sich in glitzernden Fällen von ihren Halden niedergießen, wimmelt es von rothgesprenkelten Forellen.

Es war gegen das Ende eines rauhen und düstern Spätoktobertages, den ich mit dem Aufsuchen der schönen rothen Rebhühner, die in großen Kitten in den haidebekleideten Abhängen des Puy de Dome nisten, zugebracht hatte, als ich müde und von Hunger und Durst erschöpft in der Nähe einer kleinen, uralten Kapelle Halt machte, zu welcher die Bergbewohner in einer Art Wallfahrt zu „Unserer lieben Frau vom Goldberg" (Notre Dame de Mont d'Or) alljährlich zu pilgern pflegen. Ihr Bild, in Stein gehauen, mit dem Jesuskinde in den Armen, steht über dem gothischen Thorbogen, der in das Innere des Gebäudes führt. Das moosbewachsene Fußgestell eines großen Steinkreuzes, das ursprünglich dem Eingange gegenüber aufgerichtet gewesen, jetzt aber umgestürzt und zum Theil in dem grünen sammetnen Rasen, auf dem es lag, vergraben war, bot mir einen willkommenen Ruheplatz für meine müden Glieder. Ein heller Quell sprang aus einer Ritze des Felsens, an dessen eine Seite die Kapelle gebaut war, ergoß sich in ein kleines, von der Natur gebildetes Becken und rann dann, über Kieselgrund murmelnd, einem Waldstrome zu, dessen betäubendes Brüllen allein die schauerliche Stille unterbrach, die ringsum herrschte. Ein kleines massives Trinkgefäß von Eisen hing an einer Kette neben diesem Born, und wahrscheinlich rührten die Worte „Fesso Viatori" (dem müden Wanderer), die ich in rohen Buchstaben über der Stelle, wo es hing, in demselben Felsen gegraben fand, von der frommen Hand her, deren werkthätiges Wohlwollen es hieher gestiftet hatte. Das Gedächtniß des unbekannten Wohlthäters, wer er auch immer sein mochte, aus vollem Herzen segnend trank ich in tiefen Zügen.

Ich fühlte mich jetzt wieder bedeutend erfrischt und verfolgte meinen Pfad weiter in der furchtbar prachtvollen Gebirgslandschaft: auf allen Seiten stiegen die Berge in den mannichfaltigsten, seltsamsten Gestalten empor und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die ihre Gipfel vergoldete, warfen noch einen Theil ihres Glanzes auf das verschiedenfarbige Herbstlaub der majestätischen Waldbäume, die ringsum wuchsen; die Scene wechselte — und ich stieg nun in eine tiefe Schlucht hinab, wo mächtige Granitblöcke, die irgend eine gewaltsame Naturbegebenheit von den überhangenden Felsklippen gerissen hatte, da und dort den Weg sperrten oder in den wunderlichsten Gebilden auf einander gethürmt lagen. Unter sie gemischt und in ihren gähnenden Höhlungen wurzelnd, schossen einige hohe uralte Fichten gespenstergleich gegen den finstern Himmel auf und bewegten die langen düstern Aeste wie Arme in dem Nachtwinde hin und her.

Die wilde Oede des Orts lockte nicht eben zu längerem Verweilen, und so eilte ich, mich nach der Sonne richtend, so schnell als es der schroffe Bergpfad erlauben wollte, voran; allein plötzlich theilte sich dieser in zwei oder drei verschiedene Arme, und wie ich noch, mit mir selbst zu Rathe gehend, welchen ich nun einschlagen solle, da stand, wurde meine Aufmerksamkeit durch den laut klagenden, fast gellenden Wehschrei eines in Noth befindlichen Thieres festgehalten. Ein Föhrenwald zog sich auf beiden Seiten bis in die Schlucht herab, durch die ich hinging. Aus diesem kamen die Töne. In wenigen Augenblicken folgte ein durchdringendes und wildes Geheul den Schreckenslauten, das mit dem Gekreisch zahlloser Vögel, die in schwarzen Schwärmen von den Bäumen aufstiegen, dem schrillen Pfeifen des Falken, der kreisend sein Klippennest umflog, und dem bangen Winseln meiner Hunde ein schauerliches Konzert bildete und mir die Gewißheit gab, daß die Wölfe, von denen dieser Theil von Frankreich besonders stark heimgesucht ist, ihre nächtlichen Raubzüge begonnen hatten. *) Ich stand still, nahm meine Jagdflinte von der Schulter, lehnte mich mit dem Rücken an einen Baum und harrte, den Finger am Drücker des Gewehrs, ängstlich der kommenden Dinge. Dieser Zustand banger Erwartung sollte nicht lange dauern. Ein lautes Krachen der Zweige hinter mir hieß mich rasch umdrehen und gleich darauf brach, von einer dürren Wölfin mit ihren zwei Jungen hart verfolgt, ein Rehbock durch das Dickicht. Das arme Thier schien von Mattigkeit und Schrecken bereits erschöpft, denn nach einem Wettlauf von etwa dreißig Schritten die Schlucht hinauf sprang ihm seine unbarmherzige Verfolgerin mit Einem Satz an die Kehle und riß das Thier zu Boden, der sich schnell von seinem Schweiße röthete. Die Jungen, fast ebenso behend und nicht minder wild wie ihre Mutter, kamen jetzt herbei, und Alle zusammen machten sich nun an das Zerreißen und Verschlingen ihrer Beute. Obwohl der ganze Auftritt in kürzerer Zeit sich zutrug, als seine Erzählung erforderte, so blieb mir doch noch Muße und auch Geistesgegenwart genug, eine Kugel auf die gewöhnliche Ladung meines Gewehrs zu setzen, und da ich eine unwiderstehliche Lust in mir fühlte, selbst eine Hauptrolle in dem Drama zu spielen, bei dem ich bisher blos den Zuschauer abgegeben hatte, so ließ ich mich behutsam auf ein Knie nieder, zielte wohlbedächtig und feuerte. Mein Schuß hatte getroffen, allein nicht so, wie ich gewollt hatte, das größere von den beiden Jungen fiel, tödtlich verwundet, das andere flüchtete in den Wald, verfolgt von meinen Hunden, die ich nicht länger zurückzuhalten im Stande war.

Allein und ohne eine Ladung in meinem zweiten Gewehrlaufe sollte ich im Augenblick die ganze Gefahr meiner Lage kennen lernen; denn mit einem entsetzlichen Knurren verließ die alte Wölfin ihre Beute und kam, die Borsten ihres Nackens vor Wuth hoch aufgesträubt, ein fast übernatürliches Feuer in den rothen blitzenden Augen, in hurtigen Sätzen der Stelle zu, wo ich immer noch kniete. Keine Sekunde war zu verlieren. Im Nu war ich aufgesprungen. Die Fersen fest in den Boden gestemmt und die Mündung meines Gewehres mit beiden Händen fest fassend, schwang ich den Kolben rund um den Kopf und erwartete so vorbereitet das Herankommen des Ungethüms. Die Wölfin war jetzt noch etwa sechs Fuß von dem Platze, wo ich stand: schon glaubte ich ihre Fänge an der Kehle zu spüren. Kalter Schweiß rann mir über das Gesicht, als in dem Augenblick, wo ich meine ganze Kraft zu einem entscheidenden Schlage zusammennahm, das Unthier einen krampfhaften Satz in die Höhe that und mir todt vor die Füße rollte. Der Knall einer Flinte folgte in demselben Augenblicke. Ich hörte eine tiefe Stimme, die den wohlbekannten Jagdruf „Harloup chiens! harloup! le voici! harloup!“ erschallen ließ; und zwei Wolfshunde rannten in vollem Laufe an mir vorüber und fuhren auf meinen hingestreckten Feind hinein.

Der Uebergang von der drohendsten Gefahr zu unerwarteter Rettung war so blitzschnell, daß ich für einen Augenblick nicht im Stande war, meine Lage ganz zu fassen. Als ich mich hastig in der Richtung umdrehte, woher der Schuß gekommen war, sah ich einen hochgewachsenen ältlichen Mann in Jagdkleidung zwischen den Bäumen heraustreten, die in vereinzelten Gruppen am Eingange des Waldes standen. Wie er näher kam, nahm er höflich seine Mütze ab und bemerkte lächelnd, indem er zu gleicher Zeit den Riesenleib des todten Wolfs mit dem Rohre seines Gewehrs umkehrte, daß „Monsieur“ ohne Zweifel ein Fremder sei, da kein Auvergner Jägersmann es wagen würde, allein, zu einer solchen Stunde, nur in Einem Laufe eine Ladung und ohne Begleitung von wenigstens ein Paar Wolfshunden, in den Bergen zu verweilen. Ich gab ihm mit warmen Worten meine Dankbarkeit für seine so zur rechten Zeit gekommene Hilfeleistung zu erkennen, und sagte ihm dann, ich sei ein Ausländer, in der Gegend herum auf der Rebhuhnjagd gewesen und hätte mich freilich keineswegs einer Begegnung mit einem solchen Wildbret, wie hier zu meinen Füßen lag, versehen.

Zu meinem Verdruße mußte ich jetzt erfahren, daß ich noch ziemlich weit von meinem Bestimmungsorte entfernt war. „Das Dorf St. Amande ist wenigstens drei starke Stunden von hier; es liegt drüben auf der anderen Seite des Berges dort,“ sagte mein Befreier und deutete nach einer in dem rasch abnehmenden Tageslichte kaum noch sichtbaren Kuppe. „Der kleine Dienst, den ich Ihnen zu erweisen so glücklich war, würde nur halb geleistet sein, wenn ich Sie den Weg, der vielleicht der gefährlichste und schwierigste in dieser ganzen wilden Gegend ist, allein gehen lassen wollte. Hält das Wetter an,“ setzte er hinzu und sah nach dem Himmel, an dem sich, wie dieß den ganzen Tag über der Fall gewesen war, schwarze Wolken pfeilschnell jagten, „so erreichen wir wohl noch das Thal zeitig genug, um über die Fuhrt zu kommen; sind wir einmal hinüber, so haben Sie leichten Weg. Ich will nur vorher den Aesern da die Felle abziehen, das Einzige, was an ihnen etwas nütz ist.“ Damit machte er sich flink daran, sich in den Besitz der Jagdbeute zu setzen.

„Ist dem wirklich so, Herr Förster, daß am Wolf nur der Balg einen Werth hat? Ist denn sein Fleisch auch für Thiere, wie z. B. Hunde und Katzen ungenießbar?“

„Allerdings, meine Jungen, und es gehört das mit zur Charakteristik des Wolfes, daß kein Vierfüßler vom Fleisch desselben frißt, selbst die Aasvögel sollen es verabscheuen, nur sie selbst folgen einem Verwundeten von ihresgleichen nach, tödten ihn vollends und fressen ihn auf. Der Balg allein wirft etwas ab, indem er ein sehr gutes Pelzwerk und festes Leder gibt.“

„Dürfen wir bitten, in Ihrer Erzählung fortzufahren? Wir möchten gern hören, ob Sie bald und glücklich nach Hause gekommen sind.“

„Glücklich wohl, aber nicht so schnell. Nachdem mein Retter einem jeden der Thiere das Fell mit der Geschicklichkeit eines in dem edlen Waidwerk lang Geübten abgezogen und die Vorderpfoten nach altem Jägerbrauche als Siegeszeichen abgeschnitten hatte, warf er den Rest des gemordeten Rehbocks über die Schultern, bließ dann auf seinem Horn einen lauten langgezogenen Ton, daß die Felswände ringsum wiederhallten, um seine Hunde zurückzurufen, und machte sich nun mit mir raschen Schrittes in der bereits bezeichneten Richtung auf den Weg.

Ehe wir indessen eine Stunde weit gegangen waren, fing das bisher nur drohende Gewölk an, sich in vollem Ernst in Regen aufzulösen; der Wind tobte in wüthenden Stößen durch die unsern Pfad einfassenden Felsen und wirbelte die Blätter und Zweige, die auf dem Grase lagen, in wildem Getümmel in die Luft. Um unsere Noth zu vermehren, brach auch die Nacht immer rascher und dunkler herein, und ein dichter, finsterer Nebel umhüllte allmählich mehr und mehr Alles um uns her. Mein Begleiter machte jetzt auf einmal Halt, und rief, indem er einen Augenblick stille stand, als wenn er sich bemühte, ferne Töne zu erlauschen: „Der Hinüberweg, fürcht' ich, ist uns abgeschnitten; ich höre den Waldbach schon donnern; wir werden zu spät an die Fuhrt kommen.“ Wir verdoppelten unsere Eile und langten in ungefähr einer halben Stunde an dem Bergstrom an, fanden aber zu unserem Schrecken die Besorgnisse meines Wegweisers nur zu wohl gegründet. Bei dem undeutlichen Dämmerschein, der noch am Himmel blieb, konnte ich deutlich den weißen Gischt des angeschwol-

*) In dem harten Winter 1829 sah man über 40 dieser Bestien an hellem Tage auf der von Dijon nach Paris führenden Straße hingaloppiren.

lenen und trübgefärbten Wildwassers unterscheiden, wie es zwischen den Felsen, die seinen Lauf hemmten, mit einem wahrhaft Entsetzen erregenden Gebrüll donnernd hinabstürzte.

„Das ist die Stelle," sagte mein Begleiter, indem er sich einer kleinen Höhlung am Ufer näherte, „mit Hilfe meines Flintenlaufes bin ich schon in schlimmerem Wetter als heute Nacht hinübergekommen; allein Monsieur," setzte er hinzu und sah mich zweifelhaft an, „dürften vielleicht keine Lust haben, das Wagstück zu versuchen?" Wiewohl keineswegs ängstlich oder schwächlich, fand ich doch — ich läugne es nicht — den Vorschlag, in Sturm, Regen und Finsterniß über einen reißenden Waldstrom zu setzen, etwas zu bedenklich, abgesehen von der Schwierigkeit, meine Hunde hinüberzubringen, welche die Strömung wahrscheinlich mit sich fortgerissen haben würde. Ich lehnte deßhalb den Vorschlag ab und erkundigte mich, ob denn kein Plätzchen in der Nähe sei, an dem wir auf so lange einiges Obdach finden könnten, bis sich der Sturm gelegt hätte. „Allerdings!" versetzte mein Führer, „keine fünf Minuten weit von hier ist eine Höhle, die mir schon oft in Nothfällen, wie der gegenwärtige, freundliche Unterkunft gegeben hat. Es ist dort ein reichlicher Vorrath von abgefallenem Holz drinnen aufgehäuft; wir haben Stein, Stahl und, Dank den Wölfen, gutes Wildbret übergenug — was sagen Sie, mein Herr, zu einem Waidmannsmahl?"

Vor Kälte schaudernd und bis auf die Haut durchnäßt stimmte ich freudig ein, wir schritten nun vorsichtig in fast gänzlicher Finsterniß immer an dem Ufer des Bergwassers hin, dessen Brüllen uns als Wegweiser diente. Als wir in unserm dunkeln Versteck angekommen waren, hieß mich mein Begleiter ein paar Augenblicke warten; bald hatte er trockenes Laub und Strauchwerk in ansehnlicher Menge zusammengerafft, zündete es dann mit seinem Gewehrschlosse an, und in kurzer Zeit loderte ein herrliches Feuer in der Mitte der Höhle lustig auf. Der Alte machte es sich jetzt bequem, zog dann ein hellfunkelndes Jagdmesser aus der Scheide, schnitt eine Anzahl Scheiben aus dem Schenkel des Rehbocks, und in kurzem wurden unsere Geruchsorgane mit dem Duft von Wildbraten erquickt. In voller Länge zu beiden Seiten eines mächtigen Feuers hingestreckt, ruhten wir zugleich unsere müden Glieder aus und erwiesen dem köstlichen Fleischgericht vor uns alle Ehre; und als der gesättigte Hunger seinem Bruder Durst Platz machte, kehrte mein Gesellschafter nach einer minutenlangen Entfernung mit Wasser zurück, um den Inhalt unserer Branntweinfläschchen damit zu verdünnen.

Nachdem die Forderungen der Natur vollständig befriedigt und auch für unsere stummen Begleiter hinlänglich Sorge getragen war, hatte ich Muße, mich genauer umzusehen. Die Höhle war geräumig und hoch; ihre Wände und Decke, deren von Natur schon dunkle Farbe durch den Rauch häufiger Feuer noch einmal so schwarz gefärbt worden waren, glänzten jetzt in der hellsten Beleuchtung der rothen und flackernden Flamme der harzigen Fichtenäste und hallten von der fröhlichen Stimme meines Gefährten wieder, der, mit der seinen Landsleuten eigenen Lustigkeit, laut hinaussingend, das Lob des Jägerlebens pries. Die massiven Halsbänder der majestätischen Wolfshunde blitzten und glitzerten in dem Feuerscheine, als sie so mit dem vollen Behagen der Sättigung neben uns lagen und durch ihr plötzliches und kurzes Auffahren anzuzeigen schienen, daß sie die Ereignisse des Tages in dem Land der Träume noch einmal durchspielten. Gewehre, Waidtaschen, Hüfthorn, Pulverhörner lehnten malerisch durcheinander an der Wand; während das Plätschern des Regens, das wilde Rauschen des Bergstromes, das Krachen der im Sturme zusammenstoßenden Baumäste das Romantische der ganzen Scene noch bedeutend erhöhte.

Der Förster, dessen Singlust mit ihrer Befriedigung zu wachsen schien, versuchte trotz des Kampfes der Elemente draußen, sich hörbar zu machen. Er war eben mitten im besten Singen eines jetzt zum dritten Mal wiederholten Jagdliedchens, als ein dumpfes unterdrücktes Knurren des einen Hundes, der sich aus seiner liegenden Stellung halb in die Höhe hob und immerfort aufmerksam nach dem Eingange der Höhle blickte, seiner Lustigkeit schnell ein Ziel setzte.

„Beim Hubertus," schrie der Jäger, indem er aufsprang und mit der einen Hand seine Büchse ergriff, während er mit der andern den

Hund, der schon in Einem Satze zur Höhle hinaus wollte, am Halsband festhielt, „der Geruch unsers Wildbrets hat uns noch mehr von dem Gezifer auf den Hals gezogen; ja — eine Wolfsschnauze riecht niemals fehl, wenn sie Rothwild im Winde wittert. Halten Sie Ihre Hunde zurück," setzte er gegen mich gewendet hinzu, „sie sind an dergleichen Arbeit wenig gewöhnt; ich will sie bald ins Dickicht jagen!" Dann ließ er die Hand von dem Halsbande des Hundes los, und kaum hatte die Höhle von seinem Ruf: „Horch zu! Polidor! Belmont! Horch zu! sag ich!" wiedergehallt, so waren schon die beiden Hunde mit einem vollen und tiefen Gebell, das man durch das Brüllen des Bergwassers und das Sausen des Sturmes hörte, zu der Oeffnung hinausgerast. Zuletzt erstarben die Töne in der Ferne. „Diese Wölfe," bemerkte er, indem er sich wieder, den Ellbogen aufstemmend, neben dem Feuer niederlegte, „sind noch eine schreckliche Geißel für unsere Bergprovinzen; aber jetzt in keiner Vergleichung mehr mit dem, was sie in meiner Jugend waren." Der alte Mann sprach diese Worte mit einem ernsthaften Gesichte, das seinem bisherigen lustigen und lebendigen Benehmen ganz fremd stand und meine Neugierde zu der Frage veranlaßte, ob er in der Ausübung seines Berufs während so vieler Jahre schon oft Zeuge solcher gefährlicher Abenteuer gewesen sei, wie das, dessen Held ich heute war.

„Wir haben noch eine volle halbe Stunde, bis der Mond aufgeht," sagte er; „da der Regen aufgehört hat, so wird hoffentlich die Fuhrt zu passiren sein; denn die Bergbäche sind sonst seicht, so schnell sie auch anlaufen. In der Zwischenzeit will ich Ihnen einen traurigen Vorfall erzählen, der sich in meinen jungen Jahren ereignete, und von dem ich fast der einzige Zeuge war. Es leben jetzt nur noch wenige Leute, denen es bis Anno 1768 oder den schrecklichen Winter zurückdenkt, der dieses Jahr in der Chronik der Auvergne unvergeßlich gemacht hat. Das Wetter, das bis gegen den Ausgang des Novembers hin schön und klar, wiewohl ausnehmend kalt gewesen war, änderte sich plötzlich, und in der Nacht vom 24. trat ein furchtbares Schneegestöber ein, das fast vier Tage lang unaufhörlich fortdauerte. Am Abend des 29. erhob sich ein arger Wind. Die entsetzlich aufgewirbelte Schneelast machte die Straßen ungangbar, und jeder Verkehr zwischen den Städten und Dörfern war abgebrochen. Die Bewohner hielten sich so viel wie möglich zu Hause, denn selbst am lichten Tage sah man gelegentlich einen fraßsuchenden Wolf um die Pachthöfe streifen, während sie bei Nacht rudelweise die Gegend durchstreiften und wüthend vor Hunger jedes lebende Wesen anfielen, das unglücklicher Weise schutzlos in ihre Klauen gerieth. Wenn sie so die Schafställe und andere Außengebäude, wo das Vieh untergebracht war, belagerten, konnte man deutlich in der Stille der Nacht ihr wildes Geheul hören, das Einem das Herz mit Bangigkeit füllte und allen Schlaf raubte. In einer Nacht, wo mich die gräulichen Gäste auch wach hielten, hörte ich auf einmal rasend schnelle Pferdetritte dem Dorfe näher kommen und zwischen hinein das durchdringende Hilfegeschrei eines Menschen. Ich war allein — ziemlich weit entfernt von der übrigen Familie — meine Mutter schlief im Erdgeschoß, und mein Vater war abwesend auf dem Schlosse St. Genefte, um am Morgen einen Hirsch auftreiben zu helfen. Einige Augenblicke lag ich mit pochendem Herzen da, als aber die Hufschläge näher kamen, gewann die Neugierde die Oberhand über meine Angst. Ich stand auf und schlich, vor Kälte bebend, an das Fenster, das ich öffnete. Der Himmel war mit Sternen übersäet, und der Mond schien hell auf den kalten fleckenlosen Schnee. Unserer Hausthüre gegenüber und etwa zwanzig Schritte von der Landstraße entfernt stand das Dorfwirthshaus. Wie ich aufmerksam nach der Richtung hinausblickte, von der die Pferdetritte und das Geschrei kamen, galoppirte ein Reiter wüthend der Schenke zu, deren Schild wahrscheinlich seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, als er sich im Winde hin und her bewegte. Sein Roß plötzlich anhaltend schrie er auf die entsetzlichste und herzzerreißendste Weise um Einlaß und Beistand. Keine Seele gab Antwort, kein Laut verrieth, daß sein Nothruf gehört wurde, Alles schien in tiefem Schlaf begraben oder, was wahrscheinlicher ist, zu sehr um der eigenen Sicherheit willen in Angst, um aufzustehen. Gerade in diesem Augenblick erhob sich von hinten ein

durchdringendes und scheußliches Geheul; das Pferd bäumte sich und schlug wild aus, und wieder spornte es sein unglücklicher Reiter mit einem verzweifelnden Schrei, der mir noch in den Ohren tönt, vorwärts. Ich war, wie ich vorhin bemerkte, noch ein Knabe und das Herz wollte mir vor Grausen zerspringen, als ich, mich zum Fenster hinauslehnend, deutlich den ganzen Rudel um die Ecke an der Kirche biegen und mit hellem Geschrei der Stelle zukommen sah, ober welcher ich stand. Für einen Augenblick schienen sie die Witterung verloren zu haben oder wurden durch die Hoffnung auf ein zweites Schlachtopfer aufgehalten, denn während einige mit lautlosen Tritten und die Schnauzen am Boden vor der Wirthshausthüre auf und nieder rannten, versammelte sich die Mehrzahl unter meinem Fenster, hob sich auf die Hinterbeine, schnüffelte in der Luft und bellte und heulte nach der ihnen unerreichbaren Beute. Endlich fanden sie die Witterung wieder und mit unglückdrohender Genauigkeit setzte sich der ganze Rudel auf's Neue gerade in der Richtung in Bewegung, welche der unglückliche Fremde eingeschlagen hatte. Ich blieb horchend stehen, bis sich die Töne in der Ferne verloren, und kroch dann zitternd ins Bett, aber freilich nicht um einzuschlafen."

„Und der Fremde? — Er kam nicht um — die Schnelligkeit seines Pferdes rettete vielleicht —" rief ich, äußerst gespannt auf das Ende der Erzählung.

„Nein, mein Herr, nein! Dazu war wenig Aussicht, denn der Wolf hat die Nase des Schweißhundes, und verfehlt nie seine Beute einzuholen.

„Am folgenden Morgen herrschte die größte Bestürzung unter den Dorfbewohnern, denn noch viele außer mir hatten das Geschrei des Fremden gehört. Sie versammelten sich gruppenweise vor der Thüre der Schenke oder wandelten in kleinen Trüppchen in ernstem und eifrigem Gespräch die Straße auf und ab. Meine Mutter, der ich das Vorgefallene erzählt hatte, mischte sich jetzt auch, mich an der Hand führend, unter unsere Nchbarn, und bald wurde ich der einzige Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, als sie so in athemlosem Schweigen meiner ausführlichen Erzählung der Schrecken der verwichenen Nacht zuhörten. Als ich im Verlauf meiner Geschichte auf des Unglücklichen wildes und verzweifeltes Geschrei um Einlaß und Beistand zu sprechen kam und dabei auf die noch immer im Schnee sichtbaren Eindrücke der Pferdshufe und Fußspuren seiner Verfolger zeigte, brach ein allgemeiner Schrei des Entsetzens und Mitleids von den Lippen meiner Zuhörer. Während Alle noch schweigend diese traurigen Bestätigungszeichen meiner Unglücksgeschichte näher betrachteten, kam mein Vater, mit seiner Doppelbüchse bewaffnet und von seinen Hunden begleitet, wie dies immer auf seinen Berufsgängen der Fall war, in das Dorf. Sein Gesicht war todtenblaß; in seiner Hand trug er eine Pistole, die Ueberbleibsel eines Reitermantels und einen arg zerrissenen und mit Blut beschmierten Sattel. Auf seinem Weg über die Heide, die von dem Herrenschloß nach der Heerstraße führt, rannten die Hunde plötzlich wegab und in eine Vertiefung hinunter, die etwa einen Büchsenschuß weit von dem Fußpfade liegt, auf dem er gieng. Von Neugierde getrieben näherte sich mein Vater der Stelle und erblickte mit Entsetzen das verstümmelte und ganz frische Gerippe eines Pferdes, an welchem der Sattel noch immer angeschnallt war, während das eben erwähnte Stück Mantel und eine abgeschossene Pistole unfern davon auf der Erde lag. Kein Zweifel konnte jetzt mehr über das Schicksal des Fremden obwalten. Einige wenige Papiere und noch ein paar Kleidungsstücke wurden späterhin unter den Dornbüschen verstreut gefunden; keine Spur aber ließ sich entdecken, wer der Fremde und woher er kam; auch wurden nie weitere Nachforschungen in Bezug auf ihn in der Nachbarschaft angestellt. — „Gott gebe seiner Seele die ewige Ruh!" setzte der Förster, andächtig das Kreuz schlagend, hinzu. —

In diesem Augenblicke trat der Mond in unbewölkter Pracht hinter dem sich zertheilenden Gewölk hervor, und ein heller Lichtglanz strömte in die Höhle. Hurtig holten wir unsere Siebensachen zusammen und machten uns, von den Hunden begleitet, die inzwischen von ihrer Jagd zurückgekehrt waren und sich wieder zu unsern Füßen niedergelegt hatten, auf den Weg nach der Fuhrt hinab. Die schwarzen Steinblöcke, die als Auftritt-Steine dienten und die Stelle

einer Brücke vertraten, waren jetzt zwischen den Wirbeln der Strömung heraus, die über ihre Oberfläche hinrollte, schwach sichtbar. Mein Führer schritt voraus; glücklich erreichten wir das jenseitige Ufer und waren in wenigen Minuten auf der eigentlichen Straße. „Ihr Weg führt Sie jetzt hier gerade aus, mein Herr; in zehn Minuten sind Sie in St. Amande; mein Weg geht links." Ich zog meine Börse; allein der Jägersmann lehnte standhaft jede Geldbelohnung ab. „S'war ja nur, was jeder Christenmensch dem andern thut, wenn er ihn in Noth sieht," sprach er; „nähme ich Ihr Geld, so würde ich nicht halb so viel Freude mehr empfinden; sollten Sie aber," setzte er, indem er dem größeren meiner Hunde (einem schönen großen Hühnerhund von ächt irländischer Zucht) schmeichelte, hinzu, „inskünftige mir einmal ein Junges von dieser Race verschaffen können" —

„Mein ehrenwerther Waidgenoß", sagte ich, ihm meinen Namen und meine Adresse nennend, und schüttelte ihm auf's herzlichste die Hand, „ich will schon Gelegenheit finden, Ihnen nach Ihrem Wunsche gefällig zu sein." Damit schieden wir freundlich.

Den Tag darauf schrieb ich nach Hause, und etwa einen Monat später erhielt ich einen Besuch von dem Konducteur des pariser Eilwagens, der an einer Schnur eine Koppel prächtiger junger Hühnerhunde führte, mit denen ich kurz nachher meinen Freund, den Förster, als Gabe der Dankbarkeit erfreute.

Von Friedrichshafen nach Bregenz.

Von B.

Noch immer pochte mir das Herz in Erwartung des Bodenseeanblicks mit freudiger Erregung, so oft ich von Ulm aus mit der Eisenbahn nach Friedrichshafen fuhr. Schon aus weiterer Ferne mahnt uns das mit ewigem Schnee bedeckte, silberweiße Haupt des Bergriesen Säntis, daß wir in eine ganz andere Scenerie versetzt werden sollen, als wir z. B. in unsrem, an großartigen wie an lieblichen Naturschönheiten immerhin sehr reichen Alt-Württemberg gewohnt sind.

Vom Bahnhof in Friedrichshafen, in welchen wir einfahren, bringen uns wenige Schritte nach dem Gasthof zum deutschen Haus, und wir stehen hart am Gestade des Sees, der spiegelklar in azurblauer Tiefe den Glanz der Sonne wiederstrahlt. Ein paradiesischer Anblick, wenn hier ein wolkenloser Himmel über dem Frühlingsschmucke der Natur sich wölbt! Zum Himmel empor werden die Blicke von den ernsten Bergkuppen des Säntis und Dödi gezogen, und doch ist dein Herz nicht minder gefesselt von den lebensfrischen Rahmen der Niederung, dessen Grün, von lichtem Sonnengold durchwirkt in fast endlose Fernen sich dehnend, und doch wieder in heimischer Nähe rings zur anmuthigen Idylle sich zusammenfassend, wie ein perlendurchflochtener Kranz über dem schwimmenden Auge des Kindes, auf dem See liegt. — Ein frischer Frühlingswind durchströmt wie der Odem Gottes dieß blühende Bild des Lebens, die Wellen des Sees heben sich, und wo sie überschäumen und Welle mit Welle spielt, glaubst du die Fläche von einer silberweißen Lämmerheerde bedeckt.

Allein nicht immer bietet dir der See diesen Anblick dar. Hat sich der Himmel verschlossen und ist er mit Wolken umhüllt, so ist die Farbe der Seefläche ein schmutziges Grau, die kaum erst strahlenden Gipfel der Berge sind von Nebel umflort, und brausend und brandend schlägt ein wildes Wogengetümmel an dein betäubtes Ohr. Wo kaum noch des Himmels Vollglanz in kry-

stall'ner Tiefe sich badete, liegt nun auch in der Niederung ein Nebel so schwer und dicht, daß es oft unmöglich ist, auch nur 10 Schritte weit zu sehen. Der Leuchtthurm am Hafen, selbst wenn der spiegelnde Glanz seiner Flammen durch menschliche Kunst auf's Höchste gesteigert wird, — nicht immer vermag sein aus der Höhe herabdringendes Licht die finstern Schwaden zu durchbrechen, die sich aus der Tiefe erhoben. Auch die Dampfschiffe des Bodensees besitzen daher für ihre wenn auch nur kurze Fahrten einen Kompaß am Steuermannshäuschen.

Ist es nun aber bloß das Dunkel des Nebels oder der Nacht, was dem Schiffer Gefahr zu bringen vermag? Wir fahren z. B. dem gerade gegenüber von Friedrichshafen in kürzester Sicht liegenden Rorschach zu, der See ist spiegelglatt, der Himmel wolkenlos, die Luft völlig ruhig. In einer kurzen Stunde ist die Reise vollendet, das Ziel liegt stets klar vor Augen. Da sieht der Kundige den Föhn trocken und staubig, lechzend wie einen Wüstensohn, schon von Ferne aus den Gebirgen stürzen; wir fühlen von seiner Gewalt noch lediglich nichts, nur eine schwache Bekräuselung des Wassers läßt uns eine bereits auch auf dem See vor sich gehende Veränderung bemerken, und ehe wirs uns versehen, nahe am Ziel unserer Reise, wird das Schiff von Wogen gepeitscht, daß es kaum noch möglich ist, aufrecht auf dem Verdeck zu stehen, außer du haltest dich an irgend welchem festen Gegenstande.

Der Föhn, der, wie die Schiffer sagen, die Grundwasser des See's aufregt und daher stets die höchsten Wellen aufwirft, welche namentlich den flachgebauten Segelschiffen äußerst gefährlich sind, in vielen Fällen sogar ihren völligen Untergang herbeiführen, — der Föhn ist der Ausläufer des Sirocco. Wenn dann auch sein Strom beim Uebergang über die ewigen Schnee- und Eisregionen der Alpen sich bedeutend abkühlt, vermag er doch noch in Oberschwaben bei starkem Wehen das Laub der Bäume welk zu machen, und noch am Fuße der schwäbischen Alb macht er sich als besonders warmer Südwind in unangenehmer Weise fühlbar.

Sehen wir nun aber ab von der zunächst durch mechanischen Druck hervorgebrachten und im eigentlichen Wogenschwall sich äußernden Wirkung des Sturmwinds auf das Wasser, so geht letzterer in häufigen Fällen, und zwar namentlich beim Föhn, eine ungleich merkwürdigere, wenn auch weniger in die Augen fallende Einwirkung der meist noch ganz ruhigen Luft auf das leichtbewegliche Element des Wassers voraus. Es ist die bereits erwähnte, oft plötzliche Bekräuselung der kaum noch spiegelglatten Wasserfläche, ein Phänomen, das hauptsächlich auf den eigentlichen Schweizerseen oft in solchem Maße beobachtet wird, daß man glauben möchte, das Wasser beginne über einem unterirdischen Feuerherde zu kochen. — Es ist dieß nun aber nicht die Folge einer Einwirkung von unten oder eines unterirdischen Feuerherds, wie dieß in anderer Weise wohl beim Meere in der Nähe eines noch thätigen Vulkans vorkommen kann; vielmehr ist es die Folge einer Einwirkung von oben, d. h. wie beim Sturmwinde eine Action der Luft, nur ist es hier kein mechanischer, sondern ein mehr chemischer Prozeß, eine eigenthümliche Wiederausgleichung eines Mißverhältnisses zwischen Luft und Wasser. Als derselbe, nur regelmäßigere, Ausgleichungsprozeß zwischen Luft und Wasser ist daher auch schon Ebbe und Fluth betrachtet worden, die Fluth nämlich als Einziehung eines bestimmten Quantums von Luft durch das Wasser, die Ebbe dagegen als Wiederausströmung desselben Quantums, nachdem dieses zu bestimmten Zwecken durch das Wasser selbst zersetzt wird, d. h. also als elementarer Athmungsprozeß der Erde selbst.

Es ist zwar bekannt, daß man Ebbe und Fluth gewöhnlich als Folge der Anziehungskraft des Mondes betrachtet, und im Ganzen hat das seine Richtigkeit. Allein warum hat dann z. B. die Ostsee weder Ebbe noch Fluth, wie überhaupt kein Binnensee? Ist die Ostsee nicht vielmehr nur als größerer Binnensee zu betrachten, bei welchem das denselben rings umgebende Land die unmittelbare Einwirkung der Luft auf das Wasser wieder in der Art abschwächt, daß Ebbe und Fluth aus eben diesem Grunde wenigstens nicht mit der Regelmäßigkeit und in ebenso erkennbarem Grade, wie beim offnen Meere, eintreten? — Was dann die Springfluthen betrifft, so ist es allerdings eine auffallende Erscheinung, daß dieselben regelmäßig nur mit dem Vollmonde einzutreten pflegen. Doch

bleibt da noch die Frage offen, ob die Fluth nur der Anziehungskraft des Mondes zuzuschreiben, oder nicht zugleich Folge einer eigenthümlichen Einwirkung des Monds-Lichtes zunächst auf die Atmosphäre, und dann erst durch diese auf das Wasser sei, eine Ansicht, welche dadurch weiter begründet wird, daß, wenn Ebbe und Fluth blos Folge der Anziehungskraft des Mondes wäre, in dieser Hinsicht der Vollmond jedenfalls keine stärkere Wirkung hervorzubringen vermöchte, als der Neumond, während dagegen das Licht des Vollmonds eine besondere Wirkung zunächst auf die Atmosphäre und durch diese dann auch auf das Wasser auszuüben scheint, als dieß beim Neumond der Fall ist. So wenigstens sieht ein schweizerischer Naturforscher, Hugi, die Sache an; und er weiß allerhand Belege für seine Ansicht beizubringen.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung bietet der Bodensee auch damit dar, daß seine Wasserfläche, allerdings nur in seltenen Fällen, ohne irgend welche äußerlich erkennbare Ursache schnell um ein bis zwei Fuß sich hebt, ebensoschnell aber auch wieder auf den ursprünglichen Stand zurücksinkt, eine Erscheinung, welche außerdem und in gleicher Weise auch noch am Genfer See beobachtet wird, deren Großartigkeit aber bei einer Erhebung des Wassers auch nur um einen einzigen Fuß nach ganz besonders in die Augen springt, wenn man bedenkt, daß zu einer solchen Erhebung z. B. bei dem Flächenumfang des Bodensee's bereits ein Zufluß von 5000 Millionen Cubikfuß Wasser nöthig wäre!

Wie viel wissen wir aber von den eigentlichen Kräften der Natur? Wir kennen ihre Erscheinungen und vermögen dieselben in bestimmte Reihen zu ordnen; ihrem eigentlichen Wesen kommen wir kaum auf die Spur (Hiob 38, 31—36). Erkennen wir daher im Allergeringsten wie im Größesten und Erhabensten: „Du, Herr, hast von Anfang die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk. Dieselben werden vergehen; du aber wirst bleiben. Sie werden alle veralten wie ein Kleid, und wie ein Gewand wirst du sie wandeln. Sie werden sich wandeln, du aber bist derselbe, und deine Jahre werden nicht aufhören." Hebr. 1, 10. Ob daher auch die Himmel sich wandeln, und die Tiefe in unerforschten Regionen unter unsern Füßen brause: vertrauend blicken wir doch zum Himmel empor, wenn wir wissen: „Er ist's, der den Himmel allein ausbreitet und auf den Wogen des Meeres gehet." Hiob 9, 8. So läßt sich da auch im wilden, scheinbar regellosen Gange der Wellen ein bestimmtes Gesetz beobachten, auf welches mich ein armer Bodensee-Fischer aufmerksam machte, und welches ich selbst auch unter den verschiedensten Umständen in stets wiederkehrender Regelmäßigkeit beobachtete, daß nämlich unter den stürmenden Wellen, wenn sie am Ufer branden, immer die neunte die höchste ist, die zehnte aber wieder mit auffallend niedrigerer Erhebung heranrauscht.

Verlassen wir nun aber das Wogengetümmel und setzen wir den Fall, wir machen, wie heute, unsre Fahrt über den See bei völlig klarem Himmel und durchaus ruhigem Wasser. Da liegt denn das spiegelnde Sonnenlicht stets vor dir auf der hell glänzenden Fläche ausgebreitet. Das Schiff eilt vorwärts, als wollt' es das strahlende Bild mit Aufbietung all seiner Kraft erreichen, und doch flieht es ewig unerreicht stets nur vor dir voraus. Wir fahren in den Hafen ein, und es ist nun, als hätte der Glanz sich plötzlich auf das Land geflüchtet. Allein blickst du zurück, so liegt er ungetrübt nun wieder hinter dir über das Wasser ergossen. Wir sind mitten hindurch gefahren, so zu sagen ohne daß wir es eigentlich wußten.

Ueber der unergründlichen Tiefe liegt strahlend die ewige Liebe des himmlischen Vaters ausgegossen. Wir erkennen ihre Wege, wir folgen ihrem Zuge nur, wenn und so weit sie ungesehen in und um uns selbst sich ergießt. „Siehe! Er geht vor mir über, ehe ich es gewahr werde; Er verwandelt sich, ehe ich es merke." Hiob 9 11. — Ebenso daher auch: „Bei dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht." —

Betrachten wir nun den See und die einzelnen Stationen unsrer kleinen Fahrt auch in geographischer sowie in historischer Beziehung noch etwas genauer. — Der Name des Bodensees, sonst wohl auch das schwäbische Meer genannt, wird wohl am einfachsten und richtigsten von dem am Ufer des Ueberlinger Sees gelegenen uralten Schlosse Bodmann abgeleitet, welches längere Zeit als Pfalz der karolingischen Könige

diente. Der Name Bodensee würde also so viel als *Bodmanussee* bedeuten, indem so der Name zunächst desjenigen Theils des Sees, an dessen Ufer der damals hervorragendste Fürstensitz sich befand, zugleich auf den ganzen See übertragen wurde. Eine höchst geschraubte und gesuchte Ableitung des Namens ist die von dem griechischen Wort Potamos, Fluß. Endlich will man den Namen auch noch von dem altdeutschen Worte Bodam, s. v. a. Vertiefung ableiten. — Bodensee wäre dann s. v. a. Bodamssee, oder der tiefe See. — Allein diesen Namen führt der See nun eben gerade in frühester Zeit nicht, vielmehr wurde er zuerst je nach seinen verschienen Theilen und den daselbst gelegenen besonders hervorragenden Punkten auch verschieden benannt, z. B. der Bregenzer See, der Konstanzer See, der Radolfzeller See. — Der Bodensee hat einen Umfang von $26\frac{1}{4}$ Meilen, ein Flächenmaß dagegen von $9\frac{1}{2}$ Quadratmeilen. Seine größte Länge beträgt von Bregenz bis Konstanz 6, seine Breite zwischen Rorschach und Langenargen 2, zwischen Rorschach und Friedrichshafen aber $2\frac{1}{2}$ Meilen. Seine größte Tiefe zwischen Rorschach und Friedrichshafen erreicht nahezu 1000′. — Somit liegt denn die tiefste Sohle des Sees, dessen Spiegel sich 1223′ über die Meeresfläche erhebt, noch weit niedriger als z. B. der Spiegel des Neckars bei dessen Austritt aus Württemberg. —

Bei Konstanz verengt sich der See eigentlich nur noch zum Ausfluß des Rheins, erweitert sich sofort aber wieder nach zwei Seiten, nämlich zum sogenannten Ueberlinger-See mit der Insel Mainau, und zum Radolfzeller See mit der Insel Reichenau, hier auch Untersee genannt im Gegensatz zu dem größeren Obersee zwischen Konstanz und Bregenz. Die Länge des Sees von Bregenz bis zur Spitze des Zeller Sees beträgt daher 9, und bis zum Ende des Ueberlinger Sees $8\frac{1}{2}$ Meilen. Das ganze Bassin des Sees, Ober- und Untersee zusammengerechnet, wird zu 2 Billionen Kubikfuß Wasser berechnet, und der Rhein würde bei seinem Einfluß und bei mittlerem Wasserstande, um den See zu füllen, $2\frac{1}{2}$ Jahre brauchen.

Der Bodensee hat gegen 50 Zuflüsse, wovon außer dem Rhein die bedeutendsten die Dornbirner Aach, aus den vorarlberger Alpen kommend, die Bregenzer Aach, die Lautrach, die Argen, die Schussen und die württembergische Aach sind.

Unter einer Menge von Segelschiffen mit 2000—3000 Centnern Tragkraft durchfurchen den See noch etwa 25 Dampfschiffe mit württembergischer, badischer, schweizerischer und bairischer Flagge.

Der unterseeische Telegraph zwischen Friedrichshafen und Romanshorn wurde in den See im Jahr 1856 versenkt.

Die größte Wassermenge hat der See im Monat August, hauptsächlich in Folge der Schneeschmelze in den Hochalpen. Er steigt hier um 5—6 Fuß, selten um 10—12′, in welchem Falle Ueberschwemmungen des Uferlandes eintreten.

Trotz seines bedeutenden Wasserzuflusses ist es nun aber dennoch genau beobachtete Thatsache, daß der See stets sich verengert, daß er also von Jahr zu Jahr im Abnehmen begriffen ist, wie er denn überhaupt nur noch als Ueberbleibsel eines in grauer Vorzeit bestandenen größeren eigentlichen *Binnenmeers* zu betrachten ist, das sich zwischen den Schweizeralpen und der schwäbischen Alb ausdehnte.

In historischer Hinsicht wissen wir, daß die Römer erstmals im Jahr 58 v. Chr. am See auftraten, der damals noch mit ungeheuren Wäldern umgeben war. Die Römer hielten sich in der Gegend bis zum Jahr 268 n. Chr., worauf sie von den Alamannen und Sueven verdrängt wurden. Zu diesen kommen von 500—800 die Franken, welche daselbst zuerst auch das Christenthum einführten. In die Zeit der Karolinger fällt auch die erste Gründung von Klöstern in der Bodenseegegend, so namentlich die des nachmals überaus reich begüterten Klosters Reichenau auf der Insel gleichen Namens. — Der weitere Wechsel geschichtlicher Daten kann nicht hieher gehören; nur sei noch erwähnt, daß im dreißigjährigen Kriege auch die Schweden den See besuchten, und namentlich Bregenz eroberten und theilweise zerstörten. —

Unsre Fahrt über den See geht nun aber, ausgehend von Friedrichshafen, an Langenargen und Lindau vorbei direct nach Bregenz.

Friedrichshafen führte, wie noch auf älteren Karten zu sehen, bis zum Jahre 1811 den

Namen Buchhorn. Dieses, ursprünglich einem Zweige der Grafen von Bregenz gehörig, kam später mit dem in seiner unmittelbarsten Nähe liegenden Kloster Hofen an die Welfen, wurde aber i. J. 1275 zur Reichsstadt erhoben. Seine Reichsfreiheit verlor es, indem es zunächst der Krone Baiern unterworfen wurde, im Jahre 1802, kam aber acht Jahre später an Württemberg. König Friedrich verband nun das alte Buchhorn mit dem Kloster Hofen durch eine längs dem Seegestade sich hinziehende Häuserreihe, welche man dann die Neustadt nannte, bis endlich im Jahre 1811 das Ganze, nämlich das alte Buchhorn, die sogenannte Neustadt und das Kloster Hofen zusammen, den Namen Friedrichshafen erhielt, indem nun eben König Friedrich es war, welcher die Stadt erstmals mit einem Hafen versah.

Das Kloster *Hofen*, ursprünglich ein Nonnenkloster, wurde von den Welfen dem Kloster Weingarten geschenkt und von diesem sofort mit Mönchen besetzt. Im Jahre 1802 kam es als Besitzung von Weingarten zunächst an Nassau, wurde aber eben damit als Kloster aufgehoben, wie Weingarten selbst. Späterhin mit Weingarten an Württemberg abgetreten, änderte König Friedrich das Kloster, wohl wegen seiner prachtvollen Lage unmittelbar am Ufer des Sees, in ein königliches Schloß um, ein Unternehmen, welches sofort von König Wilhelm vollendet wurde. Seitdem ist es der zeitweilige Sommeraufenthalt unsrer Königsfamilie geblieben. —

Von Friedrichshafen in der Richtung gegen Bregenz in den See auslaufend wird uns linker Hand zunächst *Langenargen* sichtbar, besonders kenntlich einmal durch sein von den Wellen des See's unmittelbar bespültes Schloß, dann aber auch durch seine auffallend lange Häuserreihe. Langenargen, zwischen dem Einfluß der Schussen und des Argen in den See gelegen, dehnt sich nämlich in einer einzigen Straße dem Ufer des See's entlang nahezu eine halbe Stunde weit aus. Das Schloß, *Montfort* genannt, liegt auf dem sogenannten Argenhorn, einer schmalen, vom Ufer aus in den See vorspringenden Landzunge. Ursprünglich römisches Castell wurde es i. J. 1332 von dem Grafen Wilhelm von Montfort neu erbaut und war so längere Zeit eine für die damaligen Verhältnisse ziemlich bedeutende Festung. Doch wurde dieselbe im dreißigjährigen Kriege von den Schweden erobert, und heute noch zeigt man daselbst eine Schwedenschanze. Im Jahr 1720 wurde das alte Schloß von dem Grafen Anton v. Montfort abgebrochen und ein neues gebaut, dieses aber i. J. 1810 von Baiern, in dessen Besitz es mittlerweile übergegangen war, auf den Abbruch verkauft. Doch blieb es auch so noch eine über den See weithin sichtbare Ruine, namentlich wenn seine ohnedieß hellen Mauern von der Sonne beschienen werden. Von Baiern kam das Schloß sammt Langenargen an Württemberg, und wurde in neuerer Zeit von König Wilhelm aus seinen Ruinen heraus abermals zu einem neuen stattlichen Baue erhoben.

Langenargen besitzt wenigstens für Dampfschiffe keinen besonderen Landungs- oder Hafenplatz. Will übrigens Jemand von dort aus ein Dampfschiff besteigen, so rudert ein Schiffchen mit einem bestimmten Fähnlein in den See hinein; das Dampfboot hält einen Augenblick still, und der Reisende besteigt dasselbe vermittelst der Schiffstreppe.

Wir eilen somit an Langenargen vorüber *Lindau* zu. — Dieses bairische Lindau präsentirt sich in äußerst reizender Lage, rings von Gärten und Landhäusern umgeben, auf einer Insel, welche früher durch eine hölzerne Brücke mit dem Lande verbunden war, nunmehr aber durch einen 300′ langen Steindamm in ein keck vorgeschobenes Vorgebirg verwandelt scheint. — So reizend nun die Stadt selbst gelegen ist, so prachtvoll ist auch die Aussicht von ihrer Umgebung über die weite Seefläche hin. Gerade gegenüber sieht man tief in das ziemlich breite Rheinthal hinein, wie es in gerader Linie aus den rhätischen Alpen hervortritt. Von Lindau aus gesehen auf der rechten Seite des Thals zieht sich die Gebirgskette der Ostschweiz hin, in fruchtbaren Vorbergen bis an den See auslaufend; auf der linken Seite zeigen sich die nackten und rauhen Felsen Vorarlbergs, welche nach Osten sich fortsetzend den See in steilen, hohen Ufern zu ummauern scheinen und so ein ovales, zwei Stunden langes und breites Becken bilden, an dessen äußerem Ende Bregenz liegt, weßhalb denn auch dieser buchtartige Theil des

See's gewöhnlich Bregenzer See genannt wird.

Längst schon aber schweiften unsre Blicke nach **Bregenz** hinüber, einem Puncte, der dem mehr offen gelegenen Lindau gegenüber gewiß Jeden in einer Weise anheimelt, als träte man aus dem flachen Lande in das schattige Dunkel einer waldbewachsenen Gebirgslandschaft ein.

Bregenz ist wohl die älteste Stadt an den Ufern des Bodensee's. Schon zur Zeit von Christi Geburt nennt es sich Brigantium, ohne allen Zweifel so genannt von den Brigantiern, welche Strabo als einen besondern Stamm der Bindelicier aufführt. Die Stadt mit der Burg Hohenbregenz, vorn vom See bespült, rückwärts aber an die schroff abfallenden Gebirge des Bregenzer Waldes sich anlehnend, war früher so fest, daß sie für durchaus unbezwinglich galt. Namentlich daher im dreißigjährigen Kriege flüchtete dorthin von den Bewohnern der Seegegend wer irgend konnte, der Adel wie das Volk, Hab und Gut, Weiber und Kinder. Dennoch wurde die Stadt mit sammt der Burg von dem schwedischen General Wrangel bezwungen und unermeßliche Beute erobert.

Bregenz, österreichische Kreishauptstadt von Vorarlberg, ist in die niedrigeren Ausläufer des unmittelbar hinter der Stadt steil anstrebenden Bregenzer Waldes zwischen Reben, Wiesen, Tannen und Obstbäumen hineingebaut, unten am Seegestade Bauten von modernem Style dem Blicke des Beschauers darbietend, wogegen die rückwärts den Bergen zu liegende Stadt die Spuren älterer Geschlechter noch keineswegs verwischt hat. — Als wir von Lindau aus dem schönen und geräumigen, mit einem solid gemauerten Steindamm umgebenen Hafen von Bregenz zudampften, neigte sich bei völlig wolkenlosem Himmel die Sonne bereits zum Untergange; doch ließ sie mir noch so viel Zeit, ihren völligen Untergang vom Gebhardtsberge aus zu betrachten.

Die Höhe des **Gebhardtsberges** im Rücken der Stadt wird vom Hafen aus auf einem sehr bequemen und gut erhaltenen Wege in einer starken halben Stunde erreicht, und nicht leicht mag eine geringere Mühe des Bergansteigens mit einer herrlicheren und prachtvolleren Aussicht in Gottes schöne und weite Natur belohnt werden, als dieß hier der Fall ist.

In rothflammendem Lichte leuchtete der See, den man von hier aus seiner ganzen Länge nach bis Constanz übersieht, links die schneebedeckten Häupter der Voarlberger und Appenzeller Alpen, rechts das mehr flache schwäbische Land, in wellenlinig weicher Gebirgsformation zu den schroff abfallenden Bergriesen des gegenüberliegenden Ufers aufblickend, vor mir in weiter dämmernder Ferne der ungeheure Felsenquader von Hohentwiel, das ganze weite Gemälde von der duftigen Ruhe eines wolkenlosen Frühlingsabends übergossen.

Zum Thal hinab den Blick von grüner Höhe,
Und ausgebreitet liegt in stillem Weben
Sanft wellenschlagend dieses Erdenleben;
Auch dich bewegts, dir ist so wohl, so wehe!
Du heilig Land, vor dem ich sinnend stehe,
Ein selig Nehmen und ein selig Geben,
Der Liebe überschwenglich hohes Streben —
Hell leuchtend quillts wie in krystall'nem See. —
Ja! Gottes Liebe, die die Welt verklärte,
Durchströmt noch heute diese schöne Erde,
Daß sie zum Bilde Seiner Liebe werde.
Und aus der Tiefe, die mit Glanz bekleidet,
Zu Gott zurück, der Alles dieß bereitet,
Dein Blick entzückt zu seinen Himmeln gleitet!

Der Gebhardtsberg, eine besonders hervortretende, mit dunkeln Tannen malerisch bewachsene Ecke des Bregenzer Waldes bildend, nunmehr über einem jäh abfallenden Felsen mit einem Kirchlein gekrönt, trug früher die von den Schweden gründlich zerstörte Burg Hohenbregenz, von welcher heutzutage beinahe nichts mehr zu sehen ist.

Noch wäre zu erwähnen, daß die Appenzeller Alpen mit der Säntiskette von hier aus gesehen sich zu ganz andern Formen verschieben, als sie sich dem Blicke z. B. von Friedrichshafen aus darbieten. Dort glaubt man, der Säntis z. B. dürfte über die hier sanft abfallenden Vorberge hinweg wohl mit geringer Mühe zu ersteigen sein. Hier fühlt man sich durch schroffe, wild sich durchkreuzende Felswände abgestoßen. — Ebenso abwehrend schauen die Vorarlberger Kalkfelsen drein, welche hier durch das ziemlich breite, neben einzelnen ärmlichen Hütten mit Steinblöcken besäte Aachthal von dem Bregenzer Wald geschieden werden.

Am Fuße des Gebhardtsberges, der wohl von dem Schutzheiligen des auf seiner Höhe erbauten Kirchleins den Namen hat, liegt, an die Stadt sich anschließend, ein Kapuzinerkloster.

Auf dem Rückwege dunkelte es bereits; doch beschloß ich, womöglich auch noch das Kloster zu besuchen.

Ich trat vor die unscheinbare verschlossene Klosterpforte und zog die Klingel, deren Handgriff ein großes hölzernes Kreuz bildete. — Langsam hörte ich Tritte sich nähern, deren Klang mir in höchst sonderbarer, vorher noch nie gehörter Weise entgegenhallte. — Die Pforte öffnete sich, und vor mir stand ein ziemlich bejahrter, im Uebrigen sehr grämlicher Kapuziner, hölzerne Sandalen an den Füßen, deren Klippklapp auf dem steinernen Fußboden des langen Ganges verhallend mich vor der Pforte in so gespannte Erwartung versetzt hatte.

Der Pater fragte mich etwas unwirsch, was mein Begehr sei. Ich erwiederte, ich wünsche Nichts, als das Kloster zu sehen, da ich noch nie in einem Kapuzinerkloster gewesen sei.

„Es ist bei uns nichts zu sehen, das Kloster hat weder Merkwürdigkeiten, noch Sehenswürdigkeiten; und überhaupt, wenn dieß auch der Fall wäre: es ist zu spät, es ist bereits Nacht."

Ueber die Unfreundlichkeit dieses Empfangs etwas gereizt erwiederte ich, es könnte für mich vielleicht gerade von Interesse sein, zu sehen, ob hier wirklich nichts zu sehen sei.

„Was wollen Sie bei uns sehen? Wir haben keine Gemälde, keine Kunstschätze irgend welcher Art, wir haben rein gar nichts!"

Da ich nun aber bemerkte, oder vielmehr hörte, daß mit demselben hölzernen Klippklapp ein zweiter Pater den langen Klostergang zu uns herschritt, so zog ich das Gespräch in mehr gleichgiltiger Weise noch etwas hin, in der Hoffnung, bei dem Nachrückenden besser anzukommen.

Der zweite Pater trat heran und fragte gleichfalls, was ich wünsche. Als ich nun meinen Wunsch mit dem Bemerken wiederholte, daß mir derselbe bereits abgeschlagen worden sei, so ergriff er mich, ohne dem andern irgend welche weitere Erklärung zu geben, vielmehr denselben einfach stehen lassend, sogleich mit den Worten am Arme: „Kommen Sie, kommen Sie, ich will Ihnen das Kloster zeigen."

Nun freilich, die Aussage des ersten Paters, daß in dem Kloster nichts zu sehen sei, bestätigte sich in der That so ziemlich buchstäblich; und doch ist mir der nähere Einblick in eben dieses „nichts" nicht ohne allen Werth geblieben, daher ich glaube, daß eine kurze Beschreibung dieses Besuchs im Kapuzinerkloster von Bregenz auch für den freundlichen Leser einiges Interesse haben werde.

Wir durchwandelten zunächst die engen und kahlen, finstern Klostergänge und traten in das Refectorium oder den Speisesaal. Aber was war dieß für ein Gemach? Ich kannte den hohen Speisesaal des Cistercienserklosters Schönthal, welcher auf drei Seiten mit Gallerien, auf der vierten aber mit einer hoch genug erhabenen Kanzel versehen, seit Aufhebung des Klosters zu Zwecken des evangelischen Gottesdienstes umgewandelt wurde und was den Raum betrifft, mancher kleineren Pfarrkirche nichts nachgibt. Von demselben sagt ein Berichterstatter: „Hier waren Wände und Decke mit Freskobildern und Oelgemälden, die nicht eben immer nur geistlichen Zwecken dienten, neben prachtvollem Fußboden mit kunstreichen Stuccaturarbeiten und den feinsten Tapeten geziert, überhaupt mit Allem versehen, was die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts Schönes zu schaffen wußte." — Der Speisesaal unsres Kapuzinerklosters dagegen besteht in einem eben nicht besonders hohen, einfachen, etwas größern Zimmer, die Wände weiß getüncht, der Fußboden mit den ordinärsten Dielen belegt, die Tische und Stühle kaum aus dem Groben gearbeitet, statt der Stuccaturarbeiten irdene Geschirre hin und wieder an den Seitenwänden aufgestellt. Von Bratengeruch war auch nicht die leiseste Reminiscenz zu verspüren, vielmehr erinnerte die Atmosphäre, unbeschadet der größten Reinlichkeit, an die des Speisezimmers in irgend einem Armenhause.

Von hier aus führte mich der Pater in den Klostergarten. Auch hier war von irgend welcher Kunstkultur lediglich nichts zu sehen, der Garten zudem noch mit einer hohen Mauer umgeben, welche jede weitere Aussicht in's Ferne auch vom Kloster aus hemmte. Somit war ich bereits im Begriffe, das Kloster wieder zu verlassen, als der mich begleitende Pater plötzlich stehen blieb und sagte: „Nun hätten wir aber fast die Hauptsache vergessen, — die Zelle. Die Zelle müssen Sie noch sehen." — Wir kehrten wieder

um, und der Pater führte mich sofort in seine eigene Zelle. Dieß war denn ein Raum von etwa 10' Länge, 7—8' Höhe und 5' Breite. Darin stand ein einfaches Bettgestelle nebst Strohsack und Strohkissen, mit einem einzigen wollenen Teppich bedeckt; ferner ein kleiner Tisch mit einigen Gebetbüchern, ein einfacher hölzerner Stuhl und über dem Tisch ein gleichfalls hölzernes Crucifix. Dieß war rein Alles, was in der Zelle zu sehen war. Was ich noch am meisten vermißte, war ein Ofen, und als ich deßhalb den Pater befragte, wie es sich denn damit verhalte, hob er im Boden einen kleinen Deckel aus und sagte: „Wir dürfen uns in unsern Zellen auch im strengsten Winter keines Ofens bedienen; bloß für Krankheitsfälle ist es gestattet, hier diesen Deckel auszuheben, um aus einem geheizten Raume des untersten Stockwerks geheizte Luft heraufströmen zu lassen.“ Dabei knüpfte er den hänfenen Strick um seine Lenden auf und zog das von demselben zusammengehaltene härene Gewand aus einander; er war unter demselben in der That mit nichts weiter bekleidet, als mit einem leinenen Hemde und solchen Beinkleidern, barfuß auf hölzernen, mit Riemen an die Füße befestigten Sandalen stehend. Dieß war im März bei ziemlich kalter Witterung.

Ich muß gestehen, es war mir nicht wohl in dieser engen kahlen und kalten Zelle, und ich scheute mich daher auch nicht, dem Pater mein Mitgefühl zu erkennen zu geben, indem ich bemerkte, daß ich in einer solchen Zelle schon auch darum nicht wohnen möchte, weil hier, abgesehen von allem Uebrigen, sogar auch noch jeder freie Ausblick in Gottes weite, hier so besonders schöne und erhabene Natur durchaus verkümmert ist. Jede Aussicht ins Freie verdeckten nämlich, wie bereits bemerkt, ringsum die hohen Klostermauern. Der Pater erwiederte: „Sie sehen, ich bin noch jung;“ (es war ein Mann von etwa 30 Jahren, mit einem kräftigen braunen Barte geziert;) „ich habe mich nun aber hier so eingelebt und eingebürgert, daß ich nie mehr in die Welt hinaus möchte. Freilich — eingebürgert kann ich nicht so eigentlich sagen, denn Jeder von uns, sei er jung oder alt, muß jeden Augenblick gewärtig sein, ob er nicht heute oder morgen, selbst ohne Angabe irgend welchen Grundes, vielleicht in weite Ferne in irgend welches andere Kloster versetzt wird. Unsere Ordensregel ist nun aber eben einmal — Armuth und Gehorsam.“

Armuth und Gehorsam! Wo sind für dieß Erdenleben zwei erhabenere Worte zu finden, als sie, welche von Anfang bis zum Ende den Weg bezeichnen, auf welchem unser Vorbild uns voranschritt und welchen Er zuletzt mit seinem Tode versiegelte? Es gibt eine Zelle eng, kahl und kalt; dorthin folgt uns nichts von allem Glanz und Glück der Welt, es erlischt da jeder Strahl von irdischer Freiheit, Herrschermacht und Reichthum. Heute oder morgen, jung oder alt, ergeht an dich der Ruf, ein unbekanntes Land zu betreten. Haben wir uns dort bereits eingelebt und eingebürgert, ohne nach der Welt zurückzuverlangen? Mir wars einen Augenblick, als wäre ich schon mit einem Fuße ins Grab gestiegen. Wie übrigens die Kapuziner sonst und im Einzelnen ihrem Ordensgelübde wirklich überall nachkommen, das ist ihre Sache; genug: in der engen Klosterzelle gieng mir nun dennoch das Herz weit auf, und ich sagte dem Pater geradezu, ich sei der Sohn eines protestantischen Geistlichen, und wisse mich noch aus meiner Kindheit zu erinnern, wie alljährlich ein Kapuziner der damals in Rottenburg a. N. noch bestehenden Klause auch in das protestantische Pfarrhaus zu *** kam, um seine Gaben zu sammeln, wie ich denn auch heute noch ein sauber auf Pergament gemaltes kleines Bild des knieend betenden Erlösers besitze, welches mir bei solcher Gelegenheit einer seiner Brüder geschenkt habe. Der Pater verbeugte sich stumm.

Es mag vielleicht sein, daß jener Pater, dem ich zuerst an der Klosterpforte begegnet war, in mir alsbald den „Ketzer“ gerochen hatte, indem ich nämlich vielleicht die Ceremonien nicht beobachtete, die etwa der katholischen Bevölkerung beim Eintritt ins Kloster geläufiger sein dürften. Der zweite Pater aber begleitete mich meiner ehrlichen Eröffnungen ungeachtet mit derselben Freundlichkeit, mit der er mir ohne Weiteres gleich Anfangs den Arm geboten, auch wieder zur Pforte zurück, und wollte sich eben von mir verabschieden; da ertönte die Orgel der Klosterkirche. — „Kommen Sie, wir wollen auch noch in die Kirche hinüber,“ sagte der Pater.

Er führte mich seitwärts in die wie gewöhnlich an das Kloster unmittelbar angebaute Kirche durch ein kleines, gerade erleuchtetes, Gemach hindurch. In diesem Gemache zeigte er mir noch eine Menge gläserner Kugeln von etwa einem halben Fuß Durchmesser, sämmtlich mit verschiedenen farbigen Flüssigkeiten gefüllt, wozu er nicht ohne ein feines, ironisches Lächeln bemerkte, dieselben werden morgen (es war gerade Samstag vor Ostern), unter Kerzenbeleuchtung um das Grab des Erlösers gehängt.

Wir betraten die Kirche. Es war eine einfache Pfarrkirche, glänzend erleuchtet und voll von Gläubigen, die knieend beim Klange der Orgel ihr Gebet verrichteten, im Uebrigen aber je nach Belieben ab- und zugiengen, darunter viele in Bregenz garnisonirende tyroler Kaiserjäger.

Wir traten auf der entgegengesetzten Seite wieder aus der Kirche heraus, und standen auf dem an die Kirche sich anlehnenden Kirchhofe der Stadt Bregenz. Dort knieten noch Viele auf den Gräbern, die Kreuze mit Kränzen umwindend und den Staub mit Thränen begießend. — Ueber uns der Mond und der hell gestirnte Himmel. Die vergoldeten Kränze der Gräber erglänzten im Mondschein. In der Ferne rauschte leise der See, wie wenn der Wind durch die Wipfel der Tannen geht. Es lag auf der Scene ein geheimnißvoller Schauer. —

Ganz verschieden von dieser nächtlichen Scene war der Eindruck, den man von einer gottesdienstlichen Versammlung in demselben Ländchen bekommen konnte, nachdem nämlich der Kaiser den Protestanten Vorarlbergs freie Religionsübung zugesprochen hatte. Im Winter 1861 kamen ihrer über 150 in Bregenz zusammen, und beschloßen einen Pastor zu wählen. Derselbe sollte nun das erste Mal auch den Oberländern predigen, wozu ein Freund das obere Zimmer seines Kosthauses hergab. Dieses Kosthaus liegt in ziemlich einsamer Gegend, mit einer Aussicht auf die Appenzeller Schneeberge am Ende des Thals.

Wohl schrieben nun die Ortsbehörden und



der Priester des Dorfs, die Umwohner werden unruhig, sie sehen sich daher veranlaßt, freundlich zu warnen: man möge doch vom Vorhaben abstehen, sonst möchte etwas Unangenehmes begegnen ꝛc. Aber die höhere Obrigkeit legte sich in's Mittel, sie machte die Ortsbehörden für

irgend welche Ruhestörung verantwortlich und sandte ein paar Gendarmen. Ihre schmucke Erscheinung machte einen ausgezeichneten Eindruck auf die wenigen Unzufriedenen; und Niemand wagte auch nur ein Mißfallen kund zu geben, als nun zu Fuß und zu Wagen die Evangelischen zusammenkamen und sich im obern Zimmer des Kosthauses einfanden.

So wurde denn das alte, ewig neue Evangelium auch im Vorarlberg verkündigt, in lange nicht vernommener Weise. Uneingeladen drängten sich viele Landeskinder im Oehrn und an den Thüren zusammen, lauschten aufmerksam dem, das geredet wurde, und hatten ihre einfältige Freude daran, wie sehr man auch gesucht hatte, sie gegen die Neuerung einzunehmen. Und seither sind nun eine Kirche und eine Schule in Bregenz zu Stande gekommen, — die Kirche gebaut auf römischem Mauerwerk — in welchen das ganze Wort Gottes frei gelehrt wird.

Armuth und Gehorsam sind ja etwas Schönes; aber sehen wir zu, daß sie der Freiheit und dem Reichthum der in Christo uns erschlossenen Wahrheit sich nicht unverständig entgegensetzen! Klosterhallen und Kirchhöfe in nächtlicher Beleuchtung ergreifen dein Herz mit unnennbaren Gefühlen; aber danke Gott, wenn du in irgend welchem Stübchen am hellen Tag dich vereinigen darfst mit Solchen, die Ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten!

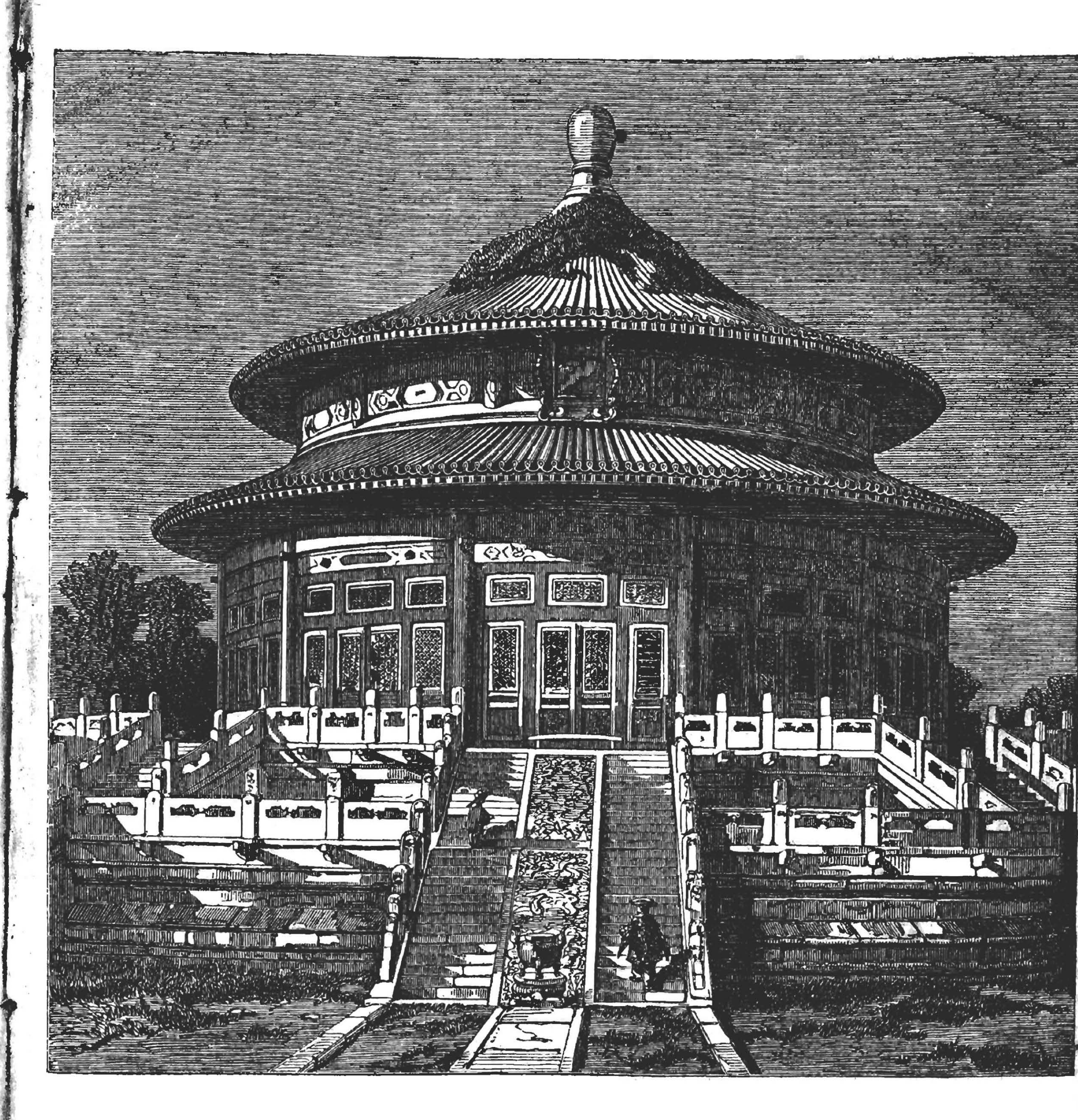
Der Sonnentempel in Peking.

China hat zwar keinen wirklichen Gott, denn der, welchen die Buddhisten verehren, ist eigentlich das Nichts, und der Himmel, an den die Chinesen großen Glauben haben, dürfte mehr eine Urkraft als eine Person bedeuten. Aber Untergötter gibt es in Menge, nicht bloß vergötterte Menschen, sondern auch Elementargeister und Naturkräfte.

Seitdem Peking den Europäern zugänglich geworden ist, wird der Sonnentempel der Hauptstadt von ihnen häufig besucht. Ein riesiges Metallbild des Feuergottes, welcher die Sonne als Quelle aller Hitze darstellt, übt bedeutende Anziehungskraft. Wer in Betreff des Lichts oder Feuers etwas zu wünschen hat, betet diesen Gott an, indem er die Priester Sandalstäbchen für sich anzünden läßt, an deren Geruch der Götze seine Freude haben soll. Bauern, welche besseres Wetter für ihr Korn ꝛc. wünschen, haben für solche kleine Opfer 1—3 kr. zu zahlen, was natürlich die Priester nicht reich zu machen vermag.

Aber zu bestimmten Zeiten kommen höhere Herrschaften, welche ihre Wohnungen gegen Feuer sichern, oder für neuangelegte Küchenräume glückliches Gedeihen nachsuchen wollen. Namentlich am vierten Tage des Monats werden solche Feste gefeiert, welche auch eine Musikbande verherrlichen muß. Gongs, Cymbeln und Trompeten machen dann einen mörderischen Lärm zur Rechten des Gottes, während zur Linken, am Ehrenplatze, die Priester stehen und ihre Riechstäbe feilbieten. Tempeldiener gehen herum und nehmen Opfer von Fischen, Geflügel und Fleisch, gesotten oder gebraten in Empfang, welche auf dem Tisch vor dem Götzen ausgebreitet werden. Je nach den Wünschen, die vorgetragen werden, rathen die Priester, statt des gerösteten Hündleins lieber ein Milchschweinchen zu bringen, oder falls der Bittsteller von seiner Küche großen Gewinn bei sehr geringem Kohlenverbrauch erzielen wolle, lieber gleich einen stattlichen Eberkopf.

Das fängt am frühen Morgen an; bald mehrt sich die Schaar der Opfernden: Reisplatten, Gemüse, Zuckergebäck, Früchte aller



Art kommen herein, auch Zuschauer oder lieber Zuriecher; denn dem prosaischen Chinesen ist das Anziehendste im ganzen Tempel der Duft der aufgetragenen Speisen. Und jetzt endlich kündigt der wilde Trompetentusch an, daß jemand „Rechtes" kömmt, ein dicker Herr in Seide

gekleidet, gefolgt von Knechten mit auserlesenen Delikatessen. Schnell werden die armen Anbeter von den Tempeldienern bei Seite gedrückt, und die hohen Herrschaften beginnen ihre Kniebeugungen. „Hei jah!" ruft Alles aus, und das Fest hat seinen Höhepunkt erreicht.

So gehts fort, bis die Nacht hereinbricht, der letzte Verehrer hinausgewiesen wird und die Priester sich für das lange Fasten entschädigen, indem sie erst dem Götzen hinhalten, was ihm dargebracht wurde, dann aber sich an's fette Mahl machen. Das Beste wird jedoch meist an die nahen Garköche verkauft. Darüber täuscht sich kein Chinese; jeder weiß, daß der Götze nichts ißt, keiner scheut sich auch, in seiner Gegenwart zu rauchen, oder nach Ungeziefer eine Jagd anzustellen; von Andacht nirgends eine Spur. Allein was ist zu machen? „So wars, so ist's der Brauch."

Dienst der Engel.

Von J. K.

Eben kommt Wagengerassel die Straße herab. Die Kinder, die heute mehr als sonst auf jedes raschere Fuhrwerk acht hatten, rufen: „die Großmutter kommt! die Großmutter kommt!" Schnell ist das ganze Haus in Bewegung und wirklich in wenigen Augenblicken rollt das Wägelchen über das Hofpflaster herein und nach mehrwöchentlicher Abwesenheit steigt die freundliche Großmutter herab in den strahlenden Kreis der Kinder. Ein Vetter, der auch Onkel hieß, hatte sie im Einspänner gebracht.

Kaum war das Pferd im Stall, als sich unvermerkt an dem noch vor wenigen Minuten so klaren Himmel ein Gewitter zusammenzog. Schon begannen einzelne große Tropfen zu fallen, da mußte man das Wägelchen zur Sicherheit in die Scheuer bringen. Keine Mannsperson aber war im Hause als der alte Großvater; alle übrigen waren auf dem Felde beschäftigt. Die Frauen, der Vetter und der Großvater machten sich nun eifrig daran, das schwere Scheuerthor zu öffnen, während alle Kinder bis auf die kleine dritthalbjährige Marie hinaus, den großen Leuten um die Beine herum wuselten.

Plötzlich fällt der eine Thorflügel, gepeitscht vom Gewittersturme, zusammen. Alle sind erschrocken nach allen Seiten auseinandergestoben. Nur die kleine Marie fehlt. Mit Entsetzen wird das Thor aufgehoben. Da liegt sie starr, — aber nur von Ueberraschung, wohlbehalten zwischen den zwei Thorarmen. Erst als sie die schreckenbleichen Angesichter aller Umstehenden sieht, und nicht weiß, was das zu bedeuten hat, fängt sie zu weinen an.

Als alle sprangen, war auch sie gesprungen, stolperte aber und fiel. Doch die Wucht des Thores fiel auf seine eigenen Arme und nicht auf das daliegende Kind. Wäre sie nicht gefallen, so hätte sie das Thor erschlagen. Wäre sie aber selbst auf dem Boden so gelegen, daß ein Thorarm sie getroffen hätte, er hätte sie ebenfalls zerschmettern müssen. War es nun Zufall, daß sie gerade im rechten Augenblicke fallen und so fallen mußte, daß sie zwischen die Thorarme gerieth?

Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um Derer willen, die ererben sollen die Seligkeit? Ebr. 1, 14.

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.